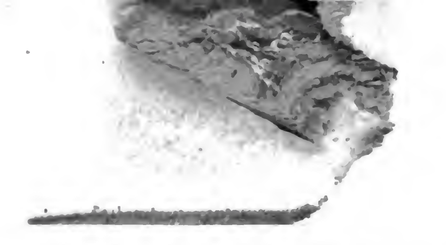
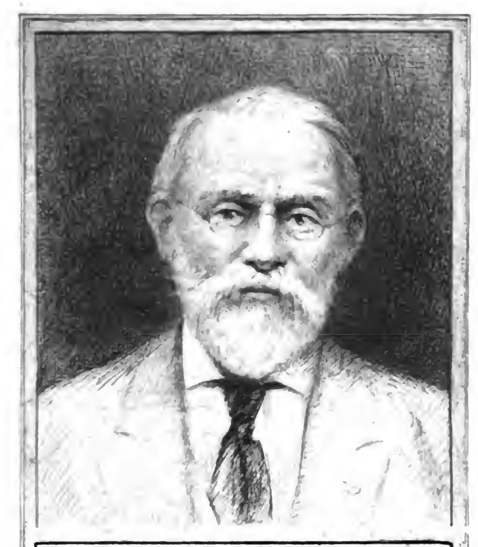
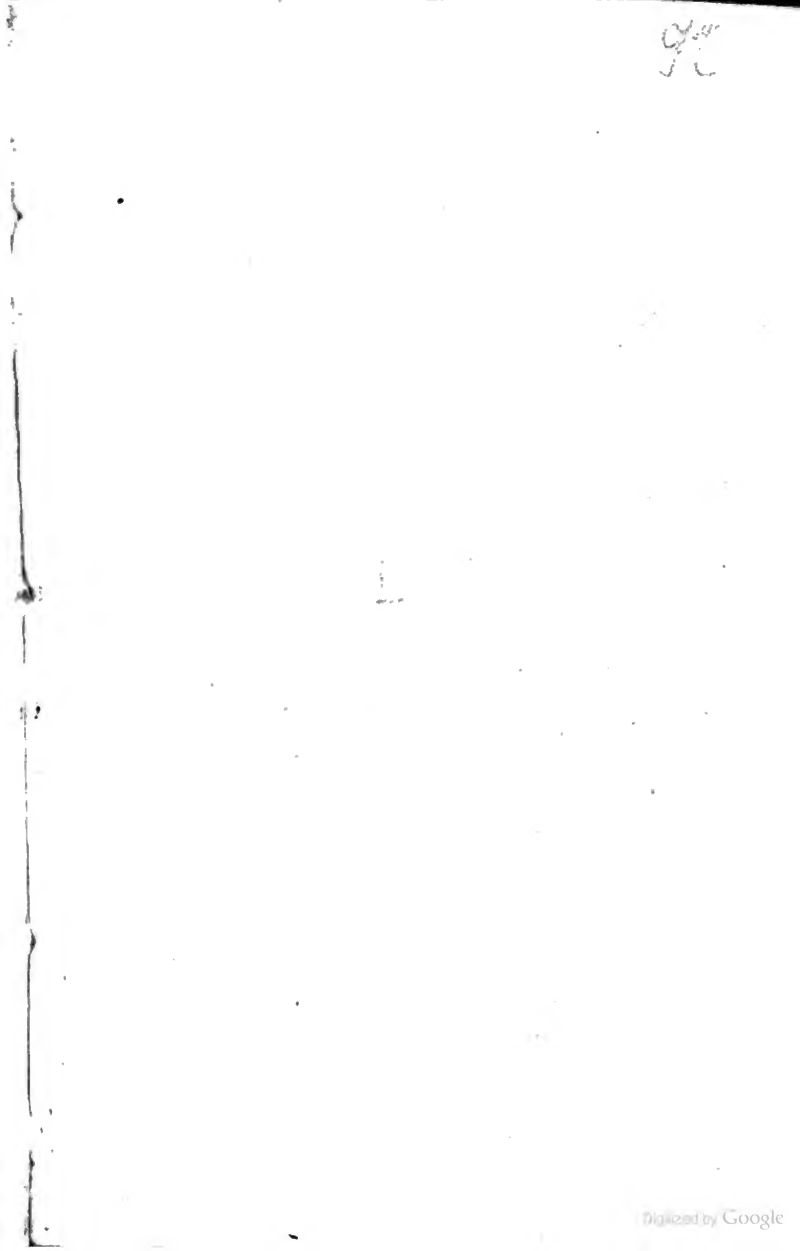
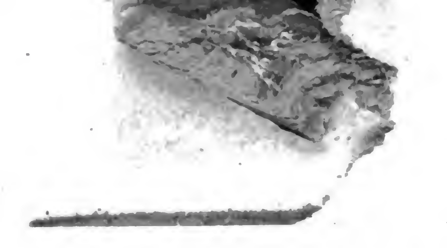
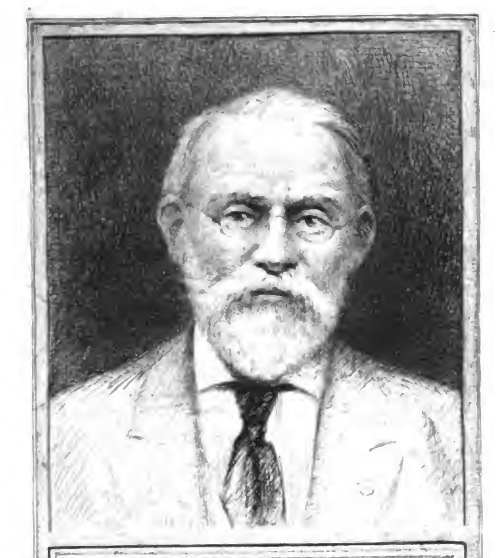


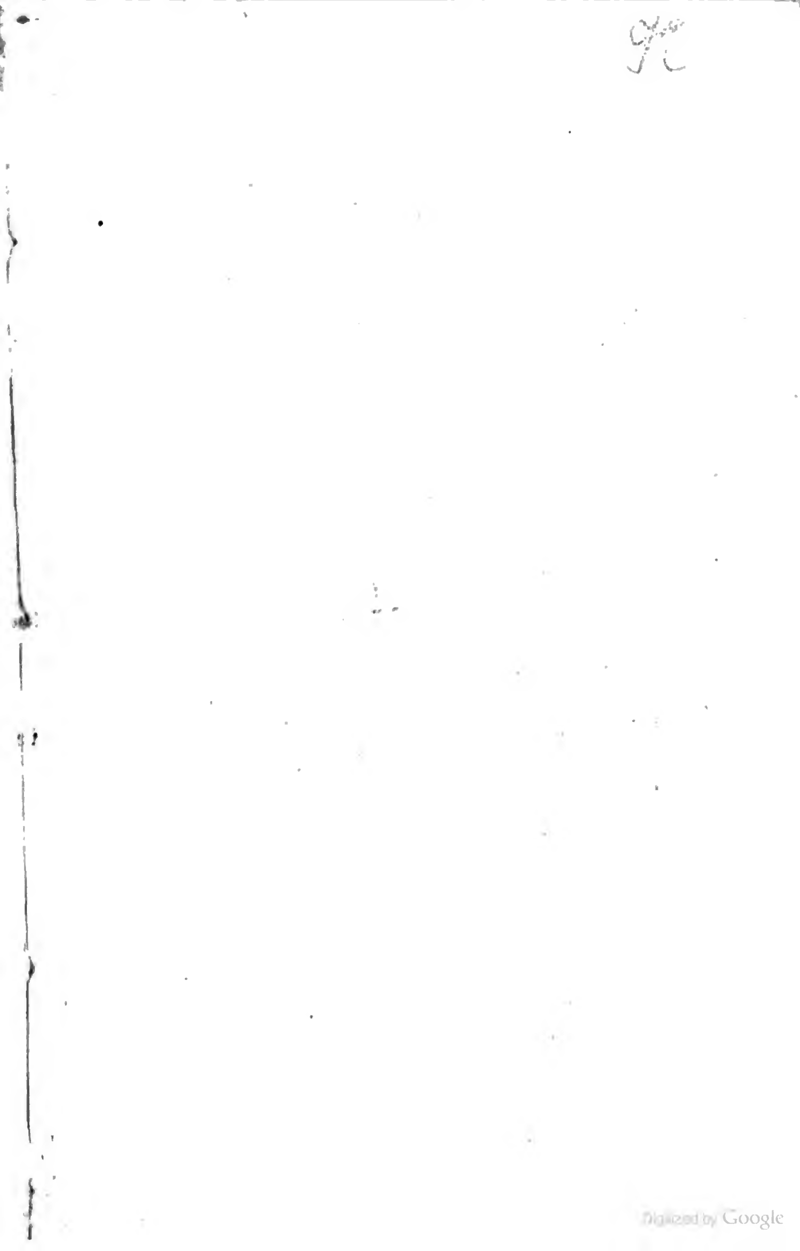












Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

Guido Görres.



Dreißigster Band.

Erstes Heft.

München, 1852.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Für die Wächter am heil. Grabe zu Jerusalem.

Uebertrag	12081 fl. 21 kr.
381) Aus Mainz von der Redaktion der kathol. Sonntagsblätter	104 fl. 4 kr.
	12185 fl. 25 kr.

Meßstiftung für das heil. Grab zu Jerusalem.

Uebertrag	17702 fl. 40 kr.
320) Aus Mainz von der Redaktion der kathol. Sonntagsblätter	7 fl. 30 kr.
	17710 fl. 10 kr.

Verzeichniß der Beiträge des Vereines zur Errichtung eines Denkmales für Joseph Görres im Dome zu Cöln.

Mitgetheilt von Prof. v. Lasaulx und Streber.

Uebertrag 3541 fl. 55½ kr.

Für das Görresdenkmal sind zu den früher gemeldeten 572 Thlr. 10 Sgr. Beiträgen aus der Diöcese Breslau durch Hrn. Domherrn Dr. H. Förster schließlich noch übersendet worden:

	Thlr.	Sgr.	pf.
Aus dem Archipresbyterate Neustadt	9	—	—
„ „ „ „ Beuthen in Oberschlesien	8	10	—
„ „ „ „ Test . .	7	—	—
„ „ „ „ Tarnewitz .	9	—	—
„ „ „ „ Schalkewitz	3	—	—
Von der Redaktion des Kirchenblattes	2	20	3
Von Herrn v. Blacha auf Thule .	5	—	—
Von Kr.-Schulinspektor Tschuppik .	1	—	—
Von Hrn. v. Schirdewann . .	—	15	—
N. N.	—	14	9

46 Thlr. = 80 fl. 30 kr.

so daß die Totalsumme, welche die Diöcese Breslau beigetragen, auf 618 Thlr. = 1081 fl. sich beläuft, d. i. mehr als den vierten Theil der ganzen bisherigen Sammlung.

Summa 3622 fl. 25½ kr.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

Guido Görres.

Dreißigster Band.

Zweites Heft.

München, 1852.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Jos. Edmund Jörg.

Dreißigster Band.

Sechstes Heft.

München, 1852.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1852

Zweiter Band.

Inhaltsverzeichniß.

*

Seite

Seite

I.

ıſelm von Feuerbach und ſein Wirken in Bayern.

Ein Zeit- und Charakter-Bild.

Erſter Artikel.

uerbach's Perſönlichkeit und ſein neues Vaterland.

ie gedrängten Andeutungen im letzten Hefte dieſer über den Mann, der ſich jetzt der Nachwelt als den des bayeriſchen Religions-Ediktes kundgibt und anließen wohl eine ausführlichere Würdigung ſeiner chkeit überhaupt und ſeiner ganzen Wirkſamkeit in insbeſondere erwarten. Wir gehen um ſo lieber :in, als wir in doppelter Hinſicht Ergänzungen an : nöthig erachten, was in neueſter Zeit über die in hende liberale Größe der letzten Generation publik wurde. Für's Erſte an der nun vorliegenden Sammhinterlaſſenen Papiere des bekannten Criminaliſten *) icht als ob zarte Rückſichten den Herausgeber bewo-

*) :lm Ritter von Feuerbach's, weiland königl. bayeriſchen wirkliStaatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten, Leben und fen aus ſeinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vor:n und Denkſchriften, veröffentlicht von ſeinem Sohne Ludſ Feuerbach. Leipzig 1852. 2 Bde.

gen hätten, dem Rufe des Vaters und seiner Partei zu lieb dieses oder jenes interessante Aktenstück der Welt vorzuenthalten, und deßhalb Verdacht entstanden wäre. Feuerbach junior hat vielmehr gerade durch diese Ausgabe des väterlichen literarischen Nachlasses neuerdings und schlagend bewiesen, daß er weder Vorsicht noch Rücksicht irgendwie kennt, und im Interesse der neuesten bayerischen Geschichte ist der Wunsch gerecht, es möchten noch gewisse andern Väter an ihren Söhnen solche Biographen finden. Wohl aber bedarf der Briefwechsel des Criminalisten an sich mancher Ergänzung, nicht nur im Allgemeinen wegen des Standpunktes, den der Autor einnahm, sondern auch für besondere Fälle, die nicht einmal im engsten Vertrauen bis zu Ende beschrieben wurden. Für's Zweite aber wären die Leser der „Allgemeinen Zeitung" sehr wesentlicher Ergänzungen schon aus dem vorliegenden Buche selbst dringend bedürftig. Diese „künftige Geschichtsquelle" hat nämlich eilf ihrer Spalten mit einer Anzeige des Feuerbachischen Nachlasses füllen lassen, in der sich die edle Kunst des Ignorirens und Sekretirens in höchst respektabler Ausbildung präsentirt. Es ist, als wenn sie abschrecken wollte, den Inhalt des Buches genauer zu besehen, so behutsam geht sie zu Werke. Trotzdem sind doch noch einige Verdrehungen zum Zwecke unvermeidlich geworden, und aus dem Ganzen leuchtet hervor, daß der junge Feuerbach mit seiner unvorsichtigen Illustration des väterlichen „Lebens und Wirkens" einer gewissen Parteistellung in Bayern schlechten Dienst gethan hat. Diese Parteistellung hat bereits ihre fünfzigjährige Geschichte im Lande, welche sich freilich bis jetzt in angemessenes Dunkel zu hüllen suchte; um so dankbarer sind die Aussagen hinzunehmen, welche wie Leuchtkugeln aus den Feuerbachischen Briefen auffahren und auf Augenblicke die finstere Nacht erhellen.

Der Criminalist Anselm von Feuerbach gehörte zu den „norddeutschen und protestantischen Gelehrten", welche

am Anfange dieses Jahrhunderts zahlreich in das Bayerland „berufen" wurden, um die „unter mehrhundertjähriger Finsterniß" gelegenen Landskinder zu erleuchten. Anfangs bloß einer jener „akademischen Docenten von unruhigem Geist", die „kein Vaterland haben und nomadisch bald da bald dort ihre bretterne Bude aufschlagen", fiel ihm in Bayern als einer liberalen Celebrität in der neuesten Gesetzmachungs-Kunst bald die wichtigste Aufgabe zu. Er sollte in der Stellung eines Vorarbeiters die Verwandlung des Landes in einen Musterstaat nach modernstem Zuschnitt auf legislativem Wege betreiben. Es regt sich in keiner Zeit ein Bedürfniß, zu dessen Befriedigung nicht hinreichende Anlage vorhanden wäre. Musterstaatliche Genies gab es damals in Masse; ihr vorzüglichstes Kennzeichen war natürlich die unverholene Ueberzeugung, daß immer und überall nicht sie nach den Verhältnissen, sondern die Verhältnisse nach ihnen sich zu richten hätten. Feuerbach war eines der ersten jener Genies, daher seine permanente Unzufriedenheit, Unverträglichkeit, Unersättlichkeit, Undankbarkeit.

Bei Jena im Jahre 1775 geboren, lebte er als Student und Docent bis zum Jahre 1801 in dem vielgeliebten Jena. Plötzlich aber stand er in Gefahr, an diesem „Orte seiner Qualen", gegen den er „unüberwindlichen Haß" trägt, gewiß bald an „tiefster Schwermuth" wegen Isolirung zu sterben, unter boshaften Bedrückungen und neidischen Kränkungen „sicher sein Grab zu finden." Er hatte nämlich einen Ruf nach Kiel, und verließ das „feine polirte Sachsen, wo Honig auf der Zunge der Menschen und Galle im Herzen" sei, „eine Akademie, wo der kleinlichste Neid neben empörender Prahlerei", in jeder Rücksicht ein „engherziger und verrätherischer Mönchsgeist", herrsche — dasselbe Jena und dasselbe sächsische Fürstenthum, in das er fünfzehn Jahre später, an Bayern übersättigt, als in „sein liebes durch Freiheit und Recht geheiligtes Ländchen" zurückkehren wollte. Er saß nun in

seinem „so plump verleumdeten", „lieben Kilonia", dem herrlichen Ort „voll liebenswürdiger Menschen", wo der „ganze akademische Senat nur Eine Familie ist". Sobald aber wieder ein „Ruf" vorlag, hatte er „seinen Aufenthalt in Kiel als ein Exil" und als nichts Anderes angesehen, denn: die Zustände an der Universität waren völlig zerrüttet, der Stumpfsinn allgemein, die Studenten ein brutum pronum in ventrem und „Ursache dieser Elendigkeit des Publikums": schon „der National-Charakter, der zu sehr in den Körper treibt, die viele Krütze und das häufige fette Rindfleisch, das sich endlich auch den Köpfen mittheilen muß, Vernachlässigung auf den Schulen", Miethlingsgeist der meisten Lehrer, „von denen einige selbst durch übles Beispiel im Leben Verderben verbreiteten." Kurz, er kehrte Kiel den Rücken. Die Gefahr, einem magern preußischen Ruf nach Erlangen folgen zu müssen, oder nach Greifswald „in das rauchigte Pommern zu den berühmten Schinken und Gänsen", oder nach Halle in die „durch ihre Niederträchtigkeit, Bosheit und Kabalensucht in ganz Deutschland berüchtigte", „ihm zudem speciell verfeindete" Juristen-Fakultät, war glücklich überwunden durch einen glänzenden Ruf an die frequente, trefflich gelegene und mit aller Macht liberalisirte Universität zu Landshut. Feuerbach ging also zu den „finstern" Bayern, freilich mit „Haß" im Herzen.

Das änderte sich aber bald, wenigstens in soweit, daß er Bayern nie mehr zu verlassen beschloß, da sich ihm nirgends ähnliche Aussichten, wie hier, eröffnen könnten; „auf jeder andern Universität", schrieb er im April 1805 an seinen Vater, „wäre ich auf Dociren vom Katheder herab beschränkt, in Bayern kann ich zugleich meine Ideen in das Reich der Wirklichkeit einführen." Dieses Land mit seinem Volke, das wie kein anderes in Deutschland Jahrhunderte hindurch seine Nationalität im edelsten Sinne rein bewahrt hatte, war ja jetzt anerkannt das Eldorado für alle unter der

Firma: „Aufklärung" reisenden Musterreiter vom religiösen wie vom politischen Fache. Unserm Criminalisten insbesondere war der Neubau der bayerischen Criminalgesetzgebung schon aufgetragen, als er bayerischen Boden kaum zum erstenmale betreten hatte. Warum hätte er nicht ausharren sollen, auch unter manchen Unannehmlichkeiten! Die Universität zu Landshut, welche erst seit ein paar Jahren von Ingolstadt dahin verlegt und viele Generationen hindurch eine katholische Anstalt von europäischer Bedeutung gewesen war, hatte seither schon fast ganz protestantischen Charakter in dem noch fast ganz katholischen Bayern aufgedrückt bekommen. Ein aufrichtig katholischer Professor, an diese Hochschule „berufen", hätte einen schweren Stand gehabt; ein fremder Protestant dagegen durfte zuvorkommende Aufnahme zuversichtlich hoffen, obgleich freilich die alten Illuminaten, welche das unumschränkte Regiment unter den Professoren ansprachen und von der bayerischen Regierung ganz besonders subventionirt wurden, nicht die verträglichsten waren, zumal wo der Handwerksneid im Spiele stand. Ueber alles Dieß war aber Feuerbach, der noch im Jahre 1801 erklärt hatte, nie „auf eine katholische Universität" gehen zu wollen, wohl unterrichtet, und insbesondere vor dem Prokanzler, Hofrath Gönner, gewarnt worden. Wenn er auch in seinem ersten Briefe aus Landshut die Stellung der Professoren zu einander geradezu als „teuflisch" bezeichnet und schildert, wie „die Rohheit, Sittenlosigkeit, höllische Bosheit, Abgefeimtheit, Niederträchtigkeit, Gemeinheit der Meisten, die als Jugendlehrer dastünden, über alle Gränzen gehe", so spricht er sich doch voller Bewunderung über den Eifer der Studierenden aus, und ist bald auch mit dem Volke an sich ziemlich versöhnt. „Einzelne sehr treffliche Menschen" unter den Professoren gewann er zu Freunden, und zwar gehörten zu den „innigsten", die er hatte, „gerade die wärmsten Katholiken" aus den in Landshut angestellten

Geistlichen. Auch noch auf andere Weise suchte er seine Position zu verstärken, und sich „in Landshut einen wahren Himmel zu schaffen.“ Er zog nämlich von norddeutschen Universitäten möglichst viele protestantischen Freunde an sich nach Landshut. In Jahresfrist bewirkte er vier solche „Berufungen“ von Kiel und Jena her, und erwartete außerdem noch „mehrere protestantische Familien“, die sich natürlich an ihn, als ihren Protektor, anschließen müßten.

So wurde die Universität eines katholischen Landes mehr und mehr durch „Fremde“ protestantisirt. Darüber entbrannte vor Allem die Wuth der alten bayerischen Illuminaten; sie glaubten selbst zur Genüge „aufklären“ zu können, und der aufdringlichen Gehülfen-Schaar aus Norddeutschland, die sich, gleich dem Igel in der Hamsterhöhle, immer breiter machte und immer offener nach dem Principat strebte, nicht zu bedürfen. Feuerbach's „wärmste Katholiken“, Sailer an ihrer Spitze, kannten die Tyrannei der illuminatischen Brüderschaft aus Erfahrung; die Sippe jener „Fremden“ aber hatte jetzt noch guten Grund, ihre despotische Intoleranz klüglich zu verstecken, bis die Zeit ihrer Macht gekommen seyn würde; die „wärmsten Katholiken“ unterstützten daher jetzt diese gegen jene auf's eifrigste, und verwendeten sich selbst bei der Regierung für den bedrohten Feuerbach. Wir werden später sehen, wie dieser an der Spitze seiner Partei ihnen, die keine Veranlassung zum Groll gegeben, zuletzt solche Liebesdienste vergalt; hier sei nur bemerkt, daß der gedachte Referent in der „Allgemeinen Zeitung“ die Sache umzukehren beliebt, und den furiosen Criminalisten nicht vor der Illuminaten-Partei, sondern vor „den strengen und eifrigen Katholiken“ aus Landshut flüchten läßt. Es hatten nämlich einige von der Regierung „aus freier Gunst“ dem Hofrath Gönner zugewendeten pecuniären Vortheile, welche Feuerbach seinerseits „durch die Gefahr seines Weggehens erpressen“ mußte, und der beharrliche Widerstand des Landshuter

Studienplanes gegen dessen musterstaatliches Ungestüm einen grimmigen Kampf zwischen den feindlichen Juristen entzündet, in dem die Illuminaten alle Kräfte aufboten und Alles für und wider Partei nahm. Bei einer feierlichen Promotion kam es endlich zu den ärgsten Skandalen, und gedieh fast zu einer Prügelei zwischen den juridischen Lehrkräften, worüber der geschlagene Fremdling im September 1805 verzweifelnd durchging. Dennoch wurde er, auf sein Anerbieten anderweitiger Dienste, gleich darauf zum geheimen Referendär am Justiz-Ministerium ernannt, in welcher Stellung er seine gesetzgeberische Thätigkeit fortsetzen sollte. Er kam also, jetzt dreißig Jahre alt, nach München.

Als Feuerbach noch, dem Anscheine nach schmollend, in Wahrheit aber mit Entsetzen an einen nothgedrungenen Abzug nach Jena oder Halle denkend, in Würzburg saß, hatte F. H. Jakobi, nachheriger Präsident der neuen Münchener Akademie, ihn unter Zusicherungen glänzender Satisfaktion zur Rückkehr aufgefordert. „Es lohnt der Mühe“ — schrieb er — „daß edelgesinnte und herzhafte Männer sich auf jede Gefahr verbinden, daß die schönen Hoffnungen, welche Bayern allgemein erregt hat, nicht zu Schanden werden und ein Ende nehmen mit Schrecken; die Sache Bayerns in dieser Absicht ist, bei dem gegenwärtigen Zustande von Europa, die Sache der Menschheit. Dieses steht mir mit der größten Klarheit vor Augen, daran halte ich mich und will nicht eher verzagen, bis ich muß“ — eine Nothwendigkeit, welche für ihn eintrat, ehe zehn Jahre um waren. Man sieht daraus wohl, wie hohen Werth die Propaganda auf die religiöse Unterjochung Bayerns legte, denn auf Vertilgung des „finstern Katholicismus“ im Lande war es ausgesprochener Maßen vor Allem abgesehen. Daß die Aufgabe schwierig und gefährlich sei, wußten die „Fremden“ sehr gut, wie denn Jakobi noch in diesem Schreiben beifügt: es könne freilich „wohl geschehen, daß sich Etwas dem Aehnliches in Bayern

zutrage, was sich vor Zeiten in Unteritalien ergeben." Also eine sicilianische Vesper in neuer und bayerischer Auflage fürchteten sie jetzt schon! Allerdings pflegten die „fremden Gelehrten" im Vollgefühle ihres Werthes, ihrer Erfolge und ihrer Pläne Alles, was sie anging, im übertriebensten Lichte anzusehen, und als die eingebildeten tragischen Helden und Blutzeugen für die „reine Lehr Lutheri" oder für das „Licht", wie man das Ding jetzt nannte, stets auf hohem Cothurn zu schreiten. Jene Furcht zeigt aber doch, wie schlimm es mit der Stimmung im Lande für die von fernher berufenen „Aufklärer" stand, schon zur Zeit, als die gelehrten Häupter des systematisch unterdrückten katholischen Volkes noch zu Feuerbach's „innigsten Freunden" zählten. Diese waren auch nicht im Entferntesten betheiligt, als die sicilianische Vesper in Bayern wirklich ausbrach. Die gefürchtete Erhebung verlief sich aber überhaupt bloß in einem gräßlichen Gemetzel auf Druck- und Schreibpapier und ganz erfolglos; denn auch gegen solches Schlachten nahm die hohe Polizei ihre „fremden Gelehrten" in Schutz, welche, anstatt durch gelehrte Leistungen im Lande Aufsehen zu machen, die Gerichtshöfe mit den ärgerlichsten Injurienprocessen bereicherten, und wo das nicht half, ihr Noli me tangere unter den unmittelbaren Schutz des Königs stellten.

Der ganze Streit bewegte sich, seitdem er von den politischen Ereignissen des Jahres 1809 her neue Nahrung bekommen, bloß innerhalb der herrschenden Partei der „Aufgeklärten" oder „Liberalen" selbst; das Volk nahm nicht den geringsten thätigen Antheil gegen „die norddeutschen und protestantischen Gelehrten", obwohl deren offen zur Schau getragene Verachtung der ganzen katholischen Vergangenheit des Landes, Verhöhnung des Volkscharakters, religiöse und selbst politische Antagonie, ihre kecke Anmaßung und leeren Windbeuteleien, ihre Intoleranz und intriguante Herrschsucht, die Zurücksetzung und verächtliche Behandlung einheimischer

Verdienste und Capacitäten auch den gemeinen Mann empörten. Es ist wahr, daß man im Verlaufe des Streites Stimmen hörte, welche sich auf das Urtheil des Volkes beriefen, aber darunter keine katholischen. Die beiden streitenden Faktionen des aufgeklärten Liberalismus hatten als solche auch nicht einen Zoll Bodens im Volke. An Zahl waren sie selbst einander sehr ungleich; die eine umfaßte fast alle eingebornen Liberalen; die andere nur fremde protestantischen Gelehrten und im Kerne bloß sechs Männer, die hochgestelltesten Mitglieder der neuen Akademie oder officiellen Central-Erleuchtungs-Anstalt für Bayern. Die Sechse waren aber stark, weil sie am Throne ihre Stütze hatten; zu ihren maßgebenden Persönlichkeiten gehörte besonders der nunmehrige geheime Rath und Staatsraths-Beisitzer Feuerbach. Jene erstere, liberal-constitutionell-blauweiße, kirchenfeindliche Faktion war den revolutionären Ideen des Napoleonismus unbedingt ergeben, betete zu dem Götzen des künftigen französischen Weltreichs, und hoffte auf noch reichlichere Vergabung wohlgelegener Länder-Complexe an das nach napoleonischen Mustern vom Grunde aus neuzugestaltende Königreich Bayern als einen bevorzugten Theil des europäischen Staatskörpers; sie gab sich daher den Titel: „Bayerische Patrioten", und als ihr Führer galt der Oberhofbibliothekar Freiherr von Aretin, den Feuerbach einen „zweiten Catilina" zu nennen beliebt. Die andere „aufgeklärte" Faktion, auf dem Boden eines gegen alle religiösen Meinungen toleranten und schmiegsamen, nur gegen die alte Kirche zelotischen, intoleranten und bekehrungswüthigen Protestantismus erwachsen, war zwar nicht weniger überzeugt, daß alles und jedes deutsche Staatswesen im Innern nach den napoleonischen Ideen von Grund aus neu aufgebaut werden müsse, weßhalb z. B. Feuerbach im bayerischen Staatsrathe in den Geruch eines fanatischen Napoleonisten gerieth, wollte aber mit der neuen staatlichen Ordnung in Frankreich nicht auch die französische Oberherrschaft

für Deutschland herübernehmen. Diese Faktion wurde nun von den „bayerischen Patrioten" öffentlich beschuldigt: aus religiöser Antipathie gegen den katholischen Kaiser der Franzosen und unter dem Deckmantel der „Deutschheit" hochverrätherische Umtriebe gegen Napoleon, den Protektor des rheinischen Bundes, und für eine preußische Hegemonie in Deutschland zu pflegen. Die Faktion der „Fremden" schrie um so lauter auf, als sie befürchtete, die betreffenden „Pasquille und geheimen Libelle" seien „dem französischen Hofe übergeben worden." „Der Kaiser (Napoleon) hat gerechte Ursache, auf die Deutschen überhaupt mißtrauisch und streng zu seyn" — schrieb Feuerbach den 25. December 1809 an seinen Vater, und beschwor ihn, doch ja jenen Brief vom 25. April sorgsam zu conserviren, in dem er den Jubel seines Herzens über die Niederlage der österreichischen Armee bei Geisenfeld mit den Worten ausgeschüttet hatte: „Das Haus Oesterreich hat aufgehört zu herrschen; ich bin nicht bös darüber; es ist seine alte verdiente Schuld; ein so abgestorbener Staat konnte nicht länger bestehen" — dieser Brief, meint er, könnte nöthigenfalls zum Zeugnisse seiner napoleonischen Loyalität dienen. Der Kampf mit den „Patrioten" aber machte ungeheures Aufsehen in ganz Deutschland, um so mehr, als die „Fremden" in Bayern selbst eifrig Sorge trugen, daß zu ihrer Rechtfertigung nach Kräften Lärm geschlagen wurde; alle Journale, Flugblätter und gelehrten Zeitungen waren damit angefüllt, zumal, da ein napoleonisch blau-weißes Organ hatte „drucken lassen": „die ganze protestantische Sekte sei gegen den Kaiser verschworen." Das heiße ja — erdröhnte es von allen Seiten — „alle Protestanten" in Deutschland, ja in Europa, als — „Bösewichter" darstellen. „Alles fällt über Aretin her", erzählt alsbald Feuerbach, „und man betrachtet die Sache in Deutschland als allgemeine Angelegenheit der protestantischen Kirche; eine besondere Schrift: „„Sollen die Religionsverfolgungen wie-

der ihren Anfang nehmen?““ ist von Leipzig aus an den Fürsten Primas geschickt, und dieser aufgefordert worden, sich beim Kaiser des bedrohten Protestantismus anzunehmen und den rheinischen Bund gegen innere Gährungen, welche man katholischerseits bereite, zu wahren.“ So war also auch hier wieder der Kirche die ganze Gehässigkeit dieses Handels von rein politischem Ursprunge aufgebürdet! Der Verfasser jener Schrift war aber ohne Zweifel Feuerbach selbst, derselbe Mann, welcher den ausführlichen Bericht über den vom Könige ihm endlich bereiteten, glänzenden Triumph über seine Feinde auch jetzt noch an die „wärmsten Katholiken“ in Landshut addressiren konnte, die aus dem Briefe (zur Einschüchterung der Gegner) „kein Geheimniß“ machen sollten.

Nachdem nämlich durch königliches Machtgebot in Bayern dem Federkrieg ein Ende gemacht war, ließ sich die Erbitterung der „Patrioten“ in anderer Weise an Feuerbach aus, der schon lange „immer zwei geladene Pistolen auf seinem Bureau liegen“ hatte. Sein Charakter überhaupt und insbesondere seine Stellung in dem jüngsten Streite erklärt die doppelte Wucht des Hasses und des Verdachtes, die gerade auf ihm lag; ohnehin hatten schon gleich Anfangs die Bayern „ziemlich scheel darüber gesehen, daß ein Ausländer ihnen Gesetze geben solle.“ Eine Reise nach Landshut veranlaßte das allgemeine Gerücht: Feuerbach sei wegen des angeschuldigten „Landesverraths“ davongelaufen; der von ihm provocirten Inquisition folgte den 15. April 1810 noch größerer Muthwille. Es ist eine auch außerhalb Bayern bekannte Plackerei, verhaßten Persönlichkeiten plötzlich und auf einmal allerlei Leute mit zweideutigen Aufträgen zuzuschicken: Kutscher, die den Herrn fortfahren wollen, Menschen, die gestohlenen Sachen nachfragen, Todtenweiber, die den Verstorbenen einzusargen kommen u. s. w.; diesen Hohn erfuhr jetzt Feuerbach, wie früher schon Jakobi, im größten Maß-

stabe. Trotz der rasch zugreifenden Polizei verließ er im ersten Schrecken sein Haus und beschloß, sich in die Provinz versetzen zu lassen — welche Stimmung jedoch der Zuspruch des Königs, von dessen „Neigung für immer" er sich jetzt überzeugt hielt, und die Anweisung auf ein sehr bedeutendes Schmerzengeld sogleich wieder verscheuchte. Bei der Einhändigung des Letztern „beugten unwillkürlich sich seine Knie, und er sank nieder vor diesem göttlich guten Menschen"; zu Hause aber notirte er sich: „Ich bin noch jung und doch schon geheimer Rath; wer weiß, wie die Umstände sich wenden, und bei welchem schönen Ziele ich noch enden kann." Das hatten die „Patrioten" gewonnen!

Indeß verfinsterte sich plötzlich der Horizont wieder, und die sicilianische Vesper schien endlich doch in München noch spielen zu wollen, obwohl das „Komplott, hinter welchem deutlich die Absicht versteckt war, eine Rebellion zu erregen", einen Volksaufstand gegen die Fremden-Herrschaft in Bayern, von dessen Entdeckung Feuerbach vorigen Jahres viel zu berichten gewußt, nicht hatte aufgefunden werden können. Den 19. März 1811 schreibt er wieder an seinen Vater über die „sehr bedenkliche politische Lage", in der er sich befinde, und „wobei er nicht einmal seines Lebens vor Mörderhänden sicher" sei: „Gegen ausländische und protestantische Männer besteht hier eine Art geheimer Gesellschaft, deren Daseyn man wohl weiß, deren Theilnehmer aber gegen juridische Verfolgungen gedeckt sind. Erst versuchte man es, uns bei der französischen Regierung verdächtig zu machen, uns durch Libelle des Hochverraths anzuklagen. Da dieser Plan nicht gelungen ist, so wird nunmehr durch Banditenstreiche gewirkt. Einer meiner besten Freunde, der Lehrer meiner beiden ältesten Kinder, Professor Thiersch aus Sachsen, wäre vor drei Wochen beinahe als Opfer gefallen." Feuerbach erzählt hierauf die merkwürdige Geschichte: wie ein Meuchelmörder dem genannten Thiersch „mit fürchterlicher Gewalt einen langen

Dolch bis an den Griff in den Nacken stieß", und „das Eisen in der Wunde stecken ließ", welche Wunde aber doch „nicht gefährlich war." Dann fährt er fort: „Der Mörder kann fast mit den Fingern gedeutet werden; aber er ist juridisch nicht entdeckt und wird auch nicht entdeckt werden. Auf mich sind ebenfalls die geschäftigen Hände dieser Herren gerichtet. Außer der sogenannten Patrioten-Partei habe ich noch eine Menge anderer Feinde, diejenigen, die meinen Stand, meinen Einfluß und meine Verdienste beneiden. Ich bin sehr auf meiner Hut. Ich gehe Abends nicht auf die Straße, noch bei Tage in entfernte Gegenden des Parks, ohne die Begleitung meines Bedienten, und ohne zwei gut geladene Terzerolen und einen tüchtigen Degen in meinem Rocke. Nachts werden alle Zugänge zu meiner Schlafstube wohl verriegelt, und auf meinem Nachttische liegen beständig meine zwei Pistolen." „Furcht" — bemerkt der wohlverschanzte Held — „habe ich nicht, aber angenehm ist solches Leben ebensowenig"; daher werde er sich um jeden Preis auf einen minder gefahrvollen Wirkungskreis in der Provinz zurückziehen.

Auch die übrigen „fremden Gelehrten" in München waren im ersten Augenblicke der festen Meinung, daß nun das Signal zu ihrer Massakrirung gegeben sei, oder stellten sich wenigstens so. Ueber den Ausgang der Sache findet sich aber auch in Feuerbach's Briefen keine Sylbe, und doch hatte man ungeheuern Lärm über diesen „politischen Meuchelmord" in aller Welt gemacht, so lange es möglich war, das Land damit zu verläumden, welches die Herren so hoch ehrte und so reichlich nährte. Die ganze Geschichte ist heute noch interessant und bezeichnend, besonders auch weil sie zeigt, wie jene Faktion die Macht der zum größten Theile ihr ergebenen Presse zu handhaben verstand. Während in München die Meinungen über den Vorfall getheilt waren: die Meisten das Motiv der That in der Eifersucht eines verliebten Re-

benbuhlers suchten, Andere sogar glaubten, Hr. Thiersch habe sich, um nützliches Aufsehen zu erregen, selbst verwunden lassen, wälzte dieser vor Gericht die That mit aller Bestimmtheit und sogar unter namentlicher Denunciation auf den Anhang des „zweiten Catilina", welchem Beispiele seine Parteigenossen folgten *). Insbesondere

*) Bei der ersten Vernehmung gab er zu Protokoll: „Ich glaube nicht, daß es Jemand gethan hat, weil er persönlich von mir gereizt wurde, da — ein solcher Entschluß mehr als persönliche Erbitterung voraussetzt, und nur durch Fanatismus irgend einer Art zu erklären ist. Dieses vorausgesetzt, bin ich genöthigt, einen solchen meuchelmörderischen Anfall auf mein Leben in Verbindung zu bringen mit den Mitteln, die man früher angewendet hat, um die fremden Gelehrten in Bayern zu verderben. Es waren dieß bekanntlich Verläumdungen, Pasquille (ihm insbesondere habe man „häßliche Laster" angedichtet), selbst Versuche, das Volk gegen uns zu erbittern und den politischen Terrorismus gegen uns aufzuwecken. Von Andichtung politischen Verrathes ist bis zum Dolche nur ein kleiner Schritt, und ich muß leider glauben, daß selber in der Werkstätte geschliffen ist, wo man früherhin die schändlichsten Pasquille gegen uns verbreitete. Der Fall kann kein einzelner seyn, sondern muß mit dem frühern Gewebe der Bosheit unserer Feinde in Verbindung gebracht werden. Aus dem frühern Benehmen jener Menschen geht hervor, daß sie uns vernichten, oder doch aus Bayern austreiben wollten. Bisher mißlang es ihnen, durch Kabale es auszuführen, daher wahrscheinlich der blutige Versuch, durch meine Ermordung die übrigen zu erschrecken und zu verscheuchen, unternommen wurde." Sofort nahm Thiersch keinen Anstand, die beiden der Autorschaft jener Pasquille beschuldigten Herren: Professor P. und Unterredacteur des Regierungsblattes A., namentlich als der That dringend verdächtig zu bezeichnen. Noch am 2. März gab er zu Protokoll: „wenn es auch gerichtlich nicht erhoben werden könne, daß dieser A. der Verbrecher sei, so sei er doch moralisch davon überzeugt", und die Untersuchung gegen den so keck Verläumdeten wurde eingeleitet. — Auch Feuerbach gab zu Protokoll: gegen die umlaufenden Gerüchte lasse sich aus allen Umständen „schon von selbst, wo nicht auf ein bestimm-

machte er der Justiz bemerklich: es bestehe eine eigene Verbindung „junger Fanatiker“ unter jener Partei, zu dem Zwecke, „ihre Nationalität gegen den Eindrang des Fremden zu beschützen“, welche sich „durch Aufstellung des Bildnisses des Otto von Wittelsbach“ (des Mörders an Kaiser Philipp von Schwaben), „durch Bekränzung desselben, durch Anreden in Prosa und Versen fanatisirten;“ von diesen könnte einer der Thäter seyn. Wie die sämmtlichen kecken Denunciationen vor den Augen der Justiz überhaupt in Dunst zerrannen, so reduzirten sich auch die Thatsachen von jener gräulichen Verschwörung auf eine harmlose Musikprobe zum Eckschläger'schen Drama: „Otto der Große.“ Dabei hatte der bayerische Jugendlehrer aus Sachsen den herzoglichen Gründer der regierenden Dynastie mit dem gleichnamigen pfalzgräflichen Mörder verwechselt. Trotz Alldem griff man aber sofort zu den öffentlichen Blättern des Auslandes, um aller Welt das Martyrium der „norddeutschen und protestantischen Gelehrten“ unter den bayerischen Kanibalen kund zu thun. Die Wunde war, Dank dem hinderlichen Filze des Professors! äußerst unbedeutend gewesen, so daß man sagte, er habe, in Erinnerung an Epaminondas und die Schlacht bei Mantinea, „mit dem Messer im Nacken“ die Stiefel ausgezogen, Briefe geschrieben u. s. w. Der Nymbus des Blutzeugen mußte aber möglichst groß seyn; daher meldeten die „Zeitung für die elegante Welt“ vom 12., die „Allgemeine Literaturzeitung“ vom 15., das „Morgenblatt“ vom 18. März und viele andern Journale: den Mordanfall auf den „auswärtigen protestantischen Gelehrten“, den kaum 26 Jahre alten „Herrn Thiersch aus Sachsen“, „protestantischen Professor“ am Gymnasium zu München, unter Jammern

---

tes Individuum, doch auf die Klasse von Personen schließen, unter welchen der Thäter vermuthet werden könnte.“ Desgleichen erklärten Jakobi und Niethammer: sie glaubten die That „aus einem politischen Fanatismus“ erklären zu müssen.

über die „tiefe“, „gefährliche“ Wunde, in die „das Eisen bis an den Griff eingedrungen“ — Alles aus derselben Quelle, wie ein bemerkenswerther Umstand erweist. Den Kampf zwischen den „Patrioten“ und den „Fremden“ hatte nämlich eine Schrift: „Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland“ (1809), mit dem groben Motto: „procumbit humi bos“, eröffnet, deren Verfasser sich um so sorgfältiger hinter der Anonymität verbarg, als das Motto des sonst nichtsbedeutenden Machwerks viel Erbitterung erregte. Niemand außer der Sippe kannte ihn, und am allerwenigsten dachte man an den jungen und obscuren Sachsen. Da es aber jetzt galt, den Mordanfall mit jenem Streite in Verbindung zu bringen und so den „Patrioten“ die Schmach des Meuchelmordes aufzuhalsen, insinuirten jene akademischen Münchener Correspondenten aller Welt: Thiersch sei „dem Publikum bekannt“ durch jenes Libell, welches er „beim Ausbruche des Streites gegen die sogenannten norddeutschen Gelehrten in Bayern unter andern (?) geschrieben.“ Ganz Deutschland entsetzte sich; es war neuer Stoff zur Infamirung der bayerischen Nationalität.

Freilich klärte sich in München die Sache bald auf. Gerade ein Jahr nach dem Anfall auf Thiersch ermordete ein Ministerial-Kanzelist seinen Freund, und wieder über ein Jahr verfiel der in's Irrenhaus gebrachte Mörder plötzlich aus stiller Manie in momentane Mordwuth, worauf er bald starb. Es hatte sich fast mit juridischer Gewißheit herausgestellt, daß derselbe wilde und besonders bis zum Wahnsinn eifersüchtige Mensch auch die That an Thiersch, dem nächsten Nachbar seiner Geliebten, „der mit ihr am Abend zuvor an der Hinterthüre gesehen worden sei“, verübt habe, ohne daß jedoch dieser der Rivalität wirklich überführt worden wäre. Man sollte meinen, diese Geschichte wäre schon für den Kleinigkeitskram der klatschseligen akademischen Correspondenten ein willkommener Stoff gewesen, wenn es sich auch

nicht um den Widerruf ehrenrühriger Verdächtigungen angesehener Männer, ja eines ganzen Volkes gehandelt hätte. Aber nein! Tiefes Schweigen in der ausländischen Journalistik, keine Sylbe davon in den Blättern, welche jene Verdächtigungen in alle Welt ausgesprengt hatten. Daher konnte Staatsrath Niebuhr noch im Jahre 1814 in der Schrift: „Preußens Recht gegen den Sächsischen Hof", den Süddeutschen, welche über die gierigen Absichten Preußens auf Sachsen Lärm schlugen, im guten Glauben vorwerfen: sie hätten es im Widerstande gegen die Norddeutschen ja schon „bis zum Meuchelmorde getrieben." Darüber gerieth selbst die bayerische Regierung in Harnisch und bewilligte die Herausgabe: „Aktenmäßiger Aufschlüsse" über jenes Attentat („Mit Beilagen 1816"), welche eine ängstlich beklommene Beschwerde im „Morgenblatte" (26. Okt. 1816) veranlaßten: daß man die alten Aergernisse, so eine „Folge von Unkunde provinzialer Ansichten und Begriffe" gewesen, wieder aufwärme. Vielleicht wiederholt sich aber auf Grund des Feuerbachischen Briefes vom 19. März 1811 noch heutzutage der Vorwurf Niebuhr's, natürlich mit einer zeitgemäßen Wendung gegen die „Ultramontanen."

Indeß wurde Feuerbach's „politische Lage" wirklich bald „sehr bedenklich", nicht durch die Mordpläne der „Patrioten", sondern von Regierungswegen. Angesichts der „völligen, wiewohl unblutigen Revolution", die man in dem armen Bayerlande von Oben herab einleitete, und durch die „alles Alte eingerissen" werden sollte, hatte er gutes Recht auf die Ueberzeugung: daß „gewisse Arbeiten Niemand als er zu leisten im Stande sei." Dasselbe Recht hatten natürlich auch alle übrigen fremden Gelehrten, die in das Land „berufen" waren, um „Licht zu bringen"; jeder in seiner Sphäre mußte sich für unentbehrlich und für den größten Wohlthäter des Landes halten. Feuerbach war nicht nur mit Herstellung einer neuen Criminal-Gesetzgebung für Bayern, sondern auch

mit Bearbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches nach dem Code Napoleon, das innerhalb dreier Monate fertig stehen sollte, beauftragt, endlich Mitglied der „geheimen Reichs-Organisations-Commission" von 1808, welche die „in einigen Monaten erscheinende neue Constitution" zu verfertigen hatte. Aus der „Constitution" wurde nichts; auf criminalistischem Boden feierte sogar der verhaßte Gönner mit seinem Commentar Triumphe, und stürzten Feuerbach's „schönsten und glänzendsten Ideen" im geheimen Rathe, wo zugleich die zweite Arbeit gänzlich durchfiel. Solche Gesetzgebung, hieß es, tauge etwa für einen demokratischen Staat, jedenfalls nicht für Bayern u. s. w., gerade als wenn Feuerbach „berufen" und gekommen wäre, seine Ideen nach den bayerischen Verhältnissen, und nicht diese Verhältnisse nach seinen Ideen einzurichten. Ohne hier über den wahren Werth seiner Arbeiten urtheilen zu wollen, immerhin war er in musterstaatlichem Rechte, und man denke sich seine gerechte Entrüstung! Dazu kamen noch finanzielle Erweise der Undankbarkeit des bayerischen Staates. In Kiel war Feuerbach i. J. 1801 mit 1000 Reichsthalern noch „sehr vortheilhaft" gestellt, sein „kühnster Wunsch" bloß auf 1500 gerichtet; in Landshut bezog er schon mehr als das Doppelte, „erpreßte" bald neben andern „enormen Auszeichnungen" eine starke Gehaltszulage, und nahm auch den übereilten Entschluß zurück, ein Haus zu kaufen, denn „ist mein Entwurf fertig, so laß ich mir eines vom Churfürsten schenken"; es gebe ja hierorts schöne Kanonikats-Häuser genug. Die Begeisterung für die Stellung in München störte Anfangs (1805) nur die momentane Schmälerung des vollen Gehaltes von 4500 Gulden; 1808 standen aber schon 8000, „gewiß 6000 fl.", und „ein silberner Stern auf die Brust" in nächster Aussicht, und bald genoß er bis an seinen Tod im Jahre 1833 eine jährliche Besoldung von 7000 bis 8000 Gulden. Dennoch seufzt er noch in den letzten Tagen: „arm bin ich nach Bayern gekommen, arm bin ich geblieben." Da

er nämlich ein Druckprivilegium auf seine Gesetzbücher für sich und seine Kinder oder die Bezahlung des muthmaßlichen Buchhändler-Honorars, im ungefähren Betrage von 30,000 fl., aus der Staatskasse verlangt hatte, und keines von beiden erfolgte, war eine unversiegbare Quelle zornigen Ingrimms geöffnet. Weder die zweimalige bedeutende Beschenkung aus der Kabinets-Kasse (1810 und 1817) konnte sie jemals verstopfen, noch die Verleihung eines königlichen Studienbeitrags von 1600 fl. jährlich an je zwei seiner Söhne im Jahre 1817. Als er im Jahre 1825 bei König Ludwig unter Aufzählung aller seiner Verdienste vergebens um Fortsetzung des Stipendiums einkam, sah er es bloß als Rente aus jenem ihm vorenthaltenen Honorare an. Zugleich bemerkte er: die, beim Abzuge nach Bamberg, erhaltene Gratifikation für sein „Geisteswerk“ von 500 Dukaten habe er „annehmen müssen, weil Ablehnung Beleidigung gewesen wäre.“ Den vollen Betrag forderte er noch im Jahre 1823 „wegen außerordentlicher Dienstleistungen“ seit 1804, obgleich er ihn schon im Jahre 1813 aus Rücksicht auf die Noth des Staates, „der längst sein theures Vaterland geworden“, gewissenshalber aufgeopfert hatte. „Ich habe“ — schrieb er damals dem Justizminister — „meine Pflicht gethan und fühle mich belohnt in dem Bewußtseyn dessen, was ich gethan habe.“ In demselben Augenblicke aber (April 1813) notirte er in sein Tagebuch: „einige Thatsachen, wie man in Bayern Andere belohnt und wie man mich belohnt hat“, wodurch er seine „gerechte Erbitterung“ begründet, und „daß sein Eifer für das Gute in Bayern in Gleichgültigkeit, seine Liebe zum bayerischen Dienste beinahe in Haß übergegangen.“

Es scheint in mehr als Einem Sinne wahr zu seyn, wenn Feuerbach jetzt gesteht, daß er „die Augen wieder nach dem Auslande richte.“ Das Gottesgericht hatte den französischen Eroberer auf den Eisfeldern Rußlands ereilt; auch Bayern stand nun gegen den ehemaligen Bundesgenossen im

Felde. Die Sorge um die eigene Existenz diktirte der Regierung auch dießmal wieder ihre Politik, und forderte kalte, vorsichtige Ruhe in Erwartung der nächsten politischen Eventualitäten. Das war aber der fanatischen „Deutschheit“ unseres Criminalisten unerträglich; die „fremden“ Herren betrachteten Bayern überhaupt nur als Mittel zum großen Zwecke ihrer religiösen und politischen „Aufklärung“, die ganz Deutschland in Einen Brei quetschen und dann in den preußischen Model gießen sollte. Man habe eben nur von Napoleon nicht genug zugeschoben erhalten, warf Feuerbach jetzt den Bayern vor; „um das Bayerthum drehe sich Alles, nichts von deutscher Ehre! Bayern sei die Welt!“ Sofort überschwemmte er, trotz Censur und Verbot, das Land mit Flugschriften gegen die „Weltherrschaft“, für die „deutsche Freiheit“ und für Constitutionen; er rühmt seiner Agitation nach, die bayerische Jugend in die Höhe gebracht zu haben, mit der er endlich selbst zum Gewehre griff. Sein häufiger Umgang mit dem preußischen Gesandten von Küster machte sein Treiben noch verdächtiger. Es hieß jetzt: Feuerbach sei „von Preußen erkauft und habe schon seit Jahren als geheimes Mitglied des Tugendbundes in Bayern gewirkt“; einen solchen wolle er im Lande selbst einleiten; er schreibe „nicht als Bayer, sondern als Borusso-Bavarus, nicht als bayerischer Patriot für Bayerns Wohl, sondern als preußischer Anhänger für geheime preußische Zwecke“; dem Könige selbst wird die zornige Rede in den Mund gelegt: auch Feuerbach sei einer von den deutschen Jakobinern und preußischen Emissärs, wofür er Beweise in Händen habe; er wolle aber lieber den Franzosen untergeben seyn, als sich im eigenen Lande von diesen Menschen Gesetze vorschreiben lassen. Feuerbach fiel in Ungnade, und wurde vom Hofe weg versetzt.

Als die offenkundigen Absichten Preußens auf Sachsen noch im Jahre 1815 neuerdings einen heftigen Sturm auf die Brockhausische Firma und ihre Tugendbündler weckten, die

in unvergleichlich bequemer Stellung und im Interesse des Einen Deutschlands bald als Sachsen auf Preußen schimpfirten, bald als Preußen den ehrwürdigen König von Sachsen mit Schmähungen bedeckten; als in Bayern besonders „die so gut wie officielle, unter der Aufsicht einer der höchsten Ministerial-Personen redigirte“ Monatsschrift „Allemannia“ sich in's Vordertreffen gegen Preußens Mediatisirungs-Pläne stellte; als diese „Allemannia“, welche Feuerbach undeutscher, partikularistischer, ja, da sie die Haltung der würtembergischen Stände des Hochverraths bezüchtigte, die er über Alles vortrefflich fand, sogar despotischer Strebungen beschuldigt, die „ausländischen Gelehrten“ beschwor, doch nicht länger für die vom Norden ausgegangenen Centralisirungs-, Verstümmelungs- und Einverleibungs-Entwürfe gegen die Rechte der Dynastien und die Individualität der deutschen Volksstämme anzukämpfen, sondern lieber schleunigst mit allen liberalen Parteien zur Erhaltung der aufgeklärten Grundsätze und des Constitutionalism sich zu verbinden, bevor es zu spät sei — da war es vor Allen wieder der Präsident Feuerbach, dem man „unmittelbare Theilnahme an den Absichten Preußens auf Bayern“ nachsagte. Er beschwerte sich; aber die Regierung hatte selbst scharfes Augenmerk auf ihn gerichtet. Es war bekannt, daß er in Bädern, die als Stelldichein der Propaganda überhaupt verrufen waren, mit gewissen preußischen Celebritäten engen Umgang pflegte, besonders mit der Gräfin Elise von der Recke, die als „hitzige preußische Patriotin“ bekannt, und mit Tiedge, der „in Bayern als Religionsschwärmer, preußischer Fanatiker und Volksaufhetzer“ berüchtigt war; auch von eifrigen Berliner Correspondenzen wußte man, obgleich er mit falschem Petschaft siegelte und sie durch Buchhandlungen bestellen ließ, weil „die geheime Polizei ihr Auge auf seine Briefe geworfen habe.“

Feuerbach hatte im Jahre 1814 einen viel schlimmern Ausgang gefürchtet, als bloße Versetzung auf den Stuhl

eines zweiten Appellations-Gerichts-Präsidenten in Bamberg, daher, um „wenigstens seinen Rücken zu decken", sofort, durch den preußischen Gesandten in München dringend empfohlen, Preußen seine Dienste angeboten; Vertrauten erklärte er: seine Rolle sei noch lange nicht ausgespielt, und die ganze Ungnade von ihm „nicht bloß vorausgesehen, sondern vorausberechnet, beabsichtigt, absichtlich herbeigeführt." In Bamberg fand er anfänglich wieder, nach alter Gewohnheit, „seine höchsten Wünsche erfüllt", in dem Collegen Freiherrn von Seckendorf einen „liebenswürdigen Mann und alten Freund"; das ganze „Collegium fühlte durch ihn sich geehrt" und „begegnete ihm in Allem mit der tiefsten Hochachtung." So war es noch am 15. September 1814; den 15. Mai 1815 aber schickte er schon eine Klagschrift voll Wuth über das ganze Gericht und voll Todtfeindschaft gegen den „liebenswürdigen" Collegen nach München, und bald war in Bamberg „seines Bleibens nicht mehr", er mußte fürchten, „im Wahnsinne oder durch Selbstmord" zu enden. Damals war es, daß er in Karlsbad und Franzensbrunnen mit jenen „preußischen Celebritäten", der Gräfin Elise von der Recke, Tiedge u. s. w., anknüpfte. Unter Anderm hatte er mit Graf Lurburg „eine merkwürdige Unterredung voll Grimm und Bitterkeit gegen Montgelas." „Er erzähle es weiter! er berichte es"! ruft Feuerbach in seinem Tagebuche sehnsüchtig aus, denn der „Ruf" nach Preußen war neuerdings auf dem Tapet. Als er später in Bayern wieder zu Gnaden kam und jener Minister, der tödtlich gehaßte, fiel, war es derselbe Feuerbach, welcher auf die Redactionen norddeutscher Blätter einwirkte, daß sie von der alten Regierung nicht „weiter erzählten" und „berichteten." Jetzt aber sind seit dem August 1815 alle Briefe an die Berliner voll Zorn und Verachtung des von den „Allemannisten" und von der Regierung selbst „verfolgten deutschen Mannes" gegen Bayern, voll Bewunderung für Preußen, voll Flehens um Intercession

wegen des preußischen „Rufes." Er kann es nicht mehr aushalten in „dem Lande der Barbarei und geistigen Knechtschaft"; der Berliner Regierung aber „kann nicht entgehen, daß Feuerbach's Uebergang nach Preußen selbst in politischer Hinsicht nicht unbedeutend sei, und Preußen wenigstens in der öffentlichen Meinung Vortheil bringen müsse." Er „merkt, in Preußen versteht man sich auf Geister und weiß, wozu sie gut sind; in Bayern weiß man es nicht mehr, wenn man es je gewußt hat"; er hofft daher, „aus der Bärenhöhle bald wieder zu Menschen zu kommen"; er entschließt sich endlich, um Bayern, dem „Sumpfe" voll „Kröten, Molchen und Schlangen", dem „Leichnam", dem „Zuchthaus", zu entrinnen, sich sogar — auf Diskretion Preußen in die Arme zu werfen, „um dessenwillen er schuldlos so lange verfolgt worden"; denn „die Erbitterung gegen Preußen gehe vom höchsten bis zum geringsten Pöbel bis zur Wuth", und man müsse wissen, was es heiße, in — Bayern verfolgt werden: „deutsche Pöbel-Dummheit und italienische Tücke seien bei diesen Menschen auf's Engste mit einander verbunden."

Auf den Fasching 1816 geht er selbst nach München, damit eine Entscheidung erfolge. Um zudringlichen Fragern auszuweichen, stellt er sich den Tag über todtkrank, während er Nachts vermummt die Bälle besucht und da mit seinem alten Freunde, dem preußischen Gesandten, wegen Erlangung eines „Rufes" unterhandelt. Andererseits aber gelang es ihm, auch den „Minister Montgelas durch eine geschickt angelegte Maske sich so geneigt zu machen, wie dieser Mensch überhaupt Menschen geneigt seyn konnte." Als General-Commissär des Salzachkreises mit 12,000 fl. Gehalt abzugehen, verweigert er wiederholt aus Furcht, an Oesterreich abgetreten zu werden; er erhält Urlaub und das Versprechen baldiger passender Verwendung. Dennoch will er noch im Sommer 1816 „unter allen Umständen das Land der Finsterniß und des verfolgenden Hasses", das „Land der Barbaren, des geistigen

Todes" verlassen, und fleht die Berliner wieder wehmüthig an: ob sich denn nicht endlich ein Plätzchen „ohne wesentlichen Nachtheil für seine Familie" „in dem edlen Preußen", „unter der edlen Regierung eines edlen Volkes", für ihn finde? er wäre ja sonst „in der That der Verzweiflung preisgegeben." Bisher war er bei der constitutionellen Agitation in Bayern durch Wort und Schrift unausgesetzt und unermüdlich thätig gewesen; in Berlin aber hatte er den Ministern schon seit dem 14. Oktober 1815 wiederholt insinuiren lassen: daß er „sich in politische Angelegenheiten durchaus nicht mehr einmischen" werde; denn er wisse, daß man in Berlin sehr vorsichtig gehen müsse, um nicht auf dem Glatteise zu fallen.

Als sich aber dennoch zeigte, daß man in Preußen wirklich, ganz anders als in Bayern, „auf die Geister sich verstehe", und nicht nur „den Criminalisten Feuerbach", sondern den „ganzen Mann" in Betracht ziehe, es demnach mit der „Vocation nach Berlin" nichts sei, da verkehrte sich urplötzlich der ganze Enthusiasmus für Preußen in bittern Haß. Unter allerlei Verdächtigungen des Berliner Regiments schreibt er jetzt, gleichfalls noch im Sommer 1816: „Gegen Preußen habe ich (verzeiht mir, edle Seelen!) aus Gründen sehr argen Widerwillen gefaßt." „Ich kann nicht bergen, daß die hohe Achtung gegen die preußische Regierung und meine begründete Erwartung dessen, was von ihr ausgehen werde, sich bei mir in Nichts aufgelöst oder in das Entgegengesetzte verkehrt hat. Alle Achtung gegen den hohen Edelsinn des preußischen Volkes! aber seine Regierung legt eine so kleine, armselige Politik im Innern wie im Aeußern an den Tag, daß sie in der öffentlichen Meinung alles Zutrauen verloren hat, und im ganzen Deutschland keine einzige jetzt so sehr verabscheut und so entsetzlich tief verachtet wird, als die preußische." Gewiß muß man sich nur wundern, woher Feuerbach in der Eile die kohlschwarze Farbe genommen habe,

mit welcher er sofort das despotische Zufahren Preußens in den neuerworbenen Provinzen und seine Kabalen am Bundestage wahrheitsgetreu den Berlinern vorzeichnet. Er gab aber noch bündigere Beweise seiner radikalen Heilung von der Borusso-Manie. Den 11. März 1817 überreichte er dem neuen Minister des Auswärtigen in Bayern eine Denkschrift für Bildung eines „sowohl gegen Preußen als gegen Oesterreich gerichteten" deutschen Fürstenbundes auf constitutionellem Boden und unter — bayerischem Primat. Zehn Tage darauf war er Appellationsgerichts-Präsident in Ansbach, der Hauptstadt einer Provinz, die „fast ganz protestantisch ist", und in der „überall feine norddeutsche Bildung herrscht", wie sie denn noch vor Kurzem zu Preußen gehörte. Er jubelte laut auf, und als auch die neue Verfassung in's Leben trat, schrieb er nach Berlin: „Sonst war hier (in Ansbach) noch eine große Anhänglichkeit an Preußen; diese ist so ganz und gar erloschen, daß man nur noch mit Spott, Verachtung oder Indignation von Preußen spricht, wogegen man sich des Namens: Bayer schon gerne als einer Ehrenbezeichnung bedient." Es sei „in sehr vieler Beziehung jetzt eine große Freude, Bayern anzugehören", versicherte nun derselbe Mann, der einige Jahre zuvor (den 11. Dez 1815) erklärt hatte: „in bayerischem Boden werde er als ganz fremde exotische Pflanze nimmer fest wurzeln noch gedeihen." Letzteres bewährte sich jedoch, wie in der Natur der Sache liegt, bald wieder als wahr, nachdem der erste Freudenrausch darüber vergangen war, daß Alles sich so schön nach des Herrn Präsidenten Kopf gemacht.

Die berüchtigte Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung" vom 13. April 1852 über die Stellung des Herrn Dönniges am bayerischen Hofe sagt wörtlich: „Wenn man die Zollschranken überall fallen lassen will, muß man vor allen die geistigen Schranken, die den Deutschen vom Deutschen trennen, aufheben; liest man die eben erschienenen Feuerbach'schen Denkwürdigkeiten, so erhält man einen neuen Beweis,

wie alt derlei Klagen und fromme Wünsche sind." Man hält allgemein den genannten Herrn selbst für den Autor jener selbstmörderischen Enthüllungen, und seiner Verweisung auf die „Feuerbach'schen Denkwürdigkeiten" sind wir nachgegangen. Wir haben gesehen, welcher Natur jene „geistigen Schranken", die Motive jener „Klagen" und „frommen Wünsche" sind; wir werden aber in dem Folgenden noch mehr erfahren, welche Stirne dazu gehört, als „neuen Beweis" für Herrn Dönniges die „Denkwürdigkeiten" Feuerbach's aufzustellen.

II.

Aphoristische Zeitläufte.

Den 5. Juni 1852.

I.

Ein Krieger über den Umgang mit Soldaten und das Kriegshandwerk.

Der den Lesern dieser Blätter hinreichend bekannte und hoffentlich nicht minder befreundete „Landsknecht" hat seine Freunde mit einem dritten Fascikel „antediluvianischer Fidibusschnitzel" erfreut. Den Hauptinhalt des Büchleins bilden militärische Aphorismen und Paradoxen, die auch für den nichtmilitärischen Leser, welcher offenen Sinn für Wahrheit und gesunden Menschenverstand mitbringt, wahre Goldkörner sind. Es sind Saamenkörner für eigene Gedanken, niederschlagende Pulver für viele dumpfen, trüben Nebel zeitgeistiger

Vorurtheile. Wir wollen einige dieser Lichtblicke des „Landsknechtes“ unsern Lesern mittheilen, da wir nicht wissen, ob und wann ihnen die als Manuscript gedruckten Fidibusschnitzel zukommen werden.

„Es ist sonderbar“, sagt der Verfasser, „daß man gerade in einer Epoche, wo Alles nach technischer und materieller Vervollkommnung strebt, und man in Maschinen und Dampfkraft, und überhaupt in materiellen Potenzen, den Hebel aller menschlichen Beziehungen sucht, man gerade im Kriege allein die Kunst als so ganz überflüssig anzusehen sich bemüht. Enthusiasmus soll Alles ersetzen, und man gibt vor: die technische Aus- und Vorbildung beinahe ganz entbehren, und mit Nationalgarden, Milizen, Volksbewaffnungen rc. rc. kurz minder disciplinirten und ungeübten Massen geregelten stehenden Heeren Widerstand leisten zu können.“

„Abgesehen davon, daß sich der Enthusiasmus nicht nach Belieben machen, daß er am nüchternen Morgen, und bei kalten Tagen und nassen Nächten, — bei hungrigem Magen und wunden Sohlen, — oft die Besten im Stiche läßt, — abgesehen davon, daß, wenn er auch vorhanden ist, er dem consequenten Princip kriegerischer Zunft-Ehre und pflichtgemäßer Disciplin oft und meistens nicht die Wage zu halten vermag, ist gerade unsere Zeit, bei der Vervollkommnung der Feuerwaffen, am wenigsten geeignet mit bloßen moralischen Potenzen der materiellen Kunstfertigkeit zu trotzen. Was nützt mir der Enthusiasmus, wenn man mich auf 2000 Schritt mit congrevischen Raketen, Wurfkörpern aller Art, paixhansischen Voll- und Hohlkugeln begrüßt, und endlich sogar auf 800 Schritt, wo ich kaum den Gegner ausnehme, mit Spitzkugeln niederschießt, wenn meinen Artilleristen die Kunstfertigkeit abgeht, zu antworten, und meinen Truppen die Manövrir-Fähigkeit, mich in diesem Feuer so schnell und zweckmäßig als möglich zu bewegen?“

„Der Convent triumphirte durch seine energischen Maß-

regeln gegen die lauen und unzusammenhängenden Unternehmungen der nie aufrichtig gegen ihn verbündeten, sondern stets unter sich uneinigen Könige, nicht aber durch die Trefflichkeit seiner Heere, welche im Anfange des Krieges und auch später trotz ihrer Ueberzahl oft genug geschlagen wurden; — die spanische Nation während des Independenzkrieges nicht durch Waffen, sondern — (und zwar von einem trefflichen englischen Heere unterstützt) — durch den festen Willen, die Kraft im Entbehren, im Dulden, durch den eigenthümlichen, ganz vom modernen Staatsleben und Administration verschiedenen Volkscharakter und Geist; — die Alliirten über Napoleon durch die Uebermacht der Massen, nicht durch die Güte der Truppen; — auch Saragossa fiel endlich, und so wird keine europäische Stadt mehr vertheidigt; — Cairo und Madrid am 2. September unterlagen augenblicklich bei ihrer Insurrektion dem geregelten Angriffe geregelter Truppen; — Tyrol hatte zur Unterstützung reguläre Truppen, wurde durch natürliche Riesen-Bollwerke begünstigt, und war seit Jahrhunderten kampfgeübt und waffenkundig vorbereitet, — die einzige Vendée hat Siege im offenen Felde gegen geregelte Truppen aufzuweisen, welche aber durch Aufruhr und geringe Abrichtung den Schaaren der Vertheidiger eher an Disciplin untergeordnet, als überlegen waren; — in Polen kämpften treffliche Truppen meistens in Ueberzahl gegen langsam heranrückende, durch die Cholera dezimirte Massen, und unterlagen dennoch."

.... „Nicht allein meine eigene Erfahrung, sondern das Beispiel ausgezeichneter, von Soldaten nicht allein geachteter, sondern geliebter Führer hat mich gelehrt, daß nicht nachsichtige Schwäche, oder weichherzige Gutmüthigkeit, sondern ganz andere Eigenschaften die kräftigen, oft edlen, aber auch mitunter rohen Gemüther, welche die Massen der Heere bilden, fesseln. Ich will es versuchen mit einigen Strichen das Bild eines solchen Führers und jener Menschlichkeit (Huma-

nität), durch welche man sich meiner Meinung nach bei den Truppen beliebt macht und zugleich in Ansehen setzt, zu zeichnen. Vor Allem hüte er sich vor Launen, — der Soldat merkt es genau, ob man als Vorgesetzter sich über den subjektiven Menschen setzt — verzeiht aber ersterem Alles, letzterem nichts, am allerwenigsten, wenn dieser jenen überwältigt, sich hinter ihm verbirgt. Strenge Gerechtigkeit, besonders wo sie zum Wohle des Ganzen nöthig ist und Vergehen richten muß, welche dieses gefährden, z. B. Fahrläßigkeit oder Feigheit auf Wach und Posten, Subordinationsverbrechen, Meuterei, Kameradschafts-Diebstahl. Hier darf weder Vorliebe noch Gunst vor der Strafe schützen. Kann und darf bei gewissen Gelegenheiten Nachsicht eintreten, so merke die Mannschaft es dem Vorgesetzten an, daß die Handhabung des Rechtes der Gnade, seinem Herzen weit mehr zusagt, als die Nothwendigkeit der nichts desto weniger unerbittlich verhängten Pflicht der Strafe. Der Vorgesetzte opfere vor dem Feinde nie seinem Ehrgeize, eines glänzenden aber blos persönlichen Erfolges wegen, oder aus Leichtsinn das Blut der ihm anvertrauten Abtheilung, dagegen geize er nie mit dem eigenen, und leuchte er ihr bei wirklich eintretenden ernsten Gelegenheiten, als Beispiel der Selbstaufopferung und Standhaftigkeit vor. Er zeige, daß er immer und überall sich vor Allem das Wohl und die Ehre der von ihm befehligten Mannschaft, im Ganzen sowohl als auch dem Einzelnen, zu vertreten beflissen sei. Er ruhe im Lager nicht, bis für die Verpflegung gesorgt ist, — er sei der erste zu Pferde, wenn es gilt, der letzte auf der Streu, wenn sich zur Ruhe gelegt wird, er sei im Spital, wenn Cholera und Typhus wüthet, er habe für den Verwundeten immer ein tröstendes, bei Gefahren und Strapazen ein ermuthigendes, wenn auch kurzes, Wort, und theile beide mit der Mannschaft getreulich, so daß ihm dabei nicht der mindere Theil zufalle. Er sorge unabläßig, habe und zeige ein Herz für den gemeinen Mann, in dessen Sitten, Begriffe, Wün-

sche und Besorgnisse, Freuden und Leiden er durch und durch eingeweiht sein muß, ohne sich mit ihm auf zu vertrauten Fuß zu setzen."*)

Höchst interessant ist der in diesen Blättern wieder abgedruckte Schriftwechsel mit einem Zeitgeistgenossen über die körperlichen Züchtigungen im Kriegerstande. Der Gegner des „Landsknechtes" geht als wohlabgerichteter Affe des Franzosenthums von dem Axiom aus, daß das, was (mehr der Sage als der Sache nach) in der französischen Armee gilt, für alle Länder und Zeiten heiliges, unverbrüchliches Gesetz sei. Der „Landsknecht" urtheilt auch in dieser Frage wie ein praktischer Mann, der das Leben kennt; sein Gegner wie — ein Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung", wie sie nämlich war, ehe und bevor die Furcht vor Belagerungszuständen und deren schmerzlichen Folgen sie zwar nicht gebessert, ihr aber doch gewisse Rücksichten einer eben nicht freiwilligen Bescheidenheit aufgezwungen und ihren hochimpertinenten Ton etwas gedämpft hatte.

„Es ist überhaupt", sagt der „Landsknecht" „mit den Ansichten von Ehre eine eigene Sache; — der Engländer, welcher die Pistole in die Hand nimmt, um ein etwas schroffes dementi zu sühnen, und sich deswegen über ein Schnupftuch schießt, macht sich gar nichts daraus, mit einem von einem Faustschlage geschwollenen Gesichte einherzugehen. — Der Franzose ließe sich nicht mit Stockschlägen abstrafen, ohne sich für entehrt zu halten, wird aber, wenn er sich schuldig fühlt, einige Fuchtelhiebe und sogar Backenstreiche hinnehmen, ohne sich besonders darüber zu beklagen, während der Ungar stolz

*) „Nichts verzeiht der gemeine Mann weniger, als zu große Familiarität; — so paradox dieser Satz klingt, berufe ich mich dabei auf die allgemeine Erfahrung; denn er hat den richtigen Instinkt der Nothwendigkeit der Erhaltung der militärischen Hierarchie." (Anm. d. Verf. der Fidibusschnitzel.)

sein wird, seine verschuldete ausgesprochene Leibesstrafe mit stoischem Gleichmuth und Verachtung der Schmerzen als Mann und Soldat zu ertragen, dagegen sich von Niemanden, so lange er unter den Waffen ist, berühren lassen, oder auch nur ein unpassendes Schimpfwort lange dem Vorgesetzten im Herzen nachtragen. Der Russe läßt sich einige Nagaikahiebe gefallen, wird aber wüthend, wenn man gegen ihn den Säbel zieht, oder ihn damit bedroht. Jedes Volk, jede Kaste hat ihre eigenen Ansichten — mag man sie Vorurtheile heißen — von Ehre. Aber eben diese muß man berücksichtigen. Allerdings sobald sich der Mann für unwiederbringlich entehrt hält, wenn ihn der Stock berührt hat, ist die Todesstrafe geringer, als die verhängte Leibesstrafe. Allein diesen Begriff will man erst bei vielen Truppen künstlich lebendig machen, und gerade damit sind wir nicht einverstanden. In der kaiserlichen Armee lag bis jetzt das Entehrende in der Sentenz, und nicht in der Strafe selbst. Der mit Stockstreichen im Disciplinarwege zum warnenden Exempel bestrafte Soldat, behielt seine Ehrenzeichen (Medaille ꝛc.), der durch kriegsrechtliches Urtheil zur Schanzarbeit Verurtheilte verlor sie. Der mit einer Leibesstrafe belegte Soldat konnte vielleicht mit der Zeit selbst Offizier werden, und Gefertigter kannte einen Feldmarschallieutenant, der, als ein junger Offizier einen gemeinen Reiter bedrohte, ihn beim Rapport vorzuführen und ihm eine Eskadronsstrafe zu verschaffen, — fragte: „haben Sie je 25 erhalten?" und auf dessen verneinende Antwort erwiederte: „ich aber habe sie als Gemeiner empfunden, und ich versichere Sie, daß es weh thut, und ich Sie daher ersuche, sparsam mit dieser Strafe vorzugehen." — Gefertigter war mehrere Jahre Rittmeister bei einem Husarenregiment und versuchte, — auch Etwas von der modernen Menschenfreundlichkeit angesteckt, — andere Strafen, wie sie etwa bei der französischen Armee eingeführt sind, — (Wachestehen im Kittel oder mit Stallpantoffeln, — Aufsetzen ei-

ner gewissen Mütze ꝛc.) anzuwenden. Nicht wenig aber war er befremdet, als bei der Musterung reglementmäßig zwei Mann sich meldeten, um sich zu beschweren und beim Brigadier vorgeführt zu werden. Sich seiner Philantropie bewußt, und höchlich erstaunt, durch seine Abschaffung der Leibesstrafen sich nicht, wie er erwartete, die Zuneigung, sondern vielmehr die Abneigung der Mannschaft erworben zu haben, befragte sie der Kommandant: über was sie sich zu beschweren hätten? — daß Sie uns wie Schulknaben und nicht wie Männer und Soldaten strafen; haben wir gefehlt, so lassen Sie uns strafen, wo Sie dazu berechtigt sind, aber nicht zum Popanz dienen. An unserem Leibe dürfen und sollen Sie uns strafen, wir werden unsere Strafe als Männer und Krieger mit Ergebenheit und Standhaftigkeit ertragen, wenn wir es verdienen, aber an unserer Ehre dürfen Sie es nicht!"

„Und nach reiflichem Nachdenken fand der Kommandant, daß die Leute Recht hatten."

„Der Ungar und zumal der Husar ist ausnehmend stolz, und muß sogar mit Worten sehr schonend und vorsichtig behandelt werden, ist aber über eine verdiente Leibesstrafe, wenn sie auch hart ist, nie empfindlich oder rachgierig, während er oft ein unvorsichtiges Schimpfwort nie vergißt oder verzeiht."

„Der Gemeine P.... in der Uhlanen-Eskadron, wo Schreiber dieser Zeilen diente, war ein verwegener Soldat, und kehrte selten aus einem Geplänkel ohne ein erbeutetes Pferd zurück. Bei einer Gelegenheit, wo das Gefecht schnell abgebrochen werden sollte, jagte er trotz Trompetenzeichen und Rufen, während die Eskadron sich rallirte, einem feindlichen Offizier nach, den er auch später herunterstach und dessen Pferd nebst Rüstung als Beute beim Einrücken mitbrachte, nachdem die Eskadron das Lager bereits bezogen hatte. Der Rittmeister hatte ihm bereits 25 diktirt; als er aber des andern Tags beim Rapport erschien, händigte ihm der Rittmei-

ster die für das Beutepferd zuständigen 12 Dukaten ein, und schenkte ihm in Betracht der erwiesenen Tapferkeit die Strafe. P.... aber nahte sich dem Rittmeister und sagte leise: Herr Rittmeister! ich meine, es wäre doch besser, Sie ließen mir die diktirten 25 aufzählen. — Warum denn? frug erstaunt der Rittmeister. — Sehen Sie, meinte P...., wenn Sie mich so leer ausgehen lassen, könnten viele von den Uhlanen Lust bekommen, sich so eine Handvoll Dukaten zu verdienen, und dann kriegen Sie beim Rappellblasen gar keinen mehr herein. Bei mir ist es Alles Eins, ich mache mir nicht viel aus der Strafe, und da hole ich mir wie vor und eh' die Beutepferde und bekomme sowohl die Dukaten als die paar Wixe, welche dabei abfallen können. Probiren es aber Viele, so geht die ganze Eskadron auseinander. Ich rathe es Ihnen, bleiben Sie bei den einmal ausgesprochnen 25."

Zuletzt berührt der „Landsknecht" den Punkt, welchen wir stets für die eigentliche Seele der ganzen Frage gehalten haben:

„Mein Gegner hätte vielleicht recht, wenn das Heer als eine Erziehungsanstalt anzusehen wäre, in welcher das Volk zum Selbstbewußtsein seiner Würde, zur Entwicklung seiner Männlichkeit und Beförderung seiner Sittlichkeit heranzureifen berufen wäre: nämlich eine Art physischer und moralischer Exerzier- und Turnerschule für die Gesammt-Bevölkerung. So einladend diese Ansicht in der Theorie ist, so wenig können wir sie von dem praktischen Standpunkte aus theilen. Der Soldat ist da zum Fechten, um zu siegen muß er vor Allem gehorchen. Wird dieß aus edlen Beweggründen erzielt, desto besser, und desto erfreulicher für den Menschen, wenn auch ziemlich auf dasselbe hinauslaufend für den Kommandanten. Wenn meine Batterie schnell und gut bedient wird, ist es mir als Artillerist gleichgültig, ob Helden oder Maschinen am Protzstock fungiren, wenn ich auch als Mensch die ersteren bewundern, die letzteren nur gebrauchen würde."

„Daß das Ziel erreicht wird, ist die Haupt-, das Wie die Nebensache. Nicht aber die Moralität ist die Grundbedingung des brauchbaren Soldaten, wenn sie auch dessen Zierde ist. Die englische Armee besteht aus dem Abhub der Bevölkerung, und ist vielleicht die tapferste und disciplinirteste in der Welt, gut bezahlt, und streng geschult. Die französischen Compagnies de discipline, aus Sträflingen bestehend, haben den schönsten Antheil an dem Heldenkampfe bei Mazagran."

„Die Fremdenlegion hat sich in Afrika und in Spanien als eine vortreffliche Truppe bewährt. Die ungarischen Infanterieregimenter wurden ehemals großentheils aus den Komitatsstrafhäusern komplettirt, und haben sich einen Heldenruf erworben. Balmaseda's Reiter bei der karlistischen Armee, der Schrecken der Christinos, waren aus den Praesidiis (Zuchthäusern) aus Räubern, Mördern, Schwärzern und Verbrechern jeder Art rekrutirt, aber durch die eiserne Hand ihres Führers disciplinirt."

„Man braucht nicht eben Schul- und Sittenzeugnisse, um ein tüchtiger Soldat zu seyn."

„Ist man dabei ein braver, redlicher, gebildeter Mensch, desto besser. Aber eben weil ich bei zwei tüchtigen Soldaten, wo der eine blos dieses, der andere aber auch nebstbei noch das Andere ist, nicht die nämliche Strafnorm anwenden kann, so muß ich für ersteren noch einen Persuasionsgrund mehr haben, den ich allerdings bei letzterem gern entbehren werde und kann."

Von den angehängten drei Geschichten, welche sich drei Offiziere im traulichen Dämmerlicht der Wachtstube erzählen, enthält die zweite einen gewiß nicht absichtlich gelieferten Beitrag zur Charakteristik Ungarns und seiner Bewohner. In Beziehung auf die dritte aber können wir folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Der „Landsknecht" hat ein Talent frivole Historien, wenn er will, in einer Weise zu erzählen, die uns

wenigstens mitunter tief gerührt, sogar erbaut hat. Einer solchen Geschichte glaubten wir auch dieses Mal in jener Novellete zu begegnen, welche die Ueberschrift Justa trägt. Deshalb that es uns schmerzlich leid, als die letzten zwei Seiten uns den unwillkührlichen Ausruf: O Pfui! auspreßten.

Den 6. Juni 1852.

II.

Morgenröthe.

Wenn wir kein anderes Zeichen hätten, daß in der Gesinnung der gebildeten Deutschen eine große Wetterveränderung vor sich gegangen, so wären es die Dichtungen von Oscar v. Redwitz und die Aufnahme, welche sie im deutschen Publikum finden. Das Factum ist so unzweideutig gewiß, es ist dergestalt unmöglich, es zu läugnen, oder zu vertuschen, daß die in Poesie thuenden Judenburschen in ihren Organen (Kölner Zeitung u. dgl.) bereits auf die herzbrechend naivste Weise wimmern und greinen, daß Gedichte von Einem, der nicht ist „von unsern Leuten", schon zwölf Auflagen erlebt, während sie von ihrem Fabrikate die erste noch nicht abgesetzt, ja daß alle Anzeichen vorhanden seien, wie die rothe Poesie der saubern Bruderschaft ganz aus der Mode gekommen und in den Victualienladen zu wandern im Begriffe stehe. Redwitz ist an lyrischem Talent den Feinden des Kreuzes vollkommen ebenbürtig; das, was er vor ihnen voraus hat, ist ein ächter, wahrer, von Grundaus katholischer Glaube, dem es Ernst ist um die Wahrheit, ohne Ziererei und Eitelkeit, und ein kindlicher Sinn, dem es gegeben ist zu schauen, was dem Verstandeshochmuthe dünkelvoller und zweifelsüchtiger Philosophen ewig verschlossen bleiben

3*

wird. Ist bei jener wissentlichen und absichtlichen Entfernung von Gott, als dem Urquell aller Wahrheit, alles geistigen Lebens und aller Ideen, die deutsche Poesie völlig inhaltslos geworden, lebt sie nur noch in der Form fort, an deren zierliche, feine Ausbildung sie ihre letzten Kräfte wendet, so thut es im Innersten wohl, bei Redwitz in einer eben so fein und zierlich ausgebildeten Form, wie bei den Gegnern, wirklichen Gedanken zu begegnen, wie sie heute und in Deutschland nicht auf offenem Markte feil geboten zu werden pflegen. Wir verweisen in dieser Beziehung unsere Leser, die diese Gedichte ohne Zweifel bereits in Händen haben, vorzüglich an „des Bettlers Testament.“ Besonders merkwürdig und neu ist uns die Wendung in dem „Heimweh“ überschriebenen Minneliede erschienen. Die irdische und die himmlische Liebe sind von Dichtern und ascetischen Schriftstellern oft neben einander gestellt worden; aber entweder wurde die Liebe Gottes hierbei profanirt, oder, was noch häufiger geschehen mochte: die irdische Liebe diente eben nur als Staffage und matte Allegorie. Hier in dem Gedichte von Redwitz sind beide Elemente gleich lebendig gedacht und gefühlt, und um so gewaltiger ist die Wirkung.

Den 7. Juni 1852.

III.

Handwerkervereine.

Vor Kurzem haben die Zeitläufte der Abwege gedacht, von welchen das katholische Vereinswesen in Deutschland rings umgeben ist; wir haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß die etwas zum Unpraktischen hinneigende Natur unsers Volkes und die lange Entwöhnung von allem und

jedem corporativen Leben uns mancherlei Besorgnisse einflößen, die in der That durch gewisse Erscheinungen in der Nähe und Ferne nur all zu sehr gerechtfertigt sind. Aber — Gott sei gelobt! — es ist neben dem unpraktischen, theoretischen Flitterwerk doch auch ein gesunder, tüchtiger Kern, neben der leider in so weiten Kreisen herrschend gewordenen Neigung: mit sich selbst und Andern Komödie zu spielen, noch die Fähigkeit, den Ernst des Lebens in seiner Tiefe zu erfassen, in dem heutigen Deutschland, wenn auch nur in einer kleinen Minderheit, übrig geblieben.

Der Gesellenverein, der dem Domvicar Kolping zu Köln sein Entstehen verdankt und sich bereits mächtig über den Westen und Süden von Deutschland auszubreiten beginnt, ist ein Beweis, daß wir Deutschland noch nicht verloren geben dürfen, und wer sich früher über manche Mißgriffe und Verirrungen schämte oder ärgerte, der darf sich jetzt über die praktisch verständige Durchführung eines durch und durch wohlthätigen und heilsamen Gedankens, welcher aus dem Abgrunde der Narrheit des Zeitgeistes gerettet, und auf festen katholischen Boden verpflanzt wurde, desto herzinniger freuen. Wir gestehen, daß wir von solcher Achtung und Ehrfurcht vor der Idee dieses Gesellenvereines sowohl, als vor der ernsten, tüchtigen Art und Weise durchdrungen sind, wie dieselbe von dessen Gründer verwirklicht wird, daß uns sogar (eingedenk des großen Wortes, welches der verewigte Freiherr von Hügel so oft anzuwenden pflegte: „was wächst, macht keinen Lärm!") die öffentliche Besprechung dieses herrlichen Unternehmens einige Ueberwindung kostet *), und

*) Wir verweisen die Leser bei dieser Gelegenheit auf den im 28. Bande (S. 581 ff.) der histor.-polit. Blätter enthaltenen Artikel über die von dem Gründer desselben bei der General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Mainz im Herbste 1851 gehaltenen Vorträge. Anm. d. Red.

daß wir uns dazu nur Angesichts der unauflöslichen Ehe verstehen, welche heutiges Tages zwischen der Journalpublicität und der pekuniären Hülfe des Publikums besteht.

Einer der gefährlichsten Bestandtheile der Gesellschaft ist, namentlich in Deutschland, der Handwerksbursche (der pseudovornehme Gallicismus pflegt ihn schlechthin: „den Arbeiter" zu nennen!), wie ihn das Zeitalter der Revolution gemacht hat. Der vorrevolutionäre Handwerksbursch hing mit der Gesellschaft zusammen: 1) durch die Familie seines Meisters, zu der er gehörte, weil er Haus und Tisch mit ihr theilte, so lange er bei diesem Meister in Arbeit stand; 2) durch die Innung oder corporative Verbindung mit seinen Berufs- und Altersgenossen, welche ihn bis auf einen gewissen Grad polizeilich regelte, ihm in Krankheit und mancherlei anderer Noth Schutz und Unterstützung, in gesunden Tagen Unterhaltung, Erheiterung und das Gefühl gewährte: einem großen Ganzen, einem Stande anzugehören, ein verbürgter, geachteter Theil der Gesellschaft zu seyn; 3) in katholischen Ländern war entweder die Innung schon als solche auch kirchliche Bruderschaft, oder der Gesell gehörte einer der vielen Sodalitäten an, die sich nicht bloß seines geistlichen Heiles, sondern vielfach auch, namentlich in Krankheitsfällen und arbeitslosen Zeiten, seiner leiblichen Noth annahmen, und durch die gegenseitige Aufsicht der Mitglieder, oder die Autorität und Wachsamkeit der geistlichen Präfecten die gute Führung der Sodalen verbürgten. — Dieß Alles ist durch die Revolution, und zwar meistentheils durch die unselige Geschäftigkeit wahnsinniger und illuminatischer Schein- und Namenregierungen, die ohne zu ahnen, was sie thaten, die Axt an ihre eigene Wurzel legten, mit Vorbedacht und Absicht zerstört. — Der Handwerkerstand, die Gliederung der Gesellschaft durch das Innungswesen ist pulverisirt, der Handwerksbursch individualisirt, vereinzelt worden; der Meister oder Gewerbsherr hat sich des rohen Trosses der „Arbeiter"

entledigt, und bedauert herzlich, sie noch nicht gänzlich durch Dampfkraft und Maschinen von Holz und Eisen ersetzen zu können; er hält sie möglichst fern von sich, und nur in sofern sind sie noch ein Gegenstand seiner angelegentlichen Sorge, als er darauf sinnt, den Arbeitslohn noch weiter herabzudrücken. Die Innung ist mit der Gewerbefreiheit in die bedenklichste Collision gerathen, und zu spät sieht man jetzt in den meisten Ländern ein, daß das Zerstören dessen, was die Weisheit der Altvordern gegründet, leicht, die beliebige Wiederherstellung meistentheils unmöglich ist. Was endlich die geistlichen Bruderschaften betrifft, so hat freilich heute der frühere illuminatische Haß gegen dieselben die Verachtung von ganz Europa auf sich geladen; — aber wie lange ist es her, daß es noch für Staatsklugheit galt, mit Feuer und Schwert gegen sie zu wüthen? Nun ist es aber ein Naturgesetz der Gesellschaft, daß der Mensch nicht allein seyn kann, und diesem unterlag auch der deutsche Handwerksbursch. Nachdem die natürlichen, heilsamen, wohlthätigen Verbindungen gelöst waren, in denen er Jahrhunderte lang gelebt hatte, nachdem sein Stand pulverisirt, er selbst genugsam illuminirt, modernisirt, individualisirt und isolirt war, trat der Versucher zu ihm als Emissär der communistischen Gesellschaften, und warb ihn in Masse an für die geheimen Bruderschaften des Zeitgeistes. Die weitern Folgen kennen Alle, vielleicht mit alleiniger Ausnahme einiger antediluvianischen Polizeiherren in gewissen kleinern deutschen Staaten, die heute noch in fast rührender Unschuld auf jesuitische Gesinnungen fahnden oder auf ultramontane Neigungen Jagd machen, und sich alles Ernstes fürchten: das gute deutsche Volk könnte über dem vielen Beten doch gar zu finster und ernsthaft werden. Mit dieser Weisheit weiter zu disputiren, wäre ein Geschäft, welches an das alte Wiener Wirthshausschild: „zur Unmöglichkeit" erinnern würde, wo ein Schiff den Versuch macht, mit vollen Segeln den Berg hinan zu

fahren. Unter solchen Nachzüglern im Lande der Intelligenz kann nur die allmächtige Zeit aufräumen. Aber sie wird auch Jene, die solcher Weisheit heute noch vertrauen, hinwegnehmen, also, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden wird. Denn aus den Erfahrungen der deutschen Revolution gar nichts gelernt zu haben, ist, wie es an sich schon eine schwere Strafe Gottes ist, ein sicheres und unfehlbares Vorzeichen eines Falles, von dem jede Gewalt, welche ihn thut, nicht wieder aufstehen wird. Allen denkenden und verständigen Menschen dagegen liegt die Frage desto näher: welche Mittel der Vorkehr und Vertheidigung jener eben bezeichneten Zerrüttung des deutschen Handwerkerstandes gegenüber zu ergreifen seien?

Wir glauben, daß der Gedanke des Domvikar Kolping: das katholische Vereinswesen als Damm und Waffe gegen die der Gesellschaft vom „Arbeiterstande" her drohende Gefahr zu benutzen, einer der genialsten und glücklichsten sei, die seit einigen Menschenaltern ausgesprochen und verwirklicht wurden.

„Was dem jungen Handwerker zunächst fehlt, ist ein kräftiger moralischer Halt im Leben, eine freundlich zurechtweisende Hand, eine, wenn auch von Weitem um ihn wandelnde, liebende Sorge, die sein Vertrauen verdient. Jeder fühlt sich aber recht eigentlich behaglich unter Seinesgleichen. Den genannten moralischen Halt müßte man ihm eben bei und mit seinen Genossen geben können. Wer ihn weisen und leiten soll, zu dem muß er von Natur aus eine gewisse Neigung haben und seiner thätigen, uneigennützigen Sorge bei vorkommenden Fällen versichert seyn. Weiter fehlt ihm zumeist die Gelegenheit, sich außer der Werkstätte und dem Wirthshause irgendwo behaglich niederzusetzen, und wenigstens eine Weile sich mit ernsten, ihn bildenden Dingen zu befassen. Das Bedürfniß dazu liegt in der Natur des Menschen, und wird nur dann verdrängt, wenn unbefriedigt er sich ohne Aufhören dem schaalen Genusse der Sinne hin-

geben muß. Ganz besonders wird dieß Bedürfniß fühlbar an den langen Winterabenden, die an gewissen Tagen wirklich zur Tortur werden können, und gewöhnlich deßwegen zu allerlei Fahrten und Exceßen verleiten, an die man am Morgen noch nicht gedacht hatte. Es fehlt dem jungen Arbeiter ein Zufluchtsort außer der Herberge und dem Wirthshause, wo er recht eigentlich eine Weile rasten und Nahrung für seinen Geist erhalten könnte, die auf ihn berechnet, ihm zusagen müßte. Es fehlt ihm ferner die Gelegenheit, sich für seinen Beruf, für seine Zukunft gewissermaßen auszubilden, abgesehen von der technischen Fertigkeit, welche ihm die Werkstätte des Meisters mitgeben soll. Noch mehr fehlt ihm: eine passende, Geist und Gemüth wahrhaft aufrichtende und stärkende Unterhaltung und Erheiterung, wie er sie weder zu Hause, noch im Wirthshause, noch an öffentlichen Vergnügungsorten erhält. Auch muß die Religion wieder wachgerufen und aufgefrischt werden in seinem Herzen, indem ihm wieder ein lebhafteres Interesse dafür eingeflößt wird. Deßhalb müssen seine Kenntnisse in dieser Beziehung erweitert und ihm Gelegenheit geboten werden, seines Glaubens wieder froh zu werden. Dann mangelt ihm zuletzt noch die Gelegenheit, von Herzen thätig zu seyn mit und für Andere. Auch sein Herz will Gegenstände haben, an denen seine Liebe sich übt. Ob man diesen Bedürfnissen füglich abhelfen könne? Ich sage ja, man soll es sogar, wenn man es mit diesem so wichtigen Theile des Volkes noch gut meint. Wie wäre das denn anzufangen?“

„Man richte nur in allen Städten, wenn nicht in allen größern Gemeinden, einen freundlichen, geräumigen Saal ein, sorge am Sonn- und Feiertage, wie am Montag-Abend für Beleuchtung und im Winter für behagliche Wärme dazu, und öffne dann dieß Lokal allen jungen Arbeitern, denen es mit ihrem Leben und ihrem Stande nur immer Ernst ist.



Da die jungen Leute, die der Einladung folgen, Gemeinsames mit ziemlich gleichen Kräften wollen, bilden sie dadurch einen Verein, für dessen Bestehen und Gedeihen ein Vorstand von achtbaren Bürgern, die dem guten Zweck zu dienen entschlossen sind, zu sorgen hätte, und an dessen Spitze ein Geistlicher stehen soll, der dieser Stelle mit all der persönlichen Hingebung und Aufopferung vorzustehen hat, welche sein heiliges, gerade dem Volke gewidmetes Amt und die gute Sache erheischen. Je nützlicher und angenehmer, je freier und würdiger der Aufenthalt in dem Vereinslokale für die jungen Leute gemacht wird, um so größer wird die Theilnahme seyn, um so fester werden sie bei der guten Sache halten. Da dürfte es nicht an guten Büchern, Schriften und Zeitungen fehlen, nicht bloß, die das religiöse Interesse vertreten, sondern die auch, was ja nicht zu übersehen wäre, dem bürgerlichen Leben gelten, die gewerbliche Gegenstände behandeln und, so viel möglich, jedem Handwerker von Nutzen seyn können. Dazu muß das lebendige Wort treten. Da wäre die Gelegenheit günstig, die Religion, als die Grundlage des Volks- und Menschenglückes, wieder anzubauen und den Herzen nahe zu bringen, wie überhaupt auf alle Lebensverhältnisse einzugehen, die den Gesellen berühren, und deren Besprechung ihm von überaus großem Interesse seyn müßte. Wenn man einestheils dahin zu wirken hätte, die jungen Leute mit nützlichen und angenehmen Kenntnissen aus allen ihnen zugänglichen und passenden Gebieten des Wissens zu bereichern: würde man von der andern Seite sie warnen, führen und leiten können auf den Wegen, die sie gegenwärtig wandeln. Erfahrung und Beispiel würde eindringlicher durch das lebendige Wort wirken. Klar und unablässig könnte man ihnen ihren wahren Beruf, ihr rechtes Lebensziel vor Augen halten, wie die Mittel besprechen, dieß Ziel auf die sicherste Weise zu erreichen. Tüchtige Bürger sollen sie werden, zu tüchtigen Bürgern muß

man sie erziehen. Ein tüchtiger Bürger muß ein tüchtiger Christ und ein tüchtiger Geschäftsmann seyn; nun, dann muß man der betreffenden Jugend wenigstens in soweit zur Hand gehen, daß sie beides werden können. Tüchtige Bürger gedeihen aber nur in einem tüchtigen Familienleben. Wenn das für unsere Jugend anderwärts fehlt, und daß es fehlt, wissen wir Alle sehr gut, dann suchen wir unsern jungen Leuten durch einen solchen Verein wenigstens annähernd die Vortheile zu gewähren, und darauf mit allen Kräften hinzuwirken, daß diejenigen, welche sich um uns schaaren, einst eine bessere, an Leib und Seele gesündere Generation in besserm Familienleben erziehen."

Also der Gründer des Vereins in seiner Broschüre: „Der Gesellenverein." Man sieht: hier handelt es sich nicht um eitles Wortgefecht, nicht um Befriedigung der heutigen, leider spezifisch deutschen Nothdurft des Schwatzens und Redenhaltens, sondern um Ausführung durch und durch praktischen Zweckes. Die oben genannte Broschüre trägt ein Motto, welches mit colossalen Lettern allenthalben angeschrieben stehen sollte, wo sogenannte katholische Vereine ihre Sitzungen halten: „Thätige Liebe heilt alle Wunden, bloße Worte mehren nur den Schmerz." Dann unterscheidet sich dieser Gesellenverein auch noch durch ein anderes, höchst wichtiges Moment von andern Gebilden des nach corporativen Gestaltungen strebenden Zeitgeistes. Ein meistentheils gar nicht bemerkter oder doch nicht gehörig gewürdigter Unterschied liegt in dem Verhältnisse jedes Vereins zum Vorstande. — In dem spezifisch demokratischen Vereine steht der Obere, Vorstand, Präsident, oder wie er sonst heißen möge (denn der Name thut hier, wie meist überall, nichts zur Sache), von vorn herein auf dem Niveau der übrigen Mitglieder; er ist nur um der Ordnung willen und zur Besorgung gewisser Geschäfte von der Gesellschaft, für die Gesellschaft und zu dem Zwecke erwählt, die Gesellschaft und ihre Interessen

zu repräsentiren. In der Idee eines katholischen Vereins liegt es dagegen, den Obern als eine höhere, von Gott gesetzte oder gesendete Macht anzusehen, welche nicht die unter ihm stehende Gesellschaft, oder deren Weisheit und Wissen, sondern den Willen Gottes repräsentirt; sei es, daß diese höhere Bedeutung sich an die Idee des Amtes des Obern, oder an die Eigenschaften und die höhere Befähigung knüpft, welche der Träger dieses Amtes zu demselben mitbringt. Der Abt eines Klosters z. B. ist an sich dasselbe, was seine Brüder sind, aber kraft seines Amtes ist er Gottes Stellvertreter; dagegen ist der Pfarrer schon als Priester, Lehrer, Verkündiger des göttlichen Wortes und Ausspender der Sacramente mehr als jedes einzelne Glied seiner Gemeinde. — Ein Verein, dessen Mitglieder sich gegenseitig an den Reden ergötzen, die einzelne, aus der Mitte der Gesellschaft heraus auftretende Mitglieder halten, welche dazu befähigt sind oder befähigt zu seyn glauben, oder auch durch den Applaus der Uebrigen als befähigt anerkannt werden, ist, wie er sich auch nennen, und wie löblich er sonst in seinen Zwecken und Mitteln seyn möge, in seiner Wurzel und in dem Kerne seines Wesens demokratisch. Da nun aber, nach dem allbekannten biblischen Ausspruche: ein Blinder nicht des andern Leiter seyn kann, so leuchtet es ein, daß mit dieser Schule des wechselseitigen Unterrichts dem deutschen Gesellenwesen wenig geholfen wäre. Es müssen sich andere, höher als dieses selbst stehende Persönlichkeiten des Handwerkers annehmen, ihn von den Leiden seiner Stellung zu erlösen.

„Und wer soll denn der Sache sich besonders annehmen? Kein Anderer als, wie schon gesagt, der Klerus, der aus dem Volke stammt, und nun einmal von Gottes- und Rechtswegen den Beruf hat, wie das Christenthum auszubreiten in der Welt, mit demselben auch das Volk erziehend ganz zu durchdringen. Auch kennt der Klerus das Volk

am besten, soll es wenigstens kennen; er ist persönlich unabhängiger, als irgend ein anderer Stand, und kann sich deßhalb seinem Amte auch mit einer persönlichen Hingebung und Aufopferung widmen, wie kein anderer. Ja, der Geistliche ist der geborne Volkserzieher, er kann und soll auf dieß wichtigste aller möglichen Aemter nicht verzichten. Ihm kommt deßhalb auch das Volk da, wo er sich ihm nur nähert, mit seltenem Vertrauen entgegen, und übt er mit sorgender Liebe sein Amt, stehen ihm Aller Herzen offen. Wenn das Volk sich aber vernachlässigt, ungeliebt sieht, nun, dann wendet es auch sein Herz ab, nicht ohne einen gewissen Groll dem nachzutragen, von dem es so gern geliebt wäre. Wenn in neuester Zeit da und dort das Volk dem Geistlichen abgeneigt sich erwiesen, ich meine das eigene Volk (das andere wird gehetzt), und gar Befürchtungen laut wurden, die Aergeres in Aussicht stellten, mag das allerdings zum großen Theile einem Geiste zugeschrieben werden, der in ihm seinen gebornen Feind erkennt und der gar zu gern herrschen möchte: doch ist andererseits nicht zu läugnen, daß auch manche Geistliche sich dem Volke zu sehr entzogen, wenn nicht entfremdet haben. Wir sind bei einem Zeitpunkte indeß angekommen, wo wir alle allenfallsige Schuld beim Volke austilgen müssen, alte Scharten auswetzen, altes uns zugehöriges Terrain wieder erobern, soll nicht bald Gericht über uns gehalten werden. Lautere, hingebende, alle Verhältnisse umfassende und durchdringende Liebe muß wieder zu Felde ziehen, sie wird die Welt erobern. In unserm Falle kann und muß ich deßhalb an den Klerus weisen. Er wird dem Unternehmen Halt und Würde geben, er wird für seine Dauer und für sein Gedeihen bürgen, wie andererseits er am leichtesten die Idee rein bewahren und vor schädlichen Auswüchsen verhindern kann. Ich wage nicht von der größern Arbeit zu reden, aus Furcht zu beleidigen, noch die Schwierigkeiten schon jetzt in den Weg zu werfen, die sich wahrscheinlich darbieten werden, besorgt, einen Muth in Zweifel

zu ziehen, der den Stand auszeichnen soll und von jeher ausgezeichnet hat. Nein, ich glaube nur nach Oben weisen und an die Aufgabe des herrlichsten Berufs unter Gottes Sonne appelliren zu dürfen, um das Nöthige gesagt zu haben. Was nun noch die **Leitung** des Vereins betrifft, die Art und Weise, mit den Leuten umzugehen, die angegebenen Gegenstände zu behandeln, den Aufenthalt im Vereinslokal angenehm, anziehend und dadurch wirksam zu machen, wird Jeder leicht begreifen, daß eben davon sehr viel abhängt. Um deßwillen müßte das aber nicht bloß Gegenstand gelegentlicher Beobachtung, sondern geradezu des ernstesten, aufmerksamsten Studiums seyn. Nun ja! Mancher hat seine Freude an großen und kleinen Thieren, Mancher wendet bedeutende Sorgfalt auf die Kenntniß von Kräutern und Blumen, Andere pflegen Umgang mit den Sternen, noch Andere spekuliren auf andere Dinge, die vielleicht noch weniger werth sind. Darin mag nun an sich nichts Böses liegen, aber sich mit dem Nebenmenschen da, mit seinem Wohl und Weh befassen, und in seiner Behandlung eine gewisse Virtuosität erwerben, gilt doch unendlich mehr; und Etwas unter den edelsten Geschöpfen Gottes, die endlich gerade so viel werth sind, wie wir, weiß Gott, oft noch mehr, bessern, ist doch ohne Vergleich größer, als alles Wissen der Erde bloß besitzen. Ein Mehreres über die Art und Weise, mit den Leuten zu verkehren, behalte ich mir im Falle vor, daß diese **Anregung**, und mehr soll es nicht seyn, wirklich Anklang findet und man meine Meinung wünscht. Wer es besser weiß, dem höre ich mit Freude zu."

Auch wir wollten hier zuvörderst nur **anregend** auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die der weiteren Entwickelung eben so fähig als bedürftig ist, jedenfalls aber das höchste Interesse jedes redlichen und wohlgesinnten Katholiken in Anspruch nimmt. Wir werden mehr als einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen.

III.

Cardinal Gerdil.

II.

Gerdil Lehrer der Theologie und Erzieher des Prinzen von Piemont. Seine pädagogischen Grundsätze. Fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit.

Karl Emanuel III. von Sardinien (1736 bis 1773) war einer der thätigsten Fürsten seiner Zeit. Hatte die Macht des Hauses Savoyen schon seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, und namentlich seit 1735, sich beträchtlich erweitert, so erlangte Karl Emanuel noch bedeutendere Vortheile seit 1748. Als Bundesgenosse der Maria Theresia war er selbst zu Felde gezogen und hatte mehrere Siege über die spanischen Heere erfochten. Vermählt mit der Schwester des Herzogs Franz Stephan von Lothringen ward er enger mit Oesterreich verbunden, und verfolgte so eine von der Amadeus II. ganz verschiedene Politik. Soviel es nur immer die Unruhe seiner Zeit ihm gestattete, suchte er Wissenschaft und Kunst eifrig zu fördern, und darum strebte er auch in Turin viele trefflichen Talente um seinen Thron zu versammeln. Gerdil, dessen segenreiches Wirken dem Könige nicht entgangen

war, genoß am Hofe eine hohe Achtung und ein ehrendes Vertrauen.

Nachdem er bereits mehrere Jahre in Turin Moralphilosophie gelehrt, wurde er im Jahre 1754 zum Professor der Moraltheologie ernannt. In seiner Antrittsrede *) sprach er von seinen Leistungen mit einer eben so natürlichen, als gewinnenden Bescheidenheit, desto mehr aber von den Verdiensten seines Vorgängers, Mich. Casati, der Bischof von Monregali geworden war. Sein hoher Gönner, Benedikt XIV., dem er diese Rede, wie die meisten seiner früheren Schriften, übersandte, dankte ihm in einem wahrhaft väterlichen Schreiben vom 11. Jan. 1755. Strenge und erfüllt vom ernsten Geiste des Evangeliums trat Gerdil dem damals auf vielen Akademien herrschenden Laxismus entgegen; obschon aber seinem ganzen Charakter nach weniger zur Milde geneigt, als sein Zeitgenosse Liguori, hielt er sich dennoch von einer zu großen Härte mit besonnener Mäßigung ferne. Die heitere Ruhe seines klaren Geistes gab ihm jene Entschiedenheit und Festigkeit, die in seinen Worten, wie in seinen Schriften treu sich ausprägte; aber nie hat man eitlen Wissensstolz und vornehmes Absprechen über streitige Fragen an ihm bemerkt. Seine philosophischen Studien, für die er besondere Neigung hegte, setzte er auch hier noch fort und immer mit großem Erfolge. Auch im Auslande blieben seine literarischen Verdienste nicht ohne Anerkennung; Mairan und selbst d'Alembert (letzterer in zwei Schreiben vom 26. Juli 1754 und vom 4. Oct. 1755) rühmten namentlich seine

---

*) Oratio de causis academicarum disputationum in theol. moralem inductarum 1754. Opp. Tom. XVI. — Seine erst nach seinem Tode gedruckten Vorlesungen über philosophische Ethik finden sich im VI. Bd. der röm. Ausg., die über theologische Moral füllen den XVI. bis XVIII. Band.

physikalischen und mathematischen Schriften; Lami, Bianchi, Zanotti und Bottari, sowie später Abbé Mauez, nachher Cardinal, zeigten sich als besondere Verehrer seiner Werke. Der Protestant Brucker benützte in seiner „Geschichte der Philosophie“ Gerdil's Untersuchungen über die jonische und pythagoräische Schule, die in seinem größeren, schon früher besprochenen Werke: Introduzione allo studio della religione, sich finden, mit rühmender Erwähnung des gelehrten Barnabiten. Später aber mußte dieser gegen die Behauptungen des genannten Gelehrten sich erheben, es sei in seinem Sinne die Emanationstheorie fast gar nicht von der christlichen Creationslehre verschieden, und erstere finde sich bei vielen Kirchenvätern vertreten, was er in einem sehr wohlwollenden Schreiben aus Turin vom 7. August 1769 that, dessen einfacher und wohlbegründeter Darlegung auch der deutsche Protestant seine Anerkennung nicht zu versagen im Stande war.

Der Einfluß Gerdil's in Turin ward nun immer bedeutender; nie aber hat er ihn mißbraucht. Er galt für das Orakel des Hofes, wie des Erzbischofs; aber er blieb stets derselbe demüthige Ordensmann. Er wurde in kurzer Zeit Sekretär der Hofakademie, die der Herzog Viktor Amadeus um sich versammelte, dann erzbischöflicher Theolog und Consultor des Cardinals delle Lancie, sowie Provinzial der Barnabiten in Savoyen und Piemont. Schon wollte man ihn zum General seines Ordens erwählen; aber der Plan ward dadurch vereitelt, daß ihm auf Anrathen Benedikts XIV., der sich seiner immer noch mit großer Liebe erinnerte, die Erziehung des Prinzen von Piemont, Enkel des Königs, anvertraut wurde. Hier wirkte er mit dem gesegnetsten Erfolg, ohne sein zurückgezogenes Leben aufzugeben, das er selbst am Hofe beizubehalten verstand. Die Einkünfte einer reichen Abtei, die der König ihm übertrug, floßen zum größten Theile den Armen zu. Mit Umsicht und Liebe leitete er die Erzie-

hung des Prinzen, der nachher als Karl Emmanuel IV. den Thron bestieg; nicht mit Unrecht konnte man von ihm sagen, er habe das Wissen und die Gewandtheit eines Bossuet mit der Liebe und Sanftmuth seines Landsmannes, des heil. Franz von Sales, vereint.

Das wichtige Geschäft eines Erziehers am Hofe gab dem unermüdlichen Gerdil nur Anlaß, seine Studien noch weiter auszudehnen, und so verdanken wir dieser Epoche seines Lebens eine Reihe trefflicher Schriften, meist pädagogischen Inhalts. Da er nicht für alle Gegenstände die passenden Lehrbücher vorfand, wie sie der Prinz zu bedürfen schien, so verfaßte er selbst zunächst zu dessen Gebrauche eine kurze Logik in lateinischer Sprache, die sich durch Präcision und leichtfaßliche Entwicklung sehr empfiehlt, eine Geometrie nach Euklid's Elementen, eine Geschichte der Philosophie bis auf Wolff († 1754), ferner eine Abhandlung über die allgemeinen Principien der Metaphysik, seine „Gedanken über die Pflichten der verschiedenen Stände", sowie „über den Ursprung der Souverainetät und die Pflichten der Souveraine", eine Einleitung in die Institutionen Justinian's, ein historisches Gemälde des römischen Kaiserthums, und endlich einen kurzen Abriß der Geschichte des Hauses Savoyen, nebst einer Schilderung der Zeit Ludwig's XV. Alle diese Schriften waren durchaus ihrem Zwecke entsprechend. Sorgfältig überwachte und regelte er die Lektüre seines fürstlichen Zöglings, er verstand es vollkommen, für das wahrhaft Edle und Schöne ihm Sinn und Geschmack beizubringen. Er ließ ihn die heil. Geschichte, besonders das Evangelium lesen, und erklärte es mit Wärme und Eifer; aber auch die Profanstudien, namentlich die Geschichte, wußte er mit einem christlichen Geiste zu durchdringen. Die Politique sacrée und die Universalgeschichte von Bossuet wurden dem Prinzen besonders theuer. Auch in den alten und modernen Classikern fand Gerdil

stets das, was auf Geist und Herz gleichmäßig einwirkt; Alles bezog er auf das höchste Ziel des Menschen überhaupt, und zeigte es in seiner näheren oder entfernteren Beziehung zu der wichtigen Aufgabe eines Regenten, von dem das Wohl oder Wehe von so viel Tausenden abhängt.

Wir besitzen noch den von Gerdil befolgten Studienplan, den er zum Theil nach einem älteren Entwurfe des trefflichen Marquis Trivié de Fleuri gefertigt hatte, und der bis in's kleinste Detail die Lehrgegenstände und Lehrbücher bestimmt; überall zeigt sich der richtige Takt des erfahrnen und geistvollen Erziehers. Noch ein anderer plan des études pour un jeune Seigneur findet sich unter seinen Werken, worin er die Wichtigkeit der ersten Jahre der Erziehung, den Zusammenhang der letzteren mit dem Unterricht und den Zweck, nicht sowohl den Geist auszuschmücken (orner), als ihn zu bilden (former), scharf hervorhebt. Die Frucht des Unterrichts, sagt er, hängt mehr von der Art des Erlernens ab, als von dem Gegenstande, den der Schüler erlernen soll. Was hilft es, der Jugend Grammatik und Stylistik, Geschichte und Mythologie, Chronologie und Geographie, Mathematik und Physik, Metaphysik und Moral, Natur- und Civilrecht vorzutragen, wenn sie nicht in Allem eine lebendige Anschauung und eine angemessene Uebung erhält? Von erstaunlichem Werthe in der Gesellschaft ist die Gabe der Rede; und doch wird auf ihre Pflege viel zu wenig Sorge verwendet. Schon die Sprachen lernt man durch Regeln, durch Beispiele und Uebung; das longum iter per praecepta, wie Quintilian sich ausdrückt, muß vielmöglich abgekürzt und mit anziehenden Uebungen verbunden werden; Eines ohne das Andere ist ungenügend. Die Richtigkeit des Ausdrucks steht mit der des Gedankens in engster Verbindung; die Grammatik muß vorbereiten auf die Logik; diese selbst darf nicht blos in dürren, abstrakten Regeln behandelt werden,

auch sie will geübt seyn. Man lasse den Schüler der Grammatik schriftlich und mündlich übersetzen, ihn nach einiger Zeit das früher Geschriebene aus dem Gedächtnisse wieder aufzeichnen; man übe sein Gedächtniß, ohne es zu ermüden, wecke dabei die erkennende Thätigkeit, beginne die leichteren Stylübungen nicht zu spät, gewöhne den Knaben früh an das Einfache und Natürliche, flöße ihm Liebe zu einer belehrenden und erhebenden, Abscheu vor jeder geisttödtenden und gefährlichen Lektüre ein, und wirke, besonders beim Vortrag der Geschichte, auf das Gemüth nicht minder als auf den Verstand. Ein Hauptvortheil der von den Neueren mit Unrecht mißachteten Dialektik ist, daß das Urtheil gebildet, geschärft und normirt wird, von Gründen seine Bestimmung erhält, nicht von Launen und Affekten, daß die Ideen klar gefaßt und richtig verbunden werden, und der analysirende und prüfende Geist jedes falsche Raisonnement leicht durchschaut, so daß man nicht nur mit richtigem Sinn das Unrichtige fühlt, sondern principiell erkennt. Die Metaphysik, der passend eine Geschichte der Philosophie voraus oder zur Seite geht, ist der Feuerherd, von dem die Strahlen ausgehen, welche alle Sphären des Wissens erhellen; weil der erhabenste und schwierigste Theil der Philosophie, ist sie am meisten dem Mißbrauch ausgesetzt, wenn Unberufene sie handhaben. Sie ist für den Geist, was Poesie und Malerei für den Geschmack; man ist hier gar nichts, wenn man nichts Ausgezeichnetes seyn kann. Daher ist sie der Jugend sorgfältig und schrittweise vorzutragen, in einer vom Leichtern immer mehr zum Schwierigeren übergehenden Entwicklung, was auch von andern Disciplinen als Regel gelten muß.

So wenig aber ein Edikt des Prätors — so äußert sich Gerdil in einer akademischen Rede über den gelehrten Unterricht — schon eine volle Gesetzgebung und ein System derselben gibt, so wenig schließt ein auch noch so gut entworfe-

ner Studienplan schon die ganze Methode der Erziehung und Bildung ein, und so wenig ist er für sich genügend, die wichtigen Interessen der menschlichen Gesellschaft zu wahren. Wie Gesetze, die nicht in's Leben übergehen, ohne Wirkung und Frucht bleiben: so sind alle Projekte und Entwürfe über Volksbildung sowohl, als über höhere Studien ohne Werth, wenn sie die Kraft nicht haben, dem Leben sich einzuverleiben und aus ihm sich wieder herauszuprägen, wenn sie nicht begleitet sind von der Mitwirkung aller höheren, die Menschheit geistig anregenden Potenzen, die praktisch eingreifen in die Entfaltung des jugendlichen Geistes und unvermerkt, als wie sich von selbst verstehend, dort Gestalt und Geltung gewinnen. Eine pur menschliche Politik reicht nie hinan, den wahren Zweck der Erziehung zu verwirklichen, und nur die Mittel der Religion können ihn erreichen. Aber auch im Studienwesen für sich hat man durch zahllose Reformpläne viel verdorben. Bald wollte man die studierende Jugend erleichtern und von der Last allzu trockener Gegenstände sie befreien, nur das Anmuthige des Wissens ihr zeigen; bald faßte man nur das praktisch Nützliche und für den Broderwerb Ersprießliche in's Auge, forderte Förderung der Industrie von Allen durch gleich ausgedehnte physikalische, mathematische und naturhistorische Studien für Alle; bald wollte man nur das momentan Glänzende, das Großartige und Effektvolle, und das für Alle ohne Unterschied; bald wollte man wieder der Jugend alles Mögliche aufbürden und einen Wust von Einzelkenntnissen ohne Rücksicht auf die Fassungskräfte der Lernenden in den Kopf hineinbringen. Allein was die Leichtigkeit angeht, so ist die leichtere Methode nicht stets die bessere. Sonst wurden nach schwierigeren Methoden weit gründlichere Gelehrte gebildet, als jetzt bei deren Erleichterung. Man muß nicht nur den Schülern die gehörigen Elementarkenntnisse über verschiedene Dinge verschaffen, die für sie nothwen-

dig und nützlich sind, besonders in Anbetracht ihrer Bestimmung und ihres Berufes, sondern auch die geistigen Fähigkeiten wecken, üben und entwickeln, so daß sie nicht allein das Aufgegebene erlernen, sondern auch die Kunst, von sich selbst zu lernen und aus sich selbst thätig zu seyn. Beides ist nicht immer vereint, daher die pulchra species cerebrum non habens. Die leichte Tinktur des Wissens, die nicht in das Innere gedrungen, nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, mehrt die Zahl der Halbwisser, nährt einen thörichten Dünkel und wird so eine Pest für die Gesellschaft und zur Corruption des wahren Wissens. Darum ist auch die Beschleunigung und Häufung der Studien, sowie der allzurasche Uebergang von einer Disciplin zur anderen durchaus verderblich. Der Jugend muß vielmehr Liebe zu anhaltenden und anstrengenden Studien eingeflößt werden; ohne daß man den Weg zur Wissenschaft erschwert, kann man ihr aus Anstrengung Vergnügen bereiten. Denn die größte Befriedigung findet der Menschengeist im Uebersteigen der Hindernisse, die dem unersättlichen Wissensdrang sich entgegenstellen. Was das Weitere betrifft, so hat der Lehrer jede pedantische Einseitigkeit sorgfältig zu vermeiden. Baco vergleicht die bloßen Empiriker mit den Ameisen, die reinen Theoretiker mit den Fröschen, die wahren Gelehrten mit den Bienen. Je mehr der Geist seine Schwungkraft übt, desto höher kann er sich erheben. Alles nur auf das Interesse des Lebens und den materiellen Nutzen zu beziehen, ist eine Verkehrtheit; die Theorie ist darum noch nicht schlecht, weil ich keine Suppe oder kein Brod dafür erhalte; aber eine Theorie, die das wirkliche Leben normiren will, darf nicht mit dessen nothwendiger Entwicklung in Widerspruch stehen, nicht an Unausführbarkeit leiden; sie muß ein erreichbares und reelles Gut den Menschen bringen, oder ein entfernbares und wahres Uebel verscheuchen. Hätte ein Newton nur das rein

Praktische gesucht, er hätte jene Entdeckungen nicht gemacht, zu denen seine Theorie den Anstoß gab. Eben sowenig aber, als man durch den Schein des Wissens trügerische Effekte hervorzaubern soll, darf auch der Geist ermüdet und überhäuft werden; Eines nach dem Anderen; Eines aus dem Anderen und durch das Andere; das ist der Weg, der zur wahren wissenschaftlichen Bildung führt. Sollen nun auch nicht alle studierenden Jünglinge wirkliche Gelehrte werden, so muß doch jedem durch den Unterricht der Weg und die Mittel gezeigt werden, wie er es werden kann, und Jeder soll wenigstens die Stufe erreichen, auf der er allen Vorkommnissen seines speziellen Berufes völlig gewachsen seyn kann.

So dachte Gerdil über den gelehrten Unterricht und die Erziehung. Die wenigen hier gegebenen Sätze können zeigen, wie klar und richtig hierin sein Blick war. Seinen feinen Lebenstakt zeigt auch noch eine erst nach seinem Tode publicirte Schrift, die er aus Auftrag des Königs für eine Prinzessin von Sardinien verfaßte, welche die Gattin des Grafen von Provence, Prinzen von Frankreich, ward. Diese Regles de conduite pour une princesse épouse vereinen eine ächt christliche Weisheit und eine durchaus freimüthige Sprache mit der umsichtigsten und zartesten Delikatesse. Der Erfolg aber, den Gerdil als Erzieher des Prinzen Karl Emmanuel fand, war von der Art, daß selten noch in einem ähnlichen Falle ihn ein Anderer erreichte. Die Zuneigung seines Zöglings zu dem erfahrenen Lehrer war so groß, daß jener auch als König noch ihn wie seinen Vater behandelte. Ging der junge König mit dem greisen Gerdil auf und nieder, so mußte dieser stets zu seiner Rechten gehen; als die Höflinge einst darüber sich zu wundern schienen, sprach Karl Emmanuel: „Seht einen Sohn, der mit seinem Vater geht!“ In den Wissenschaften machte der Prinz treffliche Fortschritte;

aber mit der Bildung des Geistes hielt die des Herzens gleichen Schritt. Harte Prüfungen harrten seiner, als er nach dem Tode Viktor Amadeus III. im Jahre 1796 den Thron bestieg. Sein Herz blutete über die Leiden seines Volkes, und als er sich außer Stand sah, zu helfen und gegen das übermüthige Frankreich sich zu schirmen, überließ er seinem Bruder Viktor Emmanuel, Herzog von Aosta, den Thron (1802). Er selbst ging nach Rom, um den Rest seines Lebens dort Gott allein zu weihen. Später trat er in die von Pius VII. wieder hergestellte Gesellschaft Jesu, als deren Mitglied er im Jahre 1819 zu Rom sein Leben sanft und heiter beschloß. Sein Volk hatte ihn lange noch in dankbarem Andenken. Pacca erzählt *), daß, als Pius VII. durch Sardinien nach Frankreich deportirt ward, das dortige Volk, in der Vermuthung, auch Karl Emmanuel werde dahin gebracht, beständig fragte: „Wo ist unser König?" — begierig, ihn wieder zu sehen, ihm seine unwandelbare Liebe und Anhänglichkeit zu bezeugen.

Bei diesem Lebensabschnitte Gerdil's müssen wir noch einiger seiner Schriften gedenken, die einen ausgedehnten Beifall gefunden haben. Dahin gehört besonders sein Anti-Emil oder Reflexionen über die Theorie und Praxis der Erziehung gegen die Principien des J. J. Rousseau, zuerst in Turin 1763 gedruckt und bald darnach in das Englische übertragen. Rousseau selbst äußerte, von allen gegen ihn erschienenen Schriften verdiene diese allein gelesen zu werden. Diese Schrift empfiehlt sich besonders durch eine ebenso klare als anmuthige Darstellung. Wie die Theorie vom Contract social, bemerkt Gerdil, auf den gänzlichen Umsturz der bürgerlichen Ordnung hinzielt, so beabsichtigt die Erziehungslehre im Emil die Vorbereitung auf diesen Umsturz mittelst einer totalen

---

*) Pacca Memorie storiche. T. I. Parte II. Cap. 1 et 2.

Umwälzung in dem Denken und in den Anschauungen der Menschen. Wohl können Jean Jacque's legislative Ideen nie zur Wirklichkeit werden, aber seine pädagogischen Grundsätze können einem großen Theile der Menschheit eine Richtung geben, die sie zwar nicht dahin, wohin Rousseau will, aber doch weit genug von ihrem wahren Ziele abführen muß. Der Genfer Philosoph wird damit noch keine Wilden für jetzt hervorbringen, aber schlechte Christen und schlechte Bürger, und die Herrschaft des rohen Egoismus. Ihn zu widerlegen wäre keine bedeutende Arbeit; wichtiger ist, von seinen Irrthümern Anlaß zu nehmen, richtige Begriffe und gründliche Ansichten zu verbreiten *). Die falschen Principien Rousseau's, zum Theil aus Locke's Abhandlung über die Er-

---

*) Besonders beachtenswerth ist folgende Stelle in der Einleitung zu den Reflexionen (T. I.): M. Rousseau connait le goût de son siécle; il sait ce que vaut la force, l'énergie de l'expression. Menace-t-il l'Europe d'une prochaine destruction? L'Oracle est prêt à s'accomplir. L'Europe est sur le point d'être habitée par des bêtes féroces; elle n'aura guère changé d'habitans. M. R. n'ignore pas, que tant d'honnêtes gens, avec qui il a vécu, ne sont ni des ours ni des loups; mais une pensée neuve, hardie, saillante fait tout autre effet, que la froide monotonie de la raison. Ce n'est guère aujourd'hui ni la régularité du plan, ni la correction ou pour mieux dire la verité du dessein, ni la justesse des proportions, qui décide, à l'égard de bien de gens, de la bonté d'un ouvrage; c'est surtout le brillant du colorit. Un lecteur frappé d'un de ces traits fiers et pathétiques, qui étonnent l'imagination, qui pénétrent l'ame et qui l'enlevent, souffrira-t-il patiemment, qu'on vienne lui prouver, que ce qui l'enchante, n'est qu'une illusion, et qu'il a tort d'applaudir à ce qui le flatte si agréablement? — Nach Confess. VIII, 225 will der Genfer Philosoph zwanzig Jahre über seinem damals fast abgöttisch verehrten Emile meditirt haben.

ziehung entnommen, widersprechen nicht nur der Religion, sondern allen Gesetzen und Zuständen des wirklichen Lebens, betrachten den Menschen nur in abstracto und als bloßes Individuum, ohne Stellung in und zu der Gesellschaft, und verkennen die Natur des Menschen, die dermaßen social ist, daß ein ganz isolirter Mensch gar nicht mehr für den ächten Menschen der Natur gelten kann. Ebenso verläugnen sie die fehlerhaften und ungeordneten Neigungen, die Abnormität und Ungleichheit in der Natur des Menschen, die alle alten Philosophen erkannten und die von der allgemeinen Erfahrung bezeugt werden. Gerdil benützt hier sein ganzes, reiches Wissen, naturgeschichtliche Thatsachen, Berichte der Reisebeschreiber, und entwickelt dann sehr treffend, wie die Erziehung zugleich den Menschen und den Bürger herausbilden kann. Alles ist im Universum verbunden; daher die Lage und Bestimmung der Dinge nicht allein von ihrer inneren Constitution abhängt, sondern auch von den Beziehungen der Aktion und Reaktion, die sie mit den sie umgebenden Objekten verknüpfen. Wird die Communikation der einzelnen Theile der Welt untereinander unterbrochen, so werden sie entstellt und ihrer Natur entkleidet; Alles ist Theil des Ganzen; und strebt zum Ganzen; das ist das Werk der Providenz. Wie aber in der physischen Welt die Körper ihre Aktivität verlieren, sobald sie herausgerissen werden aus den sie wechselseitig verbindenden Beziehungen und Verhältnissen, so können auch in der moralischen Welt die intelligenten und freien Wesen nicht die sie unter einander verknüpfenden Bande zerreißen, ohne ihre Natur zu entstellen und sich der Ausübung ihrer edelsten Thätigkeiten zu berauben, die aus ihren Verhältnissen zu anderen Wesen ihrer Art, deren sie bedürfen, aus ihren Pflichten und Rechten hervorgehen. Die moralische Welt ist aber nichts anderes, als die sociale Ordnung. Wird also der Mensch zum Menschen gebildet, so

wird er damit auch für die sociale Ordnung erzogen, und Eines kann nicht ohne das Andere bestehen. Erzieht man den Menschen als solchen, so muß man seine Vernunft ausbilden, durch die der Mensch erst Mensch ist. Die Vernunft aber ist social von Natur aus. Ebenso wie die eng mit der Vernunft verkettete Sprache, setzt auch das tief im Innern des Menschen liegende Ehrgefühl seine Bestimmung für die Gesellschaft voraus; der Sinn für Ordnung, der allenthalben in noch nicht ganz entarteten Individuen sich regt, erweiset das Vorhandenseyn eines innern Dranges nach Vereinigung. Wohlwollen, Nutzen und Furcht treten nur hinzu als untergeordnete Beweggründe. Da dem Menschen der feine thierische Instinkt abgeht, und er ohne die Vernunft keine hinreichende Schutzwaffe und keine ausreichende Kraft für alle Bedürfnisse und Begegnisse seines animalen Lebens hat: so läßt sich kein wahrer Naturzustand denken ohne die Entwicklung der menschlichen Vernunft, welche die Societät fordert; und selbst diese Vernunftentwicklung, wenn sie auch ohne Gesellschaft und außer derselben möglich wäre, würde immer ungenügend bleiben für die Befriedigung seiner Bedürfnisse, träte nicht das wirkliche sociale Leben hinzu mit seinen Consequenzen: Gesetz und Autorität. Weil die Socialität Ordnung, diese aber Dependenz erheischt: so ist die Ungleichheit und relative Abhängigkeit der Menschen die naturnothwendige Folge der ersteren und so unvermeidlich, daß sie selbst in der Theorie vom Socialcontrakt nicht beseitigt oder ausgeschlossen werden kann. Eine weitere haltlose Annahme Rousseau's ist die, daß Kinder vor fünfzehn Jahren noch nichts Gutes und Böses unterscheiden, und keine Vorstellung von Gott als reinem Geistwesen fassen könnten. Dagegen zeigt Gerdil in einem populären Gespräche, wie man recht gut zu dem Kinde von Gott reden könne, ohne daß dieses Gott sich anthropomorphitisch denken muß, und wie leicht auch das Kind den

Unterschied zwischen Gut und Bös erfaßt. Im Ganzen enthält diese Schrift eben soviel schöne und erhabene Stellen, als klare und schlagende Beweise, wie denn Gerdil überhaupt stets die bündigsten und kräftigsten Argumente zu finden und mit Geschick aneinanderzureihen verstand. So energisch er auch die gefährlichen Grundsätze der neuen Schule bestreitet, so gemäßigt ist hier sein Urtheil; darum konnte er sich auch im Jahre 1763 gegen einen Artikel des Journal encyclopédique dahin aussprechen, daß andere Urtheile, wie namentlich das der Sorbonne und das des Erzbischofs von Paris, noch weit härter und schärfer gegen Rousseau's Erziehungslehre aufgetreten waren.

Nicht minder anziehend ist seine Schrift über den Luxus *), sowie die über den Ursprung der Souve rainetät **). Der Luxus ist ihm ein Uebermaß von Weichlichkeit, das dem gesunden Gebrauch und der Bestimmung der natürlichen Kräfte des Menschen entgegen ist, sowie ein Aufwand, der über das den einzelnen Ständen und Rangklassen der Gesellschaft Zukommende, oder aber über deren Vermögen und Einkommen hinausgeht. Der Luxus, besonders als übermäßige Genußsucht, zerstört die Gesundheit, führt zu frühem Alter, schwächt den Muth, entkräftet den Geist und verschlechtert die Sitten, und wird darum eine Hauptursache des Verfalls und des Untergangs der Staaten. Lachende Aussichten gehen ihm voran, traurige Folgen aber kommen hinter ihm. Es ist unwahr,

*) Discours sur la nature et les effets du luxe, gegen Mélon's Essai politique sur le commerce gerichtet. Analog sind die Observations sur le VI. Tome de l'hist. philos. et polit. du commerce attribuée à M. Raynal. Letztere Schrift steht im zehnten Bande der römischen Ausgabe, die erstere im achten.

**) Sur l'origine de l'autorité souveraine. Turin 1799 besonders abgedruckt. (Opp. T. VII.)

daß die Vervollkommnung der Künste und die Veredlung des Lebens aus ihm folge; der größte Luxus kann oft mit der größten Barbarei zusammenfallen *). Die Vervollkommnung der Künste fordert die Richtung des Geistes auf das Große und Erhabene, und gerade diese erstickt der Luxus in seiner doppelten Bedeutung. Der moderne (Roccoco)-Styl, wie ihn die Bauten unserer, dem Luxus so ergebenen Zeit an sich tragen, kann nicht Anspruch machen auf hohe künstlerische Vollendung. Ferner setzt der Luxus eine übergroße Ungleichheit des Besitzes und Vermögens unter den Bürgern voraus, oder hilft sie herbeiführen, so daß, während ein Theil Alles im Ueberfluß hat, der andere darbt, die Zahl der Proprietäre abnimmt und die Aristokratie des Reichthums herrscht, die Journaliers und Proletarier sich mehren, so daß es mehr Arbeiter als Arbeit gibt, daher der Verdienst sich verringert, der Arbeitslohn herabgedrückt wird, endlich die Unzufriedenheit der größeren Mehrzahl immer mehr zu Tage tritt. Sonst strebte die Philosophie, die Vernunft gegen die Tyrannei der Leidenschaften zu schützen und stark zu machen; jetzt scheint sie nur dazu dienen zu sollen, dieselbe ganz an die Leidenschaft zu verrathen und auszuliefern. Es ist wahr, der Mensch läßt sich lebendiger und überraschender darstellen, wenn seine Seele von heftigen und stürmischen Leidenschaften erregt ist; aber nie zeigt er, wie auch Winkelmann bemerkt hat, so viel Größe und Würde, als wenn sie ruhig, fest und klar sich erweiset. Mit den traurigen Illusionen der Aufklärer werden die Wunden der Gesellschaft nicht geheilt; die Zügellosigkeit und unumschränkte Freiheit Aller macht Alle zu Sklaven **). Gegen die Demokratie streiten die ge-

---

*) Une nation peut être souverainement barbare et souverainement voluptueuse. (Opp. VIII. 240.)

**) Schön hat das Bossuet ausgedrückt (Politique tirée de l'Ecriture

wichtigsten Thatsachen. Das gemeine Volk wird in der Regel nur von dem berührt, was der Augenblick mit sich bringt; wenn es das Gute und das Richtige will, so kennt es dasselbe doch nur selten, und wenn es dasselbe auch kennt, so läßt es sich doch durch den nächsten Besten leicht daran irre machen. Das Volk ist schnell entschlossen, und übereilt sich in Beschlüssen; es geht augenblicklich von einem Extrem zum andern, ist schon darum untüchtig zum Regieren. In der reinen Demokratie ist das Volk Unterthan und Souverain zugleich; kollektiv Souverain, disjunktiv Unterthan. Ein allgemeiner Volkswille hat nie existirt; er ist eine leere Abstraktion; darum hat auch nie eine absolute Demokratie je dauernd bestanden.

Unter dem Namen des Volkes wollen Gottlose es beherrschen; da geht in Erfüllung, was in den Sprichwörtern geschrieben steht: Cum impii sumserint principatum, gemet populus. Nur eine von Gott gesetzte und als solche anerkannte Gewalt sichert das Gedeihen und den Bestand der Staaten; alle Macht ist von Oben gegeben; die Souveraine haben ihre Souverainetät, sei es mittelbar oder unmittelbar, von Gott.

Diese Gedanken führt Gerdil in den zwei genannten und in vielen andern seiner zahlreichen Schriften aus. Aber auch theologische Materien wurden von ihm behandelt. Die Philosophie führte ihn ja durchaus hin zur Religion. Die sogenannte Naturreligion — ein so sehr von den Deisten und Indifferentisten mißbrauchter Name — ist ihm eigentlich nur eine entfernte Disposition, ein erster Schritt zur wirklichen

---

Livre I. n. 5): Où tout le monde peut faire ce qu'il veut, nul ne fait ce qu'il veut; où il n'y a point de mâitre, tout le monde est mâitre; où tout le monde est mâitre, tout le monde est esclave.

positiven Religion hin, ein Fingerzeig Gottes durch die Vernunft mit der Aufforderung, seine Offenbarung zu suchen, eine Brücke und ein Uebergang zu ihr *). Die meisten Resultate der Philosophie sind negativ; die christliche Offenbarung erst gibt das wahrhaft Positive. Jene zeigt, was das Glück des Menschen nicht ist; diese stellt es dar nach seinem Wesen, nach seinem innern Gehalt und nach der Art, wie es zu erreichen ist. Mit einer Reihe kleinerer religiöser Schriften knüpfte Gerdil seine bisherigen, meist philosophischen Leistungen an das Gebiet der Theologie an. Seine „kurze Darlegung der Kennzeichen der wahren Religion" (Turin 1767) ward vom Cardinal delle Lancie, Erzbischof von Nikosia und Großalmosenier des Königs, allen Pfarrern seines Sprengels angelegentlich empfohlen. Dieses Werkchen beginnt mit einem kurzen Dialoge zwischen Lehrer und Schüler über die Nothwendigkeit der Religion zum Glück des Menschen, welcher die Einleitung bildet; die Abhandlung selbst schildert historisch den Fortschritt der göttlichen Offenbarung, und erweiset dann die Göttlichkeit des Christenthums aus geschichtlichen Thatsachen, sowie die wahre Kirche aus deren nothwendigen Charakteren, und schildert dann im Gegensatze dazu die falschen Richtungen außerhalb der Kirche. Verwandt ist dieser Abhandlung die andere sulla divinità della religione cristiana. Der genannte Cardinal war es auch, der Gerdil veranlaßte, Grundlinien über die Errichtung eines geistlichen Convictes zu schreiben, und der diese nachher selbst zu verwirklichen sich bemühte. Wie aber in den meisten seiner Schriften, ebenso wie der durchdringende Geist des Forschers, auch das tiefchristliche Gemüth des Ver-

---

*) Del modo di provare la necessità della rivelazione. Opp. XI. p. 12. 55.

fassers hervortritt: so konnte er ebenso erbauen als belehren, ebenso zur wahren Frömmigkeit anleiten, als zu gediegener Wissenschaft. Dieses zeigt sich namentlich in dem „Leben des seligen Alexander Sauli“, Bischofs von Aleria, dann von Pavia, des Apostels von Corsika (gest. 1592), der eine der ersten Zierden des gerade in seinem Geburtsjahre 1535 von Paul III. feierlich approbirten Barnabitenordens geworden war. In dieser französisch geschriebenen Lebensbeschreibung läßt sich die hohe Geistesweihe und Salbung Gerdil's erkennen, sowie seine innige Liebe zu der religiösen Congregation, der er mit unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit ergeben war.

Nachdem wir in diesen kurzen Umrissen die zwei ersten Lebensepochen dieses sonst so wenig gekannten Mannes dargestellt, wenden wir uns in den folgenden Blättern zu dem wichtigsten Theile seines Lebens und Wirkens, zu seinem Kampfe gegen die unseligen kirchlichen Neuerungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zu den letzten schweren Prüfungen, die er wenige Jahre vor seinem Tode erfuhr. Hier wird sich erst die volle Größe des ausgezeichneten Priesters enthüllen und der vielseitige Einfluß, den er auf die Angelegenheiten der Kirche gewonnen hat.

IV.

Anselm von Feuerbach und sein Wirken in Bayern.

Ein Zeit- und Charakter-Bild.

Zweiter Artikel.

Feuerbach und die religiösen Angelegenheiten in Bayern; die modern-protestantische Propaganda und der Presbyterial-Verfassungs-Streit; der Vater und seine Söhne; die Excellenz in Ansbach und König Ludwig.

Wir haben den Charakter des Mannes dargestellt — und er war und ist ein treues Spiegelbild für manchen Andern von derselben abnormen Stellung zum bayerischen Volke! — welcher, „an der Spitze der Opposition gegen die römischen Finsterlinge" und als Führer der protestantischen Propaganda in Bayern, bereits den unheilvollsten Einfluß gegen die heiligsten Interessen des katholischen Volkes hatte üben können und dürfen. Seitdem „die wärmsten Katholiken" zu Landshut dem verlassenen Fremdling eine getreue Stütze gegen seine Feinde abgegeben, hatte er lange, völlig in politische Agitationen verfangen, die Zustände der Kirche in Bayern keines Blickes gewürdigt. Auf einmal fuhr er „mit einem Schrei des Entsetzens" auf, den er augenblicklich „durch das ganze

Land gehen" hörte; das „Concordat" stand plötzlich wie ein ungeheurer Verbrecher vor seinen criminalistischen Argus-Augen, und die Geständnisse sind wunderlich zu hören, die er ihm schon im ersten summarischen Verhör auspreßte *).

---

*) Den 21. Jänner 1818 schrieb er an Tiedge:

„Bei uns hat ein ganz neues, noch nie erhörtes Naturwunder sich ereignet. Am hellen Mittag der Geisterwelt hat die Hölle ihren Rachen geöffnet und auf einmal sieben volle Jahrhunderte verschlungen, so daß das heutige Jahr nicht mehr 1818, sondern 1073 ist, wo Gregor VII. wieder als Statthalter Christi uns regiert. Leibhaft ist er aus seiner Verwesung wieder auferstanden, das blutige Kirchenschwert in der einen, den Bannstrahl in der andern Hand, sein Fuß auf eines Königs Nacken, umqualmt von schwarzem Höllenbrudel, der in dichten Wolken über das Land sich lagert und die Sonne verfinstert, und worin viele tausend Teufelslarven in Mönchskutten und Bischofsmützen auf und nieder weben, und durch ein gellendes Hohngelächter über Menschheit und alle menschliche Weisheit, Wissenschaft und Tugend — die Sinne betäuben. Dieses gräßliche Zauberspiel, dessen geheime wirkende Kräfte allein noch unbekannt sind", („beschuldigt" wurde als Urheber der „Höllenthat" von Feuerbach und Seinesgleichen — „der Kronprinz") — „steht vor Aller Augen, und wird Tod über die Welt und Pestilenz über alle Geister bringen, wenn nicht ein mächtigerer Zauberer, ausgerüstet mit den himmlischen Kräften des Lichtgottes, das Werk der Hölle wieder zerstört."

Daß die nothdürftigste Wieder-Dotirung der schändlich geplünderten, einst so reichen Kirche in Bayern, die den „Staat mit seinem ganzen Volke in Bettelarmuth" versenke, und die Aufgebung des „allein noch schützenden placetum regium" — einen Mann von dem zeitgemäßen Rechts- und Freiheitsgefühl eines Feuerbach auf's äußerste bestürzen mußte, ist begreiflich; interessant aber, was er sonst noch aus dem Concordate „deutlich herauszulesen" wußte. Dieses soll z. B. besagen: „daß, um auch alle Geister dem neuen Höllenreiche zu unterwerfen, neue Mönchsorden zum Unterricht der Jugend errichtet, alle Schulen und Universitäten der Aufsicht, alle in Bayern erscheinenden, oder nach Bayern eingeführten Bücher der

Er sah der „Hexensuppe, welche Thorheit und Schlechtigkeit zusammengerührt", und als deren vorzüglichsten Urheber er unverholen „den Kronprinzen" nennt, noch weiter als bis auf den Grund; es ward ihm klar, daß „große und unerhörte Dinge aus so Etwas entstehen müßten", es frage sich nur noch was? Vielleicht zunächst ähnliche „Höllenthaten" auch in andern Ländern, am Ende selbst in Preußen! Vor Allem und jedenfalls bewies die gräuliche Erscheinung des Concordats nur zu deutlich, daß die katholischen Elemente in ganz Deutschland daran seien, über den Schutt und Moder sich zu erheben, mit dem die rescriptmäßig angeordnete und polizeilich betriebene „Aufklärung" sie haushoch überschüttet hatte.

Mit dieser „Aufklärung" hatte der Protestantismus, im intimsten Bunde auf Diskretion sich ergebend, seit Langem gemeine Sache in aller und jeder Hinsicht, besonders aber im Vernichtungskampfe gegen die Kirche. Erst noch im jüngsten Jahre 1817 war das „Reformations-Jubiläum" zum verfrühten Siegesfest gemacht, und ein Orkan der kränkendsten und beleidigendsten Angriffe auf sie losgelassen worden, die man todt oder todtkrank und in den letzten Zügen liegend wähnte. So wollte man ihr noch vollends das Herz abdrücken, oder sie gleich gar bestatten in dem längst für sie aufgeschaufelten Grabe der Lüge und Verläumdung. Das Triumphgeschrei war betäubend, mit dem man auf die Minute zählte, wo die Kirche in deutschen Landen zur Grube sinken würde. Und nun wagte sie auf einmal, nicht etwa bloß ihr sieches Daseyn noch weiter fortschleppen, sondern geradezu — das bayerische Concordat war der unverkenn-

Censur der Bischöfe untergeben werden sollen"; „daß alle Protestanten und protestantischen Kirchen, kraft des Artikel 1, aller ihrer Rechte, aller Religions- und Gewissens-Freiheit verlustig erklärt, und die Religionsedikte, zwar nicht ausdrücklich, aber implicite, doch unzweifelhaft, für aufgehoben erklärt sind;" u. s. w.

barste Beweis! — zu einem neuen und kerngesunden Leben erwachen zu wollen! Was Wunder, wenn die hohe Polizei gegen derlei unbefugte Gespenster aufgeschreckt, und Himmel und Erde, In- und Ausland bewegt wurden, zuvörderst gegen jenen „ratificirten, unwiderruflich abgeschlossenen Vertrag mit dem Papste."

Aber auch nachdem Feuerbach „das Concordat zerrissen" und „das Religions-Edikt geschaffen", war eben nur eine Aeußerung des gefährlichen Geistes, nicht dieser selbst, unterdrückt. Der Schöpfer des Edikts warf sich daher mit ungetheilten Kräften in den Kampf gegen die katholische Kirche. Es handelte sich für den „aufgeklärten" Protestantismus überhaupt um einen neuen „Befreiungskrieg." Auf religiösem Wege sah man jetzt die eigentliche Gefahr für den politischen Liberalismus nahen; auf demselben Wege mußte die „deutsche Freiheit" wieder vertheidigt und gerettet werden. Den gleichzeitigen Maßregeln des Bundestages gegenüber blieb ohnehin nichts Anderes übrig, als an der Gegenwart verzweifeln und Alles von einer welterschütternden Bewegung in der Zukunft hoffen. Auf politischem Felde war offenbar vorerst nichts mehr zu machen. Wie Herrliches hatte Feuerbach von dem neuen Constitutions-Wesen gehofft, und wie schlecht bewährten sich z. B. die bayerischen Kammern! Die „Beßten" in der Ständeversammlung hatten sich „an ihn angeschlossen", von ihm „Rath geholt"; „Manches, was in München gesprochen wurde, war erst in Ansbach geschrieben worden"; und doch nahm die Sache schon nach drei Monaten „ein erbärmliches Ende", waren von der Opposition selbst viele jener „Beßten" „zu Verräthern der Nation" geworden. War das zudem nicht ein deutlicher Fingerzeig, daß das Volk noch nicht reif sei, daß es erst auf religiösem Wege reif gemacht werden müsse, daß die politische Agitation auf kirchliches Gebiet zu flüchten habe? Erfuhren nicht selbst die Berliner: „es gehe offenbar ein Plan durch die Welt, durch Verwirrung der

Köpfe Finsterniß in die Seelen zu bringen, und in der Finsterniß den Völkern das Netz über die verwirrten, schwindelnden, im Dunkeln taumelnden Köpfe zu werfen"? Konnte dem Criminalisten die Flugschriften-Literatur unbekannt oder nicht blutsverwandt seyn, welche unter dem Titel: „Zeichen der Zeit rc.", von 1819 bis 1821 der Regierung und den „Gebildeten" in Bayern unermüdet vorlamentirte: daß seit der Zeit des Concordats „Aristokratismus und Pfaffengeist" zumal sich wieder regten; daß die hohe Polizei mit allen Mitteln „Partei und Opposition gegen den Zeitgeist zu verhindern, und das Volk in der Stimmung für Regierung und Vaterland zu erhalten, bemüht seyn sollte"; daß dieß um so nöthiger sei, als „die angestrengtesten Bemühungen" der deutschen Regierungen, besonders der bayerischen, noch immer nicht durchgesetzt hätten, „daß bei der Restauration der katholischen Kirche die Besoldungen und Präbenden nicht an abergläubische Sätze und Institutionen gebunden würden"; daß seit dem Jahre 1818 in Bayern „dem Mönchsgeiste die Thüre wieder geöffnet, der Aufklärung beinahe gesperrt sei", dieser „Aufklärung in Bayern", vor der erst noch „der finstere Mönchsgeist sich gezwungen gesehen, wo nicht das Land zu räumen, wenigstens sich verborgen zu halten"; daß in Bayern, trotz der höchsten Gefahr, noch immer Ein Journal den Händen „römisch-mönchischer Grillenfänger" nicht entrissen sei, die Felder'sche „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer" nämlich; daß in diesem noch im Jahre 1815 so tief verachteten Blatte der Mönchsgeist „seit einiger Zeit wieder ganz frei seine Stirne zu erheben wage, und mit seinen schwärmerischen Produkten das gelehrte Publikum wieder reichlich beschenke, während wahrhaft aufgeklärte Schriften immer seltener würden"; daß „so zum höchsten Nachtheile der Religion wie des Staates das ohnehin kleine Häufchen aufgeklärter Christen immer mehr schmelze, und beinahe ganz aus dem Gesichte verschwinde."

Wenn Feuerbach auch jetzt noch nicht so schwarz sah, wie diese Flugschriften, so graute ihm doch mehr und mehr vor der nahenden Gefahr des ärgsten „Priesterdrucks". Er blickte mit Schauder auf das Missionswerk des frommen Fürsten Hohenloh. Obgleich man, wie Feuerbach selbst thut, eifrig bemüht war, von dem „Buben Hohenloh" alle nur denkbaren „Schandthaten" auszusprengen — dennoch lief ihm nicht nur der „fanatisirte katholische Pöbel" nach, sondern es kamen sogar Conversionen vor, z. B. die des „jungen, hoffnungsvollen Sohnes" des verstorbenen geheimen Raths von Schenk, weiland Hauptprotektors der „norddeutschen und protestantischen Gelehrten" in Bayern. Das Aergste aber war, daß der „Bube" sich des besondern Schutzes des Kronprinzen erfreute, somit der „plumpe Jesuitenstreich" zum Theile zu gelingen schien, durch den „gewisse hohe Personen" katholisch gemacht, und eine andere „hohe Person", der Kronprinz selbst, „von allen protestantischen Umgebungen entfernt" werden sollte. Man denke sich das Entsetzen der Propaganda, ihre Angst vor der nächsten Zukunft! Vergebens war der Kronprinz „dafür nun überall verrufen"; es half nichts! Den 26. August 1821 ging ein verzweiflungsvoller Bericht von Ansbach nach Berlin: „Unser guter König ist tief betrübt über die Verirrung seines Sohnes. „„Mehr als zwanzig Jahre"" — sagte er unter Andern — „„habe ich gearbeitet, mein Volk von den Pfaffen loszumachen, und nun am Rande des Grabes muß ich sehen, wie mein eigener Sohn Alles zu zerstören sucht, was ich gebaut habe.""

Schon damals, als am Anfange des Jahrhunderts zum erstenmale protestantischer Gottesdienst in Bayern gehalten werden sollte, blickte man in ganz Deutschland mit äußerster Spannung auf München: ob wohl „die Errichtung eines protestantischen Bethauses ohne Ausschweifungen von Seite des Pöbels ablaufen" werde. Bald erfuhr die Welt, es habe dabei doch keinen Aufstand gegeben, da „zum Glücke

die Münchner Bürger bei allem ihren Bigottismus und Köhlerglauben ein guter Schlag Menschen, zu Meutereien nicht aufgelegt und ihrem Landesfürsten anhänglich seien." Der erste protestantische Bürger wurde im Jahre 1801 zu München aufgenommen, und besonders seitdem die vielen fremden Gelehrten in's Land gerufen waren, berichteten die auswärtigen Blätter auf das genaueste über die protestantischen Fortschritte in Bayern. Wenn einige Katholiken die Reden des Hofpredigers der Königin mit anhörten, oder im Theater mit Mönchen und Nonnen getriebener Hohn belacht wurde u. s. w., so war es sogleich wenigstens im Cottaischen „Morgenblatt für die gebildeten Stände" zu lesen. Im Grunde aber setzte die protestantische Propaganda ihre Hoffnungen überhaupt ganz vorzüglich — nicht etwa auf die eigene Kraft, sondern — auf die der Kirche abtrünnigen Lehrer des jungen Geschlechts, auf das freche Aufklläricht des niedern Professorenthums, an dessen Spitze der Lycealrektor Weiller, dem Namen nach katholischer Priester, stand, ein Mensch, dem es eine Lust war, in öffentlichen Schulreden mit der schamlosesten und ungezogensten Frechheit gegen das positive Christenthum überhaupt und die Kirche insbesondere zu lästern, und der im engern Kreise schon im Jahre 1803 rühmte: „die christliche Religion nun bald aus Bayern verdrängt zu haben." Nach dem Geständnisse seiner eigenen Freunde aller soliden Kenntnisse baar, als ausgemachter Ignorant aber nur um so dünkelhafter, bildete er sich wirklich ein, seine sogenannte „Philosophie", ein verplatteter Kantianismus, müsse das Fundament einer neuen Kirchengeschichte, wenigstens in Bayern, werden; denn von der alten lehrte er: „sie sei größtentheils ein ungeheures Register ungeheurer Thorheiten und Verbrechen." Die Person des Reformators und seine Lehre findet sich in dem freien Kirchenthum unserer Tage so getreulich wiedergegeben, daß eine besondere Auseinandersetzung überflüssig wäre; die Weiller'sche Reform wurde auch ganz in derselben Weise

ausgebeutet, wie die Ronge'sche, und der endliche Ausgang war dort so erbärmlich, wie hier. Man bedurfte eines Keils inmitten der Kirche selbst, mit dem man den katholischen Koloß sprengen zu können vermeinte; darum klammerten sich an das Werk Weiller's der Reihe nach: das Illuminaten-Regiment in Bayern, die protestantischen Regenten der neuen Münchener Akademie, endlich Feuerbach an der Spitze der modern-protestantischen Propaganda. Erst in den letzten Tagen des Königs Max Joseph hatte dieser seine regelmäßigen Berichte nach Berlin von dem Wirken „unseres Weiller", über den „die katholischen Pfaffen die Zähne knirschten", mit der Trauerbotschaft zu beschließen: er befinde sich, durch Beförderung „vom Lehramte entfernt", nicht mehr in der „Möglichkeit — Gutes zu wirken."

Bereits im Jahre 1802 erfreuten sich Weiller und seine Schulmeisterlein des Monopols: „den Bayern in despotischem Tone zu befehlen, der Göttin Vernunft zu huldigen"; daß diese sich soeben noch vor ganz Europa als blutige Verderberin erwiesen, erinnerten die Gegner vergebens; ja jene „Philosophen" bedienten sich als eines guten Rechtes der Maßregel, gegen jede Widerrede Censur und Polizei aufzufordern. Der Unglaube fraß durch die Schulen solcher Menschen entsetzlich um sich; bald konnte man fragen: „was hat Bayern von der neuen Sekte, die nun allgemeine Gebieterin ist, als: verdorbene Sitten, ungerechte Richter, böse Räthe, schlechte Bürger, ungehorsame Unterthanen, ein zügelloses Volk *)?" So aber sagten natürlich nur — Katholiken!

---

*) Eine impertinente Rede, welche Weiller zum Schlusse des ersten Semesters 1802 am Lyceum in München hielt, und die ihm sofort von der Universität Landshut ein unter den exquisitesten Lobsprüchen abgefaßtes Doktor-Diplom eintrug, veranlaßte eine ganze Reihe von Flugschriften, größtentheils zu seinen Gunsten: „Die

Die neue Central-Erleuchtungs-Anstalt für Bayern dagegen nahm die bisherige „allgemeine Gebieterin“ an Kindesstatt an, und ließ „den akademischen Schriften unseres von Weiller über Moral und Religion“ öffentlich die herrlichsten Früchte für „Mit- und Nachwelt“ anrühmen, den „Genossen der Löschhörnleinszunft“ zum Trotze, und an denselben altbayerischen Ritter vom Geiste wendete sich nach ausgestandenem ersten Concordats-Schrecken der Präsident Feuerbach noch speciell im Interesse der Propaganda, um ihn anzuspornen und durch unausgesetztes Kitzeln seiner Eitelkeit in beständigem Feuer gegen den alten Glauben des Landes zu erhalten. Den 14. Juli 1820 erließ er an ihn eine äußerst schmeichelhafte Einladung nach Schloß Löbichau, den Sommeraufenthalt der Herzogin von Kurland, die daselbst von der ganzen Sippe ihrer Schwester, Gräfin von der Recke, umgeben zu seyn pflegte. Er habe — schrieb er — in dem dortigen Kreise „edelster Geister“ Weiller's „weltgeschichtliche Rede: über die religiöse Aufgabe unserer Zeit“ vorgelesen, und sei ihm nicht möglich zu beschreiben „diese jubelnde Freude, die bei unzähligen Stellen ihn unterbrochen, dieses Aufjauchzen des Beifalls, dieses Händedrücken, diese Umarmungen, diese Thränen, nicht Thränen der sogenannten Empfindsamkeit, sondern Thränen des Entzückens über dieses glänzende Erscheinen der heiligsten Wahrheit in einer so trüben Zeit“ — und in diesem Tone geht es noch lange fort!

Voll Hoffnung, daß die „Sache der Menschheit“ siegreich aus dem neuangeschürten Kampfe gegen die alte Kirche, zumal gegen deren Abzweigung in Bayern, hervorgehen

Hypokriten in Bayern“, „Bemerkungen über das Pasquill: die Hypokriten in Bayern“, „Ehre und Pasquill, Anhang zu den Hypokriten“, „Pendant zu denen Hypokriten 2c.“, Zum neuen Jahr für die Hypokriten in Bayern“ u. s. w. Vgl. diese.



werde, berichtet er den 10ten September 1820 hinwiederum über „unseren Weiller" nach Berlin, und fügt zugleich triumphirend Einiges über die „Fortschritte der Wahrheit und des Lichts in Bayern" bei, was er von dem Oberconsistorial-Rath Stiller erfahren habe: „In München gehen beinahe monatlich Familien zur protestantischen Kirche über. Sechs Familien sind Stillern bekannt, die zwar noch selbst zur katholischen Kirche sich halten, aber ihre Kinder protestantisch erziehen lassen. In einer Gegend auf dem Lande in Bayern" (es scheinen die Kolonien am Donaumoose gemeint zu seyn) „haben katholische, protestantische und wiedertäuferische Familien, die nahe beisammen wohnen, sich vereinigt, und die Regierung gebeten, ihnen einen protestantischen Geistlichen zu geben. Bei Dillingen, wo Lindel vorzüglich gewirkt hat, sollen einige hundert Familien seyn, welche die Absicht haben, nach Petersburg auszuwandern, um ihrem verehrten Lehrer zu folgen *)." „Von Weiller's Rede" — fügt er bei — „die er nächsten Monat am Jahrestag der Akademie der Wissenschaften halten wird, erwarte ich sehr viel; daß unsere Briefe nicht wenig dazu beigetragen haben, das heilige Feuer der Begeisterung in seiner Brust zu schüren, davon bin ich fest überzeugt." Neue Siegesanzeichen bis zum 25. Dec. 1820! „Welche Erscheinung die Aufhebung der Klöster in Spanien und Neapel! Welches Bekenntniß eigener Schwäche — das Stillschweigen des Papstes zu Weil-

---

*) Dieser Lindel war als katholischer Pfarrer zu Gundremingen in grassen Aftermysticismus verfallen, gegen den die Regierung endlich mit Gewalt einschreiten mußte. Er zog wirklich viele seiner verführten Pfarrkinder mit sich nach Rußland, von denen aber die meisten bald im größten Elende wieder zurückkamen. Feuerbach schreibt noch den 30. Juli 1821 an die Gräfin von der Recke: „Ich habe mir für Sie mit vieler Mühe anliegende Predigten des berühmten Lindel verschafft. Sie sind nicht ganz in Weiller's Sinn, aber doch für diesen Kreis höchst interessant."

ler's kühner Unternehmung! Dann die kecken, nur die eigene Herzensbangigkeit verrathenden Schritte gegen die in tausend und tausend Exemplaren unter den Katholiken verbreiteten „„Stunden der Andacht!““ — Zu besorgen sei daher für das große Ganze gewiß nichts, trotz aller Bemühungen „der Adam Müller, Schlegel und Consorten“, ein „Bündniß der Dummheit mit dem Geiste zu versuchen, um wo möglich durch Verstand den Menschen um den Verstand zu betrügen.“

Man sieht, das Haupt der bayerischen „Opposition gegen die römischen Finsterlinge“ war nicht wählig in der Annahme von Bundesgenossen gegen die Kirche; aus glühendem Haß gegen alles Katholische erblickte er, durch eine Art erkünstelter Selbsttäuschung, zu der er sich sogar im Jahre 1827 noch einmal hinaufschraubte, in jedem widerkirchlichen Strohhalm den stärksten Mauerbrecher. Daher fiel dann auch plötzlich wieder die düsterste Verzweiflung über ihn herein, in der alles Das seiner fieberhaft erregten Phantasie in hundertfach vergrößertem Maßstabe sich aufdrängte, was für das Emporkommen der Kirche zeugte. So schreibt er den 12. Sept. 1821 über die Nachricht von dem Tode der Herzogin von Kurland an deren Schwester: „Sie sollte nicht mehr erleben, was wir noch erleben werden: die entschiedene Herrschaft des Aberglaubens, des Pfaffentrugs und der Unvernunft. Denn (wir wollen uns nicht täuschen mit Hoffnungen, für welche uns die Zeichen der Zeit keine Bürgschaft bieten!) der Geist der Finsterniß triumphirt und darf für Jahrzehnte wenigstens seines Sieges sich freuen. Alles spricht dafür. In und außer Bayern, in und außer Deutschland ist Alles, was Macht hat, treu und fest im großen Bunde mit der Hölle, deren Geister nicht einmal einer Maske mehr zu bedürfen glauben. v. Haller's Brief haben Sie wohl gelesen, und was er von den vielen Tausenden sagt, die bald in den Schooß der Kirche zurückkehren würden. Das preußische Concordat kennen Sie wohl ebenfalls. Unser bayerisches

Concordat ist bereits in Ausführung gekommen (!), und dabei wurden die Katholiken (!) von dem Constitutionseide, soweit er ihrem Gewissen entgegen seyn könne (d. i. soweit die Constitution Gewissensfreiheit und Religionsgleichheit den Protestanten zusichert), dispensirt."

Zwar ist er den 19. März 1822 im Stande, das in Preußen alarmirende Gerücht zu widerlegen: die Kronprinzessin und die Königin seien daran, katholisch zu werden. Es sei nichts weiter, als daß diese durch den Zuspruch eines würdigen katholischen Geistlichen über den Tod ihres liebsten Kindes die Beruhigung erhalten, „welche ihr die frostigen Reden ihres protestantischen Hofpredigers nicht gewährt hätten." „Nichts destoweniger" — fährt er zornerfüllt fort — „bin ich überzeugt, daß die protestantische Kirche in naher Gefahr des Untergangs steht, größtentheils durch Schuld ihrer eigenen Glaubensgenossen." Feuerbach hatte nämlich Namens mehrerer Städte Bayerns, „um auf gesetzlichem Wege die protestantische Kirche gegen die überhandnehmenden Attentate der katholischen Kirche, vielmehr der papistisch-jesuitischen Plane, in Sicherheit zu stellen", die „Religions-Beschwerden der Protestanten in Bayern vom Jahre 1822" verfaßt und den protestantischen Abgeordneten am Landtage zur Unterzeichnung übermacht. Diese wurde aber verweigert, weil die Sache durch die Thronrede bereits erledigt sei, und „jeder Schritt von Außen nur als unbefugte Anmaßung unruhiger Köpfe erscheine." Der Abgewiesene spie Feuer und Flammen: an dem Widerstand des Oberconsistoriums, „an der Nichtswürdigkeit der protestantischen Deputirten" am Landtage, an der „ärmlichen Erbärmlichkeit, Lauheit und Feigheit" der Protestanten überhaupt, „vor Allem der Geistlichen mit ihrem in's Unbegreifliche gehenden Unverstand", sei der projektirte Feldzug gegen die „Herrschaft des Papstthums" gescheitert. Erklärlich fand er aber Alles! Gingen ja die „bayerischen Protestanten-Pfaffen" gerade damit um, durch „Ein-

führung der zuerst von dem herrschsüchtigen Calvin für die Reformirten gegebenen" „Presbyterial-Verfassung" ein „aristokratisch-vervielfältigtes Papstthum", eine „geistliche Seelenherrschaft" zu gründen, „die Kirche in ein großes Zucht- und Correctionshaus zu verwandeln."

Der hitzige Kampf, welcher jetzt mit dem Oberconsistorium und gegen die auf Vorschlag eines „calvinischen Mitglieds" (Heinz) beantragte Einführung der Presbyterial-Verfassung entbrannte, ist um so interessanter, als es sich bekanntlich gerade in diesem Augenblicke um Errichtung, oder Befestigung und Restaurirung der Presbyterial- und der nothwendig mit ihr verbundenen Synodal-Verfassung für den ganzen Bereich des deutschen Protestantismus handelt. Damals begann alsbald der „ächte Geist des Protestantismus sich zu regen"; Feuerbach stand natürlich wieder, wie einst gegen das katholische Concordat, an der Spitze. „Viele der ausgezeichnetsten Männer, fast lauter Staatsdiener", widersetzten sich um jeden Preis (festhaltend an der „evangelischen Freiheit" und an der mit ihr „ganz allein verträglichen evangelisch-lutherischen Kirchenverfassung") jenem „weltlichen Kirchen-Regiment, welches sich durch geistliche Polizeispione in das Innere der Familien drängen, durch Zwang und Bann Lehrmeinungen aufzwingen, und in die Kirche nöthigen will." Feuerbach wendete sich anfänglich an competente Stellen und erklärte: „daß ein solches Attentat gegen die christliche und evangelische Freiheit den entschiedensten Widerstand von Seite aller Aufgeklärten, selbst des gemeinen Volkes, zur Folge haben müsse." Das Oberconsistorium fuhr dennoch zu. Nun aber „erhob sich sogleich in ächt protestantischem Geiste die allgemeine Stimme höchster Indignation gegen diesen dreisten Eingriff in die alte Kirchenverfassung und in die persönliche Freiheit der protestantischen Glaubensgenossen." Feuerbach hatte nämlich wieder, wie schon mehr als einmal, die auswärtigen Blätter,

zumal auch durch die Berliner-Freunde in Beschlag genommen, und im Inlande selbst ein bedeutendes Contingent zu einem neuen Flugschriften-Heere gestellt. „Die große Masse läßt sich nicht durch Vernunftgründe, sondern nur durch Autorität bestimmen" — das wußte er, und darum schrieb er unter Anderm in einem einzigen Tage das Pamphlet: „Worte Dr. M. Luthers" zusammen, von dem er rühmt: es habe „das Nest voll kleiner Päpstlein", das der eindringende Geist des Papismus ausgeheckt — was würde er erst in unsern Tagen sagen! — auf einmal zerstört. Hinterher fand er sich aber, den Berlinern gegenüber, zu der ausdrücklichen Erklärung genöthigt, daß er mit der in diesen „Worten Luthers" vorgetragenen Rechtfertigungslehre keineswegs einverstanden sei.

Eine vertrauliche Aeußerung Feuerbach's bei dieser Gelegenheit charakterisirt nicht weniger die zur Herrschaft gelangte rationalistisch-protestantische Partei als den ganzen Streit mit dem Oberconsistorium. „Die Päpstler" — schreibt er den 29. Juni 1822 nach Berlin — „nehmen an der ganzen Begebenheit ein großes Aergerniß. Sie sagen: dieser Aufstand gegen die Anordnungen unserer Geistlichkeit sei für sie selbst ein böses gefährliches Beispiel. Und sie haben Recht! Sie haben besonders Ursache, die Macht des protestantischen Geistes, welcher sich so laut und allgemein im ganzen Volke der Protestanten ausgesprochen hat, zu scheuen und zu fürchten. Mit einer in den Banden des Presbyterianismus festgehaltenen protestantischen Kirche, die zu protestiren aufgehört hätte, würden die Jesuitenkünste leicht fertig geworden seyn, nicht aber mit diesem lebendigen kräftigen Geist, der bei uns in allem Volke wieder wach geworden ist." Das heißt: die „protestantische Kirche" muß auch — gegen sich selbst „protestiren", sie muß eine Religion der pursten subjektiven Willkür dulden und bieten, wenn sie zum Angriffs- und Vertheidigungskrieg gegen den Katholicismus, ihrer

Bestimmung gemäß, tauglich seyn soll; sie kann daher keinerlei innerlich bindende Normen, keine innere „Verfassung", bloß ein äußerlich bureaukratisches Regiment ertragen; darum mußte Feuerbach gegen die Organisations-Versuche des Oberconsistoriums im Namen der nämlichen „evangelischen Freiheit" sich erheben, für die er „das Concordat mit dem Papst zerrissen." Bekanntlich scheiterten jene Versuche für Einführung der Presbyterial-Verfassung in Bayern. Die Mittel und Wege aber, welche Feuerbach dagegen in Anwendung brachte, vermögen vielleicht auch die Geschichte des Religions-Edikts noch weiter aufzuhellen.

Im Winter 1823 war die Gefahr in der protestantischen Verfassungsfrage noch keineswegs vorüber. „Ihren Plan zur Errichtung einer Priesterherrschaft haben die bösen Buben zwar einstweilen aufschieben müssen"; nun aber verlangte die „Zudringlichkeit der lutherischen Pfaffen" um so eifriger die verfassungsmäßig in Aussicht gestellten „Synoden", zu Feuerbach's nicht geringerm Schrecken. Denn „Synoden und Presbyterien", schrieb er, „sind wesentlich verbundene Theile des Einen großen Ganzen priesterlicher Herrschaft, wie sie von unsern hochwürdigen Herren ausersonnen worden ist. Jene sollen die gesetzgebende und in oberster Instanz richtende, diese die aufsehende und vollziehende Kirchengewalt haben. Was die Synode beschließt, soll, ohne daß es weiter der Einwilligung der Kirchen-Mitglieder bedürfte, unter bloßem Vorbehalt der oberstbischöflichen Bestätigung, die Kirche und ihre Mitglieder binden." Gerade mit dieser „oberstbischöflichen" Gewalt lagen aber neue Verwicklungen vor: der König hatte sie angenommen und sich als obersten Bischof seiner Protestanten proklamirt, Feuerbach in Wort und Schrift dagegen agitirt, für „unsere Pfaffen" sich daher der Weg gebahnt, „heimlich wieder bei Hof ein recht dickes Kabalen-Gewebe wider ihn zu Stande zu bringen." Seine Arbeiten für Erhaltung des erforderlichen demokratisch-anarchischen Charakters der „evan-

gelisch-lutherischen Kirchenverfassung" drohten demnach endlich doch zu Schanden zu werden. Das war um so fataler, als sich im andern Falle jeden Augenblick für „seine Wenigkeit" Gelegenheit ergeben konnte, als Präsident des Oberconsistorii „an die Spitze des protestantischen Kirchenthums in Bayern" zu treten, wie „Groß und Klein, mit Ausnahme unserer Pfaffen", wünschte, und wozu er auch „aus Liebe zur Sache" schon bereit war. Offenbar mußte man jetzt alle Hebel in Bewegung setzen. Feuerbach hatte jüngst der Hochzeitsfeier der Prinzessin Amalie beigewohnt, aber weder mit dem Könige, noch mit der Königin über die „protestantischen Angelegenheiten" sprechen können; nur die Königin für die schöngeistigen Leistungen der Berliner-Sippe zu enthusiasmiren war ihm gelungen. Es stand eine Reise des Hofes nach Dresden bevor. Er forderte daher die Gräfin von der Recke auf, der „guten Königin aufzuwarten", und, da sie durch ihn über das Kirchenthum in Bayern beßtens unterrichtet sei, ihr „so klar als möglich zu machen: was in unsern Tagen der Krypto-Katholicismus ist, wie weit er seine Herrschaft verbreitet hat, welcher Mittel er sich bedient, und wie der Presbyterialismus, mit Allem was daran hängt, durchaus nichts Anderes ist, als der Geistes- und Gewissensfreiheit vernichtende, den ächten Protestantismus mit der Wurzel ausrottende Affe des römischen Katholicismus selbst." „Dieß Alles mit Ihrem Geist durch Ihren Mund gesprochen, wirkt vielleicht mehr, als eine ganze Bibliothek voll der treffendsten Beweise nicht zu wirken vermag." „Wenn Sie auch gelegentlich Ihres Freundes Feuerbach und seiner Familie mit freundschaftlichem Wohlwollen gedenken wollten, so würden Sie mir vielleicht dadurch einen guten Dienst erweisen." — Um aber die Gräfin vor unangenehmen Mißgriffen zu sichern, vergißt Feuerbach nicht, die nächste Umgebung der Königin zu signalisiren: „der Hofprediger Schmidt ist bei der Königin nicht sehr hoch angeschrieben; der Oberconsistorial-Rath Stiller, der sich uns

bei Gelegenheit der Weiller'schen Reden so liberal erwiesen, und Weiller's Portrait nach Löbichau geschickt hat — ist auch nichts weiter als ein Erzpfaffe", der „als fanatischer Presbyterianer" seither „durch Lügen und Ränke der schlechtesten Art" thätig gewesen. — Nun fielen zwar allerdings die Presbyterien; Präsident des Oberconsistoriums aber wurde nicht Feuerbach, vielleicht auch wegen der offenkundigen Unsittlichkeit seines Wandels, sondern — von Roth, ein „katholicisirender Erz-Mystiker." Der Plan war demnach in einem Hauptpunkte gescheitert, und überhaupt war Feuerbach schon den 19. März 1823 zur Einsicht gekommen: „An diesem Lutheraner-Geschlecht ist Hopfen und Malz verloren."

Mitten in seiner religiösen Thätigkeit mehrten sich, und sofort bis an sein Ende, Feuerbach's Klagen über „gemüthliche Unbehaglichkeit, ängstigende Schwermuth, Geistestrockenheit, Herzenskälte und Herzensbitterkeit." Und doch war er seiner „heiligen Sache" so sicher, daß er den Reform-Juden in Ansbach mehrmals bezeugte: „ihr Glaube sei ächteres Christenthum, als dasjenige, welches Katholiken und Lutheraner bekennen!" Zudem drückten auch unglückliche äußeren Umstände auf den Mann, der sich von der allgemeinen Stimme „an die Spitze des protestantischen Kirchenthums in Bayern" berufen fühlte. Sein Sohn Anselm hatte sich schon früher durch die Erfahrung des Widerspruchs zwischen der Erlangen'schen und der väterlichen Theologie eine langwierige Gemüthskrankheit zugezogen; jetzt wurde Karl, Professor in Erlangen, wegen „demagogischer Umtriebe" nach München geschleppt und eingethürmt, wo er zweimal durch Selbstmord sich aus dem Wege zu räumen versuchte; Eduard, der Jurist in Göttingen, aus gleichen Gründen verfolgt, und selbst jener Anselm, jetzt Professor in Speier, entging mit Mühe demselben Schicksal. Natürlich hieß es nun: des Vaters würdige Söhne! und das machte diesem Kummer; sonst trö-

ftete er sich leicht: die Söhne seien eben „nebst vielen andern ausgezeichneten jungen Männern nur ein Opfer gewisser politisch-diplomatischen Intriguen, die, wenn nicht von Jesuiten geleitet, doch in jesuitischem Geiste ersonnen, auf ganz andere Zwecke als die vorgegebenen berechnet seien"; man gehe nämlich damit um, die geschickt verdächtigten Universitäten aufzuheben, „sie in Specialschulen aufzulösen, und diese wo möglich in Klosterschulen umzuschaffen."

Gegen die katholische Kirche freie Gerechtigkeit üben, mußte der Partei, an deren Spitze Feuerbach stand, gleichbedeutend seyn mit: „Verfolgung" der „Wahrheit und des Lichts." Unter König Max Joseph konnte von solcher „Verfolgung" niemals die Rede seyn; der Präsident in Ansbach ließ ihm daher auch „seine Liebe über das Grab hinaus folgen", obgleich ihm persönlich in letzter Zeit „von Menschen, die des Königs Namen mißbrauchten", „wehe genug" geschehen. Dagegen besorgte man vom Kronprinzen in und außerhalb Bayern frühzeitig: „daß er an der Spitze einer verfolgenden Obscuranten-Partei stehe." Feuerbach ward schon im Jahre 1804 von seinem Vater auf das Bedenkliche eines möglichen Regierungswechsels aufmerksam gemacht; er erklärte aber damals noch, daß nichts zu fürchten sei und der Kronprinz bloß verläumdet werde, wenn man ihm solches nachsage: „Er wird, wenn er zur Regierung kommt, zwar anders, aber nach gleichen Zwecken regieren; er ist liebenswürdig als Mensch und hat einen hellen Kopf mit vielen gründlichen Kenntnissen." Zur Zeit waren freilich noch die „wärmsten Katholiken" in Landshut Feuerbach's „innigste Freunde", und er konnte sich, als Anfänger in Bayern, damit beruhigen: „Die jetzige Regierung braucht mich, eine künftige wird mich nicht hassen können, weil ich mit den fanatischen Aufklärern keine gemeine Sache gemacht habe und nie machen werde." Er hielt aber hierin nicht Wort! In den Jahren 1813 und 1814 ehrte er in dem Kronprinzen zwar noch den

Gönner der Deutschgesinnten in Bayern, und versäumte nicht, ihm direkt und durch die übrigen bayerischen Heerführer seine von der Regierung verpönten Flugschriften zu übermachen; seitdem er aber „an der Spitze der Opposition gegen die römischen Finsterlinge" wider die angebliche „Höllenthat" des Kronprinzen im Concordat gestritten hatte, und sich den überraschenden Aufschwung der katholischen Sache nicht mehr verhehlen konnte, sah er mit finsterm Ingrimm dem nahenden Regierungswechsel entgegen. Schon im Jahre 1822 flehte er um preußische Vokationen für seine Söhne, weil man „in Bayern der wissenschaftlichen Männer so viel als möglich loszuwerden suche", und „zumal für Protestanten" und seine Söhne keine Aussicht sei. An die Gräfin von der Recke schrieb er den 14. Mai: „Von dem vornehmen Poeten, dessen Sie erwähnen, ist nichts Gutes zu erwarten. Faselei und Pfafferei, das ist sein Ganzes. Wehe uns, wenn die Zeit kömmt, wo er seine poetische Schreibfeder aus der Hand legen wird, um sie mit einem andern Instrument zu vertauschen."

König Ludwig hatte kaum den Thron bestiegen, so schrie Feuerbach schon über die Bedrückungen und Zurücksetzungen, welche der „lutherische Vater mit fünf lutherischen Söhnen" nun auszustehen haben werde. Als vollends die Stipendien-Sache abschlägig ausfiel, rächte er sich an der neuen Gesetzgebungs-Commission, die wegen seiner frühern legislatorischen Arbeiten bei ihm anfragte, mit einer hämischen und pöbelhaft-schmutzigen Brutalität, welche anekelt. „Man sollicitirt bei mir um eine Gabe", schrieb er, „allein ich habe nichts zu verschenken." Man sieht aus seinen Briefen, mit welch verbissenem Ingrimm die Partei überhaupt täglich mehr an dem gegenwärtigen Regiment verzweifelte und, nur auf einen abermaligen Regierungswechsel sich vertröstend, ihr „tempora mutantur" murmelte. Nicht als wenn sie sich dabei auf ruhiges Zusehen beschränkt hätte! Vielmehr wurden

alle Umgarnungskünste, die an dem Kronprinzen Ludwig zu Schanden geworden, wieder, und mit mehr Glück, versucht. Manchmal zwar, wenn es gerade galt, um jeden Preis Trostgründe gegen die Triumphe der katholischen Sache oder des „Ultramontanismus“ zu suchen, der seit 1827 in Scene erscheint, behauptete Feuerbach: der König sei, „wie stark auch der Schein gegen ihn seyn möge“, „(wenigstens nicht wissentlich) durchaus kein Schutzherr einer über ihre Gränzen hinausschreitenden Hierarchie oder Begünstiger irgend eines auf allgemeine Verfinsterung oder auf Unterdrückung des Protestantismus angelegten Planes;“ so z. B. den 1. Juli 1827, als er die Conversion der Herzogin von Sagan, einer Tochter der verstorbenen Herzogin von Kurland, besprach und nachweisen wollte, daß trotz Alledem und Alledem der „Ultramontanismus“ doch in seiner letzten Verzweiflung liege. Das waren aber nur seltene und kurze Unterbrechungen einer permanent ingrimmigen Stimmung, die vom Geringsten zur Wuth aufgestachelt wurde, was von Regierungswegen zu Gunsten oder nur nicht gerade gegen die katholische Kirche zu geschehen schien. Man brauchte z. B. nur einen einzigen katholischen Professor (wie Görres) nach München zu berufen, so berichtete er, der einst mit einer ganzen Schaar fremder Protestanten in's Land gekommen war, den 1. Jan. 1828 sogleich, unter andern auf Verkirchlichung der Universität München und der Schulen überhaupt abzielenden „Thatsachen“, nach Berlin: „Auch ist ausgesprochen, daß die Universität München künftig von allen protestantischen Lehrern gereinigt werden müsse“, und „wenn man mit Schelling und Schubert eine Ausnahme mache, so sei dieses damit hinreichend gerechtfertigt, daß beide Männer, obgleich dem formellen äußern Bekenntnisse nach Protestanten, doch nach ihrer Gesinnung und dem Geist ihrer Lehre mit den Rechtgläubigen auf gleichen Zweck hinarbeiteten.“ Unter denselben Eindrücken schrieb er noch vier Jahre später — in gespann-

tester Erwartung der, wie er meinte, nun vor der Thüre stehenden großen revolutionären Bewegung! — an seinen Sohn Anselm: er möge Muth und Geduld haben, denn „die Verhältnisse in Bayern haben sich so gestaltet, daß für das Talent — es müßte denn zur niederträchtigsten Hundeweise sich bequemen wollen, und jeder Schlechtigkeit sich dienstbar zu erweisen geneigt seyn! — wenig oder gar keine Aussicht mehr ist.“

Der Haß wuchs je länger je mehr; denn die „Sache Bayerns“, die nur zu lange „Sache der Menschheit“ gewesen, schien mehr und mehr wieder Sache des katholischen Volkes werden zu wollen. Den 30. Mai 1831 hatte Feuerbach verschiedene Ursachen zum Jubel für die Partei nach Berlin zu berichten: den Sturz des Ministers Schenk, die Beschwerde des Oberconsistoriums beim Landtage wegen „Verletzung verfassungsmäßiger Rechte der Protestanten“ u. s. w. „Wir sind“ — fährt er fort — „noch anderer Begebenheiten gewärtig, die vielleicht sehr schlimme Folgen haben könnten. So sollen z. B. viele Deputirte entschlossen seyn, bei Prüfung des Budgets an der Civilliste des Königs zu streichen, und wenigstens Eine Million von den mehreren Millionen, die bisher in Backsteine verwandelt wurden oder für alte Statuen, hetrurische Scherben u. s. w. nach Italien flogen, dem armen Volke zurückzubehalten. Da greift man nun aber an die allerempfindlichste Stelle des Königlichen Herzens. — Ohne Constitution und Ständeversammlung wäre bei uns kein Pfenning mehr in der Tasche eines Bettlers sicher, und Dem, der auch keinen Pfenning mehr in der Tasche hätte, würde die Haut über die Ohren gezogen, um sie als Leder auf den Markt zu bringen und dafür Paläste, Walhalla's, Fossas Carolinas etc. aufzuführen. Ohne Constitution wäre auch schon längst das Bayerland der Schauplatz blutiger Revolutionen geworden.“

Im Frühjahre 1833 verließ Feuerbach, „schon ein halb-

todter Mann", Bayern, um zu sterben; es trieb ihn — wie sein Sohn, der Atheist und Herausgeber gegenwärtiger Briefe, bemerkt — „unter Anderm auch das Scipionische Gefühl: Ne ossa quidem etc. gegen sein Adoptiv-Vaterland." — Der Referent der „Allgemeinen Zeitung" aber schließt: „Feuerbach's Liebe zum bayerischen Vaterlande verdient immer die höchste Anerkennung und eifrige Nachahmung. Denn in der That war er ein bayerischer Patriot!"

V.

Der christliche Staat und die Confessionen in Deutschland.

Unsere Zeit ist die Zeit der „vollendeten Thatsachen", und doch krankte nie eine Zeit mehr an Verkennung „vollendeter Thatsachen", als die unsrige. Sie ist ein Kind künstlicher Revolutions-Bewegungen, und es wäre wunderbar, wenn in ihr nicht historische Erinnerungen aus bessern Tagen mit den revolutionären Ideen der Neuzeit bunt und kraus durcheinander liefen. Daher der Mangel an richtigem Verständniß „vollendeter Thatsachen." Nirgends findet sich aber dieser Mangel hartnäckiger, als auf dem religiösen Gebiete. So hört man in diesem Augenblicke wieder mit besonderm Nachdrucke von Preußen als „protestantischem Staat" reden und des Königs Majestät erinnern, daß er ein „protestantischer König" sei. Dagegen hat die bayerische Regierung in der bekannten Entschließung auf die bischöflichen Forderungen Ihrer Majestät den Charakter eines „ka-

tholischen Königs" namentlich vindicirt, deshalb aber nicht auch den bayerischen Staat für einen „katholischen" erklärt, vielmehr ausdrücklich bemerkt: Bayern sei ein „paritätischer Staat."

Und so ist es auch. In der gegentheiligen Ansicht läge eine arge Verkennung „vollendeter Thatsachen", deren sich jene preußischen Dränger mit Wissen und Willen schuldig machen. Es steht Jedem frei zu wünschen, daß die deutschen Staaten entweder rein und specifisch katholische, oder rein und specifisch protestantische Staaten seyn möchten. In der That gibt es aber solche, seitdem in der letzten Hälfte des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts die großen Territorial-Veränderungen, und zwar zum entschiedensten Nachtheile der Katholiken, vor sich gegangen, in ganz Deutschland nicht mehr. Alle deutschen Staaten sind faktisch und rechtlich paritätische; ob sie vorherrschend katholisch oder vorherrschend protestantisch sind, das kann und darf in dem Grundverhältnisse des Staates zu den Confessionen als solchen keinen Unterschied begründen. Paritätische Staaten als specifisch katholische oder specifisch protestantische behandeln wollen, hieße von Regierungswegen gegen alles göttliche und menschliche Recht und Gesetz rebelliren.

Es fragt sich nur: welches Grundverhältniß des Staates zu den Confessionen der wahren und aufrichtigen Parität allein angemessen ist? Und hier zeigt sich nun die merkwürdige Erscheinung: daß Preußen, in billiger Erwägung „vollendeter Thatsachen" und des Dranges der Ereignisse, jenes einzig richtige Grundverhältniß zuerst statuirt und bis jetzt wenigstens festgehalten hat, obgleich es dort an zahlreichen und sehr gewichtigen Stimmen nicht fehlt, welche die wahre Parität verläugnen und geradezu für Preußen den Charakter des „protestantischen Staates", sogar des „protestantischen Militärstaates", ansprechen: daß dagegen Bayern, wo die Regierung offen und wegen der rein und streng ka-

tholischen Vergangenheit des Hauptlandes mit gewisser Ostentation zu dem von Niemand bestrittenen Grundsatze der Parität sich bekennt, am beharrlichsten, in aller und jeder Beziehung, theoretisch und praktisch, sogar unter Bestimmungsversuchen schwankender protestantischen Fürsten, an einem Systeme hängt, das mit der wahren Parität unvereinbar ist.

Von der dermaligen bayerischen Parität in praxi wäre ein langes Lied zu singen; es soll aber hier überhaupt nur von der Theorie des dem paritätischen Staate einzig und allein angemessenen Grundverhältnisses zu den Confessionen die Rede seyn. Wahre Parität herrscht nämlich nur da, wo jede der rechtlich bestehenden christlichen Confessionen — neben der vollkommenen Gleichheit in bürgerlichen und politischen Dingen und dem rechtlichen Anspruch auf den Schutz der Staatsgewalt gegen Rechtsverletzungen — die Freiheit besitzt, nach der Eigenthümlichkeit ihres Dogma's und ihrer kirchlichen Verfassung in allen religiösen Angelegenheiten, mit Ausschluß jeder fremdartigen Einmischung, sich zu bewegen und zu wirken. Dieser naturgemäßen Stellung im Staate und zu einander erfreuen sich aber die Confessionen nur bei — vollkommener Selbstständigkeit je nach ihrer Art und eigenthümlichen Weise.

Der Staat verliert dadurch nichts von seinem ächtchristlichen Charakter an sich; nur das sogenannte „Hoheits- und Oberaufsichtsrecht“ erweist sich als unverträglich mit der wahren Parität, und das ist nicht ein Attribut, sondern immer und überall bloß ein aufgepfropftes Schmarotzer-Gewächs am christlichen Staate. Ihm wird stets nach irgend einer Seite hin der Makel der Religionstyrannei und des Gewissenszwanges anhängen, ob es nun — denn ein Drittes hat sich noch nie und nirgends faktisch als möglich erwiesen! — im Geiste der Einen Confession gehandhabt wird, oder im Sinne jenes confessionslosen vagen Christianismus, der in erhabenster Indifferenz über den religiösen Parteien und

mitten in dem sogenannten „allgemeinen Grund der christlichen Wahrheit“ zu stehen sich einbildet, in Wirklichkeit aber immer selbst die lebhafteste und nur dann, wann und wo er muß, verhaltene Neigung hegt, für denselben Christianismus vagus mit allen Mitteln der Gewalt Partei zu machen. Dazu ist dann eben jenes Kirchen-Beaufsichtigungsrecht der gebahnte und legale Weg, und darum findet es auch an dem modernen rationalistischen Protestantismus und dem glaubenslosen katholischen Aufkläricht seine wärmsten Vertheidiger. In diesem Sinne gehandhabt führt es aber nothwendig zuletzt auf den Ursprung des unseligen „Hoheitsrechtes“ selbst zurück, auf jenen absoluten Staat, der, wie alle freie Lebensregung im Individuum und in der Corporation, so auch die Confessionen verschlingen mußte, weil er selbst die wahre menschheitliche Kirche, seine Staatsvernunft oder deren „Philosophie“ die einzig wahre Religion, wie der Wille der Staatsgewalt die einzige Quelle alles Rechtes seyn sollte.

Die französische Revolution hat den in dieser Weise zeitgemäß ausgebildeten Grundsatz: cujus regio illius religio furchtbar gerächt, und zwar bloß dadurch, daß sie sich seiner Consequenzen bemächtigte. Gegen die dennoch nicht ausgereutete, vielmehr da und dort noch immer mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegte Wurzel des Uebels haben alle Confessionen das gleiche Interesse, um ihrer selbst und des Staates willen. So lange es Regierungen und Völker gab, die in Einer positiven Religion einig und von derselben ganz durchdrungen waren, konnte freilich der heilige Stuhl selbst katholischen Fürsten die wichtigsten Rechte in den Kirchen ihrer Territorien verleihen, wie denn z. B. die sehr ausgedehnten kirchlichen Privilegien der alten bayerischen Herzoge, in beliebter Verkennung „vollendeter Thatsachen“, von der Einseitigkeit noch heute den bischöflichen Forderungen entgegengehalten werden. Das Alles wäre aber schon dadurch anders geworden, daß in ganz Deutschland nur mehr paritätische

Staaten bestehen, völlig abgesehen davon, daß in Bayern z. B. die Regierung aus den ersten achtzehn Jahren dieses Säculums nicht Schuld trug, wenn in dem einst ganz katholischen Hauptlande nicht schon lange das letzte Ave Maria gebetet worden ist.

Die Kirche hat, seitdem diese Veränderungen vor sich gegangen sind, nie geschwiegen; sie hat gethan, was sie unter den drückenden Zeitumständen thun konnte: ihre Rechte durch Protest gewahrt. Mehr als die Grundbedingungen wahrer Parität hat sie nie, und auch da nicht angesprochen, als die Stürme der Zeit ihrer klagenden Stimme wenigstens willige Ohren, wenn auch nicht immer hohe Herzen, wie in Oesterreich, öffneten. Nicht einmal willige Ohren hat sie bis jetzt in Bayern gehörigen Orts gefunden; ob die haranguirten protestantischen Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz dem bayerischen Beispiele nachgefolgt, wird die nächste Zukunft lehren. Kräftig genug warnt eine noch jüngst in Mainz (bei Kirchheim und Schott) erschienene Schrift: „Der paritätische Staat und die Forderungen der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz", mit jener bündigen Klarheit ab, die nur der Wahrheit und dem guten Rechte zu Gebote steht. Die Verhältnisse hier und dort sind im Grunde so wenig verschieden, daß man nur statt der Bulle Ad dominici gregis custodiam das bayerische Concordat, statt der oberrheinischen Kirchenpragmatik das bayerische Religions-Edikt zu setzen braucht, um an ihr die beredteste Apologie für die bayerischen Bischöfe gegenüber der Entschließung vom 8. April 1852 vor sich zu haben. Nicht weniger könnte eine so schlagende Abhandlung über die Parität der deutschen Staaten auch im Norden allerlei verwirrten Begriffen zu Hülfe kommen.

VI.

Classisches Alterthum und Philologie,

und ihr Verhältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.

Erster Artikel.

Wie in Zeiten einer pestartigen Krankheit Angst und Verzweiflung zu Mitteln der Abwehr und Heilung greifen, die das Verderben nur beschleunigen, so tauchen in unseren Tagen des religiösen und sittlichen Verfalles Ansichten über Ursachen und radikale Beseitigung der grassirenden moralischen Pest auf, welche das Gepräge der Verzweiflung an der Stirne tragen, und die schon durch die leidenschaftliche Art ihrer Geltendmachung jedem Besonnenen Bedenken erregen müssen.

So hat sich die Meinung gebildet, das Heidenthum der Griechen und Römer sei vor einigen Jahrhunderten aus Grab und Moder zu neuem Leben erstanden, um Rache an dem Christenthum zu nehmen, und den christlichen Glauben und mit ihm alle christliche Ordnung in Kirche, Staat und Gesellschaft zu Grunde zu richten; zu lange habe man sich darüber getäuscht, und so müsse man sich endlich noch in der zwölften Stunde ermannen, um die im eigenen Busen ge-

nährte Schlange zu erdrücken. Man müsse der classischen Philologie jeden Einfluß auf die Jugendbildung nehmen, und statt der heidnischen Classiker die Schriften der heiligen Väter der Kirche auf den Gymnasien einführen; ja man müsse die Philologie selbst mit dem Anathem belegen, denn sie sei ihrem Object und ihrer Tendenz nach heidnisch, sie gehe darauf hinaus, eine Religion der Humanität an die Stelle der christlichen zu setzen, griechische Kunst und Wissenschaft als den absoluten Maßstab für die Beurtheilung alles Wahren und Schönen aufzustellen, ausschweifende Ideen von republikanischer Freiheit und sittlicher Ungebundenheit den Gemüthern der Jugend einzupflanzen, und sie mit Haß und Verachtung gegen alles Bestehende zu erfüllen. Und was sie besonders gefährlich mache, sei der ungeheure Dünkel, womit sie ihre Jünger ansteckt, und selbst den geistlosesten Pedanten, den niedrigsten Handlanger, welcher bloß den Schutt der Vorzeit von einer Ecke in die andere fährt, glauben macht, er beschäftige sich mit einer Wissenschaft, die allein des Menschen wahrhaft würdig sei.

Es ist nicht schwer, für diese Behauptungen die gewichtvollsten Belege beizubringen. Man kann dafür die unzweideutigsten Aeußerungen der berühmtesten Philologen der letzten drei bis vier Jahrhunderte anführen; man kann auf alle Sphären des theoretischen und praktischen Lebens hinweisen und geltend machen, wie sie sämmtlich vom Geist des wiedererwachten Heidenthums inficirt sind, so daß die gesammte neuere Wissenschaft nicht bloß auf antike Fundamente basirt ist, sondern auch die Zeit, wo dieß geschah, als die Periode der Herstellung der Wissenschaften gepriesen wird, — daß jegliche Kunst, besonders Poesie und Architektur, ausschließlich nach antiken Mustern und Regeln betrieben, und die herrlichsten Schöpfungen des christlichen Mittelalters auf's Tiefste verachtet, und endlich gar nicht mehr verstanden wurden. Man kann ferner Beweise dafür liefern, daß die Op-

position gegen die kirchlichen, staatlichen und socialen Ordnungen des Mittelalters aus dem classischen Alterthume ihre vorzüglichste Nahrung sog, und daß alle nebelhaften Theorien, alle destructiven Tendenzen der neuern Zeit mittelbar oder unmittelbar aus ihm erwachsen sind; man kann namentlich darauf hindeuten, daß der Humanismus nicht bloß jenen großen Abfall von der Kirche herbeigeführt, sondern auch in den Treugebliebenen den christlichen Geist alterirt habe.

Allein, mit wie vielen Belegen eine solche Beweisführung auch ausgestattet wäre, dennoch würde sie eine höchst einseitige und verfehlte seyn. Denn sie beruht auf einer Ueberschätzung des classischen Alterthums, und nimmt den einen Factor der neueren Geschichte für das allein bewegende Princip; sie beachtet die mitwirkenden Factoren und die Umstände nicht, mit und unter welchen die Welt der Griechen und Römer für Leben und Wissenschaft neue Bedeutung erhielt, und demgemäß läßt sie es dahingestellt seyn, ob das Alterthum an sich, oder die vom Geiste der Zeit veranlaßte Auffassungs- und Behandlungsweise desselben an jenen Uebeln Schuld trägt; ja sie fragt nicht einmal nach dem Unterschied, welcher in der Tendenz, wie in den Resultaten der verschiedenen Perioden der Philologie, und welcher in dieser Beziehung zwischen den Männern der Wissenschaft auf der einen, und zwischen ihnen und der großen Masse der nur sehr mittelbar über das Alterthum Unterrichteten auf der andern Seite Statt fand.

Nun ist aber ein solches Verfahren nicht nur gegen alle Einsicht in den Gang der Geschichte, sondern auch gegen den christlichen Glauben, daß alle geschichtliche Entwicklung zwar unter der göttlichen Vorsehung steht, und durch den Gebrauch, den der Mensch von seiner Freiheit macht, bedingt ist, daß aber (mit Gottes Zulassung und ohne die göttlichen Rathschlüsse zu vereiteln) — auch eine dämonische Potenz mit eingreift und darauf ausgeht, das Gute zum Bösen, das Wahre

zum Falschen zu verkehren, und allem, was in den historischen Prozeß eingetreten, eine unheilvolle Wirkung zu verschaffen. Die Geschichte unserer heiligen Religion selbst zeugt dafür. Wie ist der Geist der Lüge und des Verderbens nicht stets bemüht gewesen, in das Bollwerk derselben, in die Kirche, einzudringen, oder doch zum Abfall von derselben zu verführen, die heiligen Urkunden zum Beleg wahnwitziger und gottloser Lehren zu mißbrauchen, sie zu fälschen, ja zu zerstücken und zu vernichten! Und wenn das dem Heiligsten geschehen, wird es beim Profanen nicht noch mehr der Fall seyn? Wenn wir die calvinische, lutherische, rationalistische Auffassung des Christenthums als unwahr verwerfen, werden wir da ohne weiteres die hauptsächlich unter diesen Richtungen zu Stande gekommene Darstellung des classischen Alterthums als wahr anerkennen? Wenn wir an der Lehre des göttlichen Welterlösers und der von seinem heiligen Geiste geleiteten Kirche den Inbegriff aller dem Menschen faßbaren Wahrheit besitzen, haben wir denn nicht zugleich die Kriterien aller menschlichen Wissenschaft, und namentlich den Schlüssel, der uns das classische Alterthum in seinen geheimnißvollsten Beziehungen eröffnet, den Prüfstein, der uns die Wahrheit von dem Irrthum der bisherigen Philologie sowohl nach ihren Principien, als Resultaten mit Gewißheit erkennen läßt?

Also legen uns die gewichtigsten Rücksichten die Nothwendigkeit auf, das Alterthum und die Wissenschaft desselben nicht blindlings zu verdammen, sondern vielmehr zu untersuchen, wie sich beide zu einander verhalten, und, wenn sich ergibt, daß letztere in wesentlichen Punkten einseitig, oberflächlich, unwahr und eben deßwegen den bösen Mächten verfallen ist, so haben wir weiter zu erörtern, ob es nicht lohnt, die Fehler zu verbessern, im Verein der besten Kräfte eine gediegene, wahre Alterthumswissenschaft zu schaffen, und ob die große Hinterlassenschaft der Griechen und Römer dann

nicht ein gewaltiges Werkzeug werden kann, in mancherlei Weise, besonders aber bei der Jugendbildung die Ehre Gottes zu fördern, und das Reich des Guten zu verbreiten.

Ziehen wir die Geschichte zu Rathe, so erfahren wir, daß mit dem im fünfzehnten Jahrhundert neu belebten Studium des classischen Alterthums zugleich ein Enthusiasmus für dasselbe erwachte, der es nicht bei einer theoretischen Erforschung bewenden ließ, sondern in der That eine Restauration jener glorreichen Vergangenheit forderte; wir wissen aber auch, daß zu jener Zeit das einheitliche, naturwüchsige Jugendleben der europäischen Völker schon vorüber und eine neue Periode mit neuen Zielen und Richtungen, mit der Aussicht auf eine unendlich erweiterte Sphäre des menschlichen Denkens und Wollens, und allen damit verbundenen Gefahren des Ueberschreitens natürlicher Schranken, des Verirrens in Subjectivismus und Rationalismus im Entstehen war. Das classische Alterthum hat diesen historischen Proceß und den damit verbundenen Bruch mit der Vorzeit nicht veranlaßt, sondern war eins von den vielen Momenten, die ihn beschleunigten und die vom Zeitgeiste benutzt wurden, dem Leben eine andere Wendung, einen anderen Inhalt zu geben. Je reichere Ausbeute es versprach, desto begieriger wurde es ergriffen. Dieser praktischen Tendenz war es nun ganz gemäß, daß man das Alterthum sehr summarisch behandelte, sehr subjektiv auffaßte, und sehr voreilig Consequenzen daraus zog. Ist es da zu verwundern, daß das vom alten Griechenland und Rom entworfene Bild zum Original sich nicht anders verhielt, als wie eine Villa im Style der Renaissance zu einem griechischen Tempel, oder wie eine Tragödie Racine's zu einem Drama des Sophokles?

So sind wir genöthigt, die Philologie gleich bei ihrem Entstehen der Einseitigkeit und subjectiven Willkür anzuklagen und zu verlangen, daß man dem Alterthume selbst nicht zur Last lege, was die tendenziös oder oberflächlich betrie-

bene Wissenschaft desselben verschuldet. Zugleich erfordert es jedoch die Gerechtigkeit, immer noch zu unterscheiden zwischen den wirklichen Repräsentanten der Philologie jener Zeit, und dem Troß der Schüler und der Masse derer, welche von den antiken Ideen und Lebensformen nur ganz mittelbar und mit Entstellungen aller Art behaftete Kenntniß erhielten. So ist es z. B. dem Vater der neueren Philologie, Erasmus, nie eingefallen, die antike Welt über die christliche zu setzen, und an jener die Feindschaft gegen diese zu entzünden; auch ist es eben so übertrieben, ihm den Anstoß zu dem Abfall von der Kirche zuzuschreiben, als es perfid ist, zu behaupten, nur sein schwacher und feiger Charakter habe ihn verhindert, größeren Antheil an dem Werke Luthers zu nehmen. Er hat Luther nur so lange vertheidigt, als derselbe auf dem Boden der Kirche stand, und seine zahlreichen Schriften geben glänzendes Zeugniß, wie er seine großen philologischen Kenntnisse in der Erklärung der heiligen Schriften dem Dienste der Religion widmete, und viele seiner Commentare enthalten nicht nur einen Schatz christlicher Weisheit, sondern auch die geistvollste Apologie der Kirche und die entschiedenste Verwerfung aller Häresie. Dahin gehört vor Allem der noch viel zu wenig beachtete Commentar des 83sten Psalms, in welchem die schönsten Gedanken über wahre Gottesverehrung ausgesprochen, die ewige Bedeutung der Kirche mit eben so viel Freiheit als Wärme verherrlicht, die neuen Versuche, sie zu zertrümmern, zurückgewiesen, und die neuen Dogmen von der Unfreiheit des Willens u. s. w. als verderbliche Paradoxen bezeichnet werden. Und wie überhaupt die gelehrtesten und charakterfestesten Philologen jener Tage mit aufopfernder Hingebung der Kirche treu blieben, darüber gibt Döllinger's „Reformation" interessanten und für die meisten der heutigen Philologen gewiß überraschenden Aufschluß.

Dasselbe läßt sich sagen in Bezug auf das zweite Stadium der Philologie, welches die fleißigen Niederländer durch

ihr gründliches Detailstudium herbeiführten. Justus Lipsius, der erste jener großen niederländischen Alterthumsforscher, nicht nur nach Alter, sondern auch nach Verdienst, ein Mann, auf den die den Niederländern gewöhnlich gemachten Vorwürfe des geistlosen Sammelns und des mikrologischen Pedantismus gar nicht passen, sondern der durch geistreiche Auffassung und lebendige Totalanschauung des Alterthums auch heute noch einem Philologen als Muster gelten kann, zeichnete sich zugleich aus durch seine Frömmigkeit und die Entschiedenheit seines katholischen Glaubens. Er war ein begeisterter Verehrer der heiligen Jungfrau; ihr Lob zu preisen, für ihre Wunder zu zeugen, war ihm das seligste Geschäft, und als man ihn, der doch einst als jenaischer Professor mitten in der Fülle des neuentzündeten Lichtes gelebt, deßwegen verhöhnte und verdächtigte, da berief er sich auf die großen Männer Roms und Griechenlands zum Beweis, daß Geist und Bildung mit frommer Gottesverehrung wohl vereint seyn könne; und wie wenig er gesonnen, an Frömmigkeit den ruhmvollen Heiden nachzustehen, sprach er in folgenden denkwürdigen Worten aus: „Ego illi (St. Mariae), quidquid in hoc pectore eruditionis, macto victimam, felix, si admittat, Ego illius pedibus, quidquid hic ingenii, substerno arenam, beatus, si calcaverit. Und welches waren die Früchte jener Gelehrten-Schulen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, denen die classischen Schriftsteller so überwiegend als Mittel der Geistesbildung dienten? Ist nicht aus ihnen jene unvergeßliche Reihe der glaubensmuthigsten Streiter für Religion und Kirche hervorgegangen?

Erst als die gelehrte Beschäftigung mit dem classischen Alterthume mehr und mehr den Händen solcher Männer überlassen war, die außerhalb der Kirche standen, oder doch ihr innerlich entfremdet waren, als der Geist des philosophischen Jahrhunderts, wie in den übrigen Wissenschaften, so auch in der Philologie den Ton angab, da wurde eine Behandlung und

Auffassung des Alterthums herrschend, welche der irreligiösen und revolutionären Richtung der Zeit ungeheuern Vorschub leistete, von der es eben schwer zu sagen ist, ob die dorther dem Antichrist erwachsene Unterstützung größer war, oder das an dem Alterthume selbst begangene Unrecht. Diese Richtung mußte um so verhängnißvoller werden, je mehr gerade die Hauptvertreter der Wissenschaft dem Geiste der Zeit huldigten, und je mehr die Philologie eben jetzt erst zu einer systematischen Darstellung gelangte und in die Sphäre einer selbstständigen Wissenschaft erhoben wurde.

Es ist bekannt, welche Verdienste in letzterer Beziehung Fr. A. Wolf sich erworben, es ist aber auch kein Geheimniß mehr, daß dieser geniale und gelehrte Mann nur die Welt der Griechen und Römer von der Sonne der Cultur erleuchtet hielt, und Alles, was vor, neben und nach derselben bestand, für Barbarei erklärte*), und daß er bei dieser maßlosen Ueberschätzung des classischen Alterthums dennoch die tiefsten Seiten desselben in seiner rationalistischen Betrachtungsweise gar nicht erkannt hat.

Wolf's Leistungen waren maßgebend, und sind es eigentlich noch bis auf den heutigen Tag. Denn wenn auch Böckh die Aufgabe der Philologie tiefer erfaßt, und v. Lasaulx die dunkelsten und geheimnißvollsten Regionen der alten Welt mit der Fackel unvergänglichen Lichtes erleuchtet

---

**) Encyclopädie der Philologie, herausgegeben von Stockmann. 2te Ausg. S. 8, 9: „Alterthum ist die ganze Reihe von Jahrhunderten, seit denen wir die Völker sich veredeln sehen, bis in die bekannten Zeiten, wo sie in Barbarei, Unwissenheit und Sittenlosigkeit verfallen. Dieß fängt schon (?) im vierten Jahrhundert an, geht weiter im fünften und sechsten, und wird immer schlimmer seit der Stiftung des Benediktinerordens" (sic!). Und S. 10: „studia antiquitatis sind soviel als studia graecae latinaeque latinitatis."

hat, so geht doch die Mehrzahl der Philologen in ihrer Totalanschauung der antiken Welt nicht über Wolf hinaus, oder huldigt wenigstens in Ansehung der Hauptfragen denselben Principien. Die Unzulänglichkeit derselben tritt auffallend genug an den Tag, sobald der Versuch gemacht wird, das Alterthum nach seinem Grundcharakter, besonders nach seiner religiösen und sittlichen Beschaffenheit zu bestimmen; und es ist nicht schwer, in dieser Beziehung aus den Büchern der renommirtesten Philologen unserer Zeit eine unerquickliche Blumenlese der einseitigsten und willkürlichsten Meinungen zu Stande zu bringen. Es möge hier als Probe folgendes Citat aus Bernhardy's Grundriß der griechischen Literatur*) genügen:

„Die Mehrzahl der classischen Griechen ist unbekannt mit dem Bezuge des gegenwärtigen Lebens auf eine vollkommenere Zukunft, folglich auch mit der Unterordnung des Endlichen unter das Unendliche und Jenseitige, schon weil der Begriff und die Voraussetzungen der Demuth fehlen; noch mehr unbekannt mit dem Streit des Irdischen gegen ein Ideales, weil der Mensch die Fülle des Göttlichen in sich zu tragen schien; jeder Gegensatz lag fern, der die Heiterkeit ihrer Ansicht getrübt oder erschüttert hätte, und die Festigkeit des Lebens gab, zumal in den abgeschlossenen Kreisen einer alles Fremde verschmähenden Humanität, keiner unruhigen Sehnsucht, keiner Wandelbarkeit der Empfindungen Raum."

Wenn die Meister der Wissenschaft solche und ähnliche Ansichten über das classische Alterthum zu Tage förderten, in denen Wahres und Falsches bunt durcheinander geworfen und jede barroke Behauptung auf einen noch sonderbarern Beweis gestützt wird, ist es da zu verwundern, wenn Poeten und Philosophen in demselben den Beleg fanden für ihren

*) 1. Th. S. 126.

Naturalismus und ihre Frivolität, für ihren Pantheismus und Atheismus, und wenn die von Göthe und Heinse bis auf Heine und Herwegh, von Hegel bis auf Nauwerk entworfenen Schilderungen des antiken Wesens in die Vorstellungen der ganzen gebildeten Welt übergingen? daß Jung und Alt spricht von der einzigen Behaglichkeit, welche die Alten innerhalb der schönen Sinnenwelt gefühlt, — von der Gesundheit und Einheit des noch von keinem Unterschied zwischen Diesseit und Jenseit, zwischen Schön und Gut gespaltenen Bewußtseyns, — von der unverwüstlichen Heiterkeit und dem durch keinen prüden, ascetischen Wahn gestörten Lebensgenuß, — von dem beneidenswerthen Volke, das vom Spazierengehen und von der Luft gespeist wurde? — daß man an all diesen Herrlichkeiten nicht allein viel Geschmack findet, sondern sie auch als eine Autorität von älterem Datum den unbequemen Forderungen christlicher Religion und Moral entgegenstellt, und sie für viel geeigneter hält, darauf das Glück der zum Bewußtseyn ihrer Rechte gekommenen modernen Menschheit zu erbauen, als das finstere Nazarenerthum mit seinen Kutten und Jesuiten?

Wenn nun Niemand so naiv ist, sich über diese Erscheinungen zu verwundern, so ist man in der That in Verlegenheit, ein Verfahren würdig zu bezeichnen, welches die Gymnasien außer Connex stellt mit den Einflüssen des Zeitgeistes, und den Umstand, daß die Zöglinge derselben nach einem 8 bis 10jährigen Aufenthalt auf diesen Inseln der Seligen den erwähnten antichristlichen Ansichten und Tendenzen fröhnen, lediglich dem antiken Heidenthume zur Last legt, nach dem einfachen Schluß: hier zeige es sich ja in aller Klarheit, was dabei herauskomme, wenn die Jugend ausschließlich oder vorzugsweise mit dem Geiste des Alterthums genährt werde, — ohne zu fragen, ob wirklich der ächte Geist Griechenlands und Roms, und nicht etwa „der Herren (Lehrer) eigener Geist" jene Nahrung abgegeben; ob man wirklich die wissens-

durstige Jugend auf den grünen Auen von Hellas und Latium geweidet und nicht etwa auf den Stoppelfeldern grammatikalischer und antiquarischer Gelehrsamkeit im Kreise herumgetrieben; ob man das Wesen der formalen Bildung richtig erfaßt, und die dadurch gewonnene Elasticität und Energie des Geistes dazu benutzt, in das Innere des Tempels einzuführen, oder ob ein pedantischer Formalismus den jugendlichen Geist gelähmt, und es ihm überlassen habe, durch Hilfe einer trüben Brille ein verzerrtes Bild davon zu erhalten, wenn er mit eigenem Auge sich eine lebendige wahre Anschauung hätte verschaffen sollen? Es bedarf keines weitläufigen Beweises, daß Niemand, der sich diese Vorfragen nicht gestellt und in steter Berücksichtigung der betreffenden Lehranstalten beantwortet hat, zum Kern der Hauptfrage hindurchdringen und sichere Mittel der Abhilfe angeben kann. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß nur der zu einem Urtheile berechtigt ist, welcher das wahre Wesen des classischen Alterthums von seinem modernen Conterfei, welcher namentlich die Grundlage der antiken Welt, die Religion nach Lehre und Cultus, von dem Trugbilde des modernen Heidenthums zu unterscheiden versteht. Dazu befähigt freilich nicht bloße Sprachkenntniß und Sammelfleiß, sondern dazu gehört vor allem ein religiöses Gemüth und richtiges Verständniß religiöser Dinge. Denn wie anerkanntermaßen Geschichte der Philosophie nur der schreiben kann, welcher nicht allein Philosoph ist, sondern auch auf dem Höhepunkt steht, welchen die Entwicklung der Philosophie in seiner Zeit erreicht hat, so ist es auch mit der Darstellung der religiösen Ideen und des religiösen Lebens der Völker. Sie kann blos einem Geiste gelingen, der vom ewigen Lichte der göttlichen Offenbarung erleuchtet ist, und seine subjectiven Einfälle in Demuth der höheren Wahrheit unterordnet; daß aber diese höhere Wahrheit keine andere ist, als die christliche, daß jenes ewige Licht kein anderes seyn kann, als das der höchsten der Menschheit zu Theil

gewordenen Offenbarung, wie sie durch Christus in die Welt gekommen und durch die Kirche erhalten ist, — darüber werden alle gläubigen Christen, ja alle mit der Geschichte der Religion vertrauten Männer einverstanden seyn.

Wie weit übrigens diese Forderung von dem Verlangen nach einer tendenziös betriebenen und dem Dienste eines bestimmten Systems verfallenen Wissenschaft entfernt ist, das leuchtet wohl allen Urtheilsfähigen ein, und es bedarf kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß es sich nicht darum handelt, christliche Ideen in das Alterthum überzutragen, sondern einfach und allein um den richtigen Standpunkt, von dem aus die höchsten Lebensäußerungen der classischen Völker verstanden werden können, um das Prinzip, welches eine wahre, objective Alterthumswissenschaft überhaupt möglich macht. Wir sind auch nicht gemeint, es müsse die Philologie erst jetzt nach allen ihren einzelnen Theilen geschaffen werden; es kommt vielmehr darauf an, den herrschenden theils völlig prinziplosen, theils schlechten Prinzipien hingegebenen Richtungen eine auf feste und richtige Grundsätze gegründete Wissenschaft entgegenzusetzen, und dieß Ziel zu erreichen wird man vor allem dasjenige, was in alter und neuer Zeit Gutes und Wahres geleistet, anerkennen, was vereinzelt, abgerissen, unbewußt zu Tage gefördert worden, mit Consequenz und Bewußtseyn systematisch weiter bilden müssen.

Daß dann Theologie und Philologie aus erbitterten Feindinen wieder hilfreiche Freundinnen würden, dafür möchten schon die wenigen oben gegebenen Andeutungen aus der Geschichte der Philologie Bürgschaft leisten. Wie Berg und Thal zu einander gehören, und eines Theils die Kenntniß der niedern Gegenden erst durch den Ueberblick von der Höhe wie abgerundet wird, andern Theils aber die Aussicht von Oben vollen Genuß und Belehrung nur demjenigen giebt, der die untern Partien schon durchstreift hat, so wird auch die antike Welt, von der Höhe des Christenthums aus betrachtet, erst in

allen ihren Beziehungen dem Auge des Geistes erschlossen werden, und umgekehrt der christliche Glaube, der christliche Cultus, die christlichen Lebensordnungen durch die klar erkannten Analogien und Gegensätze des classischen Heidenthums an Verständniß, Achtung und Bewunderung gewinnen. Wenn dann mit der in solchem Geiste theoretisch ausgebildeten Alterthumswissenschaft die practische Anwendung derselben gleichen Schritt hält und mit richtigem pädagogischen Tact betrieben wird, so werden in der That alle die so oft gerühmten Segnungen der Philologie für die Jugendbildung in Erfüllung gehen: es wird namentlich die gründliche Bekanntschaft mit griechischer Poesie und Kunst und mit der organischen Entwicklung derselben den Sinn für das Schöne wecken und ein klares Urtheil über Wesen und Formen aller Kunst ermöglichen, ohne jedoch den Wahn zu erzeugen, die griechische Kunst habe das absolut Höchste zur Erscheinung gebracht; es wird der ohne Ueberschätzung und Vorurtheil ertheilte Unterricht in der alten Geschichte die Einsicht in die nothwendigen Bedingungen für das glückliche Bestehen und in die einfachsten Voraussetzungen alles politischen und socialen Lebens eröffnen und tausendfache Gelegenheit haben, die modernen Träumereien über sittliche und politische Freiheit, über religiöses und sociales Leben in ihrer Nichtigkeit zu zeigen.

Was würde dagegen der Fall seyn, wenn man die Philologie außer den Bereich aller nach einer religiös-sittlichen Regeneration der europäischen Menschheit ernstlich ringenden Männer stellte, und die gründliche, unmittelbare Erkenntniß der antiken Welt der Jugend vorenthielte? Es würde ein herrliches Bollwerk der guten Sache muthwillig entzogen und dem Feinde überliefert, es würde der wahren Wissenschaft ein Object von der höchsten providentiellen Bedeutung freventlich entrissen und dem diabolischen Treiben der modernen Sophistik überantwortet, es würden der Jugend die Ohren vor dem Gesang der antiken Musen verstopft, und die Sirenen des

modernen Heidenthums erst recht in den Stand gesetzt, sich für die Gefährtinnen Apollos auszugeben; mit Einem Wort, es würde kein einziger der jetzigen Uebelstände gehoben und unabsehbare Nachtheile herbeigeführt werden.

Wir finden also in den gegenwärtigen Nöthen keinen andern Anker, als die gesunde Ausbildung der Alterthumswissenschaft und ihre methodische Anwendung bei dem höheren Unterricht. Es mag zugestanden werden, daß derselbe nach beiden Seiten hin schwer zu handhaben ist, und daß die Behörden und die Männer der Wissenschaft gemeinsam Hand an's Werk legen müssen, wenn es gelingen soll. Allein es winkt doch ein lohnendes Ziel. Dagegen wird nichts gewonnen werden, wenn man das Object veränderte und Geist und Methode des Unterrichtes beibehielte; vielmehr wird das grammatische Anatomisiren der heil. Väter der Kirche oder eine stümperhafte, durch keinen gründlichen Sprachunterricht vermittelte Lectüre derselben, weit entfernt einen kirchlichen Sinn zu erzeugen, nur alle Ehrfurcht und Scheu vor den erhabenen Zeugen der christlichen Wahrheit zerstören.

So entschieden wir indeß das Vorhaben zurückweisen müssen, die Schriften der heil. Väter an die Stelle der heidnischen Autoren zu setzen, so gern stimmen wir denen bei, welche jenen neben diesen den Zugang auf den Gymnasien verschaffen möchten. Wer einigermaßen mit den heiligen Vätern bekannt ist, muß sie als die vom heiligen Geiste erleuchteten und erfüllten Interpreten der christlichen Religion, als die sichersten Führer zur Erkenntniß ihrer göttlichen Wahrheiten anerkennen, und es von ganzer Seele bedauern, daß Jünglinge, welche der höchsten wissenschaftlichen Bildung entgegenstreben, mitten in der Kirche mit den Schätzen der Kirche unbekannt bleiben, oder wohl gar gewöhnt werden, mit vornehmer Verachtung an ihnen vorüberzugehen. Und die Thatsache, daß so viele die Wahrheit redlich suchenden Männer in früherer und jetziger Zeit durch das Lesen der heiligen Väter

den Weg zur Kirche gefunden, darf wohl zu der Hoffnung berechtigen, daß ihr Studium geeignet seyn werde, die jugendlichen Geister mit festeren Bändern an Religion und Kirche zu knüpfen. Nur muß man sich nicht einbilden, dieser Zweck werde sofort durch das zugleich eingegossene Gift der heidnischen Schriftsteller paralysirt, und das Gemüth der Schüler nothwendig durch so widerstrebende Lectüre verwirrt; noch darf man sich der Meinung hingeben, die Schriften der heiligen Väter könnten mit Nutzen gelesen und nach Form und Inhalt der Jugend vermittelt werden, ehe dieselbe an den griechischen und römischen Schriftstellern die betreffenden Sprachen erlernt und eine tüchtige Gymnastik des Geistes erfahren hat.

VII.

Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

Den 24. Juni 1852.

Bekanntlich hatte der Kölner Kanonikus Nikolaus München, betrogen von dem alten Feinde der Menschheit, vor fünfzehn Jahren das Unglück, ein Hauptwerkzeug in den Händen des Preußenthums zu seyn bei der Verfolgung der katholischen Sache und des ruhmwürdigen Bekenners Clemens August. Jetzt bringen römische Blätter eine, den strengsten Anforderungen des kanonischen Rechts und der kirchlichen Schicklichkeit entsprechende Erklärung des Herrn München, worin derselbe Alles und Jedes verwirft, widerruft und zurücknimmt, wodurch er damals seiner Pflicht als

Glied der Kirche oder Priester zuwider gehandelt. — Wer könnte bei diesem Akte pflichtmäßiger Unterwerfung sich der ernstesten und lehrreichsten Erwägungen entschlagen! Ein solcher Vorgang ist nur in der Kirche möglich, welche die Stellvertreterin dessen ist, auf dessen Gewand geschrieben steht: Ich bin, der ich bin! Wer hätte vor fünfzehn Jahren, als die rohe Uebermacht brutaler Gewalt höhnisch das Recht unter die Füße trat, diesen Triumph der Wahrheit in so kurzer Zeit auch nur geahnt! wer, wenn er ihn auch vermuthete, in dem preußisch censurirten Deutschland ihn auch nur ungeahndet voraussagen dürfen! Ist Unveränderlichkeit ein Kennzeichen der Wahrheit, so tritt dieß im vorliegenden Falle wenigstens nicht auf der Seite des Preußenthums und der Gegner der Kirche hervor. Und wiederum: nur in der Kirche ist es möglich, daß ein Widerruf den Widerrufenden nicht schändet, sondern ehrt, eine freiwillig übernommene Demüthigung den Gedemüthigten nicht herabsetzt, sondern höher stellt, als er früher je in seinem Leben stand. Kein Unbefangener wird in Abrede zu stellen wagen, daß Hr. München durch seinen Akt der Unterwerfung an Ehre und Ansehen in einem Maaße gehoben ist, wie ihn kein anderes Ereigniß seines Lebens je hätte heben und auszeichnen können.

Mit der eben angeführten, auf den Erzbischof Clemens August sich beziehenden Erklärung des H. München ist auch eine andere, nicht minder merkwürdige, die Irrlehre des Hermes betreffende verbunden. Bekanntlich war der Hermesianismus ein kühner Angriff, den der im deutschen Afterphilosophismus sich verkörpernde Skepticismus auf das Herz der katholischen Glaubenslehre wagte, indem er das katholische Bewußtseyn in Betreff der Natur und des Wesens des Glaubens zu verwirren und zu fälschen trachtete. Hermes, der dieses unglückliche Geschäft auf sich genommen, eine dem prak-

tischen Glaubensleben fern stehende, in den Rationalismus des kantischen Zeitalters verrannte, ächt deutsche Stubengelehrtennatur suchte das subjective Treiben seiner philosophischen Schule mit dem katholischen Dogma, so gut er letzteres eben verstand, zu vermitteln. Daß der Glaube, der die Wunder thut, eine Gnade und selbst ein Wunder seyn solle, war ihm hierbei zum höchsten anstößig und schien ihm als bedenkliche Phantasterei nach den Grundsätzen seines Philosophismus schlechterdings nicht zu toleriren. Auch das genügte ihm nicht, daß der Verstand blos die Einwendungen des Verstandes gegen den Glauben aus dem Wege räumen solle, wie es vor Alters gehalten worden, während der Glaube selbst als Himmelsgabe von oben kommt. Nein! der philosophische Schulzweifel sollte fortan die Wurzel des frommen Glaubens seyn. So schuf er als philosophisches Produkt eines künstlich zurecht gemachten Systemes von Zweifeln, eine Art von spezifisch hermesischem Vernunftglauben. Erst wer diese Zweifel pflichtmäßig gehegt und nach besten Kräften vertheidigt, sie sich dann aber von Hermes „philosophischer Einleitung" habe ausreden lassen, dürfe, weitere und umständlichere Zweifel natürlich vorbehalten, philosophisch gerechtfertigt glauben. Wer das Gewehr streckte, ehe er das gesammte von Hermes entworfene Reglement des Zweifels den Boten des Glaubens gegenüber durchexerziert, unterlag der tadelnden Note: qui cito credit, levis corde! Hermes rühmte sich, er habe sein Möglichstes im Punkte des Zweifels gethan. Der arme Mann bemerkte nicht, daß, da in diesem Fache doch immer noch, wir mögen es beginnen wie wir wollen, der Zweifel übrig bleibt: ob doch nicht noch irgend ein Zweifel im Rückstande, der Mensch niemals aus dem Zweifel heraus und somit nie zum vollen, festen, frischen Glauben kommen kann. Dem Trost und der Freudigkeit des alten katholischen Glaubens ist hierdurch zur großen Freude seiner heimlichen und öffentlichen Gegner die Spitze abgebrochen. Schon aus dem

freudigen Zujauchzen des preußisch-protestantischen Rationalismus hätten Hermes und seine Klique, wären sie weniger beschränkt gewesen, merken können, welchen guten Fund die Gegner der Kirche an seinem Systeme gemacht. Nichts war begreiflicher, als daß das Preußenthum sich dieser Neulehre als einer furchtbaren Waffe zu bemächtigen und alle Lehrstellen und Posten der geistlichen Verwaltung mit Hermesianern zu überschwemmen trachtete, die, weil sie den katholischen Namen zu retten suchten und häufig auch über ihren eigenen Standpunkt quasi bona fide in grober Unwissenheit lebten, den Zwecken des Protestantismus gerade die besten Dienste leisteten. „Es erhoben sich, sagt der Osservatore Romano, Zweifel, ob nicht der Domherr München, durch Bande der Freundschaft und Achtung an die Person des Professors Hermes geknüpft, wenigstens einigermaßen die späterhin von dem apostolischen Stuhle verworfenen Irrthümer und falschen Grundsätze theilte." Derselbe erklärt daher jetzt feierlich, daß er alle von Hermes gelehrten und verbreiteten Lehrsätze, die von dem apostolischen Stuhle gemißbilligt und verworfen worden sind, mißbillige und verwerfe. Er hat demnach keinen Anstand genommen, hinzuzufügen: daß er unumwunden, aufrichtig und unbedingt den von Gregor XVI. seligen Gedächtnisses über die Werke des Hermes durch die apostolischen Breven vom 26. September 1835 und 7. Jänner 1837 gefällten Urtheilen beipflichte, welchen Breven er sich mit gebührendem Gehorsam unterwerfe. Wer fünfzehn Jahre zurück denken kann, thut wahrlich gut, sich des Wuthgeschreies zu erinnern, welches die deutsche Pseudowissenschaftlichkeit erhob, als das Oberhaupt der katholischen Kirche Hermes Lehre für nicht übereinstimmend mit dem katholischen Glauben erklärte. Rom, so hieß es, sei gar nicht fähig, gar nicht berechtigt, gar nicht im Stande, über irgend eine, die deutsche Philosophie betreffende Frage zu urtheilen, und der rationalistische Dünkel gebehrdete sich wie von der Tarantel gestochen, und als hätte

der heilige Stuhl ein ungeheures Verbrechen an dem gesammten geistigen Leben deutscher Nation verübt. Merkwürdig ist es, daß so ausbündig genialen Köpfen bei all diesen Klagen und Beschwerden ein ganz einfacher Gesichtspunkt gar nicht klar geworden war. Der Standpunkt der Kirche und der heutigen deutschen Philosophie sind von vornherein verschieden. In den Augen der Kirche ist es nicht das Dogma, welches die Aufgabe hat, mit der Philosophie übereinzustimmen, sondern die Pflicht des Philosophen, seine Stellung zu dem ewig unveränderlichen und unverrückbaren Dogma zu nehmen. Darüber, ob dies in einem bestimmten Falle geschehen oder nicht, entscheidet die Kirche; den Werth des philosophischen Systems in seiner eigenen Sphäre und Atmosphäre aber läßt sie rein und lediglich auf sich beruhen. Man kann also mit Recht sagen: der heil. Stuhl urtheilt gar nicht, ob die Kirche eurer Philosophie, sondern ob eure Philosophie dem Glauben der Kirche taugt und entspricht. Es ist eure Sache, wenn ihr das wollt, euch so deutlich, passend, entschieden, unzweideutig auszudrücken, daß der Verdacht: ihr seiet von diesem Glauben abgewichen, euch gar nicht treffen kann. Im Uebrigen hat auch in Betreff der hermesischen Lehre die Zeit bereits ihr richterliches Amt verwaltet. Es lebe die deutsche Fortschrittseligkeit! Wer spricht heute noch von Hermes? Wer denkt noch an Hermes? Zopfthum! längst überwundener Standpunkt! Ja, aber meine Herren! dann scheint es ja doch beinahe, als sei das alte Rom auch diesmal wieder ewig jung wie die Wahrheit gewesen, weil es auf der Wahrheit beharrte, und ewig feststehend sich mit dem Wechsel der menschlichen Meinung und dem, was ihr Fortschritt nanntet, in der Wissenschaft des Heils gar nicht einlassen wollte?

VIII.

Literatur.

I.

Grundriß zum System der christlichen Philosophie. Von Dr. J. N. P. Oischinger. Zweite, durchaus neubearbeitete und vermehrte Auflage. Straubing, Verlag der Schorner'schen Buchhandlung 1852. Seiten XVI, 286.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, bereits durch mehrere philosophische und theologische Schriften rühmlichst bekannt, übergibt in einer zweiten, vielfach bereicherten Auflage dem gelehrten Publikum seinen „Grundriß zum System der Philosophie.“ Nach einer längern Einleitung, welche die „Grundlage“ des Systems bildet, wird in drei Theilen von der Sphäre des Idealen, des Realen und Formalen gehandelt, und in den Unterabtheilungen findet sich die ternäre Gliederung strengstens eingehalten, wobei die äußere Darstellung dem Inhalt und dem Geiste des Ganzen vollkommen entspricht. Im Gegensatze gegen den Hegel'schen Monismus, wie gegen den Günther'schen Dualismus sucht Oischinger ein allseitig kongruentes, alle Sphären des Wissens und des Lebens in ihrer höheren Einheit zusammenfassendes neues System zu gewinnen — eine durchaus großartige Aufgabe, die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient.

Aber die nächste Bestimmung und die Gränzen dieser Blätter gestatten uns nicht, näher auf die interessante Entwicklung dieses ternären Systems einzugehen, daher wir nur auf einiges Wenige uns beschränken. Abgesehen von dem lebendigen und organischen Zusammenhang, in dem alle Theile und Glieder dieses Systems stehen, verdient hier besonders das hervorgehoben zu werden, was der Verfasser Seite 221 ff. vom Wesen und von den Gesetzen der Geschichte sagt. Von eben dieser tiefen und gründlichen Auffassung gibt auch dasjenige Zeugniß, was über Religion, Kunst und sociale Bildung vorgetragen wird. Auch das Seite 163 bis 166 von der Einheit der Existenzbeweise Gesagte ist unseres Dafürhaltens namentlich für den Theologen sehr beachtenswerth. Unverkennbar prägt sich überall die christliche Gesinnung Dischinger's aus, und wenn an einzelnen Bestimmungen Manches für sich, vom dogmatischen Standpunkte aus betrachtet, leicht mißverstanden werden könnte, so erhält es doch im Zusammenhange des Systems eine solche Aufhellung, die jeden Zweifel wohl zu beseitigen im Stande seyn dürfte.

Obschon wir nun, dem eben Gesagten zufolge, gerne zugeben, daß das vorliegende System nicht ohne Grund und Berechtigung sich als ein christliches bezeichnet: so nehmen wir doch keinen Anstand zu erklären, daß wir nicht durchweg mit den Ansichten des Verfassers einverstanden sind, wie namentlich auch mit manchen Urtheilen über die ältere Philosophie und einzelne neuere Systeme. Aber desto unparteiischer glauben wir auch dem speculativen Talente, der gründlichen philosophischen Bildung des Verfassers, der Consequenz seiner Entwicklung, sowie vor Allem dem Streben, das ihn beseelt, unsere volle Anerkennung aussprechen zu können. In einer Zeit, wo trotz des bekannten deutschen Philosophenstolzes die wahre und gründliche Spekulation so sehr darniederliegt, und höchstens die mit den industriell-materiellen Be-

strebungen in näherer Beziehung stehenden Wissenschaftssphären glänzende Protektionen finden, so daß dem spekulativen Geiste, und besonders dem christlichen Denker, an vielen Orten kaum ein anderes Loos bleibt, als das des Poeten in Schiller's „Theilung der Erde“: verdient ein so edles Streben, wie das des Verfassers, und eine so unermüdliche, so erfolgreiche Beschäftigung mit den höchsten und schwierigsten Problemen des Geistes den warmen Beifall von allen denen, welchen christliche Wissenschaft, die ohne christliche Philosophie nicht bestehen kann, noch am Herzen liegt, in verdoppeltem Maße. Die vorzügliche philosophische Begabung Dischinger's läßt uns von seiner ferneren Thätigkeit noch viel Treffliches erwarten, und für das Interesse der Wissenschaft ist es in jedem Falle förderlich, wenn das eben angezeigte Werk, das in gedrängter Kürze einen großen Ideenreichthum darbietet, in den weitesten Kreisen näher bekannt wird.

II.

Katholische Dogmatik von Dr. X. Schmid. Erster Band. Schaffhausen, Verlag der Hurter'schen Buchhandlung 1852. S. XX. 204.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart gehört das namentlich in Oesterreich, dem Lande, wo jetzt die kirchliche Freiheit aufzublühen beginnt, so rege und lebendige Streben, mittelst philosophischer Forschungen die Tiefen der christlichen Wahrheit mehr und mehr zu erschließen, und der falschen antichristlichen Spekulation gegenüber durch eine neue christliche Spekulation die Dogmen der Kirche zu rechtfertigen und zu begründen. Wir erwarten von diesen Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft keineswegs das Heil der Kirche und die Regeneration der Menschheit im Großen und Ganzen; dafür sind zunächst höhere Potenzen gefordert; aber wir be-

grüßen in ihnen ein mächtiges Förderungsmittel der kirchlichen Zwecke, ein fruchtreiches Ferment für die Bewegungen des Geistes, eine segensvolle Anregung zu immer größern Fortschritten in der Erkenntniß des Wahren und des Guten. Gehen diesen an sich trefflichen Bestrebungen ebenso gründliche und vielseitige positive und historische Studien zur Seite, die frei und unabhängig von dem Zwange eines philosophischen Systems sich entwickeln; ist die theologische Bildung ebenso auf eingehende Kenntniß des christlichen Alterthums gestützt, wie auf tiefsinnige Spekulation, bleibt alle schroffe Exclusivität gegen andere, innerhalb der Kirche sich bewegende Richtungen, namentlich alle gehässige Persönlichkeit, entfernt, und wird die Theologie ebenso bewahrt vor Confusion mit der Philosophie, als der Einklang zwischen beiden gezeigt: dann haben wir allen Grund, uns die herrlichsten Früchte von dieser Rührigkeit auf dem Felde einer christlichen Spekulation zu versprechen, und durch Zurückführung der einzelnen Wissenschaftszweige auf katholische Principien die wahre Bildung und Gesittung, wie sie das Christenthum erheischt, gegen den Andrang der allgemeinen Irreligiosität und Barbarei als neu gesichert zu betrachten.

Zu den philosophisch wohlgebildeten Theologen, denen Alles daran liegt, die Kirchenlehre spekulativ zu begründen und allseitig zu entwickeln, gehört auch der Verfasser der vorliegenden Schrift. Er selbst sagt von sich in der Vorrede (S. XV): „In die tiefsten Tiefen des menschlichen Denkens bin ich eingedrungen, um die Vermählung des vom Himmel gegebenen Wortes mit dem Menschenworte zu vollbringen. Nicht lehren wollte ich Philosophie; aber den Stein der Weisen wollte ich zu einem Grundsteine der Theologie machen. Die Philosophie muß auch die Dogmatik bis in die kleinsten Theile so durchdringen, wie die Weisheit Gottes die Schöpfung.“ Dieser Idee bleibt der Verfasser in seinem Werke auch getreu. Sein Standpunkt ist der der

dualistischen Philosophie; von dieser aus wird nicht nur ein tieferes Eindringen in den Geist der Glaubenswahrheiten versucht, sondern es werden auch, namentlich in den anhangsweise beigegebenen „kritischen Blättern" Seite 177 bis 204, entgegenstehende Ansichten anderer Theologen bekämpft. Eine gründliche Würdigung der wissenschaftlichen Seite des Werkes ist erst möglich, wenn dasselbe vollendet vorliegt. Der erste Band umfaßt drei Bücher, wovon das erste die Lehre von der Genesis der Dogmen, das zweite die von der Sünde, das dritte die von der Rekapitulation und Regeneration behandelt — eine Gliederung, die von der gewöhnlichen durchaus abweicht (wornach die Dogmatik mit der eigentlichen Theologie im engern Sinn, d. i. mit der Lehre von Gott, beginnt), und die schon in formeller Beziehung von den meisten Gelehrten mit Recht beanstandet werden dürfte, auch wenn alles das berücksichtigt wird, was Schmid hierüber S. 32 ff. bemerkt hat. Ueberhaupt könnten Manche schon nach dem Eindruck der viel verheißenden Vorrede, in der unser Autor sich mit dem alten Tertullian über den beklagenswerthen Zustand unserer deutschen Theologie in einer etwas auffallenden Weise ausspricht, diese Dogmatik nur als eine Art von literarischer Curiosität zu betrachten geneigt seyn; wir aber wollen gern ihr mehr einräumen, so sehr auch wir nicht wenig Befremdliches darin finden. Sie enthält in der That manche Goldkörner, viele wahre und treffende Bemerkungen, die von gelehrten Theologen wohl berücksichtigt zu werden verdienen; in der Widerlegung Anderer zeigt der Verfasser großen Scharfsinn, aber bisweilen thut er unseres Erachtens auch Anderen Unrecht. Wir sind nicht gesonnen, die von ihm gerügten Sätze des Professors Dieringer in dieser Fassung zu vertreten; aber was Dieringer vom „Uebervernünftigen" lehrt, ist im Wesentlichen der Lehre der Väter und aller Theologen der Vorzeit entsprechend; wo ein Supranaturales anerkannt ist, wird auch ein Suprara-

tionales für den beschränkten geschöpflichen Geist anerkannt werden müssen. In ihrer Auffassung des Mysteriums hat die neuere Spekulation manche noch nicht beseitigte Bedenken bei den positiven Theologen erregt; es ist das eine Klippe, an der manche neuere Forscher beinahe gescheitert sind. Die historische Entwicklung des kirchlichen Lehrbegriffs auch im Mittelalter darf durchaus nicht vom Dogmatiker vernachläs- sigt werden; die Kirche hat zu allen Zeiten den Geist Got- tes, und hat darum auch in allen Jahrhunderten ihre her- vorragenden Lehrer, deren Consens von hoher dogmatischer Bedeutung ist. Das historische Beweisverfahren, welches die Identität des christlichen Bewußtseyns zu allen Zeiten quel- lenmäßig konstatirt, scheint uns, wenn wir nach mehreren Aeußerungen unsers Verfassers schließen dürfen, von ihm keineswegs hinlänglich gewürdigt und erkannt zu seyn. Der in diesen Blättern uns für ein der systematischen Theologie angehöriges Werk verstattete Raum erlaubt uns nicht, auf eine ausführliche Kritik dieser nicht uninteressanten Schrift hier einzugehen; wir müssen daher als Ergebniß der ange- stellten Prüfung den Wunsch ausdrücken, daß dieselbe Ge- genstand einer eigentlich theologischen Erörterung werde, was sie nach dem Eifer und nach dem Talente des Verfassers sicher verdient. Derselbe ist ohne Zweifel berechtigt, in Sa- chen der wissenschaftlichen Theologie ein Wort mitzureden; sein philosophischer Standpunkt weiset ihm hier immer einen ehrenvollen Platz an. Wir sind nicht der Ansicht, daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, befriedigend ge- löst hat; aber er hat auch nicht ganz erfolglos, er hat nicht ohne Talent und ohne Beruf sich derselben unterzogen.

III.

Die Welt, angeschaut in ihren Gegensätzen: Geist und Natur. Zugleich eine kritische Entgegnung auf die modernen Theorien vom „Geiste in der Natur." Ein Beitrag zur katholischen Wissenschaft von Wilh. Gärtner, Operar und Feiertagsprediger an der k. k. Wiener Universität. Wien 1852. Verlag von Carl Gerold. S. XXXVI, 424.

Die erfolgreiche Bekämpfung der materialistischen und pantheistischen Lehren und eine gründliche Entwicklung der Anthropologie und Psychologie sind unseres Erachtens das große Verdienst, welches die bereits weit verzweigte Schule Günther's sich erworben hat. Dieselbe verfolgt die herrschenden Irrthümer, besonders des Hegel'schen Monismus, bis in ihre letzten Consequenzen, nicht nur in der Philosophie und Theologie, sondern in allen Bereichen des menschlichen Wissens. Die oben angekündigte reichhaltige Schrift des bereits durch eine Reihe wissenschaftlicher und poetischer Werke seit den letzten Jahren vielfach bekannt gewordenen Predigers Gärtner ist ein geistvoller Versuch, vom Standpunkte der Philosophie Günther's aus die modernen Theorien der Ungläubigen, die in die Naturwissenschaften sich eingedrängt haben, zu widerlegen und die dualistische Anschauung auch auf diesem Felde durchzuführen. Sie ist ausgezeichnet durch vielseitige Erudition, durch Lebendigkeit in der Darstellung, bisweilen auch durch Witz und Humor, so daß sie trotz ihrer Ausdehnung und der Masse der angehäuften Details durchaus nicht unerquicklich für den Leser ist. Offen und redlich hat Gärtner in der einleitenden Abhandlung seinen philosophischen Standpunkt dargelegt, nach dem er als ein achtungswürdiger Repräsentant der Schule Günther's zu betrachten ist, dabei aber ebenso sehr seine treue Anhänglichkeit an die Lehre der katholischen Kirche beurkundet. Erfreulich und beruhigend ist es durchaus, wenn er erklärt, er werde „ohne Ausnahme jede philosophische Prämisse sofort preisgeben, so-

bald sie sich mit dem Inhalt der katholischen Lehre als unverträglich erwiese (S. XXII)." Denn es ist bekannt, daß manche nicht unbedeutende Bedenken gegen die Spekulation Günther's von tüchtigen positiven Theologen erhoben werden. Allein wir halten uns nach der ehrenwerthen Gesinnung der Männer, die diese Richtung vertreten, für vollkommen überzeugt, daß sie, nur die Wahrheit suchend, sich nie absichtlich von der Kirchenlehre entfernen, und, sollte das in einem oder dem anderen Punkte der Fall seyn, sich der Kirche unterwerfen und das System zu läutern beginnen würden, dem wie allem Menschlichen doch nur eine relative Vollkommenheit zukommen kann, daß sie, wo die Bahn abschüssig zu werden anfinge, rechtzeitig einlenken und den Weg nur desto gründlicher von Neuem untersuchen würden. Im Princip und von vorneherein aber über diese Richtung aburtheilen wollen, wäre der Theologie und des Theologen völlig unwürdig; sie hat allen Anspruch auf eine ehrenvolle Berücksichtigung in der Wissenschaft; sie hat des Großen und des Herrlichen zu viel geleistet, als daß einzelne Schattenseiten ihr Licht zu verdunkeln vermöchten. Die christliche Spekulation, die den Geist der Demuth und des Friedens hat, können wir nur willkommen heißen, müssen aber ebenso wünschen, daß ihre wissenschaftlichen Gegner innerhalb der Kirche in ruhiger, leidenschaftsloser Erörterung ein gegenseitiges Verständniß anbahnen, oder die irrigen Punkte klar und allseitig uns darstellen. Die Schrift von W. Gärtner dürfen wir als einen neuen Beleg der vielseitigen Bildung und der großen geistigen Fruchtbarkeit der Schule Günther's mit Recht bezeichnen, die in den einzelnen Parthien sehr viel Interessantes und Neues bietet, und im Ganzen von ebenso tiefen naturhistorischen Studien als von philosophischem Talente zeugt.

IV.

Des Origines Lehre von der Auferstehung des Fleisches. Eine historisch-dogmatische Abhandlung von Dr. Ramers. Trier, Druck und Verlag der Fr. Lintz'schen Buchdruckerei 1851. S. 78.

Dieses, dem hochwürdigen Herrn Bischofe von Trier gewidmete, Schriftchen behandelt einen sehr interessanten Punkt der älteren Dogmengeschichte. Der erste Abschnitt ist eigentlich nur eine Einleitung, welche die Geschichte der origenistischen Streitigkeiten nach ihren Hauptmomenten erzählt; der zweite geht auf die specielle Lehre von der Auferstehung der Todten ein. Hier hätte außer den Werken von Huet, Schnitzer und Redepenning noch die sehr gehaltvolle Monographie von Thomasius über Origenes (Nürnberg 1837) benützt werden sollen, die den Verfasser noch auf manches Andere aufmerksam gemacht haben würde. Uebrigens ist diese Abhandlung mit ebenso lobenswerthem Fleiße und lichter Klarheit geschrieben, als sie von den Talenten des Verfassers Zeugniß gibt. Als Erstlingsarbeit desselben läßt sie noch mehr von seiner ferneren Thätigkeit hoffen; sie verdient alle Anerkennung und Empfehlung.

IX.

Preußen in „zwei neuen Krisen".

So eröffnet die Kreuzzeitung ihre „Rundschau im Juni 1852". Die „Darmstädter" und die „Römer", die „Handels-Politik" und die „Römisch-katholischen Missionen" sind zur Zeit die großen Fragen, welche das ungetheilte preußische Interesse in Anspruch nehmen. Der „Rundschauer" rühmt die entschiedene Einstimmigkeit der heterogensten Parteien gegen die „Darmstädter" sowohl, als gegen die „Römer"; doch nicht, ohne zu besorgen, „aus diesem verführerischen Unisono der tapfern Reden könnte leicht ein Charivari werden, wenn es zum Handeln komme." Denn der „Rundschauer" ist nicht ein Mann, an dem ältere und neuere Erfahrungen verloren sind; er kennt seine Pappenheimer! Aber auch die „Darmstädter" — von den „Römern" vorerst nicht zu reden! — pochen auf wohlverstandene Erfahrungen, und es will scheinen, als habe der „Rundschauer" die „tapfern Reden" selbst nicht gespart, indem er die „minder schwierige und minder wichtige Frage" von beiden, die handelspolitische, bespricht. Doch soll nicht gesagt seyn, daß er dabei in denselben diplomatischen Schuhen stecke, wie der preußische Premier mit seinem ostensibeln Entzücken über den

bevorstehenden Abfall des „Bleigewichts", als welches die süddeutschen Zollvereins-Staaten an den handelspolitischen Füßen Preußens bis Dato gehangen.

Wenn der Zollverein mit den Süddeutschen zu Grunde geht, so wäre deß nur zu lachen! — das ist etwa kurz und gut das letzte Wort des „Rundschauers". Seinen Satz beweist er durch folgende, erst noch in den Revolutions-Stürmen vom Jahre 1848 bis zum Axiom erhärtete, Behauptung: „die materielle wie die moralische Lebenskraft des preußischen Staats ist in seinen alten Provinzen enthalten, und die materielle Lebenskraft der alten Provinzen des preußischen Staats wesentlich im Ackerbau und in der mit unserm Ackerbau innigst verbundenen Handelsfreiheit." — Nicht der geringste Theil des „preußischen Staates" an sich besteht freilich aus neuen Provinzen, und im Ganzen ist Preußen viel mehr ein Industrie-Staat, der die Handelsfreiheit fürchten und fliehen, als ein Ackerbau-Staat, der sie suchen muß. Den neuen Provinzen und dem vorwiegend industriellen Charakter des ganzen Staates muthet man aber in unbewachten Stunden unbedenklich zu, dem Ausgang der Krisis und der möglichen Sprengung des Zollvereins mit „Todesmuth" entgegen zu harren. So ist jüngst in Elberfeld geschehen! Allein allen diplomatischen Gründen preußischer Grosspolitik zum Trotz scheint weder alt- noch neupreußische Industrie „Todesmuth" erweisen zu wollen; sie will nicht an's Sterben, ohne es vorher mit dem Davonlaufen probirt zu haben. Lauf, wer laufen kann, dem österreichisch-süddeutschen Handelsbunde zu! wird, allem Anscheine nach, die Losung lauten. Wer aber zu kurzen finanziellen Athem zum Laufen hat, und die Hunderttausende, so in den preußischen Fabriken und Manufakturen von der Hand in den Mund leben, das gibt immerhin noch ein sehr respektables Publikum für die handelspolitische Predigt vom „Todesmuth".

Allerdings rückt der „Rundschauer" mit dieser Predigt

nicht geradezu heraus! Er meint: „Preußens Wohlstand und Preußens Finanzen könnten es ertragen" — diese „Finanzen, die für uns mehr als für andere Staaten die Bedingung unserer Existenz sind!" „Ja!" Wohlstand und Finanzen würden „vielleicht" dann „erst recht aufblühen", wenn durch den Abfall Süddeutschlands die preußische Handels-Politik frei werde „von den schutzzöllnerischen Banden", „Norddeutschland dagegen Front mache nach der See und nach dem freien Handel", dem die Zukunft der Cultur-Völker gehöre und der durch den September-Vertrag angebahnt sei. Auch er wirft den „Darmstädtern" vor: „mit schwerer Gefährdung der materiellen Interessen ihrer Unterthanen und ihrer eigenen finanziellen Interessen" machten sie „einer offenbar politischen Tendenz zu Liebe" Miene, den ganzen Zollverein zu sprengen, der Preußen bisher schon so große Opfer auferlegt habe! Dabei gibt sich aber der „Rundschauer" doch zu viele Mühe mit dem Erweis: daß „materielle Interessen" ein ganz verfehltes Fundament für „große politische Combinationen" seien, predigt gerade in diesem Thema mit zu viel Eifer „die geistigen Fundamente des Staats" nach dem Text: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!" — als daß der Ton einer händelspolitischen Abstinenz- und Fasten-Exhortation zu verkennen wäre.

An so bestellter preußischen Festigkeit müssen alle „darmstädtischen Bitten oder Drohungen" abprallen; nur Ein Mittel haben die „Darmstädter" noch, ihre Seele zu retten; das ist: unbedingte Ergebung auf Diskretion! Seht! — insinuirt ihnen mit andern Worten der „Rundschauer" — wie die Sachen stehen! Sobald ihr glücklich abgefallen seid, wird Preußen fest und entschieden auf der Basis der Handelsfreiheit fußen, und „von seinen norddeutschen Verbündeten unterstützt, auch im übrigen Deutschland an Ansehen und Einfluß gewinnen." Ihr verlaßt euch auf Oesterreich! Aber

gerade Oesterreich ist es, das gar nicht anders kann, das dem Schutzzollsystem sich entwinden und dem Freihandel seine Gränzen öffnen muß, „gedrängt von allen seinen beßten Interessen", von commerciellen, finanziellen und politischen. Und ihr „Darmstädter"! mit denen es Preußen jetzt so gut meint, von denen Preußen gar nichts verlangt als handelspolitische Folgsamkeit ohne vieles Raisonniren, weil ihr die Sache doch nicht versteht — wie wird es euch, ihr „Darmstädter"! dann gehen, wenn ihr euch demalso von Oesterreich getäuscht findet? Ihr werdet zwischen zwei Stühlen niedergesessen seyn; denn Oesterreich wird alsobald auf freihändlerischer Basis im Handelsbunde mit Preußen stehen.

Aber nicht einmal einer vorübergehenden Zoll-Einigung mit Oesterreich sollen die „Darmstädter" sich getrösten; denn wie der „Rundschauer" sagt, werden Preußen und Oesterreich „über dem Kleinen, über vermeintlichen materiellen Interessen, über nationalökonomischen Hirngespinsten und diplomatischen Eifersüchteleien ihre heilige Allianz nicht brechen." Noch mehr! die „Darmstädter" dürfen auch nichts Appartes für sich haben, z. B. keine mitteldeutsche Zolleinigung; denn wie der „Rundschauer" ferner sagt, werden Preußen und Oesterreich „ihres hohen Berufs eingedenk seyn, die Einheit von Deutschland aufrecht zu halten, die identisch ist mit der Einigkeit von Preußen und Oesterreich und mit der selbstständigen Existenz jedes dieser Staaten als eines Großstaats." Und zum Schlusse wird den „Darmstädtern" schon im Vorhinein Verrath an Deutschland in die Schuhe geschoben; denn wie der „Rundschauer" endlich und zum Letzten sagt, werden die beiden Großstaaten „nicht übersehen, daß von Darmstadt aus Paris nur wenig weiter als Berlin und näher als Wien ist."

Gewiß viele „tapfern Reden" gegen die handelspolitischen Emancipations-Bestrebungen der „Kleinern" im deutschen Bunde! Es ist aber von Gottes Langmuth und Er-

barmung mit deutschen Versündigungen eine Etappenstraße für alle diese „tapfern Reden" zu hoffen, und immerhin können die „Darmstädter" sich vorerst ruhig derlei Unheil von dem „Rundschauer" prophezeien und die eingeweichte Ruthe weisen lassen. Oesterreich wird nie mitmachen, wie er meint. Preußen freilich hat bis jetzt mitgemacht; ob es auch ausharren wird bis an's Ende, und ob dieses Ende für den Großstaat selbst wirklich ein erfreuliches wäre, wird die nächste Zukunft der handelspolitischen Babelssprache der Gegenwart zeigen.

Gottlob steht der „Rundschauer" auf soliderm Boden, als in der Handelsfrage, bei der Beurtheilung der jüngsten Aufregung in Preußen gegen die „Römer" und die „römisch-katholischen Missionen." Er hat besonnene Ruhe und sein Rechtsgefühl unverletzt bewahrt mitten in dem Geschrei, das über die Gefährdung des preußischen Protestantismus durch die Jesuiten-Missionen plötzlich allenthalben zum Durchbruche gekommen; mitten in dem allgemeinen Aufgebote gegen die angeblichen Angreifer, das von competenter wie incompetenter Seite, vom Oberkirchenrath, den einzelnen Consistorien wie von den Häuptern der heterogensten Parteien, erging; mitten unter den Geldsammlungen zur Ausrüstung eines außerordentlichen Predigercorps gegen die Jesuiten und die „Römer" überhaupt, bei welchen die am wenigsten spendeten, so am lautesten schrieen; mitten unter dem sich eröffnenden Getümmel der Controverspredigten, in denen die am lautesten eiferten, so in der That am wenigsten selbst am Bekenntniß hängen; mitten unter den unverholensten Herausforderungen der Staatspolizei-Gewalt gegen die Jesuiten-Missionen und andere Unternehmungen der „Römer". Schon machten sich die preußischen Katholiken auf einen gewaltigen Sturm gegen den Felsen Petri gefaßt, um so mehr, als durch eine auffallende Fügung zugleich die protestantische Polemik in England einen neuen Anlauf nahm, das Verbot der Prozessionen und

die königliche Kleiderordnung für katholische Priester hohe Animositäten verkündigte, und augenscheinlich eine Stimmung unter dem hohen und niedern Pöbel zeitigte, die sich bereits durch Landfriedensbruch, Todtschlag und Straßenscandal in den Landen ihrer brittischen Majestät bethätigt hat. Schon glaubte man, es werde jetzt vielleicht der lange prophezeite letzte und allgemeine Kampf der Geister entbrennen, dem Deutschland wie der Phönix aus der Asche verjüngt wieder entsteigen soll, als gegen die herausfordernden Lügen und Verdächtigungen der erhabene Kirchenfürst von Breslau zuerst in die Schranken trat, mit einem „Hirtenbriefe“ voll apostolischen Freimuths und niederschmetternder Kraft der Wahrheit, der auch seine Wirkung nicht verfehlte. Gegen diese Proklamation des „ehrwürdigen Cardinals“ wendet der „Rundschauer“ keine Sylbe ein; er zeigt sich vielmehr ausdrücklich damit völlig einverstanden, soweit das einem aufrichtigen Protestanten möglich ist. Die preußische Regierung hat dem feigen Drängen in soweit nachgegeben, daß nun „römische“ Missionen in allen den Landestheilen verboten sind, wo die Bevölkerung „nur sporadisch“ katholisch ist, während dieselbe Regierung protestantische Missionen für alle die Landestheile offen befördert, wo die Bevölkerung nur sporadisch protestantisch ist, also ungescheut zweierlei Maß im paritätischen Staate führt. Der „Rundschauer“ dagegen scheut den Kampf der Geister nicht; aber er will einen offenen, ehrlichen Kampf; darum mißbilligt und verweist er alle „polizeilichen Hemmungen“ und „Gewaltmittel“, wie alle „kleinlichen Detailbeschränkungen“ der Gegner.

Allein das Häuflein Gleichgesinnter, das der „Rundschauer“ vertritt, scheint bei dieser Reibung weder maßgebend zu seyn, noch zu werden. Er selbst gibt deutlich genug zu verstehen, daß bei dem gegenwärtigen Zustande des preußischen Protestantismus ein offener und ehrlicher Kampf der Geister nicht zu erwarten ist. Seit vielen Jahrzehnten seien

Katheder, Kanzeln und Altäre an den frechsten Unglauben, die Union — wie die Aufnahme der oberkirchenräthlichen Organisations-Dekrete allerdings in diesem Augenblicke wieder beweist! — an den Indifferentismus, die „evangelische Freiheit“ an die Zuchtlosigkeit, das Kirchen-Regiment an ein untergeordnetes Departement des Staats-Regiments verrathen gewesen. „Die Freien, die ärgsten Feinde unserer Kirche, in Vergleich mit welchen die Jesuiten unsere Freunde sind, haben wir an einigen Orten ausdrücklich privilegirt und an unzähligen Orten begünstigt; ihnen und ihren Zwillingsbrüdern, den Deutschkatholiken, haben wir nicht bloß Rathhäuser und christliche Schulen, sondern auch evangelische Kirchen eingeräumt, in welchen sie die evangelischen Grundlehren lästern.“ Und wie wenig vermochte diesen Zuständen und Antecedentien gegenüber die protestantische Reaktion der jüngsten Jahre im Ganzen und im Innern zu wirken!

„Unter solchen Umständen“ — klagt der „Rundschauer“ — „treten die Römisch-katholischen Missionen, nur Ein Corps der großen Armee, mit welcher die Römische Kirche die Welt zu erobern trachtet, im Preußischen Staate auf. Sie sind stark durch alle die göttliche Wahrheit, welche die Römische Kirche in ihrem Schooße bewahrt — stark durch das tiefe Bedürfniß nach Autorität, nach felsenfester Gewißheit, nach zuverlässiger Leitung von Oben, welches gerade jetzt, bewußt oder unbewußt, in so vielen Herzen und Gewissen brennt — stark durch die dem Abfall von allem Glauben gegenüber stets wachsende Einigkeit ihrer Kirche — stark durch eine Disciplin, welche von den Bischöfen klug geleitet, und welcher von der Geistlichkeit und den Missionären willig gehorcht wird — stark durch die principiellen Concessionen, welche die Revolution aller negativen Freiheit gemacht hat, und welche die Römische Kirche, klüglich und eifrig, positiv benutzt — stark namentlich durch die überall geschwächte Staats-Aufsicht, und durch die Rede-, Preß- und Vereinsfreiheit — stark durch

die Niederlagen, welche wir durch unser Verhalten zu den gemischten Ehen und zu den Erzbischöfen 1837 und 1838, und zu Ronge und Consorten 1845 und bis zu den Märztagen, uns zugezogen haben — stark endlich überhaupt durch aggressiven Siegesmuth, den die Römische Kirche, gehoben durch so viele handgreiflichen Erfolge, in Deutschland nicht weniger als in Frankreich und England in ihrer ganzen Haltung an den Tag legt."

Diese geistige Ueberlegenheit zieht auch der „unbußfertige Protestantismus" zu Herzen, aber nicht um Buße zu thun, wie der „Rundschauer" will; nicht um seine „negative Freiheit", den systematischen Widerspruch gegen Rom, aufzugeben, und sich einen Inhalt „aus den ewig und reichlich fließenden Quellen des göttlichen Wortes und aus der wunderbaren Totalität der Einen allgemeinen christlichen Kirche zu schöpfen, aus der geheimnißvollen Realität: quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est"; nicht um so die Schrift dem subjektiven Urtheile zu entziehen und sich, allen Reformatoren und symbolischen Büchern und dem Grundprincip des Protestantismus zum Trotz, dem kryptokatholischen „Rundschauer" aber zu Lieb, der — katholischen Grundlehre von der **Tradition** zu unterwerfen; nicht um sodann auf dem Boden „positiver Freiheit" einen offenen und ehrlichen Kampf der Geister anzunehmen, und auf der Mensur jener „geheimnißvollen Realität" (der Tradition) mit der alten Kirche sich zu messen. Der „unbußfertige Protestantismus" weiß, wie es ihm damit ergehen würde, so gut als die Reformatoren das gewußt haben, und wie es dem „Rundschauer" selbst ergehen muß, wenn er auf den ausgesprochenen Principien verharren und consequent fortbauen will. Orthodoxie und Pietismus ertragen das Missioniren der „Römer" höchstens in der ärgsten Noth als Rattengift gegen den ihre Kirche zerfressenden Rationalismus, für welchen es da und dort probat erfunden worden, und warnen dabei

aus sehr triftigen Gründen: „Nur der katholischen Kirche nichts nachgemacht!" *) Die rationalistische Richtung aber, welche mit der Orthodoxie leicht fertig wird, hofft nicht dasselbe von den „Römern", und muß ihr Auftreten mit allen Mitteln sich fern zu halten suchen. So hat der ganze „unbußfertige Protestantismus" den jüngsten Lärm gegen die „Römisch-katholischen Missionen" erweckt, und es wird dieß nicht der letzte Ausbruch seiner „negativen Freiheit" seyn!

Das „Alsdann" liegt demnach wenigstens in weiter Ferne, nach welchem der „Rundschauer" seine ihn ehrende Sehnsucht äußert: „Es wird uns aber alsdann auch einleuchten, daß die Römisch-katholischen Missionäre, obschon unsere Gegner, doch nicht bloß unsere Gegner, sondern auch unsere Mitarbeiter und Brüder sind. Der Dieb bringt die gestohlenen Sachen wieder. Der Ehebrecher läßt ab von dem Wege, der in die Verdammniß führt. Der Majestätsschänder huldigt, der Aufrührer gehorcht seinem irdischen und seinem himmlischen Könige. Kurz, den Armen — den leiblich und geistlich Armen — wird Buße und Glauben gepredigt, und nach unparteiischen Berichten von verschiedenen Seiten müssen wir sagen: an den guten Früchten wird der gute Baum erkannt. Wir rühmen uns der evangelischen Freiheit. Nun — beweisen wir dieselbe dadurch, daß wir jedes Gotteswerkes uns freuen! Eine Freiheit, die mich zwänge, sauer zu sehen, wenn Römer, ja selbst wenn Jesuiten die Kirche bauen, wäre nicht evangelische Freiheit, sondern unevangelische schimpfliche Knechtschaft. Wir haben weniger Entschuldigung als die Römer, wenn wir sektirisch uns verblenden gegen die freie und mannigfaltige Gnade Gottes. Das Wort des ehrwürdigen Cardinals von Breslau sollte unser Gewis-

---

*) So bei der jüngsten Conferenz des „evangelisch-lutherischen Provinzial-Vereins von Schlesien", s. Halle'sches „Volksblatt für Stadt und Land" vom 3. Juli 1852.

sen treffen, das Wort, durch welches er zum Kampf gegen Unglauben und Sünde uns auffordert, „„so weit es geht mit vereinten Kräften."" Er hat uns — um noch einmal seine eigenen Worte zu gebrauchen — „„an das schöne Wort eines protestantischen Staatsmannes erinnert: Spero has inimicitias non fore aeternas.""

Es ist Schade, daß dieser Abriß von dem christlich milden Standpunkte des Verfassers den betreffenden Theil der „Rundschau" nicht schließt. Er nimmt nämlich in dem Streite: ob Preußen ein „paritätischer Staat" oder ein „evangelischer Staat" sei? auch hier wieder eifrig Partei für Letzteres. Sein Organ verficht überhaupt den sonderbaren Satz: der religiöse Charakter des Staates richte sich nach der Confession des Fürsten; nach seinem Könige sei daher Preußen protestantisch, nach seinem Staatsrechte aber paritätisch. Nur durch diese Unterscheidung glaubt es den christlichen Charakter des Staates retten zu können, da zwischen confessionell und indifferent (d. i. religionslos und widerchristlich) kein Drittes für den Staat übrig bleibe. Welche Consequenzen aus jenen unwahren und absurden Voraussetzungen und Prämissen in dem an sich ganz unfruchtbaren Streite für die Praxis sich ergeben würden, darüber erfährt man bis jetzt, daß z. B. in dem „protestantischen Staate" Preußen „alle Regierungshandlungen von evangelischem Geiste eingegeben und durchdrungen" seyn müßten, daß er „als Ganzes und insbesondere nach Außen keine katholische Politik treiben könne" u. s. w. Man sagt nur nicht geradezu: daß er „als Ganzes und insbesondere nach Außen protestantische Politik treiben müsse"! Aber liegen in diesen Consequenzen nicht schon alle Uranfänge des Religionskrieges versteckt, der dreißig Jahre lang Deutschland verwüstete? und wie müßte vor ihnen das „paritätische Staatsrecht" über kurz oder lang bestehen? Wie kann der „Rundschauer" insbesondere seines „unbußfertigen Protestantismus" immer wieder so schnell vergessen! Gott bewahre Deutschland vor der Wiederkehr aller protestantischen und katholischen, wie vor der kirchenfeindlich-indifferentistischen Regierungs-Politik, mit der heutzutage nur noch Eine in deutschen Landen einherhinkt, und so berühmt und populär zu werden vermeint, ein ganzes Menschenalter hinter ihrer Zeit und ihren großen Erfahrungen zurück, und ohne Zweifel von der Vorsehung allen andern als warnendes Exempel vergönnt. Christliche Gerechtigkeit im paritätischen Staate allein besteht und erhält jetzt in Deutschland!

X.

Guido Görres.

Indem wir in diesen Blättern, die seit vierzehn Jahren voll Kampfes und großartiger Entwicklung den Namen unseres verewigten Freundes Guido Görres mit Ehren an ihrer Stirne getragen haben, jene Worte christlicher Erinnerung mittheilen, die ein geistlicher Freund dem Seligen am Grabe nachgerufen hat, und eine Gedächtnißrede, die ein anderer Freund in dem von Guido mitgegründeten Verein gesprochen, hinzufügen, halten wir es für unsere Pflicht, noch Einiges über Guido's Lebenswege und geistige Entwicklung anzudeuten. Die Jünglingsjahre Guido's fielen in eine Zeit, wo sein Vater auf dem politischen Gebiete jene denkwürdigen Kämpfe bestand, die ihm einen unsterblichen Namen erworben haben. Der heranblühende Sohn gewann und verlor mit ihm: er gewann alle jene geistigen Vortheile, die das reichbewegte Leben des väterlichen Hauses und das Voranleuchten eines solchen Genius, wie sein Vater war, einem strebsamen Jüngling gewähren kann; er verlor mit dem Vater die theure Heimath und die regelmäßige Ordnung des äußerlichen Lebens. Die zu Koblenz begonnenen Gymnasialstudien wurden mit mannigfacher Unterbrechung in Aarau und Straßburg

fortgesetzt, und wer glaubt, daß Guido in der Nähe seines Vaters minder hätte arbeiten und ringen müssen um die Anfangsgründe der Wissenschaft, als andere, der müßte die Ungunst des often Wechsels der Lehranstalten und die eigenthümliche Art des Vaters nicht in Anschlag bringen, der absichtlich dem Jünglinge die ganze Freiheit der Entwicklung ließ und nur, wo es Noth that, mahnend und helfend einwirkte. Eine glühende Wißbegierde und ein unglaublicher, beharrlicher Fleiß waren charakteristische Eigenschaften Guido's, als er nach vollendeten Vorbereitungsstudien im Alter von zwanzig Jahren die Universität Bonn bezog. Mit diesen Vorzügen verband er jedoch noch andere, die auf der sittlichen Wage schwerer wiegen. Vor Allem war seine Wißbegier eigenthümlicher Art; während nämlich die meisten jungen Leute nach Wissen dürsten, um vor der Welt zu glänzen oder ein bestimmtes Ziel des Ehrgeizes zu erreichen, besaß Guido eine seltene geistige Uneigennützigkeit. — Die Sache war es, die ihn bezauberte und hinriß, und hatte er einmal irgend Etwas ergriffen, so fragte er wenig, ob die darauf verwendeten Kräfte ihm die gewöhnlichen Zinsen des Ruhmes oder zeitlichen Lohnes bringen würden; selbst die Einreden und Mahnungen des Vaters oder nahestehender Freunde: von irgend einem Gegenstand seines unermüdlichen Forschens, der minderen Belanges schien, abzustehen und sich einer größeren Aufgabe zuzuwenden, halfen nichts: das einmal erfaßte Studium war ein Werk der Liebe und Treue, welches vollbracht seyn mußte.

Zu diesem edlen Eifer für das Wahre und Schöne gesellte sich ein bei Jünglingen nicht häufiger religiöser und sittlicher Ernst und eine große Reinheit des Charakters. Keiner seiner Jugendfreunde wird sich erinnern, aus seinem Munde je ein frivoles Wort gehört zu haben, während es ihm doch an jugendlicher Heiterkeit nicht gebrach, und er neben den Vorzügen des Geistes und eiserner Beharrlichkeit

des Studiums, was nicht oft geeinigt zu seyn pflegt, auch die lebensfrischeste Uebung seines kräftigen und schöngebauten Leibes in unermüdlichem Fußwandern, Bergsteigen, Schwimmen u. s. w. mit oft nur zu großer Anstrengung vornahm.

So an Leib und Seele ausgerüstet begann Guido seine Universitätsstudien in einem Augenblicke, wo Bonn eine Anzahl der bedeutendsten Männer des deutschen Vaterlandes vereinigte, von denen die Mehrzahl nun auch längst im Grabe ruht. Die Ausdehnung, welche Guido seinen Studien gab, bewies, welchen Einfluß die große Vielseitigkeit des Vaters auf ihn geübt hatte. Geschichte und Philosophie, das classische Alterthum, die neugeöffnete indische Literatur, vergleichende Sprachenkunde, ja selbst China, das verschlossene Reich der Mitte, waren die Gebiete, die Guido nicht bloß mit naschhafter, oberflächlicher Vielwisserei, sondern mit allem Ernste begeisterter Arbeit für sich zu erobern suchte. Je schwieriger die Aufgabe, desto eher fühlte er sich getrieben, sie zu lösen. Während seines Aufenthaltes in Bonn wurde z. B. von einem der feinsten Kenner des classischen Alterthums, und namentlich der lateinischen Sprache: Heinrich, eine Preisaufgabe über verschiedene Specialitäten des ciceronianischen Styles, wenn wir nicht irren, gegeben; Guido machte sich daran und erwarb den Preis, wobei er wegen seines scharfsinnigen Fleißes ausgezeichnetes Lob ärndtete. Als dann etwas später in Paris eine Preisfrage über die baskische Sprache gestellt wurde, ergriff er sie mit derselben Lebhaftigkeit, und trug auch hier den Sieg davon. Das noch vorhandene Manuscript ist, wenn es auch dermalen nach den Fortschritten der Sprachwissenschaft von seinem Verfasser selbst am strengsten beurtheilt werden würde, ein schönes Denkmal des wissenschaftlichen Geistes und Muthes eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings; denn so alt war er, als er jene Abhandlung schrieb, die ihn in ehrenvolle Berührung mit Wilhelm v. Humbold brachte.

So wollte es scheinen, als ob Guido von der Vorsehung bestimmt sei, auf der Bahn strenger Wissenschaft, als historisch-kritischer Forscher, als gründlicher Kenner der Sprachen und ihres Zusammenhanges für die katholische Kirche Deutschlands etwas Großes zu leisten, und mit einem von dem seines Vaters verschiedenen, aber in seiner Art nicht minder bedeutenden Talent auf einem andern Weg des Ruhmes zu wandeln. Und in der That empfinden auch jetzt noch seine älteren Freunde, die ihm als Jüngling nahe gestanden, gerechten Schmerz darüber, daß Guido jenen Weg verlassen, daß er nicht mit seinen eminenten Gaben die Literatur des Orients, das ägyptische Alterthum (mit dem er sich zu beschäftigen begonnen hatte) im christlichen Sinne ausgebeutet und so die fühlbaren Lücken unserer katholischen Literatur ausgefüllt hat. Wäre Guido auf diesem Gebiete ruhiger, großartiger Forschung geblieben, so sagen sie, er würde heute noch zu unserer Freude leben, während das Gewirr des politischen Lebens seine Kräfte aufgezehrt hat.

Doch wir wollen unser kurzsichtiges Meinen der höheren göttlichen Fügung in Demuth unterwerfen, welche die Wege der Menschen leitet und ihnen jene Lebensstellung gibt, die sie in dem großen Organismus einzunehmen haben. Wie können wir ermessen, ob die vortrefflichen sittlichen und religiösen Anlagen unseres verstorbenen Freundes auf den manchmal dürren Steppen kritischer Forschung zu so gedeihlicher Entwicklung gekommen wären, wie sie sich später bei verändertem Lebensplan wirklich entfalteten? Wie können wir wissen, ob er sein ewiges Heil auf jenem Wege gefunden, ob er sich den Mitlebenden für die wichtigsten Anliegen des christlichen Lebens so nützlich erwiesen hätte, als er es wirklich gethan? Wer Guido genau kannte, mußte in jener Aenderung der Lebensrichtung, wenn er sie vielleicht auch nicht billigte, doch nur ein unüberwindliches Bedürfniß der innern Natur des Freundes erkennen, und er mußte dabei eingestehen,

daß es ein schönes und großes Opfer war, als Guido einen glänzenden Gelehrtenruhm verschmähend, ohne alle Rücksicht auf zeitlichen Vortheil, nur aus innigem Verlangen, den katholischen Mitbrüdern ein volksthümlicher Freund zu werden, sich katholische Geschichte, Poesie und Politik zum Vorwurf seines Lebens wählte, obgleich ihm sein klarer Verstand sagen konnte, daß hier das strahlende Licht seines Vaters ihn verdunkeln müsse, und obgleich der Zweck gewöhnlicher Versorgung dabei am wenigsten sicher erreicht wurde. Daß er letztere nie suchte, wurde ihm zu ernstlichem Vorwurfe gemacht — jedenfalls ist es ein Zeichen seiner Uneigennützigkeit, wenn es sich auch nicht läugnen läßt, daß ein bestimmtes öffentliches Amt ihm selbst eine heilsame Eindämmung des überfluthenden Talents gewesen wäre.

Genug: mit dem Schluße der Zwanziger Jahre trat bei Guido die eben besprochene Aenderung seiner Thätigkeit ein, und während er einerseis ernste Studien der Geschichte der christlichen Vorzeit und ihrer hervorragendsten Erscheinungen (wie z. B. Karls des Großen) anbahnte, von welchem seine meisterhaften Schilderungen des sel. Nikolaus von der Flue und der Jungfrau von Orleans nur populär bearbeitete Fragmente sind, wendete er andrerseits seinen jugendlich-kräftigen Sinn der Poesie und besonders der Herstellung deutscher und christlicher Volksdichtung zu. Die mit vieler Freude von der katholischen Jugend aufgenommenen Gedichte des Festkalenders, die von ihm bearbeiteten Märchen und Sagen (Schönröslein, Hörnen Siegfried), das Weihnachtskripplein, die tiefempfundenen Marienlieder, die hl. Cäcilia, die Sammlung seiner Gedichte, sein Hausbuch — sind rührende Zeugnisse des unermüdlichen Strebens unseres Freundes: nicht sich einen Namen zu machen, sondern den an modern heidnische Lectüre gebannten Katholiken Erheiterndes und Erbauliches in die Hand zu geben, und zwar in einer Form und mit einem Inhalt, welche ähnliche gutgemeinte Versuche

weit übertreffen. Die leider vom größern katholischen Publikum nicht genug gekannte, mit gewissenhaftestem Eifer gearbeitete Uebersetzung des Thomas v. Kempis beurkundet seinen tiefen religiösen Ernst.

Fast schien es, als wolle Guido auf dem poetischen Gebiete für immer verweilen, als der Ernst der Zeit ihm höhere Aufgaben schaffte. Der Wendepunkt des katholischen Lebens in Deutschland, das Jahr 1837 mit dem Kölner Ereigniß, war der Gipfel des Ruhmes seines Vaters geworden und mahnte alle begabten Katholiken, der bedrängten Kirche zu Hülfe zu eilen. Damals begründete Guido Görres mit gleichgesinnten trefflichen Männern die historisch-politischen Blätter, und er wußte bis zur Stunde seines Todes die feste, ehrenhafte Haltung dieser Zeitschrift zu bewahren, und bald die Saiten hohen politischen Ernstes anzuschlagen, bald Heiteres und Erbauliches beizumischen. Ueberall hatte er dabei vor Allem das katholische Leben im Auge, wie z. B. jene schöne und wahrhaft katholische Idee der Stiftung einer ewigen Messe am heil. Grabe, die so reichen Anklang gefunden, seinem Herzen entsprungen ist. In den vierzehn Jahrgängen der Zeitschrift finden sich sehr zahlreiche Aufsätze Guido's — manche von classischer Vollendung, manche Anfänge größerer Arbeiten, die leider Bruchstücke geblieben sind. Unser verewigter Freund hatte in der That für die literarische Thätigkeit der periodischen Presse, die jener der leichten Truppen des Heeres vergleichbar ist, eine übertriebene und beinahe sich selbst aufreibende Gewissenhaftigkeit. Schilderungen und Skizzen, wie z. B. jene der Königin Christine v. Schweden, der Hathumod, des religiösen Festspieles zu Oberammergau u. s. w., oder Aufsätze über die Zustände einzelner Länder entwarf er nicht mit der Leichtigkeit eines französischen politischen Schriftstellers, sondern seine Wahrheitsliebe und Wißbegierde zwangen ihn, die ganze auf einen solchen Gegenstand bezügliche Literatur rastlos zu durchgehen und nicht eher zu ruhen, als

bis er das gesammte Material vor sich liegen sah. Da geschah es ihm denn oft, wie dem Botaniker, wenn er seltene Pflanzen sammelt — es that ihm das Herz weh, eine schöne Blume ungenützt am Weg stehen zu lassen, und so schwoll der Stoff seiner Arbeit unter der Hand zu einer Größe, die er bei dem ursprünglichen Plane nicht vorausberechnet hatte, so daß inzwischen kommende wichtige Tagesfragen, die in den historisch-politischen Blättern besprochen werden mußten, ihn nöthigten das Begonnene abzubrechen.

Während Guido auf diese Art ohne Unterlaß mit seinen eignen, oft großartigen Entwürfen beschäftigt war, erfüllte er auch die Pflichten schöner Pietät auf dem literarischen Gebiete. Einer der größten Dichter Deutschlands, der Guido schon als Knaben und Jüngling innig geliebt hatte, Clemens Brentano, vertraute ihm auf seinem Sterbebette die Herausgabe seines Märchenschatzes an, und er hätte ihn nicht in bessere Hände geben können. Guido war nicht bloß emsig bemüht, die Ausgabe so schön und für den frommen Zweck, welchem ihr Ertrag bestimmt war, so vortheilhaft als möglich zu veranstalten, sondern er schrieb auch jene treffliche Charakteristik Brentano's, die beide nunmehr Hingegangene in gleichem Maße ehrt. Größer noch und für den Sohn dringender, waren Lebensgeschichte und Herausgabe der Werke des Vaters. Allein die durch den Tod des Letztern und durch die furchtbaren Zeitereignisse, welche sich fast unmittelbar daran reihten, aufgeriebenen Kräfte reichten nicht mehr aus — die Lebensgeschichte brach ab an jenem Tag, wo der Sohn in rührender Weise seine Ruhe im Grabe des Vaters fand.

Guido war sehr gelehrt, ohne das Zunftmäßige und Anmaßende so mancher Gelehrten; voll Erregbarkeit für das poetisch und künstlerisch Erhabene, ohne Phantasterei, gegen welche der Ernst der Forschung bei ihm das Gegengewicht bildete.

Mit Eifer und Unerschütterlichkeit seiner Ueberzeugung treu, konnte er Freunden gegenüber alle Waffen freundschaftlichen Streites führen, ohne persönlich zu verletzen. — Die Gegner bekämpfte er unerbittlich, aber mit aller Redlichkeit eines offenen Kampfes. Im Privatleben gegen Jedermann gefällig, wurde er Vielen, z. B. jungen Studirenden und Künstlern, ein freundlicher Rathgeber und Helfer, und förderte durch Rath und That gar manches schöne und christliche Unternehmen.

Die größte Treue bewahrte er der Familie. Nicht bloß ein gewisser Unabhängigkeitssinn und das Verlangen, unbeirrt die Wege seines Forschens und Dichtens zu gehen, sondern auch die Untrennbarkeit von seinem Vater und den Seinigen, bewogen ihn, nie ein Amt anzunehmen. Seitdem er von der Universität zu seinen inzwischen nach München übersiedelten Eltern heimgekehrt war, blieb er bis zu seinem Tode im väterlichen Hause, und es war dieses schöne Zusammenleben nur durch mannigfache und originell unternommene Reisen unterbrochen, denen einige der besten schriftstellerischen Arbeiten Guido's ihren Ursprung verdanken. Und als Guido im reifen Mannesalter (1844), der Neigung seines Herzens folgend, sich verehelichte, hob auch dieß den Familienbund nicht auf; denn seine Wahl war auf eine Lebensgenossin gefallen, die sein treues Wesen wohl verstand, und es vorzog, lieber mit ihm Kind des väterlichen Hauses, als Herrin eines eigenen zu werden.

Wir brechen hier ab — der Schmerz der Seinigen, den drei unmündige Kinder nicht einmal empfinden können, darf nicht der Gegenstand unserer Besprechung, sondern nur der unseres tiefsten Mitgefühls seyn.

Professor P. Dr. Haneberg sprach am Grabe:

Das Leben, welches in diesem Grabe ein leider allzufrühes Ende nimmt, war in den letzten Jahren von schweren Mißgeschicken heimgesucht. Auch bei dem Begräbniß sollte es nicht an einem kleinen Unsterne fehlen; denn während die Verehrer des Hingeschiedenen erwarten durften, daß ein näherer Freund sein Andenken hier würdig feiern werde, hat eine eigenthümliche Fügung von Umständen mich, den unvollkommen Unterrichteten, spät erst berufen, diese Pflicht zu übernehmen.

O, wie sehr hätte es Guido Görres verdient, daß eine kundige Hand um sein Grab den blühendsten, vollsten Kranz ehrender Erinnerung geschlungen hätte!

Ich kann nur ein dürftiges, kleines Sträußlein niederlegen.

Von seinen äußeren Lebensverhältnissen wird übrigens wohl auch der Nekrolog, auf welchen uns eben Hoffnung gemacht wurde, wenig sagen können, als daß er im Jahre 1805 in Koblenz am Rhein geboren wurde, daß er nie ein öffentliches Amt bekleidete, und daß er seinen großen Vater, so lange dieser lebte, überallhin begleitete. Er wanderte mit ihm nach Straßburg, als dieser dorthin in's Exil ging, folgte ihm von da in die Schweiz und endlich, als Görres an die Ludwigs-Maximilians-Universität gerufen wurde, hieher nach München. Wer den großen Vater hier erst kennen lernte, war so sehr an die Nähe des Sohnes gewohnt, daß er sich ohne diesen den erstern nicht vorstellen konnte.

Mancher Verehrer von Görres denkt noch mit einer gewissen Herzenslust daran, wie regelmäßig Guido mehrere Jahre hindurch im Hörsaale des Vaters zugegen war, und wie dessen einnehmende Persönlichkeit, die bald jedem Besucher auffiel, zu dem tiefen Ernst der dort empfangenen Ein-

drücke eine willkommene Zugabe jugendlich freundlicher Heiterkeit legte.

Doch, wenn ich sage, Guido Görres sei seinem großen Vater Schritt für Schritt gefolgt, so meine ich nicht, daß seine geistige Ausbildung eine unselbstständige gewesen sei. Gerade das war das Seltene an ihm, daß er in der unmittelbaren Nähe eines so gewaltigen Geistes doch sich frei und eigenthümlich entwickelte. Theilweise war das freilich die Folge der besondern Erziehungsart in jenem Hause. Während nämlich die Söhne vieler geistvoller Väter von Knabenjahren an mit den Früchten des Wissens überfüttert, und nicht selten wie in einem Treibhause zu einer frühreifen Geistesentwicklung gezwungen werden, und zwar im Sinne des Vaters, war die Erziehung Guido's die freieste von der Welt.

Kein Knabe eines einsamen Landmannes, der sich den Studien widmet, kann auf dem Wege seiner geistigen Entwicklung mehr sich selbst überlassen seyn, als es der Sohn von Görres war. So verlangte es die geniale Natur des Vaters und die patriarchalische Treue des ganzen Hauses. Auf diesen einfachen Principien beruhte Guido's Erziehung, die unter dem Segen Gottes zu so günstigem Erfolge gedieh.

Von seinem Vater hat Guido das Höchste gelernt: eine unbegränzte Liebe zu allem Großen und Edlen in der Menschheit, aber so, daß er sich am liebsten jenem Edlen zuwandte, welches von Vielen vornehm verkannt wurde. Diese Liebe hatte er mit dem Vater gemein. Auch hatte er von diesem das tiefe, reiche Gemüth geerbt. Aber verschieden war er schon in der Art, wie er seinen Anschauungen und Erfahrungen Sprache lieh.

War es die Eigenthümlichkeit des Vaters, alles in der Sprache der Denker oder der Propheten zu sagen, so mußte Guido fast Alles in die Sprache der Kinder übersetzen.

Sein Weg war der des sinnig kindlichen Gemü-

thes, und ich möchte sein ganzes geistiges Wesen in den Namen der sinnigen, dichterisch bewegten Kindlichkeit zusammenfassen.

Doch war Kraft genug in ihm, der Gefahr seiner Naturanlage, sich in tausend Anregungen zu zersplittern, zu begegnen. Er erprobte diese Kraft in einer Reihe von schönen Schriften und zwar in selbstständiger Thätigkeit.

Daß er zum Gegenstande seiner ersten Jugendarbeit das Leben des Niklas von der Flüe wählte, geschah wahrscheinlich unter der Einwirkung des Vaters; aber die Art, wie er diesem Friedensmanne in die Bergklause folgte, wie er ihn im Geheimnisse der innersten Beschaulichkeit und im Gespräche mit Gott belauschte, und ihn dann wieder herabbegleitete in die Thäler der Schweiz, um ihn da den Lärm tief erregten Bürgerstreits schlichten zu lassen, war sein eigenthümliches Verdienst.

Etwas Aehnliches gilt von dem Buche über die Jungfrau von Orleans. Bei diesem hatte er, wenn ich recht unterrichtet bin, die Freude, einen der größten Redner und bedeutendsten Männer des gegenwärtigen Frankreichs zum wetteifernden Unternehmen einer ähnlichen Arbeit anzureizen. Hatte Guido eine wunderreiche Jungfrau des französischen Mittelalters gefeiert, so ehrte Montalembert das Andenken einer edlen deutschen Frau — Elisabeth von Thüringen.

Guido mußte sich von seinem französischen Nebenbuhler übertroffen fühlen, wir müssen das gestehen; aber der Sieg hing am größern Gegenstande und schlug zur Ehre Deutschlands aus.

Solche Siege des wetteifernden Auslandes hervorgerufen zu haben, könnte Jedem zum Stolze werden. Möchte es viele solche Wettkämpfe, viele solche Niederlagen geben!

Indessen konnte Guido in solchen historischen Arbeiten sich nur halb heimisch fühlen; nur, wo das Gemüth ganz ohne Schranken schalten konnte, fühlte er sich zu Hause. Er

mißbrauchte diese Schrankenlosigkeit des dichterischen Gemüthes nicht. Er bemühte sich nicht, zu einer höhern Begeisterung sich emporzutreiben, als er wirklich fühlte, auch übte der Ehrgeiz, im Großen gewaltig zu seyn, keinen Einfluß auf ihn aus. Sein Element war im Reiche der kindlich sinnigen Lyrik und Sagenpoesie.

Obwohl ich mich nicht zum Kunstrichter aufwerfen möchte, so wage ich es doch zu sagen, daß Deutschland auf diesem Gebiete kaum etwas Reineres, Herzlicheres und Sinnigeres aufzuweisen hat. Sein Weihnachtskrippelein — wird für die deutsche Kinderwelt stets klassisch bleiben, und manch kindliches Gemüth wird fortan die klaren Forellenbächlein seiner heitern Lieder gerne besuchen.

Das Schaffen des kindlich sinnig frommen Gemüthes war die Seele seines Thuns und Lebens. Doch verschloß er sich nicht eigensüchtig darin.

Er dachte über das Wohl und Wehe des Vaterlandes nach, bildete sich Grundsätze und handelte nach diesen.

Seine Grundsätze haben Gegner gehabt und haben sie noch. Aber selbst die Gegner müssen bekennen, daß er darin als ehrlicher, deutscher Mann vor Gott und der Welt dastand.

An Großartigkeit des öffentlichen Wirkens blieb er hinter dem Vater zurück, aber an Offenheit, Geradheit und Wahrheit war er ihm gleich, nicht weniger an versöhnlicher Milde.

Diese Milde hing nicht mit Weichheit zusammen, sondern mit einer ganz vorzüglich hervortretenden Gabe seiner Natur, einem frischen, jugendlichen Humor. Es war jener Humor, womit er so manchen altväterlichen Schwank des Mittelalters wieder auffrischte, jener Humor, mit welchem er die sinnigsten Arabesken um scheinbar trockene Thatsachen schlang, jener Humor, durch welchen er nicht selten große Künstler antrieb, sich in Schöpfungen der Laune zu

den Kleinen herabzulassen, jener Humor, der hundertmal ein Zusammentreten von Freunden mit schöner Heiterkeit bekränzte.

Auch wer ihm nie persönlich nahe kam, und ihn nur durch jene Blätter kannte, deren Mitbegründung und unverdrossene Fortführung eines der bedeutendsten Verdienste seines Lebens ist, lernte diesen Humor schätzen. Oft mußten diese Blätter von Gewittern sprechen, die sich am Himmel zusammenzogen, nicht selten von Gewittern, die zerstörend niedergefahren, manchmal sprachen sie selbst wie ein Gewitter, daß die Brust des Lesers tief beklommen wurde — da kamen einige Zeilen von Guido Görres dazwischen, und es war wie ein tröstender Wettersegen, wie das Lied der Lerche, die sich aufschwingt und uns sagt, daß wir nicht Wetterwolken, sondern Frühlingsgewölk vor uns sahen.

Als dieser Humor schwächer und unsicherer zu leuchten anfing, da wußten seine Freunde, daß an seiner Lebenskraft etwas Feindliches nage.

Am Sterbelager seines Vaters begann vor vier Jahren diese Umdüsterung seiner sonst kindlich heitern Seele. Man hoffte, daß, wie die übermäßige Anstrengung des Leibes bei der treuesten Pflege und des Gemüthes bei der treuesten Trauer vorübergehe, so auch jene traurigen Erscheinungen sich verlieren würden. Aber vergebens; die Quelle des Humors sprudelte nur noch selten.

Es blühte kein freundliches Liedchen mehr; höchstens ein Nachhall des letzten seiner gesammelten Gedichte schien nachzuklingen, von jenem Wächter, welcher: „Fühlte des Todes Nah'n; Er blickte noch einmal hinunter, Zum Himmel noch fromm hinan, Und frei dann von Sorgen und Kummer Entschlief er in seligem Schlummer." Auch die „Fahrt durch die Waldflur", die in den Historisch-politischen Blättern von ihm erschien, brachte keine Alpenrosen von den Bergen, er sah darin um die Sennereien das Strafgericht

Gottes walten, und hörte vom Thale herauf das Todtenglöcklein.

Er für sich hatte das Todtenglöcklein nicht zu fürchten, denn er war einen reinen, guten Weg gewandelt, und hatte ein Beispiel treuer Pflichterfüllung als Sohn, Bruder und Gatte hinterlassen, aber die Seinigen mußten davor zittern, denn mit ihm verloren sie und verlor besonders die Gattin mit den drei kleinen Kindern die einzige Stütze.

Von diesen Kleinen sich zu trennen, war ihm das Schwerste; nur der Blick auf Gott gab ihm dabei Stärke. Wie voll des Glaubens und der Hingebung an Gott seine Seele war, brauche ich nicht zu sagen; seine Schriften sagen es.

Ich meine dabei nicht solche, worin Zeitfragen im katholischen Sinne behandelt waren, denn solche Dinge kann man schreiben, ohne ernstlich an das Heil seiner Seele zu denken; nein, ich meine seine Ausgabe der Nachfolge Christi, wovon jede Zeile lebendig und belebend durch seine Seele gegangen ist, und die lieben, freundlichen Marienlieder. Er hat sie aus dem Grunde eines kindlichen Herzens für kindliche Seelen gesungen, und sie werden bestehen, so lange katholische Christen in deutscher Sprache beten werden. In vielen Kirchen und Kapellen, welche von diesen Liedern wiederhallten, wird, wenn Guido's Todesnachricht anlangt, manche Zähre des Dankes wie für einen geistlichen Wohlthäter fließen. Mögen die guten Seelen, welche an diesen Liedern schöne Gefühle erweckt haben, dem Hingeschiedenen ein Scherflein guten Gebetes widmen, nach seinem Sinne und im Sinne des Grames, unter dessen Last sein Herz gebrochen ist!

Professor Dr. Streber sprach im Münchener-Vereine für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit unter Anderm:

Die schönste und treffendste Gedächtnißrede hat der nunmehr Entschlafene sich selbst gehalten, als er noch wenige Stunden vor seinem Tode mit großem Nachdrucke und mit sichtbarer Rührung hervorhob, wie viel er seinem Vater zu verdanken habe, indem dieser ihm als Knabe und als Jüngling wiederholt die Lehre an das Herz gelegt: „Hüte dich vor bösen Buben, gebe die Ehre Gott in der Höhe und halte Frieden mit den Menschen.“

Diese Lehre hat der gehorsame Sohn tief seinem Herzen eingeprägt und sie zur Richtschnur gewählt in allen Verhältnissen seines Lebens. Was den ersten Punkt der väterlichen Ermahnung anlangt, so war es ihm um so leichter, ihr nachzukommen, als im Hause seines Vaters allenthalben, wo er in Ruhe oder in der Verbannung gelebt, in seiner Vaterstadt Coblenz wie während seines Exils in Straßburg, auf der Flucht in der Schweiz wie während seines Aufenthalts in München, wohin ihn König Ludwig berief, fortwährend die geistreichsten und trefflichsten Männer aus- und eingingen. Auf diese Weise frühzeitig für höhere Interessen empfänglich gemacht, konnte es dem Jünglinge nicht schwer fallen, auch ferne vom Vaterhause, namentlich auf den Hochschulen, die er in einer vielbewegten Zeit besuchte, die für so viele jungen Männer gefährliche Klippe schlimmer Gesellschaft mit sicherem Steuerruder glücklich zu umsegeln, und auch später noch ward es ihm zum Bedürfniß, auf seinen Reisen und während eines längeren Aufenthaltes in Belgien und Frankreich, am Rhein und in der Schweiz, in Tyrol und Italien mit den hervorragendsten Persönlichkeiten neuen Verkehr anzuknüpfen und zu unterhalten.

Hiemit war auch der Grund zurecht gelegt, in welchem

die zweite väterliche Ermahnung: „Gebe die Ehre Gott in der Höhe", Wurzel schlagen sollte, und unser Freund hat diese Mahnung willig und mit Treue befolgt. Er selbst hatte ein demüthig gläubiges Gemüth und einen christlich frommen Sinn. Er gehörte nicht zu Denen, die zwar die Schönheit und die Kraft und die Heiligkeit des Christenthums mit ihrem Verstande erkennen, in ihrem Herzen aber dieser Erkenntniß fremd bleiben; bei ihm war der Glaube ein lebendiger, das Christenthum ein praktisches, er lebte mit und in der Kirche. Dieß ist auch der Grundton, der wie ein goldener Faden sich durch alle Schöpfungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit hindurchzieht. Wenn er z. B. in einer seiner früheren Schriften uns ein eben so anmuthiges, wie belehrendes Bild von dem seligen Nikolaus von der Flüe entwirft, wie er „in stiller Einsamkeit, einer Lilie gleich, im Heiligenscheine Gottes aufgeblüht", so konnte er mit Recht diesem Büchelchen die Ueberschrift geben: „Gott in der Geschichte." Wenn er dann die Jungfrau von Orleans uns schildert, die Heldin und Kriegsjungfrau nach außen, die demüthige Magd nach innen, und den ganzen Verlauf ihrer merkwürdigen Geschichte uns vorführt, wie er solches in den Prozeßakten und gleichzeitigen Chroniken, die bis dahin unbenützt in den Archiven gelegen hatten, vorfand *): so geschah es zur Ehre Gottes in der Höhe. Und wenn er ferner gelegentlich des Passionsspieles in Ammergau über die geistlichen Schauspiele im Mittelalter ausführliche Mittheilungen machte, welche auch jetzt, nachdem seither so viel über diesen Gegenstand geschrieben worden, noch nichts von ihrem hohen Interesse eingebüßt haben, so hätte er darüber setzen können: „die Ehre sei Gott in der Höhe." Und wenn er

---

*) Für eine dritte Auflage machte er besondere Studien in den französischen Archiven, die zu höchst merkwürdigen Resultaten führten, aber leider noch nicht veröffentlicht sind.

dann in einer Reihe von Aufsätzen die verschiedenen Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten jenseits der Alpen uns schildert, wie er sie als Augenzeuge und aus der Prüfung ihrer Stiftungsurkunden kennen gelernt, und uns zur Beschämung zeigt, wie wenig die Gegenwart Ursache hat, vornehm auf die Opferwilligkeit und den Gemeinsinn ihrer Ahnen herabzublicken; auch hier hätte er die Aufschrift wählen können: „die Ehre sei Gott in der Höhe." Wenn er endlich — um nur noch Eines zu erwähnen — der seligsten Jungfrau einen duftenden Maienkranz von Marienliedern weiht, und er hiebei — wie dieß theilweise schon bei seiner schönen Uebersetzung des Thomas a Kempis geschehen war — die anderen Künste zur Huldigung einlud, indem er diese Lieder mit gar schönen Holzschnitten zieren ließ und unseren wackeren Aiblinger veranlaßte, sie in gar liebliche Melodien zu übersetzen: was hätte ihn hiezu bestimmen können, wenn nicht abermal der Gruß der Engel: „die Ehre sei Gott in der Höhe!" Selbst in den zahlreichen Aufsätzen über die politischen und socialen Fragen der Gegenwart, die er theils dem Publikum übergeben, theils nur erst zum Drucke vorbereitet hat, überall ist der Grundgedanke: „die Ehre sei Gott in der Höhe!"

Aber auch die andere Mahnung: „Halte Frieden mit den Menschen", hat er nicht außer Acht gelassen. Allerdings mögen Manche der Meinung seyn, in diesem Punkte sei Guido ein folgsamer Sohn nicht gewesen; allein er war es dennoch und zwar in einem seltenen Grade. Diejenigen, die ihn persönlich gekannt haben, werden bezeugen, daß er selbst durchaus von friedlichem, freundlichem und versöhnlichem Charakter gewesen sei, und selbst diejenigen, denen er im Leben als Gegner gegenüber stand, werden der Wahrheit das Zeugniß nicht versagen können, daß er auch dort, wo er kampfgerüstet entweder die Lanze zum Angriffe geschwungen oder, was die Regel war, den Schild zur Abwehr vorgehalten, stets nur die Sache, niemals die Person im

Auge hatte. Es gibt aber einen doppelten Frieden, einen wahren und einen falschen. Den falschen Frieden allerdings, den wollte er nicht. Wenn er jedoch der Ueberzeugung war, daß derjenige Friede ein falscher sei, der mit dem Gruße: „die Ehre sei Gott in der Höhe!“ im Widerspruche steht, wer darf es wagen, ihn deßhalb zu tadeln oder gar der Unfriedfertigkeit zu zeihen? Allerdings führt man in unsern Tagen das Wort Friede stets im Munde, und hält es für die größte Weisheit, es ja um des lieben Friedens willen mit Niemanden zu verderben. Wir wollen dahin gestellt seyn lassen, wie weit es selbst vom Standpunkte dieser Weisheit aus möglich sei, es Allen recht zu thun; Görres huldigte dieser Ansicht nicht, er glaubte vielmehr, ein wahrer Friede könne nur auf Recht und Wahrheit gegründet seyn, und hiefür kämpfte er männlich und unerschrocken bis zum letzten Athemzuge.

Diese Unerschrockenheit und Männlichkeit offenbarte sich schon in seinem ganzen Wesen. Von Jugend auf war die Zaghaftigkeit ihm fremd. Es ist kaum ein steiler Pfad in den bayerischen und Schweizer Alpen, den er nicht erklettert, kaum ein Joch, das er nicht überstiegen, kaum ein See, den er nicht durchschwommen, und wenn er noch vor wenigen Jahren, spät Abends im englischen Garten von einem ihm an körperlicher Kraft weit überlegenen, mit einer Sense bewaffneten Burschen unversehens angegriffen, nach mehr als viertelstündigem Ringen eine solche Stellung sich erkämpfte, daß er endlich den Gegner zwischen sich und die Schneide der ihm abgerungenen Sense brachte, so daß es in seiner Macht stand, denselben mit der leisesten Bewegung in der Mitte durchzuschneiden, er aber, statt von diesem Vortheile Gebrauch zu machen, obwohl selbst stark verwundet, die Sense in zwei Stücke zerbrach und sie weit von sich hinwegwarf, so hat er hiemit gewiß eine Probe gegeben ebenso von persönlichem Muthe, wie von der Besonnenheit seines Geistes und

dem Adel seiner Gesinnung selbst einem gemeinen Verbrecher gegenüber. Um wie viel mehr mußten diese Tugenden da hervortreten, wo es sich um höhere Zwecke, oder gar um die heiligsten Interessen handelte. Es wäre ein Leichtes, in diesem Betreffe verschiedene interessante Vorkommnisse, namentlich aus dem Jahre 1848, mitzutheilen, aber da dieß nicht geschehen könnte, ohne manche Rohheit, die damals sich kundgegeben, in Erinnerung zu bringen, und ohne der vorher unerhörten Frechheit der Presse zu gedenken, die an allen Straßenecken sich feilbot, so wollen wir lieber den Schleier der Vergessenheit darüber decken. Genug, Görres hat auch unter solchen Verhältnissen niemals, weder durch persönliche Drohungen, woran es nicht fehlte, noch durch Spott und Hohn, den die Presse über ihn ergehen ließ, sich in seiner Ueberzeugung irre machen oder gar einschüchtern lassen; im Gegentheile, gerade solchen Begegnungen gegenüber hielt er es für doppelte Pflicht, statt eines Friedens, in dem er nur Feigheit oder Verrath erkennen konnte, um so unerschrockener der Wahrheit das Zeugniß zu geben und selbst für Aeußerungen, die gar nicht von ihm ausgegangen waren, mit denen er sich aber vollkommen einverstanden erklären konnte, offen und frei mit seinem Namen einzutreten.

XI.

Kirchliche Zustände der Gegenwart.

Die Wogen der protestantischen Polemik gehen wieder einmal hoch; die Kirchen-Behörden selbst blasen in die Kriegs-Trompete und rühren die große kirchliche Trommel nicht mit den Schlegeln, sondern mit den Fäusten, wie es im Hudibras heißt.

Das Oberconsistorium von Breslau hat der durch ein paar Predigten der Jesuiten theils mit Indignation, theils mit Bangigkeit erfüllten protestantischen Bevölkerung des Landes die Versicherung gegeben, die katholische Religion sei nichts als ein „verworfener, längst abgethaner Wahn.“ Diese energischen Worte der Hirten haben sofort die Besorgnisse der erschreckten Heerde zerstreut. Professor Böhmer in Breslau hat indeß auch die bestürzten Katholiken beruhigt, indem er ihnen in der Berliner Kreuzzeitung zu bedenken gab, daß jene Qualification ihrer Religion als eines abgethanen Wahnes sich doch nicht gerade auf alle Artikel, z. B. nicht auf die Existenz Gottes u. dgl., beziehe. In Mecklenburg hat das Consistorium, durch den Uebertritt eines Officiers veranlaßt, ein Formular durch den Prediger in der Kirche zu Schwerin verlesen lassen, in welchem die Leute angewiesen werden, Gott zu danken, daß er sie errettet habe von der Obrigkeit

der Finsterniß, und zu beten für die Seele des Dahingegangenen, der Gerechtigkeit und Friede suche in der Menschen-Fündelei; ob etwa dem „Dahingegangenen" in der Kirche auch gleich ein Katafalk, oder ein pythagoräisches Todtendenkmal errichtet worden, wird nicht erwähnt. In der bayerischen Pfalz ist ein Bahnhofverwalter feierlich excommunicirt worden, weil er seine Kinder katholisch erziehen läßt, und gerade in den Tagen, in welchen ein so unerhörter Frevel billig mit der schwersten, seit fünfzig Jahren in der tugendhaften Pfalz nicht mehr gebrauchten Strafe heimgesucht wird, bringt die Allgemeine Zeitung einen langen Artikel des geheimen Raths Thiersch, in welchem den Bischöfen, die die Darbringung des Meßopfers für verstorbene Protestantische untersagen, eine Strafpredigt gehalten, die katholische Verkehrtheit, sich jeder religiösen Gemeinschaft mit Andersgläubigen entziehen zu wollen, nachdrücklich gerügt wird. Eben bringt nun auch Hengstenberg's „evangelische Kirchenzeitung" (Berlin, am 26. Juni) eine Erklärung über die Missions-Frage, die wir uns doch etwas näher ansehen wollen. Dieses Hauptorgan des gläubigen Protestantismus hält die Besorgniß, daß die Missionen einige Protestanten zur katholischen Kirche hinüberziehen könnten, für ganz grundlos; es könnte der evangelischen Kirche nur zum Vortheil gereichen, wenn der Staat ruhig zusähe, wie die katholischen und evangelischen Geister auf einander platzen. Die Kräfte zu solchem Kampfe seien protestantischer Seits in reichem Maße vorhanden. Die „Kirchenzeitung" erwartet demnach auch mit Zuversicht, daß „in Folge der treuen Verkündigung des Evangeliums ganze Schaaren aus der katholischen Kirche der protestantischen zufallen werden. Das kann um so weniger ausbleiben, als in der katholischen Kirche eine weit stärkere Bewegung zur evangelischen Kirche stattfindet, als in der evangelischen Kirche zur katholischen." Das Berliner Kirchenblatt weiß hiefür die gewichtigsten

Thatsachen anzuführen. „In Irland, sagt es, wird die Zahl der aus den innerlichsten Motiven zur evangelischen Kirche Uebertretenden nach Tausenden gezählt, und in Böhmen ist die evangelische Bewegung noch immer im Steigen: stets neue Meldungen von Geistlichen gehen beim Consistorium in Breslau ein. In Bayern ist unter den Benediktinern eine Regung evangelischen Geistes zum Vorschein gekommen, und in Piemont wollen sich mehrere Bischöfe nicht mehr die römische Herrschaft gefallen lassen.“

Wenn sich Herr Hengstenberg von der treuen Predigt des „Evangeliums“ glänzende Erfolge verspricht, so sind wir nicht gemeint, so geradehin ihm zu widersprechen. Zwar gibt es gegenwärtig in Deutschland kaum sechs namhafte Theologen, welche das, was er das Evangelium nennt, nämlich die protestantische Rechtfertigungs-Lehre in ihrer Consequenz und in dem Sinne und mit der Entschiedenheit der symbolischen Bücher zu behaupten und zu vertheidigen geneigt wären. Wenn Luther und Calvin wieder aus dem Grabe erstünden, würden sie selbst über die Meisten von denen, welche jetzt wieder sola! sola! rufen, ihr Anathema aussprechen. Hat doch selbst auf der Wittenberger Versammlung für Gründung eines deutschen „evangelischen Kirchenbundes“ im Jahre 1848 ein Koryphäe des orthodoxen Protestantismus, der Consistorialrath Dr. Sack, als einen der drei Artikel, über welchem die unirte Kirche schlechterdings halten müsse, die Nothwendigkeit einer Umbildung der Lehre von der Rechtfertigung bezeichnet, da diese Lehre, wie er sagt, „oft zu juristisch gehalten und von der Heiligung gesondert worden sei.“ Damit hat er nun gerade, wenn auch etwas euphemistisch, den innersten Charakter des protestantischen Dogma in seinem Gegensatze gegen das katholische für verwerflich erklärt, und auf dieser Versammlung, in welcher doch die Blüthe evangelischer Rechtgläubigkeit aus ganz Deutschland vereinigt war, hat sich auch nicht Eine Stimme des Widerspruches oder des Protestes dagegen erho-

ben, während noch vor hundert Jahren das ganze protestantische Deutschland wie Ein Mann Weh über den Verräther gerufen haben würde, der den Artikel der stehenden und fallenden Kirche, nach Herrn Sack's Weise, in papistischem Sinne hätte verfälschen wollen *). Indeß, was die Theologen nicht mehr wagen, das konnten wohl Volksprediger auf sich nehmen. Es ist im Gebiete des Protestantismus eben keine unerhörte Erscheinung, daß eine Lehre, welche die wissenschaftliche Theologie bereits aufgegeben hat, oder nicht mehr zu vertreten wagt, dem Volke noch immer von der Kanzel als reines Evangelium verkündigt wird; daß rationalistische Pfarrer ihren Gemeinden das predigen, was sie selber für Fabel halten, war schon vor sechszig Jahren dort Sitte, und wenn der Widerspruch zwischen den Ergebnissen der Theologie und dem, was man dem Volke bieten darf, allzu grell wird, dann läßt man lieber die ganze wissenschaftliche Theologie fallen; so machen es die Dissenter-Sekten in England, und befinden sich wohl dabei. Ihre Kraft, einzelne Bruchtheile des katholischen Volkes zum Abfalle von seiner Kirche und zur Anschließung an den Protestantismus zu verlocken, hat die protestantische Rechtfertigungs-Lehre wiederholt bald da bald dort bewährt, nicht bloß in der Zeit der Reformation, in der sie wirklich eine weltbewegende Macht war, sondern auch später, wie z. B. im vorigen Jahrhunderte, bei den Bauern im Salzburgischen und in unsern Tagen bei den Zillerthalern. Die Lehre, daß Liebe Gottes und des Nächsten in keiner Beziehung zur Gerechtigkeit und Seligkeit stehen, daß der Mensch gerecht und selig wird, bloß indem er sich die Verdienste Christi als seine eigenen zurechnet, oder in die Gerechtigkeit Christi wie in einen Rock sich einhüllt — dieses Evangelium wird, wenn es nur offen und „treu", wie

*) Verhandlungen der Wittenberger Versammlung, herausgegeben von Dr. Kling, Berlin 1848, S. 14.

es in der Concordienformel und dem Heidelberger-Katechismus zu finden, gepredigt wird, immer wieder willige Ohren und empfängliche Herzen finden. Die Anhänger dieses Systems rühmen demselben zwei große Vorzüge nach, die in ihrer Verbindung ganz geeignet sind, sich den Beifall Vieler zu gewinnen; sie rühmen ihm nach, daß es erstens Christo allein die Ehre gebe, und daß zweitens nur diese Lehrform im Stande sei, die Gewissen der Menschen zu trösten und zu beschwichtigen, und ihnen die angenehme Gewißheit des gesicherten, nicht mehr zu verlierenden Heils zu gewähren. Die Lehre der Kirche hat diesen oft gerühmten und oft erprobten Vorzügen nichts Gleichartiges entgegenzuhalten; gleichwie sie von der rechten Art, Christum zu verherrlichen, ganz andere Vorstellungen hegt, so kann und darf sie auch den Gewissen der Menschen jene weichen Kissen und sanften Polster nicht unterlegen; sie muß ernstere Forderungen stellen; sie muß denen, welche Trost und Beruhigung suchen, einen mühsameren Pfad, auf welchem allein sie dieses Ziel erreichen können, vorzeichnen. Inzwischen ist die Geschichte auch hier eine gute Lehrmeisterin. Sie bezeugt allerdings, daß das „Evangelium" der Reformatoren ein mächtiger Hebel des Abfalls von der Kirche gewesen sei, aber sie bezeugt auch, welche Früchte diese Lehre nachher an den von ihrem Geiste Beherrschten erzeugt habe. Wir rathen Herrn Hengstenberg, sich doch einmal gelegentlich über den religiös-moralischen Zustand der protestantischen Sekten in England, über das, was man dort Antinomianismus nennt, und über den Umfang und die Quellen dieses Uebels des Nähern zu erkundigen; vielleicht dürften ihm dann doch einige wohl zu beherzigende Bedenken über die treue Predigt seines Evangeliums aufsteigen; oder sollte er einheimische Gewährsmänner vorziehen, so sind wir bereit, ihm von Luther bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts eine Zeugenkette vorzuführen, in welcher er den Namen der meisten Koryphäen seiner Kirche begegnen dürfte.

Charakteristisch sind die Belege, mit welchen Hr. Hengstenberg die Existenz einer starken Hinneigung der Katholiken zur evangelischen Kirche erhärtet. Die Regung evangelischen Geistes, welche seiner Versicherung nach unter den Benediktinern in Bayern zum Vorschein gekommen, reducirt sich darauf, daß Ein Mönch in Augsburg, welchem nach eigenem Bekenntnisse seine Gelübde allzu lästig geworden, zum Protestantismus übergetreten ist. Im vorigen Jahrhunderte, als das katholische Deutschland noch mit Klöstern übersäet war, kamen derartige Regungen des evangelischen Geistes fast allmonatlich vor, und die Erweckten pflegten, den Mauern des Klosters entronnen, dem protestantischen Norden zuzueilen, wo sie jedoch, wie man aus Semler's Lebensbeschreibung ersieht, häufig unwillkommene und stets verdächtige Gäste waren. Noch seltsamer ist der Beweis evangelischen Geistes, welchen Hr. Hengstenberg in der Auflehnung mehrerer piemontesischen Bischöfe gegen Rom erblickt. Wir haben zwar von dieser vorgeblichen Auflehnung nichts vernommen, und vermuthen, daß ihm hierin etwas Menschliches begegnet, daß er nämlich ein paar Turiner Advokaten oder Minister für Bischöfe genommen habe; sollte aber die Thatsache auch richtig seyn, sollte wirklich der eine oder andere der dortigen Bischöfe sich in einzelnen Punkten der Autorität des päpstlichen Stuhles widersetzt haben, so gehört doch in der That eine ungemein lebhafte und schöpferische Phantasie dazu, in dem Widerstande, welchen ein Bischof einer päpstlichen Forderung entgegensetzt, sofort eine Hinneigung oder Bewegung zur evangelischen Kirche zu erkennen. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß ein Blatt, welches den Mangel an Pietät und Gehorsam gegen die höhere Autorität so oft als eines der Grundübel dieser Zeit gerügt hat, da, wo es sich um das Benehmen eines Bischofes gegen seinen kirchlichen Obern handelt, in eben diesem Mangel einen Beweis evangelischer Gesinnung erblickt. Hr. Hengstenberg beruft sich aber auch auf Anmeldung böhmischer Geistlichen zum Eintritt in die

protestantische Kirche. Wer mit den böhmischen Verhältnissen einigermaßen bekannt ist, der mußte erwarten, daß, sowie nur der erste gesunde, frische Luftzug in das stagnirende Kirchenleben jenes Landes eindrang, sofort manche wurmstichige Frucht von dem Baum der Kirche abfallen würde. Fast könnten wir dem Wunsche Raum geben, es möchten derartige Anmeldungen in etwas noch größerer Zahl stattfinden. Wir wollen übrigens als einen neuen Beleg der aus dem Schooße der katholischen Kirche hervorgehenden Bewegung einen Namen hieher setzen, den die Kirchenzeitung zu erwähnen vergessen hat, und der doch gerade in die Gesellschaft dieser böhmischen Bekenner gehört — es ist Achilli, und die Evangelicals in England geben ihm das Zeugniß, daß er auf den dortigen Kanzeln ganz evangelisch gepredigt habe.

Aber Irland! von der großen evangelischen Bewegung in diesem Lande, weiß das Blatt des Hrn. Hengstenberg Vieles zu berichten. Und in der That scheint es dort wenigstens, daß nach den Berichten englischer Blätter die Leute zu Hunderten protestantisch werden; das so eben erschienene Heft des Quarterly Review kündigt sogar in pomphafter Ueberschrift eines seiner Artikel die zweite Reformation Irlands an. Historisch genau müßte diese neueste Bewegung vielmehr als die dritte Reformation Irlands bezeichnet werden. Denn schon im Jahre 1827 finden wir in Irland ganz dieselben Zustände und Ereignisse. Und die englische Zeitschrift: British Critic erzählt in einer ihrer Nummern jenes Jahres ausführlich, und unter derselben Ueberschrift, wie das Licht des reinen Evangeliums mit seinen Strahlen die in papistische Finsterniß versenkte Bevölkerung Irlands zu erleuchten begonnen habe. Die Berichte über die Reformation des Jahres 1851 und 1852 lauten, als ob sie von jenen des Jahres 1827 wörtlich abgeschrieben seien, nur der Schauplatz ist etwas verändert. Damals waren es die Gegenden von Ballinasloe, Loughrea und Ahascrah, denen dieses Glück

zu Theil wurde; dann kam das evangelische Licht in Berührung mit der Finsterniß im Lande Sligo, von da an wurde es immer schwächer und verschwand endlich in dem Bezirk Kilmummery. Damals war es Lord Farnham, der die große Bekehrungsmaschine in Bewegung setzte; es war dieselbe, die auch gegenwärtig ihre Wunder thut, und, wie dieser Tage die Allgemeine Zeitung berichtet, in Galway ein ganzes Dorf protestantisch gemacht hat. Hunger und Noth auf der einen, Geld und Nahrung auf der andern Seite sind die mächtigen Hebel der dritten Reformation, wie sie es schon bei der zweiten von 1827 waren. In einem Lande, in welchem erst vor Kurzem anderthalb Millionen Menschen am Hunger und am Hungertyphus starben, in welchem die Gutsherren und ihre Agenten hunderte, tausende von Pächtern über Nacht brod- und obdachlos machen können, fehlt es nie an Gelegenheit, mit blanken Schillingen und Thalern die Seelen für das Evangelium der Reicheren empfänglich zu machen, und schon im großen Hungerjahre haben die protestantischen Gesellschaften ihre Spenden an Geld- und Nahrungsmitteln den darbenden Irländern nur um den Preis des Uebertritts zum Protestantismus zugewendet.

Wir wollen aber auch noch von dem Urtheile, das Hr. Hengstenberg über die in der katholischen Kirche bestehenden Richtungen fällt, Akt nehmen. Er unterscheidet (S. 473) die „ultramontane Partei“ und „die freiere Richtung“ in der Kirche; die Ultramontanen haben, wie er weiter behauptet, eine feste Doctrin und Eifer. Sie sind zugleich auch die jesuitisch Gesinnten, denn S. 475 heißt es: „Von dem jesuitischen Geiste ist Alles beseelt, was jetzt in der katholischen Kirche Eifer zeigt.“ Da bleibt denn freilich für die Männer der freiern Richtung nur eine ziemlich klägliche Rolle; in der Lehre sind sie schwankend, und im Leben lau und träge. Fürwahr, die „Ultramontanen“ haben Ursache, mit Hrn. Hengstenberg zufrieden zu seyn; wollte er sich selber die Frage

vorlegen, woher denn bei ihnen die Festigkeit der Lehre komme, die er an ihnen rühmt, er würde finden, daß sich dafür kein anderer Grund angeben lasse, als der: diese Festigkeit sei eben nichts anderes, als die Katholicität ihrer Lehre, und darum sei sie so fest, weil sie mit der Doctrin der Kirche völlig zusammenfalle, weder über diese hinausgehend, noch auch ein Jota von ihr weglassend oder ändernd. Der Verfasser des hier besprochenen Artikels gewinnt es sonst wohl über sich, der Kirche ihren alten, legitimen Namen „katholisch" zu geben, während die Protestanten seiner Farbe diesen Namen gewöhnlich nicht, ohne ein saures Gesicht dazu zu machen, über die Lippen bringen; sie sagen lieber „Römische Kirche", oder was sonst einen partikularistischen Beigeschmack hat; und wenn sie dann die Mitglieder dieser Kirche als „Ultramontane", „Römische" bezeichnen, so ist das natürlich. Wer aber so viel historisches Anstands- und Wahrheitsgefühl, als unser Verfasser, zeigt, dem könnte man auch so viel Consequenz zumuthen, daß er Männern, die nichts weiter als einfache Katholiken und Söhne ihrer Kirche seyn und heißen wollen, nicht durch eine Bezeichnung zu schaden suche, die im Sinne der sie Gebrauchenden fast immer die Bedeutung einer Injurie oder Denunciation hat (hic niger est, hunc tu caveto), und die um so unpassender ist, als gerade den so Charakterisirten alles Partikularistische, alles kirchliche Parteiwesen von Grund aus zuwider ist, und zuwider seyn muß, wenn sie sich nicht in grellen Widerspruch mit ihren eigenen kirchlichen Principien setzen wollen. Seitdem in den letzten Jahren der gesammte deutsche Episcopat öffentlich hervorgetreten ist, und sich mit seinen Grundsätzen und Forderungen zu Allem dem bekannt hat, was man sonst als eigenthümliche Marotte der Ultramontanen zu bezeichnen pflegte, weiß Jeder, der offene Augen hat, woran er mit dem Ultramontanismus ist, und wir dächten, der fernere Gebrauch eines Wortes, das für jeden logisch Denkenden eine contradictio

in adjecto ist, könne füglich jenen Schichten unserer literarischen und journalistischen Welt überlassen bleiben, in denen seiner Zeit die Sympathie für das Rongethum und die verwandten Erscheinungen so breiten Boden gefunden hat.

XII.

Die deutschen Universitäten und der paritätische Staat.

Es ist kein Staat mehr in Deutschland, der sich nicht eines paritätischen Staatsrechts rühmte. Zu den Rechten, bei welchen es die rechtlich bestehenden Confessionen schützen und erhalten soll, gehört unzweifelhaft in erster Reihe das: für die Ihrigen ausreichende Bildungsmittel je nach der Eigenthümlichkeit ihres Dogma's und ihrer kirchlichen Verfassung zu besitzen. Hat der paritätische Staat selbst supplirend einzutreten, wo die Confessionen die materielle Unterlage dazu nicht zu beschaffen vermögen, so gebietet schon das gemeine Recht, sie bei ihrem Stiftungsvermögen zu handhaben. Selbst da liegt diese Pflicht dem Staate ob, wo völlige Trennung zwischen Kirche und Staat besteht, wie in Nordamerika. Im ungestörten Besitze ihres Stiftungsvermögens sind die Confessionen aber nur dann, wenn die Realisirung der Stiftungszwecke frei und unbehindert ist. Daher erklärt der Westphälische Friede insbesondere die Schulen für ein kirchliches Institut und für Eigenthum jeder Confession, und garantirt der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 jeder Confession den Besitz ihrer Schulen und Schulfonds nach Vorschrift des Westphälischen Friedens.

Wie entspricht aber diesen Forderungen wahrer Parität und des positiven Rechts der Thatbestand an den höchsten Bildungsanstalten in Deutschland, den Universitäten? Deutschland zählt im Ganzen zweiundzwanzig Hochschulen; davon treffen sechszehn auf die protestantische Minderheit der Nation, die übrigen sechs sollen der katholischen Mehrheit folgen. Zu diesen sechs Universitäten gehören zwei bayerische: München und Würzburg. Mehr oder weniger sind alle sechs ihrem stiftungsmäßig katholischen Charakter entfremdet; als unübertroffene und sogar von Freiburg bei weitem nicht erreichte Muster der Alterirung stehen aber die zwei stiftungsgemäß katholischen Universitäten Bayerns da. Selbst die betreffenden Forderungen in der Denkschrift der bayerischen Bischöfe gehen in der That nur auf Errichtung einiger Schranken gegen ihre vollständige Akatholicisirung, nicht auf eigentliche Wiederherstellung ihres katholischen Charakters. Denn nicht einmal zufrieden, es in vorübergehender Praxis bis zum handgreiflichen Streben nach Protestantisirung der höchsten Bildungsanstalten des katholischen Volkes zu treiben, sucht man ihnen in Bayern selbst principiell diesen katholischen Charakter abzunehmen: nicht katholisch seien die Universitäten München und Würzburg, sondern paritätisch; denn — der bayerische Staat sei nichtkatholisch, sondern paritätisch.

So versteht man sich in Bayern auf paritätisches Staatsrecht! — Jene Confessionen haben in Bayern gleiche Rechte, also — lautet die unübertreffliche Conclusion! — dürfen die bayerischen Katholiken nicht eine Universität für sich allein haben. In Bayern haben alle vollen Staatsbürger gleiche Rechte! Wenn demnach der nächste Beßte z. B. den geheimen Rath Thiersch anspricht: „wir zwei haben in Bayern gleiche Rechte; also werden Sie mir sofort die Hälfte ihrer Wohnung und ihres gesammelten Vermögens abtreten!“ — so steht in Consequenz der bayerischen Auffassung vom pari-

tätischen Staatsrechte seine Forderung unter dem Schutz des Staates. Diese Forderung lautet doch immerhin noch auf billige Halbirung; jene bayerische Auffassung aber weiß auch davon nichts.

Nicht katholisch sind die Universitäten München und Würzburg, sondern paritätisch, weil der bayerische Staat paritätisch ist! — so ergab und ergibt das bayerisch-paritätische Staatsrecht! Aber selbst auf Grund dieser Theorie und Praxis mußte man sich noch Verletzung der bayerischen Parität zu Gunsten der Protestanten vorwerfen lassen. Denn während das katholische Volk nur paritätische Universitäten haben durfte, erfreuten sich die bayerischen Protestanten noch dazu der — rein protestantischen Universität Erlangen. Es ist bekannt, mit welcher Tenacität und mit wie glänzenden Erfolgen diese ihren, an sich durchaus berechtigten, rein protestantischen Charakter gegen jede Zumuthung des bayerisch-paritätischen Staatsrechts vertheidigt hat. Aber eben deßhalb war Erlangen der wunde Fleck an der bayerischen Parität; es konnte kein Unbefangener läugnen, daß die Ungerechtigkeit schreiend sei. Man scheint in neuester Zeit sogar selbst gefürchtet zu haben, sie könnte himmelschreiend werden, und am Ende doch noch Erhörung finden, vielleicht gar am Bundestage; zugleich entdeckte man, daß es nicht einmal der Mühe lohne, sich der Gefahr auszusetzen. Es gibt ja Namen-Katholiken genug, die an Feindseligkeit gegen alles Kirchliche keinem Akatholiken nachstehen; was konnten ein paar solche in Erlangen schaden! Dagegen wurde durch zeitgemäßes Einlenken die Parität der Universitäten München und Würzburg über allen Zweifel gestellt, das bayerisch-paritätische Staatsrecht eine — Wahrheit, und was man in Erlangen nicht einmal verloren hatte, konnte man sich in München und Würzburg doppelt, dreifach und wer weiß wie oft? bezahlen lassen. Kurz, Erlangen hat selbst zwei dem Namen nach jedenfalls katholische Professoren verlangt und erhalten, Erlangen ist jetzt offenbar auch — paritätisch!

Es bleibt aber dennoch ausgemacht: nicht nur mit der wahren Parität, sondern selbst mit dem positiven und gemeinen Recht ist das bayerisch-paritätische Staatsrecht und seine Anwendung auf die zwei Universitäten unverträglich. Von katholischen Universitäten im eigentlichen Sinne ist hier noch gar nicht die Rede; es gibt solche in ganz Deutschland nicht mehr; pure Territorial-Hochschulen sind an ihre Stelle getreten. Ueber das religiöse und politische Misere derselben und seine Folgen, wie über die traurige und im tiefsten Grunde unkatholische Lage des allen Strömungen der Tagespolitik, selbst hohen Launen, schutzlos preisgegebenen deutschen Unterrichtswesens überhaupt, hat sich jüngst, im Interesse freier und ächtkatholischer Gelehrten-Bildung, Herr Hofrath Buß in Freiburg in einem umfassenden Werke *) gründlich ausgesprochen. Wenn dazu noch bayerische Parität an den Schulen gehandhabt wird, so kann jener Ansicht der allgemeine Durchbruch endlich nicht schwer seyn, welche in Frankreich und England schon um den Sieg streitet: daß der Staat die Schul- und Gelehrten-Bildung des Volkes ganz unbehelligt zu lassen habe. Er hat allerdings überall Proben darnach abgelegt!

---

*) Die Reform der katholischen Gelehrten-Bildung in Deutschland an Gymnasien und Universitäten; ihr Hauptmittel: die Gründung einer freien katholischen Universität deutscher Nation. Schaffhausen bei Hurter 1852.

XIII.

Historischer Commentar zu den neulichen „Berufungen" in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

Erster Brief.

Das bayerische Schul- und Gelehrten-Wesen zur katholischen Zeit; die Universität Ingolstadt.

Du hast, mein lieber Freund! lange nichts von Dir hören lassen aus der königlichen Stadt an der Spree, und ich fürchtete schon, der Musensitz an der Isar sei Deinem Andenken entschwunden, sammt dem Freunde, der Dir dort aus dem gemeinsam eingeathmeten Schulstaub zweier Semester geblieben. Was vielleicht der Grund seyn möge, suchte ich umsonst zu errathen; Du hast Dich ja meiner freundlich erinnert selbst im Augenblicke der Völkerschlacht bei Bronzell. Jetzt ist es wieder eine feindliche Situation, die Du in Deinem Briefe besprichst, und dießmal augenscheinlich weniger unbefangen, als damals. Du hältst mich fälschlich für den Autor gewisser Artikel in einem süddeutschen Blatte über die bayerischen „Berufungen" auswärtiger Gelehrten, und wirfst mir vor: ich müßte demnach z. B. auch gegen Deine Berufung (die freilich, zu meinem Troste sei es gesagt, weder zu erwarten stehe noch mehr Gehör fände, als dergleichen Rufe

bei manchen Anderen bisher gefunden!) Opposition erheben, denn Du seiest ja Fremder, Norddeutscher und Protestant!

Ich könnte Dir einfach erwidern, daß nach meiner Ansicht jeder „fremde" Gelehrte in jedem Lande einheimisch werden **kann**, wenn auch dazu allerdings mehr gehört, als rescriptmäßige Verleihung des Indigenats: daß von dieser Befähigung auch in Bayern weder der Protestant überhaupt noch insbesondere der norddeutsche Protestant an sich und als solcher ausgenommen ist, und daß ich sie andererseits, was die Persönlichkeit betrifft, am allerwenigsten Dir absprechen möchte. Welche ausländischen Individualitäten, gelehrte wie ungelehrte, dagegen in jedem andern Lande, so gut wie in Bayern, immer „Fremde" bleiben müssen, das ist eine Frage, die ich nicht hier an der Spitze meines Briefes kurz abthun will. Du weißt, daß ich in Allem liebe, stets der Geschichte, als der rechtmäßigen Lehrmeisterin unseres in politische und religiöse Sprachverwirrung versunkenen Geschlechtes, die Ehre zu geben; ihr habe ich jene Frage, soweit sie Bayern angeht, vorgelegt, und über alles Erwarten vollständige und gründliche Antwort erhalten. Es wird Dir nicht zuwider seyn, wenn ich sie Dir aus der bayerischen Geschichte entwickle, und ich will es auf die Gefahr hin thun, anstatt eines Briefes eine Abhandlung in Briefen an Dich zu richten.

Vor Allem muß ich Dich bitten, wenn von einer Opposition gegen die bayerischen „Berufungen" die Rede ist, die mehr **religiöse** und die **politische** Seite wohl auseinander zu halten. Jene kommt vor Allem bei Besetzung der Lehrerstellen an den Universitäten **München** und **Würzburg** in Betracht. Beide sind altkatholische Stiftungen, wie **Erlangen** eine rein protestantische Stiftung ist, und alle drei stehen als solche im richtigen Verhältnisse zu der nach ihrem religiösen Bekenntnisse unterschiedenen Bevölkerung Bayerns. Es wäre gegen das Rechtsgefühl auch der Katholiken, wenn die hohe Schule zu Erlangen ihrem stiftungsmäßig protestantischen Zwecke

entfremdet werden sollte; nicht minder muß aber die gesuchte Mißachtung des katholischen Charakters der Universitäten München und Würzburg, dem thatsächlich nicht einmal ein Ueberwiegen als billig zugestanden werden will, wie gewaltthätige Willkür erscheinen. Persönlichkeiten, die sich zu diesem katholischen Charakter feindlich verhalten, und dennoch als Lehrer an den hohen Schulen berufen werden, welche seine Signatur tragen sollen, müssen an ihrem Platze stets für „fremd“ angesehen werden, ob sie nun inländische oder auswärtige Gelehrte, ob sie katholisch oder protestantisch getauft seien. Dieser durchaus rechtlich begründete Standpunkt wird vielleicht schon Ein Motiv jener Opposition gegen den in Bayern neuerlich eingeschlagenen Weg gelehrter Mäcenatenschaft aufhellen. Man redet sich zwar damit aus: die hohen Schulen zu München und Würzburg seien jetzt allgemeine Landesuniversitäten. Allein es gab nie ein Recht, sie dazu zu machen, und es gibt kein Recht, den ihnen aufgedrungenen, stiftungswidrigen Charakter zu handhaben.

Von der Münchener Hochschule insbesondere scheint man ganz zu vergessen, daß sie nur die zweimal an andere Orte verlegte alte Universität zu Ingolstadt ist. Diese bewährte ihren rein katholischen Charakter drei Jahrhunderte lang. Wenn man aber sagen wollte, das sei ganz natürlich, weil in dem damaligen Bayern die „Toleranz“ gemangelt und im ganzen Lande kein Protestant geduldet worden sei, und daher sei nicht weniger natürlich, daß bei den jetzigen veränderten Verhältnissen auch die Stellung der Universität habe alterirt werden müssen, so ist doch noch ein anderer Umstand im Spiele, dessen Consequenzen sich nicht so leicht wegreden lassen. Die Dotation der Universität, wie deren allmählige Vermehrung, rührt nämlich ganz aus Kirchengütern her, welche nur durch revolutionäre Gewaltthat ihrem Zwecke und dem katholischen Volke entfremdet werden konnten.

Betrachten wir überhaupt einzelne Momente aus der

Geschichte der Ingolstädter Universität! Herzog Ludwig der Reiche ward zu ihrer Stiftung schon im Jahre 1459 durch Papst Pius II., der einst Aeneas Sylvius geheißen, autorisirt; sie kam jedoch, wegen kriegerischer Zwischenfälle, erst im Jahre 1472 nach dem Vorbilde der Wiener Hochschule zu Stande. Einerseits wollte der Herzog damit seinen Bayern, die bisher auf fremdländischen Universitäten, z. B. in Prag, eine ganze „Nation" ausgemacht hatten, im Lande selbst die nöthigen Bildungsmittel schaffen, andererseits gedachte er durch weitere Verbreitung solider Kenntnisse einer Wiederkehr jener heillosen Verwirrung vorzubauen, welche die ketzerischen und schismatischen Bestrebungen der Wiklefiten und Hussiten in Deutschland hervorgerufen hatten. In dem Stiftungsbriefe selbst erklärt er die Gründung der Universität für einen Akt der Dankbarkeit gegen die „Mildigkeit des Allmächtigen", der „seine Vordern und ihn vor langer Zeit in fürstlich Ehre und Würdigkeit erhöhet, und (ihnen) seines Volks und Erdreichs ein merklich Theil befohlen" *), gerade so, wie auch die Fundationsbriefe der Wiener Schule die Beförderung der Wissenschaft als ein besonders gutes Werk zu ewigem Gedächtniß Gott aufopfern.

In unserer verflachten und schmutzigem Materialismus verfallenen Zeit ist diese ächtkatholische Anschauung des Wesens

---

*) Sein dankbares Herz glaubte der Herzog vor dem Höchsten nicht besser erweisen zu können, als durch Förderung der schönen Himmelstochter solider Wissenschaft, da „unter andern Seligkeiten, die die Menschen in diesem vergänglichen Leben aus Gnaden des allmächtigen Gottes erreichen mögen, Lehre und Kunst nicht die mindest, sondern der merklichsten und vordristen eine zu achten ist, dann dadurch wird der Weg zu heiligem guten Leben geweiset, menschlich Vernunft in rechter Erkanntnuß erleuchtet, zu löblichem Wesen und guten Sitten gezogen, christenlicher Glaub gemehret, das Recht und gemeiner Nutz gepflanzet, auch die, so von niedrer Geburt herkommen, zu hohen Würden und Stand gefürdert."

und Zweckes der Gelehrsamkeit freilich größtentheils verkehrt und verloren. Damals aber war die oberhoheitliche Pflege der Wissenschaft ein Attribut der obersten Regierungsgewalt in der Kirche Christi. Niemand außer dem Papst konnte ein studium generale gründen, oder den Amtshandlungen einer Schule universale Geltung verleihen; nur er und kaiserliche Würde konnten die für hohe Schulen nothwendigen Privilegien verleihen; das stand so fest, daß die Katholiken, insbesondere die Ingolstädter, im Anfange der Glaubensspaltung den rechtlichen Bestand der neugläubigen Universitäten in Abrede stellten, weil deren Privilegien durch den Abfall von der alten Kirche erloschen seien. Als Schützer und Schirmer der von den Päpsten Paul II. und Sixtus III. der Ingolstädter Universität bewilligten Privilegien, im Falle der Noth auch gegen Uebergriffe der Landesherren selbst, waren vier Bischöfe ernannt, welche als solche der feierlichen und überaus glänzenden Eröffnung anwohnten; als beständiger Kanzler der hohen Schule mit päpstlicher und kaiserlicher Confirmation waltete der jedesmalige Fürstbischof von Eichstädt, und zwar bis zu ihrer Versetzung nach Landshut im Jahre 1800. Noch zu den Zeiten des Churfürsten Maximilian I. konnte nur ein Mitglied oder Candidat des Säcular-Klerus Rector magnificus seyn.

Die erste Fundation der Universität hatten mit päpstlichem Consens gebildet: das Pfründhaus Ludwig des Gebarteten zu Ingolstadt, eine Stiftung desselben für zwölf Chorherren daselbst, gewisse Güter des neureformirten Franciskaner-Ordens, Pensionen aus den Pfarreien zu Landshut und Landau, und die Einkünfte einer Dompräbende zu Eichstädt, welche dazu schon im Jahre 1467 gestiftet war und bis zur Säkularisation einem jeweiligen Professor der Theologie tausend Gulden jährlich eintrug. Allmählig vermehrten die Päpste, zuerst besonders Hadrian VI. und Klemens VII., den Fond durch Incorporirung der St. Marien-, und der St.

Moriz-Kirche zu Ingolstadt, der Pfarreien zu Wemding, Abensberg und Schongau, der Kaplaneien zu Unserherren und Feldkirchen, der Zehnten zu Zuchering, endlich im Jahre 1606, nachdem in mehreren Klöstern die eingeschwärzten reformatorischen Ideen demoralisirenden Einfluß bis zu ihrer Entvölkerung geübt hatten, der meisten Einkünfte des Klosters Schamhaupten, während der Rest und die Güter der gleichfalls verlassenen Klöster Biburg, Münchsmünster und Ebersberg den Jesuiten-Collegien und andern Schulanstalten zufielen. Die projektirte Einziehung einer noch größern Zahl von Klöstern zum Beßten der Universität erhielt die päpstliche Confirmation nicht, doch wurden noch im Jahre 1802 das Dominikaner-Kloster zu Landshut und das Kloster Seligenthal ihrem Fond einverleibt. Zudem hatte ihr der heilige Stuhl schon frühzeitig dadurch unberechenbaren Vortheil zugewendet, daß eine eigene Bulle den Besitzern geistlicher Pfründen deren vollen Genuß erlaubte, so lange sie als Lehrer oder Lernende an der hohen Schule absent seyn würden.

Bereits in den Jahren 1515 bis 1520 war die Zahl der Professoren bedeutend gestiegen, aber bald darauf durch eine Pestseuche die Universität sehr herabgekommen. Da überdieß der drohende Einbruch des Lutherthums neue Anstrengungen und abermalige Vermehrung des Aufwandes nothwendig machte, nahm Herzog Wilhelm wieder das Kirchengut und päpstliche Hülfe in Anspruch, um reichere Mittel zur Unterhaltung gelehrter und der Bekämpfung der neuen Lehre gewachsener Männer zu erhalten. Er stellte im Jahre 1523 vor: „die groß verdammt Ketzerei, so durch den Luther in kurzen Jahren auferstanden, sei also eingedrungen und von Tag zu Tag je mehr eingewurzelt, daß dieselbig mit großer Arbeit und Mühe und sonderlich durch Hülf des Allmächtigen müsse; ausgereutet werden, das aber nicht stattlicher, denn durch die Lehrer der heiligen göttlichen Schrift, die theologos, geschehen müßt." „Nun hätten Wir" — fährt

er fort — „ein Universität zu Ingolstadt, da nicht mehr denn zween doctores theologie bisher gewesen, und die Lehrung in kriechischer, ebräischer Sprach, auch Poetrey und dergleichen fürgedrungen, also daß die Schüler geistlichen und weltlichen Stands aus Anreizung und Bewegung luthrischer ketzerischer Lehr derselbigen Poetrey mehr dann der heiligen Schrift anhängig, dadurch die luthrisch Lehr, als von denselbigen Schülern täglich erscheint, je mehr gefürdert und bestätigt wird, daraus leichtlich ewige und bleibliche Ketzerei erfolgen möcht" — also wolle er noch vier Theologen, so „offentlich in Philosophia und der heiligen Schrift lesen", zwei Doktoren in geistlichen und kaiserlichen Rechten und einen Leibarzt bestellen, „also daß sechs Theologi, sechs Juristen und drei Aerzt und dazu Etlich in Kriechisch, Ebräisch und Mathematika in ermeldter Universität offentlich profitirten."

Man kann daraus abnehmen, was in jener Zeit zu einer wohlbestallten Universität gehörte. Wirklich wurde auch, jedoch, nachdem das Unglück des Bauernkrieges störend dazwischen getreten war, erst im Jahre 1526, nebst den übrigen Verstärkungen des Lehrer-Personals, ein eigenes Pädagogium für die alten Sprachen und die Humaniora überhaupt errichtet; dadurch wollte Wilhelm jener nebelhaften und weltschmerzlich aufgeblasenen „Poetrey" der Humanisten-Schule entgegentreten, welcher die lutherisch Gesinnten „mehr denn der heiligen Schrift anhängig" waren, die sie doch bekanntlich stets in dem Munde führten. Die schweren Kosten der neuen Organisation deckte der Papst dadurch, daß er den bayerischen Herzogen das Recht verlieh, für je ein Kanonikat an jedem der fünf bayerischen Domkapitel einen Ingolstädter Professor zu präsentiren. Die sämmtlich reichsunmittelbaren Ordinarien widersetzten sich freilich dieser Vergabung aus dem Ihrigen, die unerhört sei, mußten sich aber endlich gütlich abzufinden suchen. Wie Herzog Wilhelm nachher noch

einmal zu Gunsten seiner Universität die päpstliche Bewilligung für eine, nach dem damaligen Geldwerthe ungeheure Besteuerung der bayerischen Geistlichkeit erhielt, werden wir später sehen, denn es ist vorher noch das Capitel der „Berufungen fremder Gelehrten" zu besprechen. Ueber Zuschüsse von weltlicher Seite aber vernehmen wir im ganzen Verlaufe der akademischen Annalen immer und überall nichts *).

„Fremdes" und „Ausländisches" gab es, was gelehrte Persönlichkeiten betrifft, in Bayern zu jener rein katholischen Zeit und sofort mehr als zwei Jahrhunderte lang bloß nach der religiösen Richtung des geistigen Lebens, nicht nach dem zufälligen Unterschiede der leiblichen Heimath, noch selbst der Muttersprache. Bayern hielt gegen den neuen Partikularismus noch tapfer an dem großen alten Kosmopolitismus fest, welcher als der einzig wahre seiner Art das ganze Gebiet des geistigen Lebens und Strebens dem Antagonismus der erdgebornen Nationalität verschloß, bis die europäische Christenheit dieses erhabenen Standpunktes unwürdig ward. Es war daher nur das neue Gebilde des Protestantismus, welches in Bayern „fremd" und „ausländisch" blieb, nicht einheimisch werden sollte, noch, ohne die ganze Lage des Volkes und Landes zu alteriren, werden konnte. Vor Allem waren es die Lehrer ihrer Universität, an welche die Herzoge die dringendsten Ermahnungen richteten, dem alten Glauben treu zu bleiben und auch ihre Zuhörer dazu aufzumuntern. Bereits Herzog Wilhelm IV. betraute eine eigene Religions- und Studien-Commission mit dem Auftrage: Alles aufzubieten, damit jeder Keim einer neuen und fremden Lehre in sei-

---

*) S. darüber Mederer's Annales Ingolstadiensis Academiae im I. Theile und Seb. Günthner's Geschichte der literarischen Anstalten in Bayern. II. 30 ff.; zum J. 1523 vgl. Jörg: Deutschland in der Revolutions-Periode von 1522 bis 1526. S. 325.

nem Lande erstickt werde, wie auch schon er (nicht erst sein Nachfolger unter dem Einfluß der Jesuiten) verordnete: daß jeder neue Professor vor dem Antritte seines Amtes einen körperlichen Eid zu schwören habe, daß er als guter katholischer Christ lehren, leben und sterben wolle. Das nämliche Mandat bestimmte: daß alle Lehrer zu Ingolstadt oder sonst in Bayern katholischer Religion seyn müßten, verbot ihnen auch strengstens jeden Umgang mit offenen oder heimlichen Anhängern Luthers und anderer Neuerer, wenn dieser auch nur in Briefwechsel oder Büchertausch bestehe. Das war im Jahre 1548; bezüglich des Confessions-Eides wurde 1568 auch noch die Bulle Pius IV. verkündet, welche dessen jährliche Ablegung anordnete. Selbst die nicht theologischen Schriften der Protestanten waren an den bayerischen Schulen verboten. Die Schul-Ordnung von 1569 bemerkt darüber: „denn obwohl dieser Leut Form und Methodus, dene sie im Dociren gebrauchen, etwas anmuthig und leichter, als der so vor Jahren in Schulen bräuchig gewest, so ist doch jetzt bei den Katholischen an solcher Gattung auch nicht Mangel" und deshalb jene Literatur mit ihren „zu Zeiten neben den Präceptis und Regulis eingemischten verführerischen Exempeln" unnöthig. Uebrigens waren akatholische Studenten in Ingolstadt durchaus unbelästigt, „so lange sie sich nur in die katholisch-kirchliche Verfassung als in ein fremdes Gebiet, wie auch das Recht der Vernunft und die Einrichtung der Länder und Schulen eines gegentheiligen Glaubensbekenntnisses mit sich bringe, nicht vorlaut einmischten, sondern bei ihren eigentlichen Studien blieben." So erklärt der Rektor Camerarius in seinem Lektions-Kataloge vom Jahre 1571. Man fand schon im Jahre 1808 für nöthig, diese Praxis aus der „finstern Zeit" den „fremden" Lästerern der katholischen Vergangenheit Bayerns vorzuhalten, und ohne allen Zweifel wäre sie heutzutage wieder gewissen außerkirchlichen Professoren und Andern, so „es mit Bayern wohl meinen", dringend zu empfehlen.

Daß die gelehrte Bildung in Bayern durch ein solches „Abschließungs-System“ gegen den neugläubigen Partikularismus Schaden gelitten und zurückgeblieben, können hohle Schwätzer behaupten und historische Ignoranten glauben. Allen Andern ist zu bekannt, wie erschrocken und entsetzt die Reformatoren selbst über den augenscheinlichen Ruin waren, in den ihre Neuerung die gelehrten Schulen stürzte, als daß man sich darüber verwundern könnte, wenn die bayerischen Herzoge seit 1526 über den Verfall der Schulen und die vernachlässigte Erziehung der Kinder, welche in ihren wilden Leidenschaften zu wilden Menschen heranwüchsen, bittere Klage führten und alle Schuld auf das „ketzerische Zeitalter“ schoben. Stimmt ja doch der Cistercienser-Abt Wolfgang von Alderspach wörtlich mit den bekanntesten Humanisten und selbst Reformatoren überein, wenn er berichtet: durch Luthers Grundsätze nähmen die Schulen überall ab, und würden von der Jugend unbesucht gelassen! Und doch brachten damals die bayerischen Klöster Benediktbeuern, Etal, Polling, Weyarn, Steingaden, Wessobrunn, Weltenburg, Scheyern ihre trefflichen Seminarien zu Stande, und erhielten sie mehr als zwei Jahrhunderte lang in hoher Blüthe. Unter diesen Umständen konnte aber für die gelehrte Bildung der Bayern wenig verloren seyn, wenn den Inländern wiederholt der Besuch auswärtiger akatholischer Schulen, und noch in den Jahren 1606 und 1608 allen jungen Leuten der Aufenthalt in protestantischen Städten überhaupt, sei es zu gelehrten Zwecken oder wegen Erlernung der Kaufmannschaft, bei Strafe der Ausschließung von jeder öffentlichen Bedienstung verboten wurde — Maßregeln, welche die Geschäftigkeit der neugläubigen Propaganda selbst veranlaßt hatte*).

Desto weniger war aber Bayern nach andern Seiten

*) Vgl. Günthner a. a. O. II, 88. 93. 97; F. J. Lipowsky: Geschichte der Schulen in Bayern. S. 172 ff.

hin in sich abgeschlossen. Der Katholicismus in seiner Universalität hatte noch vor Kurzem allen Völkern des Erdbodens eine höhere und innige Einheit über aller nationalen Verschiedenheit geboten, in der ich eine der liebenswürdigsten Seiten mittelalterlichen Wesens sehe; erst der Protestantismus wurde der Vater aller exclusiven Nationalität, insbesondere und ursprünglich der specifisch deutschen. Vermittler jener universellen geistigen Einheit war das Latein als Kirchen- und Gelehrten-Sprache, und wenn man die Nachtheile beklagen will, welche für die Ausbildung der Muttersprache daraus geflossen, so scheint man sich wieder auf jenen Standpunkt zu stellen, der die herrlichen Dichterwerke des Mittelalters nach dem Maßstabe des Meißner-Deutsch abschätzt, und sie daher als barbarisch verurtheilt. Es gab damals unter den Gelehrten aller Nationen des Abendlandes weder „Fremde" noch „Ausländer" im jetzigen Verstande; Eine Wahrheit, Ein Glaube, Eine Kirche, Eine Sprache vereinte alle. Bayern hatten in großer Zahl in Rom, Bologna, Ferrara, Florenz, Paris, Wien, Krakau u. s. w. studirt; Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Niederländer, Deutsche aus allen Weltgegenden kamen nach Ingolstadt, um da zu lehren oder zu lernen. Das Wiederaufleben der Wissenschaften durch die humanistische Bewegung war nicht weniger, als die staunenswerthe Gelehrsamkeit der alten Scholastiker eine Frucht dieser geistigen Einheit, und es ist bekannt, bis zu welcher vielversprechenden Blüthe die Pflege aller Zweige der Wissenschaft in Deutschland sich entfaltet hatte, als die Glaubensspaltung mit der kalten Hand des Todes in das jugendfrische Leben griff, und das Band jener Einheit entzweiriß. Zu den Ländern, welche an der katholischen Universalität noch festhielten, gehörte Bayern; es konnte daher nicht in nationale Einseitigkeit versinken.

Ich weiß nicht, ob je für irgend eine deutsche Universität eifrigeres Streben bethätigt wurde, als für Ingolstadt, ge-

lehrte Notabilitäten aus allen Ländern des civilisirten Europa's herbeizuziehen; oder ob den berufenen „Ausländern" irgendwo weniger Eifersüchtelei und nationales Vorurtheil, mehr freudige Anerkennung und unverholener Stolz der Eingebornen auf ihre aus der Fremde gekommenen Lehrer begegneten, als gerade unter dem bayerischen Volke. Freilich waren sie diesem nur halb und in untergeordneter Beziehung „fremd", ihm immer wenigstens durch die höhere Einheit im alten Glauben verbunden; sie kamen nicht mit hochmüthigen Vorurtheilen und blindem Hasse gegen die religiöse und politische Richtung des Volkes in's Land, wie seit der Aufklärungs-Periode bei den berufenen „Ausländern" Regel ist. Darum wurden damals Männer, die kein deutsches Wort verstanden, bald einheimisch in Bayern, während diese „Berufenen" bei aller Deutschheit allzeit „Fremde" im Lande bleiben, nicht weniger als die Juden. Daß es auch in jener älteren Zeit Undankbare gab, die das Land schmähten, das ihnen reichlichen Unterhalt gegeben, sobald sie es ungestraft thun zu können vermeinten, liegt in der Natur der menschlichen Dinge. Doch wird nur Einer ausdrücklich erwähnt, nämlich Conrad Celtes, dessen Charakter überhaupt nicht der achtungswürdigste war. Er gehörte zu jenen, sonst meistens jüngern, Celebritäten der neuen klassischen Schule, welche die unter den spätern Humanisten fast gemeinhin herrschende hochmüthige Aufgeblasenheit, Unduldsamkeit und Ruhmsucht auf die Spitze trieben, und als die berufenen Erleuchter der bislang in tiefster Finsterniß gelegenen Welt eines Maßes und Zieles in ihren Ansprüchen durchaus unfähig waren. Es ist mitunter ergötzlich, aus ihren Briefen ihren überschwänglichen Dünkel sich zu vergegenwärtigen. Mir sind dabei noch jedesmal unsere bayerischen „Nordlichter" eingefallen, obgleich zwischen diesen und ihren dreihundertjährigen Vorbildern wenigstens Ein wesentlicher Unterschied statthat. Celtes z. B. schmähte über die Bayern, die er zuvor mit dem schmeichel-

haftesten Lobe überhäuft hatte, erst dann: daß diese rohe und barbarische Nation für den lieblichen Dichtergeist keinen Sinn habe, als er davongegangen war, weil das Bier ihm nicht mundete und Ingolstadts Umgebung zu langweilig sei. Er mochte Gründe zu solcher Vorsicht haben, die jetzt weggefallen seyn müssen, denn unsere in hohen Ehren und Würden gehegten „Ausländer" schändiren über das Volk, auch während sie sein Brod essen und — bleiben.

Eine einzige Erscheinung dieser Art will bei der sehr großen Zahl „fremder" Gelehrten, die bloß während des sechszehnten Jahrhunderts in Bayern wirkten, nicht viel bedeuten. Schon bei der ersten Gründung der Universität Ingolstadt bestand der Lehrkörper zum großen Theile aus Fremden; der erste Theologe, Permeter von Adorf, war ein Voigtländer, auf den Humanisten und Dichter Celtes folgte der Schwabe Jakob Locher, auf den Orientalisten Bösensteiner der berühmte Reuchlin; Erasmus lehnte einen unter glänzenden Bedingungen an ihn ergangenen Ruf ab, Melanchthon ging seinem Verhängnisse nach Wittenberg entgegen. Die juristische Fakultät zählte einen Everhardi aus Holland, einen Fabius Arcas aus Italien, den König Johann von Portugal im Jahre 1547 durch eine eigene Gesandtschaft für die neuzugründende Universität Coimbra abholen ließ, wie auch sonst öfter der Saame zu neuen Anstalten von Ingolstadt genommen wurde, einen Caimus aus Mailand, Joanettus von Bologna, Romuleus von Florenz, den berühmten Niederländer Viglius Zwichen, der so vortheilhaft gestellt war, daß er selbst gesteht: er wisse in ganz Deutschland keinen Lehrer, welcher eine größere Besoldung hätte, und endlich nur sehr ungerne das gastfreundliche Bayern verließ, um dem dringenden königlichen Rufe in sein Vaterland zu folgen. Ebenso genoß später der Jurist Fachinäus, bis er einem Rufe nach Pisa folgte, in Ingolstadt die in jenen Zeiten noch durchaus unerhörte

Besoldung von tausend Gulden jährlich. Als Mediciner glänzte Delfinus aus Parma, nach ihm Boscius, und endlich brachte der Engländer Edmund Holling die Fakultät in großen Ruf; ihm strömten die jungen Leute aus Schottland, Italien, Frankreich und Polen zu. Noch Herzog Wilhelm IV. berief die Artisten Link aus Stuttgart, die Loriche von Hadamar und andere, und um dieselbe Zeit kamen die Theologen Eisengrein aus Würtemberg, der Westphale Staphylus aus Ostpreußen und Frank aus Sachsen nach Ingolstadt; sie waren aus protestantischen Notabilitäten eifrig katholische Lehrer geworden, und der Herzog handhabte den ehemaligen Königsberger Professor bei der theologischen Fakultät, obgleich er „beweibt" war. Es würde zu weit führen, wenn ich nur aus dem sechszehnten Jahrhundert alle „fremden" Lehrer an der bayerischen Universität aufzählen, oder gar, um auch den Eingebornen die wohlverdiente Ehre zu geben, gelehrte Inländer hervorheben wollte, die in schönster Eintracht neben ihnen wirkten und glänzten.

Als Herzog Albrecht zur Regierung kam, besaß Ingolstadt drei vortreffliche Theologen, die aber kurz nach einander zu Inful und Stab berufen wurden; zwei Eingeborne hätten sie wohl ersetzt, waren aber als Abt zu Scheyern und Hofprediger zu München unentbehrlich. Da berief der Herzog jene „fremden Ordensleute", welche in den höchsten Kreisen Bayerns noch heutzutage die Vielbesprochenen sind. Auf inständiges Bitten schickte der heilige Ignatius selbst achtzehn Jesuiten nach Ingolstadt, welche zuerst (1556) die theologischen Lehrstühle und die niedern Schulen, dann einige artistischen Fächer, und 1571 endlich den ganzen philosophischen Cursus übernahmen. Sie waren natürlich fast alle „Ausländer"; aber nicht deßhalb hatten sie Anfeindungen von den weltlichen Lehrern der Artisten-Fakultät zu bestehen, sondern weil diese an ihren Honorarien-Bezügen einbüßten, da die Jesuiten statutenmäßig unentgeldlich lesen mußten und ihnen

ohnedieß Alles zulief. Um dem Hader auszuweichen, verlegten sie im Jahre 1573 ihre Collegien nach München, wodurch aber die Universität so schnell in Abfall gerieth, daß ihre früheren Gegner selbst sie im Triumphe zurückführten; für die verkürzten Artisten fanden sich andere Stellen.

Besonders war der bayerische Kanzler Leonhard von Eck, fast vierzig Jahre lang allmächtiger Minister H. Wilhelm's und durch dreißig Jahre Curator der hohen Schule, unausgesetzt bemüht, die gelehrtesten Männer aus ganz Europa nach Ingolstadt zu ziehen. Selbst hochgebildet und von so aufopfernder Liebe für die Verbreitung solider Bildung beseelt, daß er z. B. seine besonders im theologischen Fache sehr reiche Bibliothek nicht dem eigenen Sohne hinterließ, sondern sie zum gemeinen Nutzen seinem vielgeliebten Jesuiten-Collegium in Ingolstadt vermachte, war er als großmüthiger Patron der Gelehrten wohlbekannt, und man folgte gerne seinem Rufe. Schon im Jahre 1543 konnte daher der Niederländer Zwichen an Seb. Truchseß schreiben: es gebe in ganz Deutschland keine Akademie, die der Ingolstädtischen den Rang streitig machen könnte. Der Kanzler glaubte aber noch immer nicht genug gethan zu haben, und fuhr fort, von allen Weltgegenden her die besten Kräfte an sich zu ziehen, so daß der Herzog ernstlich auf Vermehrung des Universitäts-Fonds bedacht seyn mußte. Seine Augen fielen dießmal auch wieder auf das Kirchengut, und wirklich bewilligte Papst Paul III. eine außerordentliche Besteuerung des ganzen bayerischen Klerus, welche in drei Terminen die für jene Zeit gewaltige Summe von 60,000 Gulden eintrug. Als Wilhelm unter Hinweisung auf die durch den Schmalkaldischen Krieg gerade über die Umgegend von Ingolstadt gebrachten Verwüstungen den päpstlichen Stuhl um diese dreifache Decimation anging, berief er sich ausdrücklich auf jene Berufungen fremder Gelehrten *).

*) Et nihilominus interim intendit (dux), etiam plures alios vi-

Es wäre aber unrichtig, wenn man aus der großen Zahl nach Ingolstadt gezogener Ausländer auf Untüchtigkeit oder Unlust der Eingebornen zu wissenschaftlichen Strebungen schließen wollte. Man darf nicht übersehen, daß die Ingolstädter Hochschule seit der Glaubensspaltung noch weniger als zuvor eine bloß auf das kleine Bayern berechnete Bildungsanstalt war. Wie hätte ein Ländchen nicht einmal so groß, als die heutigen Kreise Ober- und Niederbayern, eine Hochschule von der europäischen Bedeutung der Ingolstädtischen allein versehen können oder nur dürfen? Noch dazu stand sie jetzt im Vordertreffen gegen den andringenden Protestantismus, und galt als Haupt-Gränzfestung des alten Glaubens, deren tapfere Besatzung unberechenbaren Einfluß auf die Gestaltung der deutschen, wenn nicht auch außerdeutschen, Religions-Verhältnisse übte. Wenn viele Ausländer in Ingolstadt lehrten, so studirten auch sehr viele daselbst. So waren im Jahre 1580 allein bei vierzig adeliche Polen immatriculirt und unter der Gesammtzahl von 500 bis 700 Studenten stets so viele Fremdländischen, darunter Jünglinge vom höchsten Range, daß darin alle Universitäten Deutschlands weit nachstanden. Man muß sich über die Erfolge der Ingolstädter Schule freilich nicht etwa bei Phil. Wolf und seiner Geschichte Maximilian's I. erkundigen, oder bei den andern Vätern und unterthänigen Adepten der glorreichen Erfindung von der „mehrhundertjährigen Centralfinsterniß", die auf dem katholischen Bayern gelegen. Schon im Jahre 1789 hat der gelehrte Steigenberger dagegen in einer akademischen Rede auf den Zusammenfluß so vieler Schü-

---

ros Catholicos doctos tam ex Italia quam aliis diversis mundi partibus ad in dicto studio (Ingolstadiensi) legendum conducere, conductosque in magno habere honore, ipsisque de condecenti salario, ex quo commode sustentari possint, providere. S. die Bulle bei Mederer. IV, 272.

ler aus Spanien, Portugal, England, Schottland, Irland, Schweden, Dänemark, Polen, Preußen, Welschland gewiesen, und der Rector Camerarius bemerkt in seinem Programme zum neuen Lektionsplan von 1571: ohne ruhmredig zu seyn, dürfe man sagen, daß aus der Ingolstädter Schule so viel gelehrte Männer als aus dem Trojischen Pferde hervorgegangen, so daß im Umkreise Deutschlands, der Ausländer nicht zu gedenken, kein Kirchen- oder weltlicher Staat sei, an dessen Hofe sich nicht ein Zögling oder auch mehrere Schüler der Universität unter den Rathgebenden oder Vorständen befänden.

Seitdem freilich die allerhöchst angeordnete bayerische „Aufklärung" die Lehr- und andern hohen Stühle des Landes mit einheimischen und fremden Lästerern der katholischen Vergangenheit Bayerns bereichert hatte, kam der Fall seltener vor, daß das Lichtlein solcher Herren über den Münchener Burgfrieden hinaus leuchtete, trotz alles Aufhebens, das sie selbst von sich machen. In Einem Punkte nur überragten stets die protestantischen Hochschulen an großem Ruf wie alle katholischen so auch die Ingolstädtische. Während diese ruhig und still ihren Entwicklungsgang verfolgten, wiederhallte ganz Deutschland von dem tobenden Lärm der theologischen Zänkereien an jenen, wobei damals nicht selten Spieße und Helebarden und Kanonen die bedeutendste Rolle spielten. Und so war es nicht etwa bloß im sechszehnten Jahrhundert; noch vier Menschenalter später — gerade zur Zeit, als Kurfürst Maximilian III. von Bayern geräuschlos eine Reformation seiner Universität einleitete und, besonders zur Förderung der mehr und mehr in Aufnahme kommenden Naturwissenschaften, wieder eine ziemliche Zahl fremder Gelehrten in sein, dem Protestantismus noch immer hermetisch verschlossenes Land berief — klagt der scharfblickende norddeutsche Tourist Herr von Loen über jene streiterfüllte Gelehrsamkeit mit der naiven Bemerkung: „Ich rede nicht von den Katholiken; denn

ich glaube, ohne dem römischen Stuhl damit zu schmeicheln, daß er noch die treuesten Anhänger und wenigsten Ketzer in Deutschland hat. Sie sind unter sich viel zu ruhig und wohlgehalten, als daß sie sich soweit in eine Wissenschaft einlassen sollten, die, wie Paulus sagt, nur Zank gebährt. Und gilt es je hier und da einmal um die Bekehrung eines protestantischen Prinzen, so haben sie eine leichte Sache, ihm die protestantische Klerisei verdächtig zu machen; sie dürfen ihm nur zeigen, daß diese unter sich in so viele Sekten getrennt sei und so vielerlei Päpste hätte, anstatt daß sie sich an Einem rechtschaffenen Papst begnügen ließe.“ *)

Im Allgemeinen stand der vielverläumdete katholische Süden überhaupt dem protestantischen Norden an gelehrten Leistungen nicht nach; nicht mit Unrecht bemerkt aber Arndt (im „Geist der Zeit“. 1806): „Norddeutschland und die Mark haben von jeher viel Wind, vielen Lärm und Sand gehabt, und die Berliner wie die Gascogner haben häufig die Ausrufer dessen gemacht, was anderswo gethan war.“ Nur in der „schönen Literatur“ und demgemäß in der Pflege der Muttersprache behauptete der Norden entschieden den Vorrang. Einerseits mag die frivole Richtung jenes Zweiges literarischer Thätigkeit abstoßend auf den Süden gewirkt haben, der mit besonderer Vorliebe ernsten und mühsamen Studien oblag und darin, Bayern z. B. hauptsächlich in seinen Lieblingsfächern der Geschichte und Mathematik, Entsprechendes leistete; andererseits verdankte der Norden ohne Zweifel einen großen Theil seines schöngeistigen Uebergewichts der Berührung mit den französischen Hugenotten seit ihrer gezwungenen Auswanderung im Jahre 1685. Ueber die wissenschaftliche Thätigkeit der Klöster des deutschen Südens,

---

*) Gesammelte kleine Schriften herausg. von Schneider. II, 406.

insbesondere Bayerns, wäre mehr zu sagen, als hier Raum findet. Gewiß ist, daß die Gelehrten begierig benützten, was die Mönche fleißig gesammelt hatten, aber nur zu oft vergaßen, ihren Quellen die gebührende Ehre öffentlich zu geben. So ließ gerade Celtes nicht nur die aus Tegernsee und St. Emeran erhaltenen Werke drucken, ohne dieser Klöster mit einer Sylbe zu erwähnen, er stahl ihnen auch noch die kostbarsten Handschriften. Warum diese in den Klöstern an Ketten zu liegen pflegten, scheinen die Mönche überhaupt wohl gewußt zu haben. Uebrigens studirten sie mehr für sich, als sie schriftstellerten, und begnügten sich oft bei der vorzüglichsten Tüchtigkeit damit, die Resultate langwieriger Untersuchungen guten Freunden mitzutheilen. Es fehlte selbst nicht an norddeutschen Gelehrten, welche dem Süden den Vorzug bezüglich der „ernsthaften Wissenschaften" öffentlich zugestanden, und zumal für das rege literarische Interesse der Klöster liefert die Geschichte des deutschen Buchhandels — wenn ich nicht darauf hinweisen will, woher sich die großen Bibliotheken in Bayern und anderwärts rekrutirt haben! — den schlagendsten Beweis. So hebt Lambert die eigenthümliche Erscheinung hervor, daß die Trattner'sche Verlagshandlung in Wien bei der Ausgabe der bändereichen mathematischen Schriften Scherfer's ihre Rechnung sehr wohl fand, während La Grange in Berlin für seine „Funktionsrechnung" keinen Verleger bekommen konnte. Als das Werk, in Frankreich verlegt, alsbald in deutscher Uebersetzung erschien, fand es hinreichenden Absatz; damals bestanden nämlich die süddeutschen Klöster noch, welche sich mit französischer Literatur wenig abgaben. Kaum waren aber diese Klöster aufgehoben, so fiel der Buchhandel augenblicklich in einem Maße, das Jedermann überraschte. Große literarische Unternehmungen, wie die „allgemeine deutsche Bibliothek", die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften rc., geriethen in's Stocken und gingen zu Grunde, und es wagte fast kein Buchhändler

mehr, ein gelehrtes Werk von einigem Umfange in Verlag zu nehmen, wie denn z. B. jetzt die angesehensten Naturforscher und Freunde des berühmten Thunberg im südlichen wie im nördlichen Deutschland sich vergebens alle Mühe gaben, für dessen Flora und Fauna Capensis einen Verleger aufzubringen *).

Als Bayern im Jahre 1759 eine Akademie erhielt, waren ihre gelehrtesten und thätigsten Mitglieder wieder zum größten Theile Religiosen. Vorher hatten die wissenschaftlichen Notabilitäten des Landes in unabhängigen und aus dem jedesmaligen Bedürfnisse der Zeit und der wissenschaftlichen Forschung frei erwachsenen Gelehrten-Gesellschaften sich vereinigt, und so verbunden mehr oder weniger Bedeutendes geleistet. Seit der Zeit, wo der Kanzler Eck an der Spitze eines dieser Vereine gestanden, war ihre Grund-Tendenz immer die gleiche geblieben. Die Statuten der im Jahre 1702 zu München gegründeten „Nutz und Lust erweckenden Gesellschaft der vertrauten Nachbarn am Isarstrome" z. B. sprechen dieselbe in folgender Weise aus: 1) „den Ruhm und die Würde des Kurhauses Bayern aufrecht zu erhalten; es gegen die in verschiedenen Schriften vorkommenden Schmähungen und Vorwürfe zu vertheidigen; Anhänglichkeit, Liebe und Treue an das regierende Fürstenhaus zu erhalten; den Patriotismus und die Nationalität der Bayern zu kräftigen; 2) die verführerischen und verderblichen, in's bayerische Vaterland eingeschwärzten Bücher und Schriften aus demselben zu verdrängen; die Irrthümer und falschen Lehren zu zerstäuben; die katholische Religion unverdorben zu erhalten; endlich die Bayern mit guten, nützlichen, ihr ewi-

---

*) Vgl. Günthner. I. Vorr.; III. 219 ff.; — Schrank: Kann ein Religiose Mitglied einer Akademie der Wissenschaften seyn? München 1818. S. 47.

ges und zeitliches Wohl befördernden Schriften und Dingen bekannt zu machen und wahre Aufklärung zu befördern." — Das war die ächte Sprache des gelehrten altkatholischen Bayerthums; es sank aber zugleich mit dem letzten Nachkommen der Wilhelme in's Grab. Schon er hatte die ersten Versuche noch gesehen, an die Stelle der „wahren Aufklärung" die politische und falsche zu schieben; mit seinem Tode fielen für die erste Zeit alle Schranken, und es ist eine traurige Aufgabe, von da ab über bayerische Geschichte zu schreiben.

Zweiter Brief.

Das bayerische Schul-Wesen in der Aufklärungsperiode; die Universitäten Ingolstadt und Würzburg.

Ich bin in meinem ersten Briefe mit langen Schritten durch die Zeit stiller und friedlicher Entwicklung geeilt, welche bald nach ihrem Hingange durch eingedrungene Fremdlinge als „mehrhundertjährige Centralfinsterniß" in Bayern bezeichnet werden durfte. Die Scene wird von nun an allerdings belebter und geräuschvoller; aber es ist ein heilloses Treiben und großentheils ein wahnsinniges Spiel mit einem braven unverdorbenen Volke, das ich zu schildern haben werde. Ich gedenke nur das Nothwendigste über die neuen Zustände im bayerischen Schulwesen beizubringen, um dann ungestört bei der Beleuchtung des Hauptpunktes, der massenhaften „Berufungen" in der bayerischen Aufklärungsperiode, verweilen zu können.

Als im Jahre 1773 plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, die Kunde von der Aufhebung des Jesuiten-Ordens durch das Land fuhr, da schien eine dunkle Ahnung von der Nähe des verhängnißvollen Wendepunktes bayerischer Geschicke,

wie nun bald Alles anders werden würde, und von der Wucht des Unglücks, das dann Schlag auf Schlag in einer langen Reihe von Jahren über Bayern losbrach, das Volk zu durchzucken, und die wohlverdiente Verehrung für den geächteten Orden zu steigern, der gerade zweihundert Jahre lang in Bayern gewirkt hatte. „Aufgeklärte" Berichte sagen: „Der Pöbel fluchte dem Papste, der das Aufhebungsbreve ergehen ließ, er fluchte seinem Landesherrn, der es in seinen Staaten befolgte, und fluchte den Räthen und Commissarien, welche zur Aufhebung gebraucht wurden." Daß jedenfalls der Begriff „Pöbel" hier im weitesten Sinne von allen Nichtaufgeklärten gebraucht ist, beweist die zornige Klage: die „neuen Schulen" könnten freilich nichts wirken, da „man fast in allen vermöglichen Häusern zum Unterrichte der Kinder einen Exjesuiten halte." Man hatte nämlich nicht nur den Orden der Jesuiten, sondern auch deren Personen von ihren so lange rühmlichst geleiteten Schulanstalten verbannt, obwohl sie augenscheinlich nicht zu ersetzen waren, am wenigsten an der Universität. Ingolstadt's Ruhm und Glanz erlosch; die adelichen Polen und Westphalen, der größte Theil der Schweizer und Schwaben, überhaupt fast alle Ausländer, die noch immer in großer Zahl ihre Bildung dort zu holen pflegten, blieben von dem Augenblicke an aus, wo die Jesuiten ihre Katheder verlassen mußten. Während alle Redlichen trauerten, war freilich auch ein Häuflein „Aufgeklärter" vorhanden, das in lauten Jubel ausbrach und sich beeilte, sofort und unverzüglich ihren neuen, bisher im Lande sonst nicht gekannten Geist öffentlich auszugießen. Schon am 27. März 1774 sprach als Haupt der modernen Pädagogen der alte Freiherr von Ickstatt in einer öffentlichen akademischen Sitzung über die Mängel des bayerischen Schulwesens, indem er die protestantischen Universitäten und Gymnasien als Muster hinstellte, welcher Vorzug daher rühre, weil „in protestantischen Ländern der Landesherr von ihm zustehenden Episcopats wegen (!) die Schulen

selbst besorge und die gelehrtesten Männer als Lehrer dabei anstelle." Doch waren solche Ansichten noch etwas zu früh daran, um **officiell** werden zu können, obgleich Febronius und Joseph II. bereits auch in Bayern spukten; die Akademie hätte über dieser Rede bald die Censur-Freiheit wieder verloren, und als die Ordinariate zugleich auch über einen durchaus unkatholischen, selbst gegen die Dogmen grob verstoßenden Katechismus Beschwerde führten, den die voreiligen Aufklärer für die Schulen vorgeschlagen hatten, nahm der biedere Kurfürst das ganze Vorgehen sehr übel auf. Das Aufklärungs-System der Neuerer erlitt in seinem Vertrauen einen schweren Stoß, und konnte sich davon nicht mehr erholen, so lange dieser letzte Fürst aus der Linie der alten bayerischen Herzoge noch lebte.

Karl Theodor aber, in Bayern der erste Fürst aus dem pfälzischen Hause, wußte besser, wie und warum „in protestantischen Ländern der Landesherr von ihm zustehenden Episcopats wegen die Schulen selbst besorge"; er zögerte auch nicht, die Theorie in die Praxis einzuführen. Es galt, für eines seiner natürlichen Kinder, den Fürsten von Bretzenheim, eine glänzende Stellung im Lande zu schaffen, und der Kurfürst gerieth auf den Einfall, eine bayerische Zunge des Malthefer-Ordens zu errichten und den Sohn der Sängerin zu ihrem Großmeister zu machen. Die Kosten mit 150,000 fl. jährlich sollten die ständischen Klöster in Bayern bestreiten. Diese weigerten sich, das Unerschwingliche zu übernehmen, und es kam zu heftigen Scenen. Der Kurfürst drohte ihnen mit Sequester, mit Kuratel, mit Aufhebung, und wirklich begann bereits eine Commission zur Untersuchung der Kloster-Einkünfte im Stift Tegernsee ihr Geschäft. In jenen Klöstern war zwar vielfach ein schlimmer Geist eingedrungen, und schon durch ihr feindseliges Auftreten gegen die Jesuiten hatten sie die jetzigen Drangsale wohl verdient; das Volk aber hing ihnen dennoch an und war über die kurfürstlichen Maßnahmen

äußerst aufgebracht. Es verbreitete sich das Gerücht, der Präsident jener Commission sei plötzlich gestorben; da riefen die Bauern jubelnd aus: „Ah! nun hat schon Einen der Teufel geholt!“ Daß der Kurfürst die Bewilligung des Papstes für seine Wünsche zu erwirken gewußt habe, wollten die Leute nicht glauben; „der Nuntius in München“, räsonnirten sie, „sei kein wahrer, sondern nur ein falscher Nuntius“ — Dinge, die ich deßhalb hier kurz erwähne, weil ich nicht Lust habe, im Verlauf meiner Briefe zu schildern, was das Volk zweiundzwanzig Jahre später sagte und vielfach auf das Handgreiflichste in die That umsetzte, als endlich die allgemeine Aufhebung der Klöster und die angeordnete „Aufklärung“ überhaupt wirklich in's Werk gesetzt wurde. Für jetzt verglich sich Karl Theodor zu guter Letzt mit seinen Prälaten über einen Ausweg, auf dem diese um ein sehr Bedeutendes wohlfeiler durchzukommen glaubten. Bei der Aufhebung des Jesuiten-Ordens waren nämlich dessen Güter zu den bayerischen Schulfonds geschlagen worden; jetzt wurden sie aber ihrem ursprünglichen Zwecke wieder entfremdet und zur Dotirung der Malthefer-Zunge verwendet; der Prälatenstand mußte dagegen für die Jesuiten-Güter Ersatz schaffen und demnach das ganze bayerische Schulwesen auf eigene Kosten übernehmen, jedoch unter kurfürstlicher Oberkuratel, denn „es erfordern dieses“ — wie Karl Theodor in augenfälliger Uebereinstimmung mit seinen Werken erklärt — „die Sr. kurfürstlichen Durchlaucht theuersten Regentenpflichten, nach welchen Höchstselbe als supremus advocatus ecclesiae über die Aufrechthaltung der ächten Grund- und Lehrsätze der heiligen Religion und als Landesherr über die Erziehung der Bürger des Staats immer wachen.“ Die Prälaten thaten, unvorbereitet für eine solche Bürde, wie sie waren, was sie thun konnten, besonders für die Universität. Die Zahl der Professoren war freilich sehr herabgeschmolzen, doch waren die wenigen gut besoldet, und bald rühmte man ihnen nach,

daß sie „Alles lehrten, was man sonst nur auf fremden protestantischen Hochschulen finden zu können glaubte." Ja, sie lehrten zum Theile sogar noch mehr, unter Anderm bekanntlich den — Illuminatismus, dessen Geburtsstätte Ingolstadt selbst war. Aber alle Neologie, alle speichelleckerische Ergebenheit gegen den Zeitgeist, alle sklavische Submission unter das große Gebot: „Du sollst nicht haben andere Götter neben Kant!" — Alles war vergebens; mit Ingolstadts Flor war es vorbei; obwohl die leidigen Collegien-Gelder noch immer verpönt waren, die mit den Jesuiten aus den Hörsälen verschwundenen Ausländer wollten nicht wieder kommen, und jetzt trugen sogar nur wenige katholischen Inländer mehr Bedenken, ihre Söhne an protestantische Universitäten zu schicken, was auch gar nicht zu verwundern ist.

Ueber den Zustand, dem das bayerische Schulwesen überhaupt in den nächsten Decennien verfiel, will ich das Urtheil eines Mannes anführen, der voller Bewunderung für die Segnungen ist, welche die „Aufklärung" über Bayern gebracht habe, das „sonst eine wie unlängst aus dem Chaos losgerissene Provinz" gewesen, der aber zugleich gesteht: „Ebenso wie Attika unter Perikles, stehen wir bei der höchsten Stufe der Aufklärung auf dem höchsten Gipfel der unübersteiglichen Sittenlosigkeit." Dieser Mann erklärt im Jahre 1805: „Seit dreißig Jahren erhob sich eine so hochfliegende Pädagogomanie in Deutschland, daß von methodologischen pädagogischen Schriften ganze Bücherhügel aufgethürmt wurden. Kaum haben aber in irgend einem Lande auf deutschem Boden die Schulen so viele und verschiedene Reformen erlitten, als in Bayern. Derzeit ist es mit unserm Schulwesen dahin gekommen: wir rechnen jetzt jedes Jahr auf einen neuen Kalender und einen neuen Schulplan. Unser Schulwesen scheint von dem fatalen Schicksale, das selbes vom Jahre 1773 bis auf den Regierungsantritt Max Josephs unter so mancherlei Metamorphosen erlitten hat, noch seine Nachwehen zu äußern.

Mit Aufhebung der Loyoliten ist unter uns die Epoche des Niederreißens im Schulwesen eingetreten. Es gab daher leeren Raum. Man hatte gleich nichts an die Stelle dessen zu setzen, was man vernichtet hatte." „Die Staatsverwaltung" — sagt er — „mußte jetzt selbst an das Geschäft der öffentlichen Erziehung Hand anlegen." Wie sie es that, in Verwirrung ohne Ende verfangen, und indem sie, nach dem Zeugnisse desselben „Aufgeklärten", vor lauter neuem Lichte das — „alte nicht mehr sah", zeigen die Werkzeuge, deren sie sich bediente, nicht weniger, als die endlichen Resultate. Alles wurde noch unvergleichlich schlechter, als es zuvor gewesen, und doch hatten die berufenen „Fremden" bereits die ganze oberste Leitung in Händen!

Wer die neueste Studien-Wirthschaft in Bayern mit ihrer übermäßigen und verkehrten Bevorzugung der alten Sprachen, besonders der griechischen, nur oberflächlich betrachtete, mußte schließen, man wolle aus allen Schülern ohne Ausnahme „Philologen" machen, d. i. geist- und herzlose Buchstaben-Fuchser, wie die Schulplan-Fabrikanten und Coryphäen des bayerischen Studien-Unfugs selber waren. In der That war diese Erscheinung nur die nothwendige Folge der innern Hohlheit, doktrinären Leere, religiösen und moralischen Fäulniß an jener Species von Gelehrtenthum, die, in Bayern meist aus weiter Ferne geholt, seitdem triumphirte. Auf die Früchte ihrer Thätigkeit wiesen selbst regierungsfreundliche „Aufgeklärte" schon im Jahre 1817 mit Fingern, indem sie behaupteten: die Beamten aller Klassen, welche noch nach dem alten Lehrplan gebildet worden, bewährten sich als geschickte und brauchbare Männer, über die jüngern, aus dem neuern Studium gekommenen, Angestellten dagegen verlauteten fast nur allgemeine Klagen wegen wissenschaftlicher und moralischer Defekte. Ich will hier nicht entscheiden, um wie viel die Sache bis auf unsere Tage sich gebessert habe!

Was die Universität Ingolstadt selbst betrifft, so lag diese drei Jahrhunderte lang bei allen Katholiken des Abendlandes hochgeachtete, ihren Gegnern aber tödtlich verhaßte Zierde Bayerns am Anfange des gegenwärtigen Säculums in ihrem tiefsten Verfalle. Es ist schmerzlich, die Verwüstung zu betrachten, welche die aufgeklärte Toleranz in wenig Jahren dort angerichtet hatte. Die Ursachen solcher Wirkungen lagen auf offener Hand; nur „Aufgeklärten“ gegenüber konnte es „einheimischen und fremden Aufklärern“ gelingen, sie unter die Bank zu schieben. Mit der bayerischen Regierung gelang es ihnen aber vortrefflich; diese hatte überhaupt immer nur Ein Kümmerniß, nämlich das, vor den Augen der Welt als nicht hinreichend aufgeklärt zu erscheinen. Nicht leicht würde Jemand errathen, was damals die öffentlich proklamirte und höchsten Orts acceptirte Ursache des Verfalls jener hohen Schule seyn mußte. In der That war es nichts Anderes, als der bloße Namen: „Universität zu Ingolstadt.“ Indem ich diese originelle Ansicht der bayerischen „Aufklärung“ aus den Quellen erweise, die ich überhaupt für meine bisherige Ausführung benützt habe *), möchte ich gerne zugleich einige Andeutungen geben: über die vorherrschende Erbärmlichkeit jener Zeit, über den eben so platten als weihrauchsüch-

---

*) Vgl. folgende Schriften: Gutgemeinte Paragraphen an Bayerns Prediger. O. O. 1782. I, 50; — Literarische Nachrichten von dem jetzigen Zustande der bayerischen Universität in Ingolstadt. Frankfurt und Leipzig 1787. S. 21 ff. 66; — Diarium des Prälaten von Polling in den „Miscellen für die kgl. bayer. Staaten und die angränzenden Länder“. 1806. I, 25; — Von dem Vorhaben, die Universität von Ingolstadt nach Landshut zu versetzen. O. O. 1800. S. 13; — Neuester Zustand von Bayern in literarischer, religiöser und statistischer Hinsicht. O. O. 1805. S. 12 ff., 47 ff.; — Gottlieb Wahrlieb: Bayerns Regierungsgemälde. München 1817. S. 76 ff.; — Bayerns Universität kann nicht nach Ingolstadt versetzt werden. Frankfurt und Leipzig 1801. S. 3 ff.; 14 ff.

tigen Charakter der Hochgestellten, über den marktschreierischen Dünkel und die unübertreffliche Frechheit ihrer berufenen Charlatane. Mit meinen eigenen Worten dieß zu thun, wäre mir schwer; ich empfehle daher zu diesem Zwecke eine halbofficielle Flugschrift, welche im Jahre 1801 die Verlegung der Universität Ingolstadt nach Landshut, wo sie sich der Kriegsstürme wegen bereits auf der Flucht befand, als conditio sine qua non gebieterisch forderte. Unbekümmert um das alte: risum teneatis amici, beginnt sie schon gleich ihr geistreiches Exordium mit den damals bereits stereotyp gewordenen Worten: „Lucem redde tuae, Dux bone, patriae! so bat Bayerns Genius für's Vaterland bei dem Regierungsantritte Max Josephs, und seine Bitte ward erhört. Schnell zerstreute unser bester Landesvater alle Finsterniß, eine neue Sonne ging in Bayern auf. Die Universität Bayerns ward reformirt, mehrere verdienstvollen Gelehrten vom Ausland gerufen, mit tiefen Einsichten ein vortrefflicher Studienplan entworfen, Alles versprach eine reiche Erndte — nur der Ort der Aussaat (Ingolstadt) erregte bei den Patrioten Besorgnisse." *)

---

*) Man muß sich nur wundern, daß nicht schon jetzt und geradezu die Luft der Haupt- und Residenzstadt, die Atmosphäre des Hofes, als allein zuträglich für die schwindsüchtige Hochschule und für die geselligen und politischen Tugenden ihrer Professoren erklärt wird, wenn die der allerhöchsten Berücksichtigung unterstellte Schrift fortfährt: „Alles in Ingolstadt hat den gehässigen Zuschnitt des Mönchthums, mit allen üblen Folgen, die aus diesem Geiste fließen. Wer soll an einem solchen Ort („kein Hof, kein Adel, kein Halbadel, kein Dikasterium ist da" ꝛc.) nicht zum Misanthropen verwildern? — Möchte doch Max Joseph beherzigen, daß für ein freudenleeres Leben kein Ersatz möglich ist, daß die Lehrer in Ingolstadt selbst ihre feinere Geistesbildung verlieren müssen, und daß eine Anzahl von vielen noch so gelehrten Misanthropen keine für die Welt brauchbaren Männer bilden kann. — Wahrhaft! ein Leben zu Ingolstadt stumpft die Seele so ab, daß ich mich gar nicht

Aus solchen und andern Sätzen mag der Geist zu erkennen seyn, welcher das bayerische Gelehrtenthum damals beherrschte. In Ingolstadt hätte dieser Geist freilich jeden Augenblick schamroth werden müssen, wenn er nicht, wie wir noch jetzt erfahren, ausgeschämt und jeden Ehrgefühls baar wäre. Die Universität verließ aber wirklich die Stadt, welche H. Ludwig einst für seine Stiftung ob ihrer gesunden und commerciell bequemen Lage ausersehen, und in der sie drei Jahrhunderte lang (ich rechne bloß von 1472 bis 1773) herrlich geblüht hatte. Bei dem jetzigen Geschlechte ist schon das bloße Gedenken an die alte Größe fast ganz verschwunden, und was aus der rein katholischen Stiftung bis zur Stunde geworden, sehen wir vor Augen; wer ihre Geschichte erwägt, wie ich sie in diesem Briefe skizzirt, den kann die Opposition gegen gewisse „Berufungen" nicht überraschen. Nur die protestantische Hochschule zu Erlangen wurde ihrem ursprünglichen Stiftungszwecke nicht entfremdet; die Katholiken erfreuten sich eines solchen gerechten und billigen Verfahrens nicht, und schlugen mit allen ihren Forderungen und Bitten um wahre Toleranz und aufrichtige Parität seit einem halben

---

wundere, wenn Ingolstadt seinen literärischen Ruf beinahe ganz verloren hätte. — Ingolstadt hat nun einmal vor ganz Deutschland seinen Credit verloren, und schon der Name dieses Ortes erweckt, auch nach der Regeneration der Universität, alle üblen Eindrücke, welche man nun einmal mit diesem Namen zu verbinden gewöhnt ist. Selbst die vielen Versuche der Vorzeit, die Universität an diesem Orte emporzuheben, und das Mißlingen aller dieser Versuche dient zum Beweise, daß das Uebel tiefer liege, und daß es in Localitäten seinen Grund habe. — Dort kann der Neid im Finstern herumschleichen, kann im Stillen gewirkt werden, damit der alte Zustand der Dinge unvermerkt wiederkehrt; Neulinge braucht man nicht aufkommen zu lassen, der literarische Mann hat auf dieser wüsten Insel keinen Werth, und in einigen Jahren kann der Obscurantismus wieder, wie im Jahre 1784 und 1785, Rector magnificus seyn."

Jahrhundert an taube Ohren, seit jener Zeit, wo der Ruf: „katholische Universität!“ als nächster Versuch zum Hoch- und Landesverrath gebrandmarkt war. Und nicht nur die Ingolstädter Schule, sondern auch die zweite bayerische Universität wurde ihres stiftungsgemäß rein katholischen Charakters entkleidet.

Kaum kam nämlich Bayern das erste Mal in den Besitz des Hochstifts Würzburg, so wußte man nichts Eiligeres zu thun, als (noch im Nov. 1803) die hohe Schule in der Hauptstadt des Landes zu „organisiren“. Bekanntlich mußte aber Bayern das Stiftsland bald wieder aufgeben, und als Entschädigung an den Großherzog Ferdinand von Toskana abtreten. Dieser edle Fürst setzte sofort den 7. Sept 1809 an die Stelle der bayerischen „Organisation“ eine neue, deren Statut, zum haarsträubenden Entsetzen im bayerischen Israel der Aufklärung, die Bestimmung eröffnete: „§. 1. Die Universität zu Würzburg ist nach dem Gesetz ihres Stifters und nach der Verfassung des Landes, welchem sie angehört und zunächst gewidmet ist, eine katholische Universität.“ Bald darauf (am 16. Jän. 1810) berichtete das „Morgenblatt“ über eine Rede, welche angeblich ein Jesuit bei Eröffnung der theologischen Fakultät in Würzburg gehalten und in Druck gegeben haben sollte. Das Ganze stellte sich nachher als boshafte Erfindung heraus; sie hatte aber wider Willen die Wahrheit gesagt, wenn sie den Jesuiten-Pater sich äußern läßt: „Da führten die Zeiten die Bayern herbei; mehr brauche ich nicht zu sagen. Die Freunde der sogenannten Aufklärung hatten nun gewonnenes Spiel. Licht sollte werden, so war die Devise der neuen Regierung; aber es war das Licht der Aufklärung, welches dem Lichte des Glaubens widerstrebt. Die Klöster wurden aufgehoben, die Wallfahrten eingestellt, Kirchen geschlossen, eine Menge lutherischer und calvinischer Professoren (an der Universität) angestellt. Der Stifter dieser hohen Schule, der große Julius, der sie rein katholisch

erhalten wollte, muß sich, als er diesen Gräuel der Verwüstung sah, im Grabe umgewendet haben."

Die Zeitereignisse führten bekanntlich in Würzburg noch einmal und für die Dauer die Bayern herbei, und mehr brauche ich, wie jener angebliche Jesuiten-Pater, über die weitere Geschichte der Universität auch nicht zu sagen. Ich will überhaupt meinen Brief hier schließen; denn erstens ist über die bayerische Aufklärungs-Periode noch anderwärts allerlei zu bemerken; zweitens tritt jetzt über den Universitäten eine neue wissenschaftliche Anstalt auf, welche von nun an den Heerd und Mittelpunkt für alles gelehrte Wesen in Bayern bilden sollte. Darüber nächstens mehr!

XIV.

Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

Den 9. Juli 1852.

I.

Wetterwolken über England.

Wir wissen nicht, was die englischen Minister bewogen haben mag, sich gerade in diesem Augenblicke an das sinkende Schiff des Protestantismus zu klammern und einen Kampf mit der steigenden Macht der Kirche heraufzubeschwören, von welcher auch der beschränkteste Verstand sich sagen muß, daß sie, wenn nicht das einzig wahrhaft erhaltende, so doch in jedem Falle das conservativste aller Elemente der englischen Gesellschaft ist. Genug, es ist geschehen. In einem Lande,

wo der Hindu und der Derwisch in jeder erdenklichen Tracht seinen Kultus auf öffentlichem Platze feiern könnte, falls es ihn gelüstet, soll plötzlich der katholische Priester sich des Erscheinens in seiner längst bekannten Amtstracht enthalten, und dieß nachdem fast seit zwei Menschenaltern Niemand mehr daran irgend einen Anstoß genommen. Es hieß mit Absicht und Vorbedacht den im letzten Stadium der Agonie liegenden rundköpfigen Fanatismus förmlich zu seiner alten Erbitterung und Verkehrtheit wieder aufstacheln, und er hat nicht gesäumt, der an ihn ergangenen Mahnung zu Stockport bereitwillig zu antworten: daß er noch lebe und immer der alte sei Wie das enden wird? Wir wissen es nicht; aber die Verhältnisse in England sind von der Art, daß das protestantische Etablissement sich nur zu bald in eine defensive Stellung gedrängt und an die uralte Wahrheit erinnert sehen dürfte: wer ein gläsernes Dach hat, soll auf die Vorübergehenden nicht mit Steinen werfen. Allein in jedem Falle wäre Kampf und Bürgerkrieg zwischen den Katholiken und ihren confessionellen Gegnern ein großes, mit Worten gar nicht genügend zu bezeichnendes Unglück für England und ganz Europa.

II.

Zur Physiologie der Gesellschaft.

In der Kirche (als Gesellschaft) vereinigen sich gewisser Maßen das monarchische und das republikanische Princip (jenes in Ursprung und Form, dieses in Geist und Zweck), und beide vermitteln und versöhnen sich mit einander in ihr.

(Haller.)

Den 10. Juli 1852.

III.

Die Vertreibung der Redemptoristen aus Wien im Jahre 1848.

Die Geschichte aller Revolutionen beweist, daß im Verlaufe der letztern die Momente der Anarchie und des offenen Bürgerkrieges bei weitem nicht die schlimmsten sind. Viel verderblicher sind jene Zustände, wo es einer kleinen, hochverrätherischen Partei durch schleichende Hinterlist gelungen ist, eine elende und schwache Regierung aus dem Besitze der Macht zu werfen, sich des Ruders der Gewalt zu bemächtigen, und mit einer Art von Scheinlegalität im Sinne der Revolution weiter zu regieren. Dieser Zustand ist deßhalb so verderblich, weil er die Gemüther heillos verwirrt und die Revolution als rechtliche Ordnung, den bewaffneten Widerstand gegen dieselbe als Meuterei und Empörung erscheinen läßt. In solchen Momenten pflegt es dann zu geschehen, daß eine kleine Rotte frecher, und dennoch oft so unglaublich feiger Bösewichter ganze große, volkreiche Hauptstädte wie willenlose Heerden tyrannisirt. — Das eben Gesagte trat uns lebhaft vor das Gedächtniß bei Gelegenheit der Kunde: daß Kaiser Franz Joseph's klarer Verstand und edler Gerechtigkeitssinn jenes absurde Decret aufgehoben habe, durch welches das österreichische Aulaministerium im Jahre 1848 die Jesuiten und Redemptoristen verbannte. Das arme Wien trägt die ganze volle Schuld der sogenannten „Vertreibung der Redemptoristen", während eine Handvoll unbedeutender Tröpfe, die sich durch ihre im Besitze der Gewalt befindlichen Bundesbrüder gesichert wußten, allein und auf eigene Rechnung das Attentat verübten, und höchstens ein paar hundert unschuldige Vorübergehende, die nicht wußten, was im Klo-

ster geschah, neugierig stehen blieben. Wir sind im Besitze eines Schreibens, welches die damaligen Ereignisse aus eigener nächster Anschauung schildert, und theilen dasselbe unsern Lesern zur Charakteristik jener unglücklichen und schimpflichen Verhältnisse mit, von denen wir hoffen, daß Deutschland ähnliche nie wieder erleben werde:

Schon mehrere Wochen vor dem letzten Sturme, der unsere Congregation in Wien getroffen, machte es sich eine kirchenfeindliche Parthei zur Aufgabe ihrer Bestrebungen, durch Haß und Erbitterung athmende Pamphlete die Redemptoristen-Congregation dem Spotte und jeglicher Verachtung Preis zu geben. Um den Haß des Publikums gegen dieselbe zu erregen, streute man die lügenhaftesten, bis an Wahnsinn gränzenden Gerüchte über sie aus, verdächtigte ihre Lehre, ihre Tendenzen und selbst ihren moralischen Charakter. Bald ging von Mund zu Munde die Behauptung, daß die Redemptoristen bereits Kloster und Stadt verlassen und schmählich die Flucht ergriffen, und daß Priester von St. Stephan in ihrer Kirche den Gottesdienst hielten; bald erzählte man sich, daß es schon amtlich beschlossen sei, ihr Kloster zu einem öffentlichen Staatsgebäude zu verwenden. Derlei Gerüchte mit ihren unzähligen, die Priesterwürde entehrenden Schmähungen blieben aber nicht ohne alle Rückwirkung von Seite vieler gutgesinnten Bürger, die in zahlreichen Unterschriften ihre Anhänglichkeit und Liebe gegen die Congregation, für deren Vertheidigung und Aufrechthaltung sie einstehen wollten, an den Tag legten. Da es nun der uns feindlich gegenüberstehenden Partei nicht gelingen konnte, unsere Congregation auf gesetzlichem Wege zu beseitigen, so versuchte sie dieses durch gewaltsame Demonstrationen zu erreichen. Am 5. April Nachts um zehn Uhr machte ein uns unbekannter wohlgekleideter Herr bei der Pforte die Anzeige, daß in einem Kaffeehause beschlossen worden sei, in der Mitternachtsstunde vor unserem Hause Katzenmusik zu machen; es wäre möglich, bedeutete er uns, daß dabei einige Fenster eingeworfen würden, indeß sollten wir uns ganz ruhig verhalten und weder den Schutz der Polizei noch des Militärs ansuchen; der Nationalgarde allenfalls könnten wir hievon Anzeige machen. Ich schickte sogleich zu dem in unserer Nähe

wohnenden Offizier der Nationalgarde, der mich versichern ließ, es sei nichts zu befürchten, indem ja ohnehin das unserem Klostergebäude gegenüber gelegene Magistratsgebäude hinlänglich von Nationalgardisten bewacht sei, die auch unser Kloster zu schützen im Stande seien. Um Mitternacht erfolgte die uns durch diesen unbekannten Freund angesagte Ruhestörung vor unserem Hause. Der Tumult war ungeheuer. Gräßliches Gebrüll und Geschrei, begleitet von unablässigem Stoßen und Poltern an den Thoren des Hauses, unaufhörliches Reißen an der Glocke der Pforte und schrillendes Gepfeif erfüllten auch den Entschlossensten mit Schrecken und Angst. Die meisten unserer Mitglieder, durch das furchtbare Getöse aus dem Schlafe aufgeschreckt, begaben sich in die Kirche. Auch wurde, nachdem der Lärm auf der Gasse einhielt, eine Rede mit lauter Stimme gehalten, die mit einem furchtbaren „Bravo" und „Pereat" beantwortet wurde. Ob Nationalgardisten dabei zu unserem Schutze thätig waren, weiß ich nicht; man hörte später nur die Stimme: fort! fort! und hiemit endete der gräuliche Tumult. Dieser nächtlichen Demonstration sollte am Tage eine zweite, noch ärgere, folgen. Man verbreitete das lügenhafte Gerücht, als versammelten sich große Pöbelhaufen, die gegen das Redemptoristen-Kloster heranzustürmen und dasselbe zu demoliren Willens wären. Auf dieses Gerücht hin wurde uns die Nationalgarde angesagt mit dem Bedeuten, daß sie das Kloster beschützen werde. Pöbelhaufen waren aber gegen uns nirgends sichtbar; erst um zehn Uhr Vormittags am 6. April sammelten sich vor dem Kloster einzelne Männer, die Studierende gewesen sein sollen; diese begannen theilweise, wider uns zu lästern. Ich las um zehn Uhr die Segenmesse; noch während der heil. Handlung versammelten sich diese theils um den Altar, theils beobachteten sie von Außen alle Ausgänge, wo sie einen unserer Priester, der ruhig seines Weges ging, wüthend umringten und ihn unter rohen Beschimpfungen zwangen, in das Kloster zurückzukehren. Ein Nationalgardist mit dem Säbel um die Hüfte bedeutete dem Ministranten, daß der Priester am Altare sich beeilen solle. Nach beendigter heiliger Handlung trat zu mir der Adjutant der Nationalgarde, der von Sr. Excellenz Grafen von Hoyos einen schriftlichen Befehl vorzeigte, daß er zum Schutze unseres Klosters bestimmt

sei; zugleich aber begehrte er durch Vorzeigung einer andern Schrift, daß man für die Mutter eines am 13. März gefallenen Studenten subscribire. Ich fand auf der Liste bereits einen unserer Priester, der im Namen der Congregation 10 fl. CMz. gab; auch ich subscribirte mit 10 fl. CMz. Sogleich wurden alle Ausgänge zum Hause und zur Kirche gesperrt, und nur die Pforte blieb offen, wurde aber bewacht, damit, wie sie sagten, das Straßengesindel keinen gewaltsamen Einbruch wage, denn Pöbelhaufen von Tausenden wären in feindlichem Anzuge gegen unser Kloster begriffen. Die Nationalgardisten verlangten zu essen und zu trinken, was ihnen unserer Seits gerne gewährt wurde. Während alle diese angeblichen Vorbereitungen zur Gegenwehr für den Fall eines Pöbelangriffes gemacht wurden, ward mir gemeldet, daß zwei Nationalgardisten in wichtigen Angelegenheiten mit mir zu sprechen hätten. Sogleich begab ich mich mit ihnen in das nächstgelegene Zimmer, aber wie staunte ich über die anmassenden Forderungen, mit denen diese zwei, von denen ich Schutz und Sicherheit erwartete, gegen mich auftraten! Der Eine äußerte sich: Sie werden wohl des Nachts gehört haben, was vor Ihrem Hause geschehen; Sie werden demzufolge wohl die gehörigen Vorkehrungen getroffen haben! Auf die Frage: was für Vorkehrungen er meine? fuhr er mit gleicher Heftigkeit fort: Sie werden doch einen Beschluß gefaßt haben für die Zukunft! Ruhig entgegnete ich ihm: was er mit dieser Sprache wolle? Und nun erklärte er sich deutlich und sprach: Sie werden doch begreifen, daß Sie aus der Stadt fort müssen, daß Sie nicht länger mehr hier Ihr Verbleiben haben! Darauf erwiederte ich: Dieser Art Anforderung kann ich nicht genügen, unmöglich kann und darf ich allein beschließen, was die Rechte der Anderen verletzen könnte; auch wir sind Oesterreichs Unterthanen und müssen als solche dieselben Rechte in Anspruch nehmen, die einem jeden Landeskinde zugesichert sind. Ob wir in Wien bleiben, darüber kann nur die rechtmäßige Obrigkeit entscheiden, und ob wir als geistliche Gemeinde bestehen können, darüber zu entscheiden, steht zunächst dem hochwürdigsten Fürst-Erzbischofe zu. Während dieser Reden trat ein angesehener Mann in das Zimmer, dem ich die sonderbare Zumuthung erzählte, die diese zwei Herren Nationalgardisten an mich stellten. Dieser, von gerech-

tem Eifer wider sie ergriffen, sprach zu ihnen mit ernster Stimme: Ob die Congregation zu bestehen hat oder nicht, das haben nicht Sie und nicht ich zu entscheiden, das werden Jene entscheiden, die die Constitution verfassen werden. Sofort begab ich mich nun, von unseren eigenen Beschützern Gefahr befürchtend, in mein Zimmer, legte weltliche Kleider an und ging zur Pforte, um zu sehen, was dort geschehen. Daselbst versammelten sich Nationalgardisten in immer größerer Anzahl, die Meisten von ihnen waren Studierende. Einige von ihnen riethen mir, alsogleich mit Sr. Excellenz dem Grafen Hoyos und dem hochwürdigsten Fürst-Erzbischofe zu sprechen. Diesen Vorschlag nahm ich auch an. Wie wenig Gefahr aber von Außen uns drohte, beweiset auch der Umstand, daß ich mit einem der Nationalgardisten, den man Oberlieutenant betitelte, ohne jede bewaffnete Begleitung mitten durch die Volksmenge, die allmählig die Neugierde zum Hause herbeigezogen hatte, hindurchging, ohne auch nur die geringste Unbill zu erfahren. Nirgends gewahrte ich empörtes Straßengesindel, nur ein Bekannter meines Begleiters rief diesem zu: Warum gehen die Pfaffen nicht fort, wenn sie sehen, daß man sie nicht mag? An diesen Worten wollte mir mein Begleiter zu verstehen geben, wie sehr die Volkswuth wider uns aufgereizt sei. Hören Sie, sprach er, wie es steht? Ich erwiederte: So spricht dieser und anders ein Anderer, wer friedlich neben seinem Mitmenschen lebt, warum sollte man diesen nicht gleichfalls in Frieden lassen? Es ist traurig, daß man uns im Kloster keine Ruhe gönnt! Seine Excellenz Graf Hoyos ließ uns ohne Verzug vor und versicherte mich, er werde Alles aufbieten, um das Kloster zu schützen. Das wäre sauber! so äußerte sich dieser hochgestellte Herr über das ganze Attentat, heute würden sie dieses Kloster stürmen, morgen ein anderes u. s. f. Wir werden uns schon Ruhe verschaffen. Meinem Begleiter befahl er, noch 50 Nationalgardisten mitzunehmen, widrigenfalls er eine Compagnie Soldaten dahin beordern würde. Von Soldaten wollte mein Begleiter nichts hören. Hierauf empfahlen wir uns, und da ich vernommen, daß der hochwürdigste Fürst-Erzbischof, der gleichfalls in der Nacht insultirt worden, nicht zu sprechen sei, verließ ich meinen Begleiter und begab mich zu einem meiner Freunde. Während meiner Abwesenheit wählten die Nationalgardisten einen

Ausschuß von Sechsen aus ihrer Mitte, die entscheiden sollten, was mit uns zu geschehen habe. Dieser Ausschuß nun hat nach einiger Berathung beschlossen, daß man sämmtliche Mitglieder der Congregation auf Wägen zur Stadt hinausschaffen müsse. Diesem Beschlusse zu Folge wurden in größter Eile Wägen herbeigeführt, in jeden derselben mußten Einige einsteigen, jeder Wagen war von Nationalgardisten umgeben, und so ging der Zug langsam über den Platz am Hof bis zum Schottenthor. Allerdings gab es eine Menge Zuschauer in der ohnehin aufgeregten Stadt, allein Gefahr für uns oder drohender Pöbelsturm war auch nicht im mindesten bemerkbar. Schnell fuhren jetzt die Wagen durch die Vorstadt hinaus, und in Ottagrün wurden die Unsrigen ohne auch nur mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen versehen zu sein, auf offener Straße gleich Geächteten ausgesetzt. Keiner hatte auch nur einen Kreuzer Geld bei sich, und Wäsche oder andere nothwendige Kleidungsstücke, die etwa Einer oder der Andere in aller Eile mitnehmen wollte, wurden ihm schon bei der Pforte wieder abgenommen. So wären sie also außerhalb der Stadt auf offener Straße der Wuth ihrer erbittersten Feinde überlassen gewesen, wäre wirklich solch eine Pöbelwuth gegen die Unsrigen in der That vorhanden gewesen. Von hier aus zerstreuten sie sich nach allen Seiten; auch jetzt hörte ihre Verfolgung nicht auf, überall spürte man ihnen nach, verfolgte sie auf öffentlicher Straße und trieb sie, als wären sie selbst ihrer persönlichen Freiheit verlustig erklärt, von einem Bezirke in den andern. Auch mir begegnete ein Gleiches. Nachdem ich von den Vorgängen, die wider den ausdrücklichen Befehl Sr. Excellenz des Grafen Hoyos an unsern Mitbrüdern verübt wurden, Kenntniß erhalten, begab ich mich eilends zu demselben in seine Wohnung, wo er gerade beim Essen war. Um ihn nicht zu stören, beschloß ich einstweilen, unsern obersten Vorsteher, der wegen Altersschwäche und vielfacher Gebrechen in einem Maria-Stiegen ganz nahe gelegenen Hause sich befand, zu besuchen. Während ich hier verweilte, drangen einige Nationalgardisten in das Haus, um auch uns gewaltsam fortzuführen. Sogleich schrieb ich einige Zeilen an Sr. Excellenz Grafen Hoyos und bat um dessen Schutz, erhielt aber keine Antwort; hierauf kam ein Polizei-Commissär mit zwei Vertrauten, die uns höflich ersuchten, wir möchten

dem Drange der Umstände nachgeben, und zu Ottagrün in dem Schottenhofe einstweilen verbleiben. In Ottagrün erklärte sich der Richter gleich nach unserer Ankunft gegen unsern Aufenthalt und nur die Energie des hochwürdigen Herrn Hofmeisters hat uns für einige Tage zu schützen vermocht. Andere von uns wurden in den Wohnungen, wo sie gastfreundliche Aufnahme gefunden, aufgesucht, und mit Gewalt und absichtlich unter großem Aufsehen fortgeführt; Beschimpfungen unterblieben hiebei niemals, und nicht blos die Unsrigen, auch jene redlichen Bürger, die in ihrer Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe der Unsrigen sich angenommen und ihnen Aufenthalt gestattet, wurden vielfältig insultirt. Von Dornbach, wo einige der Unsrigen sichern Aufenthalt zu haben glaubten, mußten sie sich schon am andern Tage entfernen; in Penzing wurden zwei Laienbrüder, die in einem Gartenhause Aufnahme fanden, aufgespürt, gewaltsam ausgehoben und mit Hohn in einen andern Bezirk geschafft und wieder auf offener Straße ausgesetzt, während man die bei ihnen befindliche Wäsche einzog und ihre Brieftaschen visitirte. Anderwärts wurde gleichsam eine Treibjagd auf die Unsrigen gehalten. Der Eine ward um Mitternacht aus dem Schlafe aufgeschreckt und ungeachtet aller Vorstellungen von Seite der allgemein geachteten Familie, die aus Mitleid den armen Priester, der erst vor Kurzem nach Wien gekommen, gastfreundlich aufgenommen, unter den rohesten Beschimpfungen fortgeführt; ein Anderer, der mit einem Bürger ruhig auf der Straße dahin ging, ward sammt dem Bürger von einigen Gardisten umringt und ins Zeughaus geführt. Solche Gewaltthätigkeiten geschahen in Mitte eines großen aufgeklärten Staates, geschahen in Mitte eines katholischen Landes, einer katholischen Stadt, geschahen an Oesterreichs Unterthanen und Landeskindern, denen gleich allen andern Schutz und Sicherheit garantirt sind, geschahen zu einer Zeit, wo die deutsche Nation das Freiheitsbanner allenthalben aufgerichtet, im schreiendsten Contraste mit den Petitionen um Religionsfreiheit.

XV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Preß-Opposition neuester Façon.

Wenn einmal eine leitende Idee in der Zeit zur Herrschaft gekommen ist, so sucht sie sich nach allen Beziehungen des Lebens geltend zu machen. In der deutschen Heimath, wenn nicht aller frappanten, doch wenigstens der absurdesten Ideen könnte man daher füglich z. B. an der Geschichte der Medicin die Geschichte der Staatsweisheit studiren. Die politische Allopathie liegt unter dem Kreuz, wie nach Einer Seite hin die Anfeindung der Missionen gerade zur Zeit wieder erweist; sie manipulirt „von Gottes Gnaden“ mit specifischen Mitteln. Die homöopathische Politik ist trotz aller ihrer Fallimente noch immer nichts weniger als um den Credit gekommen; sie heilt an der Revolution von Unten mit Revolution von Oben. Die politische Hydropathie geht vorzugsweise im Schwange; sie kurirt alle Krankheiten nach Materie und Form in gleicher Weise mit — Polizei. Diese Naturheilkunst ist aber nicht zünftig, wie sonst die medizinische Praxis; auch in der Politik ist sie nicht Monopol der staatlichen Autoritäten. Wir haben solche selbst mit eigenen Augen in Behandlung constitutioneller Kammern gesehen, welche als allerneuestes Universal-

Mittel die sogenannte „Schweiß- und Hungerkur" applicirten. Und da Fortschritt seyn muß, ist in unsern Tagen bereits sogar eine Zeitung in der Lage, nach ihrer Art dieselbe Heilmethode gegen die Regierung eines Großstaates in Anwendung zu bringen. Die „Kreuzzeitung" hat, jüngst dreimal nacheinander confiscirt, plötzlich ihre für Preußen nicht mit Unrecht hochangeschlagenen, geistigen Steuern verweigert, und nicht mehr erscheinen wollen, bis die Verdauungsorgane der Regierung radikal kurirt, und wieder aller Kost gewachsen wären, welche die Redaktion ihr zu bieten für angemessen hielte. Zu diesem Zwecke sollte durchaus Herr von Manteufel abgeführt werden von der vermessenen Arena „über den Parteien," wo die „Kreuzzeitung" ihn als renomirten Equilibristen zu einer handelspolitischen Schwenkung von irreparabeln Folgen für das ideale Kleindeutschland Ansatz nehmen sah oder noch sieht, zu einem Sprunge, der nicht, wie herkömmlich und altgewohnt, bloß ihren Leitartikeln secundirte. Es ist nicht bekannt, ob die erwünschte Besserung auf anderm Wege so schnell eingetreten, oder ob dem Blatte nur entleidete, einer hämischen Umgebung in der Rolle des sterbenden Löwen auf Kosten der Abonnenten zu dienen, kurz, sie hat nach viertägiger Frist einen unmotivirten Rückzug angetreten und erscheint wieder. So viel ersieht man aber, daß die „Kreuzzeitung" ein unicum unter den deutschen Blättern ist; sie allein konnte hoffen, daß ihr Verstummen einem mißliebigen Minister unbequemer sei, als ihr Reden. Dennoch wußte selbst das officielle Organ des Ministerpräsidenten der mächtigen Zeitung eine gemeinschädliche Stellung nachzuweisen: sie sei eben — „jesuitenfreundlich." Das ist ja immer die Quelle rechthaberischer und intoleranter Herrschsucht und trägt die Verdammung schon von vorneherein in sich. Nun fragt sich bloß noch, wo unter den „katholischen Jesuiten" selbst ähnliche Erscheinungen zu finden sind?

II.

Hätten das die Andern gethan!

(Eine protestantische Excommunication in der Pfalz.)

Am 20. Mai 1852 hat das protestantische Presbyterium zu Homburg in der bayerischen Rheinpfalz gegen Herrn Bahnhofverwalter Bietenmeister daselbst die „Excommunication" oder „Ausstoßung" aus der „Gemeinschaft der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche" der Pfalz verhängt, und vier Tage nachher das k. Consistorium zu Speyer als höchste Behörde der pfälzischen Unions-„Kirche" die Maßregel bestätigt. Das Verbrechen des „Ausgestoßenen" ist laut officieller Erklärung lediglich die Thatsache: daß er die mit seiner gleichfalls protestantischen Gattin erzeugten drei Kinder in die katholische Kirche aufnehmen ließ, wodurch er „unerhörte Geringschätzung gegen die protestantische Kirche an den Tag gelegt" und „allen lebendigen Gliedern derselben zum größten Aergernisse gereichen" müsse.

Es kann auf katholischem Standpunkte Niemand beikommen, irgend einer in sich abgeschlossenen Religionsgesellschaft das gute Recht anzustreiten, unwürdige oder ihr faktisch abgewendete Mitglieder theilweise oder ganz von der kirchlichen Gemeinschaft auszuscheiden. Auch die viel mildere katholische Praxis wollen wir dem gegebenen Falle nicht entgegenstellen. Sie verhängt die große Excommunication, Bann oder Anathem, „Ausschließung" oder „Ausstoßung", bis auf bußfertige Reue, nur wegen groben, notorischen, erwiesenen, ausdrücklich der Strafe des Banns unterstellten und vorgängigen Ermahnungen trotzenden Verbrechens nach förmlichem Prozesse und selbstverständlich äußerst selten. Um so mehr aber muß eine solche Excommunication auf dem Boden der wesentlich rationalistischen Unions-„Kirche" der Pfalz, und einzig und allein wegen katholischer Kindererziehung in Erstaunen versetzen.

Die pfälzisch-protestantische Union ist auf dem Fundamente des „Fortschritts" und „freier Bewegung" im kirchlichen Gebiete gegründet; sie anerkennt (laut Beschluß der General-

synode vom J. 1825) nur eine „christliche Gesammtkirche,“ deren Grenzen und Zugehörungen so unbestimmt sind, wie Figura zeigt, und so daß selbst der „Deutschkatholicismus“ schon innerhalb derselben Raum gesucht und gefunden. Die bayerischen Rongeaner haben seit dem Jahre 1849 in wiederholten Eingaben an die Kammern erklärt: sie zählten eigentlich zur „protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche“ der Pfalz, deren Princip „freier Bewegung“ und „religiösen Fortschritts“ auch das ihrige sei. Man hat von besondern Verwahrungen gegen die Prätensionen der antichristlichen Klubs nicht gehört, noch daß in der pfälzischen Unions-„Kirche“ wegen Hinneigung zur Rongerei oder wegen rongeanischer Erziehung der Kinder protestantischer Eltern eine einzige Excommunication verhängt worden wäre, geschweige denn eine eigentliche „Ausstoßung,“ wie jetzt wegen katholischer Kindererziehung.

Die bayerischen Rongeaner hatten aber volles Recht, sich unter die Flügel der staatlich anerkannten pfälzisch-protestantischen Union zu salviren. Sie konnten z. B. sagen: Ist der Pfarrer Gelbert zu Landau ein „lebendiges Glied“ dieser „Kirche,“ so ist es Jeder von uns zuverlässig nicht minder; wir haben nur gethan wie dieser Gelbert und viele Pfarrer und sonst Unions-Kirchen-Glieder mit ihm, indem wir nach dem Princip „freier Bewegung“ in religiösen Dingen ebenfalls den Boden des — positiven Christenthums verließen.

Pfarrer Gelbert hat selbst in der zweiten bayerischen Kammer gegen eine hingeworfene Aeußerung des Abgeordneten Döllinger: daß das Dogma von der Erbsünde denn doch „ein Lehrsatz der christlichen Religion sei, welchen alle christlichen Bekenntnisse gemeinschaftlich hätten“ — in der Sitzung vom 25. Jän. 1850 feierlich protestirt, da er der Kammer „eine Kirche nennen könne, die vom Staate anerkannt sei, und zwar von unserm Staate, in der jenes Dogma nicht ausgesprochen sei.“ Von der pfälzischen Unions-„Kirche“ verwahrten sich (Sitzung vom 11. Febr.) dagegen ganze acht Pfarrer und Ein Vikar; Gelbert aber blieb dabei: die „vereinigte Kirche der Pfalz“ wisse von einem „biblischen Dogma von der Erbsünde“ — Nichts.

Selbstverständlich hat ein solcher Standpunkt aufgehört — christlich zu seyn. Ist aber vielleicht gegen Pfarrer Gelbert oder Einen aus der Legion notorisch ihm gleichgesinnter pfälzischen „Protestanten“ — als gegen ausgemachte Unchristen — mit Excommunication eingeschritten worden?

Kein Gedanke daran! Nach dem Prinzip der „protestantisch-evangelisch-christlich vereinigten Kirche" der Pfalz wäre es auch wirklich vielmehr an allen lutherisch- und reformirt-orthodoxen Bekennern der „symbolischen Bücher" excommunicirt zu werden. Natürlich bliebe dabei den Orthodoxen und Pietisten unbenommen, ihrerseits alle Anhänger des unchristlichen Unionsprinzips mit ihrem Anathem zu belegen, und consequent müßte ein Bannstrahlen-Krieg Aller gegen Alle in der oftberegten Unions-„Kirche" entbrennen, wenn man nicht verstünde, zwischen katholischen Inclinationen und offen erklärten unchristlichen Grundsätzen wohlverstandene Rücksichten zu Gunsten der Letzteren einzuhalten. Darum hat Herrn Bietenmeister die „Ausstoßung" aus der Unions-„Kirche" getroffen, Herr Gelbert aber kann pastoriren nach Belieben und seines Gleichen nicht minder. Consequenzen, welche bis in die höchsten Regionen einreißen müßten, brauchen wir aus dem ganzen Verfahren ausdrücklich nicht zu ziehen. Das Erstaunlichste kommt ohnehin erst noch nach!

Wir wissen nicht genau, wie viele Wochen noch an einem Jahre fehlen, seitdem das demokratisch-kirchenfeindliche Mitglied vieler Parlamente und bayerischen Kammern, Pfarrer Tafel von Zweibrücken, gegen das Urtheil der Amtsentsetzung vom Ordinariat zu Speyer an das Metropolitan-Gericht appellirt und von da bei der höchsten — weltlichen Behörde Recurs ergriffen. Eine „Entscheidung" ist noch immer nicht erfolgt, trotz des kläglichen Zustandes, dem bei diesen Umständen die katholische Gemeinde in Zweibrücken unterliegen muß.

Ganz anders bei der protestantischen Excommunication zu Homburg! Zwei Tage nach der officiellen Anzeige und beziehungsweise Provocation durch das kgl. Consistorium zu Speyer hat der kgl. Generalstaatsprocurator der Pfalz mittelst Rundschreiben seine Unterbeamten instruirt: aus der auf Grund des §. 19 der Vereinigungsurkunde ausgesprochenen Excommunication — „folge für den Excommunicirten der Verlust aller politischen Rechte, da die im Königreiche bestehenden christlichen Kirchengesellschaften gleiche bürgerlichen und politischen Rechte genießen, nichtchristliche Glaubensgenossen aber an den staatsbürgerlichen Rechten in dem Maße Antheil haben, wie ihnen dasselbe in den Edikten über ihre Aufnahme in die Staatsgesellschaft zugesichert ist." „Denn der Excommunicirte gehört zu gar keiner Kirche, ist ausgestoßen, und damit des Rechtes, zu einem öffentlichen Dienste zu gelangen, sofort verlustig."

Der hohe Justizbeamte fußt demnach auf dem einfachen Schluß: nur die Angehörigen der verfassungsmäßig im Königreiche bestehenden „christlichen Confessionen" haben den vollen Genuß der staatsbürgerlichen Rechte; nachdem Herr Bietenmeister von der pfälzischen Unions-„Kirche" „ausgestoßen" ist, gehört er thatsächlich keiner jener „christlichen Confessionen" an; der „Ausgestoßene" ist also in seiner Stellung im Staate etwa den Juden gleich zu achten. Freilich bestimmt die Verfassung wiederholt, daß kirchliche Excommunication bürgerliche Folgen nicht haben könne, und der angezogene §. 19 der Unions-Akte selbst schließt „Uebergehen in das Gebiet des eigentlichen bürgerlichen Strafrechts" aus — Bestimmungen, welche sich mit der katholischen Theorie und Praxis wohl vertragen. Welche Prinzipien aber die Protestanten zu Grunde legen, auf welche Prinzipien insbesondere die pfälzische Unions-„Kirche" in diesem ersten Falle ihr Verfahren zu basiren beliebte, darüber ist nur so viel klar, daß die hohe Justizstelle Grund hatte, in dieser protestantischen Excommunication eigentliche und förmliche — „Ausstoßung" zu erkennen.

Es ist abzuwarten, ob die Ansicht des Consistoriums und des Generalstaatsprocurators auch die der bayerischen Regierung sei *). Die Consequenzen derselben liegen offen vor Augen. Wie kurz wäre z. B., um nicht höher hinauf zu greifen, unter solcher Voraussetzung der Prozeß Tafels mit dem Speyerer Ordinariate gewesen? Mit Recht fragen demokratische Organe: wohin müßte es kommen, wenn das so ginge? Demokratische Organe! — denn man hat bis jetzt vergeblich auf eine Aeußerung der liberal-conservativ-protestantisch bayerischen Blätter geharrt, die doch seiner Zeit so eifrig über gewisse Excommunicationen abtrünniger slavischen Priester und ähnliche Vorfälle berichteten, welche der katholischen Kirche Skandal machen konnten. Die halbofficielle „Neue Münchener Zeitung", zugleich officieller Moniteur der protestantischen Orthodoxie in der Pfalz, weiß von dem Vorgange kein Sterbenswörtchen zu sagen! Die „Allgemeine

---

*) Wenn auch Herr Bietenmeister — wie die neuesten Berichte melden — nun katholisch geworden ist, und „damit", wie die „Pfälzer-Zeitung", offenbar das ganze Vorgehen billigend, sich ausdrückt, „die vom protestantischen Consistorium gegen ihn ausgesprochene Excommunication ihre staatsrechtliche Wirkung verloren hat" — so ist deßhalb der Folge wegen eine authentische Auseinandersetzung über das Prinzip nicht weniger dringend geboten.

Zeitung" gibt in drei Zeilen einen Auszug aus dem hohen justiziarischen Rundschreiben, mit der Weisung: „Den Wortlaut der amtlichen Mittheilung enthält die Speyerer Zeitung", und damit punctum!

Offenbar ist der Vorfall eine res domestica, die viel Lärm nicht verträgt, auch nicht von allgemeinem Interesse! Viel wichtiger war es, wenn in der Zeit vom 21. April bis ungefähr zum 11. Mai 1850 ein Wiener Kaffeehaus-Politiker, der vor zwei Decennien die erste Bitte im Vaterunser vergessen hatte, dem Nachbar zuflüsterte: In vierzehn Tagen sind ich und Sie excommunicirt, vogelfrei und vielleicht auch schon — gebraten, Alles auf Grund der neuen Gesetze „über die Stellung der katholischen Kirche im österreichischen Staate". Solches mußte die „Allgemeine" gleich notiren! Das Statut, durch welches der hochherzige Kaiser der Kirche die Freiheit aus schmählichen Banden gab, erklärt zwar im §. 3: „die Kirchenstrafen üben auf bürgerliche Rechte keine Rückwirkung", und die ministeriellen Motive beantragten eben deßhalb ihre Freigebung. Aber „eine Hauptsache blieb nun freilich, ob die Kirchenstrafen wirklich keinen Einfluß auf politische Rechte üben würden?" Das wollte, wie die „Allgemeine" versicherte, Niemand glauben. Auch sie selbst stellte die Freigebung der Kirchenstrafen stets in den Vordergrund, während sie einige Wochen hindurch täglich und kläglich lamentirte über die finstersten Wolken, die verderbenschwanger aus jenem Statut gegen Oesterreich aufstiegen, über unheilbare Spaltungen im Ministerium, über allgemein verbreitete und der Regierung höchst gefährliche verzweifelnde Mißstimmung, über „große und bedeutende Aufregungen", zu welchen „selbst kleine und unbedeutende Vorfälle, wie Kirchenbußen, Verweigerungen von ehrenvollem Begräbniß führen könnten", über die waghalsige Keckheit, mit der die katholische Kirche trotzdem die Excommunication über förmlichen Uebertritt zum Protestantismus, also über „eine gesetzlich erlaubte Handlung", verhänge, über drohende Riesen-Adressen, werdende Sturmpetitionen u. s. w.

Im ganzen Verlaufe der wuthentbrannten journalistischen Agitation, durch die man, wie einst das bayerische Concordat, so jetzt das österreichisch-kirchliche Statut illusorisch zu machen hoffte, mittelst der man der Wiener Hofburg vergebens mit dem Zaunpfahl winkte und umsonst einem liberaleren Minister die trostreiche Zusicherung unterschob: daß man „durch die nähere Ausführung" (etwa durch ein bayerisches Religions-Edikt) „das ertheilte Zugeständniß angemessen zu

beschränken sich bemühe" — standen Excommunication und Kirchenstrafen als Popanz für die leichtgläubigen Massen voran. Selbst als man, in Erwägung der augenscheinlichen Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen, den Sturm sistirte, mußte die feierliche Versicherung des Erzbischofs von Wien den Rückzug maskiren: die Kirchenstrafen „könnten nur geistige Strafen seyn."

Und wer hat diesen Kanon jetzt Lügen gestraft? Was thut zu seiner Wahrung vor protestantischen Gewaltstreichen die große journalistische Zionswache gegen „römische Uebergriffe"? Antwort: Nichts; keine Sylbe; sie hat Brei im Munde, kann nicht einmal: Mum, Mum! sagen. Ja! hätten das die Andern gethan! — dann wäre es ein Anderes! Dann ginge „ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland"! dann bliebe selbst die deutsche Flotte noch unvergantet, damit man auch zur See die deutsche Freiheit retten könnte! Aber so — —

XVI.

Die Mission in Ingolstadt

vom 29. Mai bis 13. Juni 1852.

(Eingesandt.)

Kaum sah der würdige, für die Größe des Christenthums aufrichtig begeisterte Herr Stadtpfarrer zu U. L. F. in Ingolstadt, Georg Angermaier, nachdem er unter Mühen und Leiden, welche nur Gott alle kennt, die Restauration des Prachttempels zu U. L. F. betrieben, dieses schöne Werk seiner Vollendung sich nahen, so dachte sein christlich-frommer Sinn sogleich daran, durch eine Mission den Gottestempel auch in den Herzen der Gläubigen wieder in seiner vollkommenen Reinheit und Würde aufzubauen. Der feierliche Rückzug in die reparirte Liebfrauenkirche sollte durch Je-

suiten abgehalten werden, d. h. durch Männer jenes Ordens, dessen Erinnerung beinahe jeder Stein Ingolstadts in den Herzen der Bevölkerung wach erhält. Doch damals war dieß noch unmöglich. Um so entzückender durchflog jetzt alle Gemüther die erfreuliche Nachricht, „es sei Jesuiten-Missionen in der Diöcese Eichstätt kein Hinderniß mehr gelegt."

Und so zogen denn vier Patres, geleitet von dem für Missionen hochbegeisterten hochw. Herrn Generalvikar Frieß, am 29. Mai um halb eilf Uhr Morgens in das Stadtpfarrhaus zu U. L. F. ein, woselbst bereits alle Vorsorge für ihren Aufenthalt getroffen war. Am Abende des nämlichen Tages eröffnete P. Crupski aus Russisch-Polen, Superior in Innsbruck, die Mission vor der massenhaft versammelten Bevölkerung Ingolstadts mit einer durch eine Stunde dauernden Predigt über den Zweck und das Wesen der Mission.

Lautlose Stille. P. Matthoy, ein Tyroler von Geburt, predigte am Pfingstsonntage Morgens halb sechs Uhr über das eigentliche Ziel des Menschen und den wahren Zweck seines Daseins. Um neun Uhr betrat P. Schmude, ein geborner Schlesier, die Kanzel. Man hätte glauben sollen, keine einzige Seele wäre zu Hause geblieben, eine so zahlreiche Menge war versammelt, und zwar aus allen Ständen. Und wahrhaft es war Niemand umsonst gekommen. Denn der jugendliche Pater, etwa 29 Jahre alt, predigte über die Nothwendigkeit einer Offenbarung, wie sie in der katholischen Kirche bewahrt wird, mit solcher Meisterschaft, daß der Triumph der Mission über alle Geister entschieden war. Abends sieben Uhr erschien P. Rohmann, ein geborner Wiener; eine anima candida weiß er bei der höchsten Einfachheit seiner Worte durch den melodischen Wohllaut seiner Stimme alle Herzen zu fesseln. Und so ging es fort die vierzehn Tage, jeden Tag drei Predigten, und immer war, so zu sagen, die eine besuchter als die andere; so kam es, daß Sonntag den 6. Juni um neun Uhr Vormittags wenigstens 9000 bis 10,000 Menschen dem Worte des Predigers lauschten, am Schlußtage selber aber, am 13. Juni, dürften es gegen 12 bis 13,000 gewesen sein. Es konnte auch kaum ein besserer Zeitpunkt für die Mission gewählt sein, als das

heil. Pfingstfest mit seiner Oktav und die Zeit des hochheiligen Fronleichnamsfestes.

Unvergeßlich wird diese hohe Feier des letzten Festes in Ingolstadt sein; denn gerade am Vorabende predigte P. Schmude über den Undank der Christen gegen das heil. Sakrament des Altars und leistete öffentliche Abbitte im Namen aller Stände vor dem ausgesetzten Allerheiligsten; am Tage selbst hielt die Prozession der Hochw. Herr Generalvikar. Nicht weniger bleibend wird die Erinnerung an den Abend des 12. Juni sein, an welchem die Predigt „Maria, die Mutter der Barmherzigkeit", zum Gegenstand hatte.

Um diesen Abend und den Schlußtag der heil. Mission zu verherrlichen, waren auch Se. bischöflichen Gnaden Georg v. Oettl nach Ingolstadt gekommen. Während der Predigt stand eine Muttergottes-Statue im Presbyterium und um dieselbe eine Schaar weißgekleideter Mädchen; als nun nach der Predigt ihre Stimmen ertönten und ein Weihelied zur Glorie der Gottesmutter sangen, hätte auch ein Felsenherz sich erweichen müssen.

Triumphirte diesen Abend die Lieblichkeit der Mutter, so beherrschte am folgenden Nachmittage alle Herzen die geheimnißvolle Majestät des Sohnes. Um 8 Uhr Morgens celebrirten Se. bischöflichen Gnaden im feierlichen Hochamte, Nachmittags zwei Uhr der hochw. Herr Domkapitular Grämel die feierliche Vesper, worauf P. Crupeki die Schlußpredigt hielt, und den apostolischen Segen ertheilte; dann eröffnete sich der Zug aus der Kirche an den Ort, wo das Missions-Kreuz für die obere Stadtpfarrei errichtet wurde. Kreuzweihe und adoratio crucis. In die Kirche zurückgekehrt, bestiegen Se. bischöflichen Gnaden selber die Kanzel.

Das Unerwartete dieses Ereignisses wirkte so sehr auf Aller Herzen, daß schon die Thränen der Freude floßen, ehe noch das Wort des begeisterten Oberhirten vernommen wurde. Zum Schluße hielt der Bischof noch innerhalb der Kirche eine feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten, unter Absingung der vier Evangelien. So war denn die Gnadenzeit, leider zu schnell, ihrem Ende entgegengeeilt. Unser hochwürdigster Oberhirt ist aus unserer Mitte geschieden, aber die Dankbarkeit für die uns berei-

tete Gnade lebt in unsern Herzen fort. Die Missionäre haben uns verlassen, aber ihr Geist weilt noch unter uns, und ihr Wort ist unaustilgbar gegraben in unsere Gemüther. Sie haben gesäet im Schweiße ihres Angesichtes; aber sie haben auch theilweise schon geärndtet in der Freude ihres Herzens. Zeuge hievon mögen seyn die Schaaren derer, die auf ihre Worte alle Tage lauschten; Zeuge mögen seyn die Beichtstühle, die stets massenhaft umlagert waren; Zeuge mögen seyn die circa 13,000 Communionen, welche während dieser Gnadenzeit gespendet wurden; Zeuge mögen seyn die Beispiele außerordentlicher Zerknirschung im Bußgerichte und aufrichtiger Andacht am Tische des Herrn; Zeuge mögen seyn die Restitutionen, welche geschahen und noch geschehen; Zeuge mögen seyn Alt und Jung, Vornehm und Niedrig, Arm und Reich, wie sie sich am Tage der Abfahrt der Missionäre in das Pfarrhaus drängten und ein Andenken sich erbaten, einen Rosenkranz, eine Medaille, ein heiliges Bild — o, wie war alles theuer, wenn es nur von der Hand der Missionäre kam. Und diese Wirkungen sollten bloß vorübergehende Regungen des Gemüthes seyn! Nein, die Missionäre haben über die Geister einen bleibenden Sieg errungen, und gerade vielleicht über die Geister der Gebildeten den bleibendsten. Sie haben uns nicht erschreckt durch fürchterliche Höllenqualen, sie haben uns nicht zu schnell versiegenden Thränen gerührt durch sentimentale Phrasen, sie haben das einfache, deutliche, majestätische Wort des Evangeliums verkündet, aus der Uebermacht ihrer Ueberzeugung verkündet, und haben auch unsere Ueberzeugung gewonnen.

Ueberzeugung aber, glaubensvolle Ueberzeugung bildet ausdauernde Charaktere; und gerade diese thun unserer in sich zerspaltenen, wankelmüthigen Zeit Noth; und deßhalb bildet die Mission von 1852 eine neue Aera in der Geschichte Ingolstadts, und — Gott gebe es, in der ganzen Diöcese des heiligen Willibald!

XVII.

Erklärung des Professor Phillips

die Redaction der Historisch-politischen Blätter betreffend.

Wir haben der schmerzhaften Pflicht genügt, die ersten Blätter dieses Heftes unserer Zeitschrift dem Andenken eines theuern Dahingeschiedenen zu widmen. Guido Görres hat in seinem warmen Eifer für die Sache der Wahrheit und des Rechtes seine besten Kräfte, ja einen Theil seines Lebens dieser Zeitschrift geopfert; sie war ihm der wichtigste Gegenstand seiner wahrhaft unermüdlichen Thätigkeit geworden. In Vorbedacht der kommenden Zeiten hat er ein reiches Material für viele diesem Zwecke gewidmeten Arbeiten aufgesammelt, und noch in seinen letzten Augenblicken beschäftigte ihn das von ihm und dem Unterzeichneten gemeinschaftlich gegründete Werk auf das Lebhafteste. Es gereichte ihm in dieser Hinsicht zu großem Troste und zu vielfacher Beruhigung, daß schon seit längerer Zeit der rühmlichst bekannte Verfasser des Werkes über den Bauernkrieg, Herr Edmund Jörg, ihm zur Seite gestanden hatte. Derselbe hat die jüngst erschienenen Hefte der Zeitschrift, selbstthätig mitarbeitend, redigirt und sich der sehr schwierigen Aufgabe als gewachsen bewährt. Der Unterzeichnete, wegen seines auswärtigen Domicils außer Stande, selbst die Redaction wieder in seine Hand zu nehmen, konnte daher keinen

Augenblick zweifeln, daß in Herrn Jörg der Mann gefunden, ja gegeben sei, welcher unter den obwaltenden Umständen ganz vorzüglich sich dazu eigne, das nunmehr bis zum dreißigsten Bande vorgeschrittene Werk fortzuführen. Daß dieß überhaupt möglich war, verdanken wir, wie wir es stets empfunden, und Vater Görres zu mehreren Malen in diesen Blättern ausgesprochen hat, ganz allein dem Segen Gottes. Ohne diesen hätte, menschlichem Dafürhalten nach, das Werk längst zu Grunde gehen müssen; wir erkannten aber in der mannigfachen Noth und den unsäglichen, dem Leser unbekannt gebliebenen Hindernissen, mit denen wir vom Anfange bis jetzt zu kämpfen hatten, jenen Segen, ja den Willen Gottes, welcher unserm Unternehmen selbst in dem verhängnißvollen Jahre 1848 die Fortdauer gewährte. Eben deßhalb, obgleich wir auch jetzt auf mehrere neu gewonnenen, in gleichem Sinne arbeitenden Kräfte vertrauen dürfen, wird die Zeitschrift doch nur unter Gottes Segen, auf welchen wir mit dem theuern Entschlafenen hoffen, fortbestehen. Dieser Segen möge auch den neuen Steuermann beschützen, und die Zeitschrift wird dann, trotz aller Widerwärtigkeiten und Hemmnisse, zur Ehre Gottes und unserer heiligen Kirche, vielleicht noch lange über die Zeit hinaus fortwirken, wo auch der Letzte von uns, die wir im Jahre 1838 zu diesem Unternehmen uns vereinigten, den beiden Görres auf dem Wege in die Ewigkeit nachgefolgt seyn wird.

München, den 19. Juli 1852.

Dr. George Phillips.

XVIII.

Classisches Alterthum und Philologie,

und ihr Verhältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.

Zweiter Artikel.

Der Streit für und wider das classische Alterthum und dessen Wissenschaft ist in der periodischen Presse bereits so erschöpfend geführt, und das Resultat so wenig zweifelhaft, daß wir es nicht für nöthig halten, die begonnene Apologie mit allgemeinen und historischen Gründen fortzusetzen. Wir verzichten also darauf, darzustellen, in welchem Verhältniß das Christenthum von Anfang an zu dem griechisch-römischen Heidenthume stand, und erlauben uns nur vorübergehend an Einiges zu erinnern, dessen genauere Bekanntschaft ohnehin bei jedem wissenschaftlich gebildeten Christen vorausgesetzt werden kann. Die Schriften der heiligen Väter sind so voll von Berichten über griechisches Leben, von Citaten aus griechischen Dichtern und Philosophen, daß sie für griechische Cultur- und Literaturgeschichte eine Hauptquelle sind; dieß ist gerade bei den ältesten am meisten der Fall, z. B. bei Athenagoras und Justinus dem Martyrer; und diese Berücksichtigung geschah weniger in der Absicht, die alten Dichter und Weisen zu bekämpfen, als sie bei der Vertheidigung der

christlichen Lehre zu benutzen. Die bedeutendsten Väter der Kirche auch in den spätern Zeiten haben nicht nur die classische Literatur studirt, sondern ein Basilius, Chrysostomus, Athanasius sind selbst zu heidnischen Rhetoren in die Schule gegangen, und, so unterrichtet, haben sie nicht von der Warte Zions Sturm geblasen gegen die classischen Schriftsteller, sondern das Studium derselben empfohlen, und Augustinus findet die größte Feindseligkeit des Julian gegen die Christen darin, daß er ihnen verboten, die Jugend in den Schriften der heidnischen Classiker zu unterrichten. Bei solcher Bewandtniß wird wohl Niemand, der auf kirchlichem Boden steht, den Benedictinern den Vorwurf machen, daß sie mit Erhaltung der heidnischen Schriftsteller der christlichen Religion nur Schlangen in den Busen gesetzt, und Jedermann sich der Gefahr der Lächerlichkeit aussetzen, der etwa den Schutz, welchen Päpste den classischen Studien zugewendet, für ein Werk des „Antichrist" ausgeben wollte.

Da indeß die Sache einmal vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht worden und das allgemeine Interesse in Anspruch genommen hat, so dürfte es nicht unpassend erscheinen, einige wesentlichen, und in theoretischer wie praktischer Beziehung charakteristischen Seiten der antiken Welt auszuwählen, und in skizzenhafter Schilderung einem größeren Publikum vorzuführen: sei es nur, um leichtere Orientirung zu ermöglichen, den Trieb nach gründlicherer Belehrung anzuregen, oder etwaige Mißverständnisse hinsichtlich der Forderung einer nach christlichen Prinzipien zu bearbeitenden Alterthumswissenschaft zu beseitigen.

Von diesen Gedanken geleitet, werden wir einige Partien der Religion, des politischen und socialen Lebens der Griechen, zur Sprache bringen. Wir beginnen dieses Unternehmen mit einer Erörterung **über das Wesen der griechischen Religion und die Voraussetzungen einer richtigen Erkenntniß derselben.**

Fragt man nach der Grundlage, auf welcher das ganze Leben der Griechen ruhte, so lautet von allen Seiten die Antwort, es war die Religion. Die Religion durchdrang das öffentliche, wie das Privatleben: sie weihte jede bedeutende Handlung des einzelnen Menschen, des Verwandtenkreises, der Staatsbehörden, des ganzen Volkes; unter religiösen Feierlichkeiten wurde jedes wichtige Geschäft begonnen, so im Kriege, wie im Frieden. Die Religion gebot von Zeit zu Zeit den immerwährenden Kämpfen der einzelnen Völkerschaften Stillstand, ja sie beglückte ganze Landschaften mit stetigem Gottesfrieden; religiöse Feste versammelten und versöhnten die hadernden Brüder, und fachten in den getrennten Gliedern fort und fort das erhebende Gefühl gemeinschaftlicher Abstammung an; religiöse Institute bildeten den Centralpunkt für die Leitung der Nationalangelegenheiten, und waren das einzige Band der Einheit, welches das nach Stämmen und Staaten arg zerrissene Volk umschlang. Die Religion war die Quelle und Stütze alles sittlichen und geistigen Lebens. In ihrem Dienste und Schutze standen Kunst und Wissenschaft: die begabtesten Genies verschmähten es nicht, diesem Dienste Kraft und Talent zu widmen, wohl aber verschmähten sie es, falschen Freiheitsideen zu huldigen und die Göttergabe für den nichtigen Zeitvertreib frivoler Menschen zu verschwenden. Wenn auch die Philosophie der mythologischen Ueberlieferung oft feindselig entgegentrat, und die Volksreligion durch ihre Speculation beeinträchtigte, so haben doch die berühmtesten und genialsten Denker nicht nur die tiefsinnigsten Lehren über das Wesen der Gottheit entwickelt, sondern auch die Grundlagen der Volksreligion stets mit ehrfurchtsvoller Scheu behandelt. Es ist bekannt, wie Plato jeden Versuch rationalistischer Mythendeutung abfertigte, und es ist uns ein Geständniß des Aristoteles erhalten, wonach dieser große Philosoph am Abend seines Lebens seine liebste geistige Beschäftigung in der Betrachtung der alten Mythen fand.

Fragt man nun aber das Gros der Philologen nach Wesen und Entstehung der griechischen Religion, so erhält man die mannigfaltigsten und wunderlichsten Antworten, davon gerade die mit der Miene der Unfehlbarkeit ausgesprochenen schlechterdings nicht mit jener hohen Bedeutung und mächtigen Wirkung der griechischen Religion in Einklang gebracht werden können. Woher diese Erscheinung?

Der religiöse Glaube des griechischen Volkes war niemals dogmatisch gefaßt, sondern lebte immer nur unmittelbar im Cultus und in den Mythen, welche die Geschichte der Götter und die Veranlassungen zu religiösen Festen erzählten; erst in den Zeiten des religiösen und politischen Verfalls wurden von Männern, die wenig Sinn und Verständniß für Religion hatten, Versuche gemacht, das Wesen der griechischen Religion zu bestimmen, die Feste und Gebräuche zu erklären, die Mythen zu deuten. Es ist begreiflich, daß diese Versuche, unter solchen Umständen unternommen, weit entfernt waren, das Richtige und Wahre zu treffen, und daß sie, den Stempel ihres Ursprungs an der Stirne tragend, sich als einseitige Systeme erwiesen, worin der reflectirende Verstand sich über Erscheinungen zu Gericht setzte, die über seiner Sphäre lagen, und die gerade deßwegen von den subjectivsten Einfällen, den windigsten Hypothesen auf das Frechste mißhandelt wurden. Bei aller Verschiedenheit stimmten diese Systeme gewöhnlich darin überein, daß sie die Religion und alles, was darauf Bezug hatte, für willkürliche Erfindung der spekulirenden Vernunft und der berechnenden Politik hielten, und irgend ein Prinzip gefunden zu haben glaubten, welches das Räthsel lösen und den Schlüssel zu den geheimnißvollen Lehren und Zwecken enthalten sollte. Solche Systeme, von Griechen selbst erdacht, fanden natürlicherweise in einer Zeit, die dem frischen Leben der griechischen Religion noch unendlich weiter entrückt und in Bezug auf Religion überhaupt mit den griechischen Mythendeutern

so ziemlich in derselben Verfassung war, großen Beifall und eifrige Nachahmung; und so sehen wir noch heute manchen der berühmtesten Philologen mit großem Selbstbewußtseyn in den Fußstapfen des Euhemerus einherschreiten, und die griechischen Götter zwar nicht für Könige und Königssöhne, wohl aber für geistige Kinder uralter Könige und ihrer klugen Politik ausgeben.

Die Religion ist nicht Sache der Theorie und Speculation, sondern des Erlebnisses, des unmittelbaren und mittelbaren Einwirkens höherer Mächte, und ihre eigentliche und ursprüngliche Form ist die heilige Geschichte. Eine solche kann es jedoch nur geben, wo Gott selbst unmittelbar sich geoffenbaret hat, im höchsten Sinne des Wortes nur, wo Gott selbst Mensch geworden und als Mensch unter Menschen gelehrt, gehandelt, gelitten hat; die heidnischen Religionen mußten sich mit einem Analogon der heiligen Geschichte behelfen, und dieß ist eben die Mythologie, d. i. die Erzählung übernatürlicher Begebenheiten, die nicht sowohl auf äußeren Thatsachen, als auf inneren Erlebnissen beruhen, die wohl durch äußere Vorfälle veranlaßt sind, aber keinen historischen Bericht darüber enthalten, sondern eine poetische Darstellung dessen, was unter göttlicher und dämonischer Einwirkung die Phantasie geschaut, das Gemüth empfunden, der Geist geahnet hat. Darum ist das poetische Vermögen das eigentliche Organ der Völker für die Mythenbildung, und an große Dichternamen wurde mit Recht die erste Erzählung von Göttergeschichten, die erste Formulirung einer religiösen Weltanschauung geknüpft. Da ist jeder Dichter zugleich ein Seher, und jeder Prophet ein Dichter. Er steht im Dienste der Gottheit, er ist von derselben inspirirt und arbeitet unter ihrem unmittelbaren Einfluß: was er verkündet, verkündet er auch nicht in seinem, sondern in der Götter Namen, ist nicht das Werk seines Geistes, sondern göttliche Offenbarung. Den Dichtern reihen sich dann alle übrigen Künstler an; sie schreiten mit

ihnen auf gleichen Bahnen, und die Kunst ist so, was sie ihrer Natur nach seyn will und soll, die himmlische Tochter, zur Erde herabgestiegen, um die Erde zum Himmel emporzuheben. Indeß ist dabei immer noch ein großer Unterschied, ob die Kunst wirklich dem Sitze des Höchsten entstammt ist, oder ob sie von einem falschen Himmel gekommen, ob sie die Trägerin der wahren, der höchsten Offenbarung Gottes ist, oder nur der durch dämonische Einwirkung verzerrten; ihre Leistungen geben ihr für das Eine oder Andere Zeugniß, und lassen auch im zweiten Falle den größeren und geringeren Abstand, die erquickende Nähe und die grauenerregende Entfernung von dem Urquell alles Lichtes und alles Schönen errathen. So unterscheidet sich christliche Religion und christliche Kunst von heidnischer Religion und heidnischer Kunst, so ist im Heidenthume wieder nach beiden Seiten eine unendliche Verschiedenheit, eine unendliche Stufenfolge, eine Hindeutung, ein Emporstreben zu der reinen Sphäre des dreieinigen Gottes und ein Versinken in das häßliche Reich des Dämon.

Auch die griechische Religion beruht auf Mythologie. Und diese war so wenig, als irgend eine andere, das Werk der Reflexion und künstlichen Berechnung, sondern Offenbarung, nicht die reine, unmittelbare Offenbarung Gottes, sondern die auf dem Boden der Uroffenbarung erwachsene, unter göttlicher und dämonischer Einwirkung, sowie unter der Macht geschichtlicher und natürlicher Einflüsse entwickelte, und durch den prophetischen Mund der Dichter verkündete Lehre von Gott und Welt. Priesterliche Sänger (lautet die Tradition) sollen in der Urzeit die Thaten der Götter erzählt und ihren Dienst verbreitet haben; und so lange die griechische Religion wirkliches Leben hatte, waren die Dichter die Träger und Bildner der Mythen, die Dolmetscher des Volkes für Gebet, Lob, Danksagung. Bei dieser naturgemäßen Stellung, bei dieser steten Beziehung auf die höchsten und

allgemeinsten Zwecke wurden die Poesie und die Kunst überhaupt (denn alle übrigen Künste schlossen sich im heiligen Dienste der Poesie an) vor der Abhängigkeit von subjectiver Laune und dem trivialen Ansinnen Einzelner bewahrt. Die Dichter und Künstler standen in fortwährender Relation mit dem Gesammtbewußtseyn der Nation, und von der Größe ihres Wirkungskreises, der Allgemeinheit ihrer Anerkennung läßt sich ein sicherer Schluß machen auf ihre Uebereinstimmung mit den Grundrichtungen des Volksglaubens und auf ihren Einfluß hinsichtlich der Fortbildung desselben. Die Geschichte der griechischen Poesie und Kunst hat daher nicht bloß ein literarisches und ästhetisches, sondern auch ein religiöses Interesse, und wie sie in ersterer Beziehung ein interessantes und lehrreiches Bild gesunder organischer Entwicklung darbietet, stellt sie auch einen natürlichen Fortschritt, ein Blühen, Wachsen und Absterben des religiösen Bewußtseyns dar.

So schwesterlich vereint gingen Religion und Kunst bei den Griechen Hand in Hand dem höchsten Ziele entgegen; und wer klaren Blickes ihren Entwicklungsgang, das Eigenthümliche ihres Wesens, ihren veredelnden Einfluß und ihre hohe Bedeutung für das gesammte Volksleben betrachtet, der wird nicht anstehen, dem griechischen Volke auf der oben erwähnten Stufenleiter der heidnischen Nationen die oberste Sprosse zuzuweisen, und in ihm ein providentielles Volk zu erkennen, das nicht allein die schönsten Manifestationen des Menschengeistes kundgethan, sondern auch die Hand der Vorsehung in seinen Geschicken und Leistungen deutlich erkennen läßt, und das nicht durch Zufall dazu gekommen, der geistige Träger der Religion Jesu Christi zu seyn. Hier sehen wir an einem glänzenden Beispiel, daß im göttlichen Welthaushalte nichts zufällig, nichts überflüssig, nichts zwecklos ist, und daß immer das Frühere auf das Spätere hindeutet; sowie die griechische Kunst nicht nur ein Höchstes in ihrer Art darstellt, sondern in einzelnen Produktionen in

eine andere, höhere Sphäre hinüberreicht, so enthält auch die griechische Religion manche Anklänge an die ewige Wahrheit, manche Vorzeichen der wahren Gottesverehrung. Der heil. Martyrer Justinus sagt: „Welche dem Logos nachlebten, waren Christen, wie Sokrates, Heraklit und die ihnen ähnlich waren.“ Wir glauben den wahren Sinn dieses Ausspruchs getroffen zu haben, wenn wir erklären, der göttliche Logos, der nach dem heiligen Evangelisten Johannes von Anfang war, der immer und überall auf den Menschengeist einwirkte, und der jeden, welcher ihm nicht widerstrebte, zur Kindschaft Gottes befähigte, — hat in den edelsten und genialsten Männern Griechenlands bereitwillige Aufnahme und einen fruchtbaren Boden gefunden, und in allen glorreichen Erscheinungen des griechischen Lebens seine unendliche Kraft bewährt.

Bei Alledem waren die Griechen nicht ausgenommen von dem Zustande der Menschheit, wie er nach dem Sündenfalle allgemein war. Auch sie haben das Ebenbild Gottes nicht rein und unverfälscht bewahrt. Aber sie haben es treuer bewahrt, als die meisten anderen Völker, und eben dadurch besaßen sie die größere Fähigkeit das fort und fort der Menschheit zuströmende göttliche Licht in sich aufzunehmen, und zugleich einen größeren Schutz gegen die Einwirkungen der dämonischen Mächte, ohne jedoch im Stande zu seyn, ihr Bewußtseyn und ihr Leben, ihre Anschauungen und ihre Institutionen von dem Einfluß derselben frei zu erhalten. So stellt die griechische Religion, ohne in den Dualismus der orientalischen Religionen und ihr wüstes Chaos von Vermischung des Heiligsten mit dem Gemeinsten zu versinken, doch in Mythus und Cultus den beständigen Streit dar zwischen Göttlichem und Dämonischem, zwischen Licht und Finsterniß. Da finden sich die erhabensten Vorstellungen von einer sittlichen Weltordnung, einer gerechten und gütigen Vorsehung neben dem grauenhaften Glauben an das Walten eines blin-

den Schicksals und an die Machinationen einer mit mehr als menschlichen Schwächen, Launen, Bosheiten behafteten Götterschaar; ein fortwährendes Schwanken zwischen idealer und grob anthropomorphistischer Anschauungsweise, ein stetes Hinübergreifen des bösen Prinzips in die hehrsten Göttergestalten; die Grundbedingungen eines wahren Gottesdienstes, die Sehnsucht nach Erlösung, das Bedürfniß und der Gebrauch sacramentaler Handlungen, und daneben die Orgien eines grausamen Götzendienstes, die berauschte Hingabe an die Creatur und den Dämon.

Aus diesen Andeutungen wird eines Theils die Wichtigkeit, anderen Theils aber auch die Schwierigkeit einer klaren und genauen Erkenntniß der griechischen Religion erhellen.

Wie man an Jeden, der Geschichte der Philosophie schreiben will, die unabweisliche Forderung stellt, daß er selbst Philosoph sei, daß er in den Ideengang Anderer einzugehen wisse, und von einem festen Standpunkt aus den ganzen Entwicklungsproceß zu übersehen vermöge, so muß es auch Jedem, der das Wesen einer Religion, der namentlich das Wesen der griechischen Religion darstellen will, zur ersten und unerläßlichen Bedingung gemacht werden, daß er Sinn und Verständniß für Religion besitze, daß er auch unter fremdartiger und abstoßender Hülle das religiöse Moment erkenne, und von dem erhabensten Gesichtskreis aus das betreffende Gebiet überschaue. Gibt es aber in religiöser Beziehung einen höheren Standpunkt, einen erhabeneren Gesichtskreis, als das Christenthum? — Hier haben wir einen recht eclatanten Beweis für unsere im vorigen Artikel ausgesprochene Behauptung, daß nur der Christ, der Christ im vollen und wahren Sinne des Wortes, fähig ist, das heidnische Alterthum in seinem geheimsten Wesen zu verstehen; auch spricht der vorliegende Fall deutlich genug aus, in welcher Weise die Alterthumswissenschaft nach christlichen Prinzipien zu bearbeiten ist.

Aus dem innigen Verhältniß zwischen griechischer Kunst und Religion ergibt sich, daß jede wissenschaftliche Darstellung der letzteren auf die Werke der erstern, namentlich der Poesie, basirt seyn muß, und aus der geschichtlichen Entwicklung beider folgt, daß mit Vermeidung alles subjectiven Räsonnements und aller voreiligen Systemmacherei mit möglichster Consequenz die historisch-genetische Methode anzuwenden ist, und zwar in der Weise, daß durch die verschiedenen Stadien der griechischen Religionsgeschichte Mythus und Cultus fortwährend gleichmäßige Berücksichtigung erfährt. Alle Mythendeutung ohne stetige Beziehung auf den Cultus schwebt in der Luft, und jede Untersuchung, die nicht auf genetischem Wege vorschreitet, kann nur in ein Labyrinth von Widersprüchen und Paradoxen führen. Es kann nichts verkehrter seyn, als wenn man, ohne den Unterschied der Zeiten zu beachten, nicht nur einen Homer, Pindar, Sophokles als adäquate Quellen benutzt, sondern die großen classischen Dichter sogar mit den Poeten und Schriftstellern jener Perioden in eine Kategorie setzt, wo das geistige und politische Leben der Griechen gebrochen, und der Abfall der Gebildeten von der Volksreligion allgemein geworden war, wo Philosophen die Mythen willkürlich deuteten, und Dichter sie zur Ostentation der Gelehrsamkeit verschwendeten, oder gar zur Unterhaltung der frivolen Gesellschaft der römischen Kaiserzeit appretirten, und wo endlich unkritische Sammler Altes und Neues, Mythen, Märchen und Anekdoten zu einem wundersamen Brei zusammenrührten. Es ist aber auch verfehlt, den Homer als einzige Quelle für den griechischen Volksglauben zu halten. Nicht einzige, wohl aber Hauptquelle ist er, und jede wissenschaftliche Untersuchung muß ihn zu ihrem Ausgangspunkt, zu ihrer Grundlage machen. Denn die homerischen Dichtungen enthalten nicht nur die Erstlinge der schriftlichen Tradition, sondern sie galten den Griechen auch für den Kanon religiöser Wahrheit, oder doch für das

Hauptmittel religiöser Bildung. Und wenn Herodot sagt, Homer und Hesiod hätten den Griechen die Götter gemacht, so hat dieß, richtig verstanden, einen ganz guten Sinn; freilich nicht den, als hätten jene Dichter Göttergestalten und religiöse Lehren willkürlich erfunden und einen frommen Betrug geübt an ihrer Nation, sondern es will besagen: Homer und Hesiod haben das, was dem Volksgeiste unbestimmt vorschwebte, was er dunkel ahnete, formulirt und gestaltet, und so in der religiösen Entwicklung der Griechen eine epochemachende Wirkung ausgeübt. Sie repräsentiren übrigens weder den primitiven Zustand des griechischen Glaubens und Gottesdienstes, noch haben sie in universaler Weise alle Seiten und Richtungen desselben aufgenommen und zur Geltung gebracht, sondern eben nur diejenigen, welche einer bestimmten, freilich für die Folgezeit langehin tonangebenden, Epoche in dem Leben ihres Volkes gemäß waren. Spätere Entwicklungsstufen hatten wieder andere religiöse Anschauungen und Bedürfnisse, und die großen Lyriker und Tragiker haben diesen entsprochen, indem sie einestheils von Homer ausgingen und nur die Grundrichtungen des alten Volksglaubens mit Pietät behandelten, anderntheils aber auch nicht nur die bei Homer gefundenen Mythen nach ihrem ästhetischen und ethischen Bewußtseyn auswählten und veränderten, sondern mit derselben Freiheit den gesammten Mythenschatz ihrer Nation ausbeuteten.

Dieses Verfahren war der Erscheinung analog, daß ungefähr gleichzeitig mit der schönsten Blüthe der chorischen Lyrik, und mit dem Beginne des attischen Dramas auch im Cultus eine neue Wendung eintrat, indem uralte, aber seit langer Zeit in den Hintergrund getretene Gottheiten, Feste und Gebräuche wieder zu Ehren kamen und, mit verwandten Richtungen aus dem Orient verstärkt, eine neue Bedeutung erhielten.

Stufenweise, wie zu ihrer Vollendung, ging unter dem steten Zusammenwirken innerer und äußerer Ursachen die griechische Religion auch ihrem Untergang entgegen, und eine genetische Darstellung dieses Processes wird manche Veränderung in Glauben und Cultus nachzuweisen haben, bis sie zu jenen Zeiten der tiefsten sittlich religiösen, mit frechster Freigeisterei gepaarten Versunkenheit gelangt, welche der heilige Apostel Paulus im Römerbriefe mit erschütternder Wahrheit schildert, und welche viele der heiligen Väter der Kirche bestimmte, den ganzen Götterglauben der Griechen für bloße Dämonologie zu erklären.

XIX.

Der Achilli'sche Proceß.

Der Proceß des ehemaligen Dominikanermönchs und nunmehrigen protestantischen Predigers Achilli gegen den berühmten Theologen John Henri Newman hat einerseits auf die Zustände der englischen Jury ein neues, frappantes Licht geworfen, andererseits ist derselbe von beiden Seiten mit einem solchen Aufwand von Mitteln unter thätiger Theilnahme der berühmtesten Rechtsgelehrten geführt worden, die Aufmerksamkeit, mit welcher fast die ganze brittische Bevölkerung denselben verfolgte, war eine so leidenschaftlich gespannte, das Resultat ein so auffallendes und allem sonstigen Gange der Rechtspflege widersprechendes, daß dieser Streithandel, aus den engen Dimensionen einer bloß persönlichen Frage heraustretend, zu einer großen Angelegenheit des öffentlichen Lebens in England geworden ist.

Die Hauptperson, an die sich alles Interesse geknüpft, war in diesem Falle nicht wie gewöhnlich der Angeklagte, sondern der Kläger, ein Mann, der schon seit einigen Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigte, da es gelungen war, ihn als ein unschuldiges Opfer der römischen Inquisition darzustellen, und bei dieser Gelegenheit die gangbaren Fabeln von den Gräueln und den fürchterlichen Geheimnissen dieses Gerichtshofes wieder in's Bewußtseyn der Menschen zu rufen. Ohnehin knüpften sich hauptsächlich an ihn die Hoffnungen einer zahlreichen Partei, dem Protestantismus wieder Eingang in Italien zu verschaffen.

Dr. Achilli hat die protestantische Welt mit seiner Selbstbiographie beschenkt. Im Jahre 1819, erzählt er, habe er den Dominikanerhabit angezogen, und sei in Lucca zum Priester geweiht worden. Nachdem er seine Studien im Dominikanerkloster vollendet, wurde er als Lettore nach Gradi, einem Kloster in Viterbo, geschickt, und später im dortigen geistlichen Seminar zum Professor ernannt. So weit stimmt sein Bericht mit dem von anderer Seite erhobenen Thatbestande überein. Gewiß ist, daß er von 1831 bis 1833 in Viterbo war. Dort verführte er im Februar 1831 ein achtzehnjähriges Mädchen, dann zwei andere, achtundzwanzig- und vierundzwanzigjährig, in den Jahren 1833 und 1834. In einem dieser Fälle wurde das Vergehen in der Sakristei der Gradikirche begangen. Wegen der beiden ersten Uebelthaten verlor er seine Professur und wurde von den geistlichen Verrichtungen suspendirt. Bei dem zweiten Vorkommnisse mußte dem Vater des Opfers eine große Summe bezahlt werden, um den Skandal zu vertuschen.

Trotz all Dem behauptet er, um diese Zeit Visitator der Dominikanerklöster in den päpstlichen Staaten und in Toskana geworden zu seyn — eine Behauptung, welche in England Glauben finden konnte, wo man natürlich nicht weiß, daß dieses Amt dem jeweiligen Provincial eo ipso zukömmt.

Provincial war damals P. Brocchetti, und dieser gute Mann nahm ihn, in der Hoffnung, ihn zu bessern, auf seiner Rundreise mit, zum großen Mißvergnügen vieler Ordensglieder, die von seiner aufrichtigen Reue sich keineswegs überzeugen konnten.

In den Jahren 1834 und 1835 war Achilli in Capua, und verfiel dort in das alte Lasterleben. Er benutzte den Zutritt, den sein religiöser Charakter ihm in weiblichen Erziehungsanstalten verschaffte, um Mädchen zu verführen. Nach seiner eigenen Behauptung wäre er während dieser Zeit Maestro del Sagro Palazzo Apostolico gewesen, ein Amt, das nur den angesehensten älteren Mitgliedern des Dominikanerordens übertragen wird und lebenslänglich ist. Dieser Würdenträger hat einen „Socius", der gewöhnlich, wenn nicht immer, sein Nachfolger wird. So folgte der gegenwärtige Maestro P. Buttaoni im Jahre 1832 dem P. Velzi, als dieser zum Cardinal und Bischof von Montefiascone creirt wurde, und sein jetziger Socius, P. Modena, bekleidet seine Stelle seit demselben Jahre. Zugleich war Achilli nach seiner Angabe um jene Zeit auch Professor an der Minerva, und man sieht, es fehlt nicht viel, so hätte er sich noch zum Bischof oder Cardinal gemacht. Diese handgreiflichen Lügen waren auf England wohl berechnet. Der schlaue Italiener wußte recht wohl, daß dem „freigebornen Britten" jede Art Titel imponirt, und daß selbst der Nischan Istichar dort seinen Träger in der Achtung des Publikums höher hebt, als irgendwo auf dem „geknechteten" Continente.

Von Capua folgen wir dem Helden des Stückes nach Neapel, wo er Prior im Kloster des heiligen Peter des Märtyrers wurde, weil, wie er fortfährt seinen englischen Bewunderern zu erzählen, drei Cardinäle in einem gemeinschaftlichen Briefe die Bitte an ihn stellten, sich nicht, wie er beabsichtigte, dem Orden zu entziehen und Weltgeistlicher zu werden. Leider ist es wahr, daß Achilli durch den

Einfluß eines Exdominikaners, Namens Semaria, Prior in Neapel wurde; man hegte immer noch die Hoffnung, ihn auf bessere Wege zu bringen. Er selbst übergeht seinen Aufenthalt in Neapel mit bescheidenem Stillschweigen; folgender Auszug aus einem offiziellen Zuschreiben der dortigen Polizei mag aber dieß Schweigen näher erklären. Es heißt dort: „der genannte Achilli, bekannt durch Gewohnheits-Ausschweifung, benützte diese Gelegenheit, um ein Mädchen von fünfzehn Jahren zu verführen *). Der Vater des Kindes klagte bei den neapolitanischen Behörden, und rief die Gerechtigkeit an. Nachdem man sich von der Richtigkeit der Anklage überzeugt, ergriff man Maßregeln zur Entfernung des verbrecherischen Mönchs. Dieß geschah am 8. September 1840. Anstatt aber in das ihm bestimmte Kloster zu gehen, begab der Ausgewiesene sich in das Haus eines Verwandten, und kehrte von da heimlich nach Neapel zurück, von wo er dann am 21. Febr. 1841 zum zweiten Male ausgewiesen wurde."

Es ist nicht die Inquisition, noch irgend ein geistliches oder römisches Tribunal, das so spricht, sondern die Polizei eines fremden Königreichs. Aus einer andern zuverlässigen Quelle ergab sich, daß die thierische That am Charfreitag verübt ward.

Wir kommen nun zu dem Wendepunkte der Achillis, zu jenen Händeln mit der Inquisition, denen der Mann seine englische Celebrität verdankt. Er selbst erzählt: „Im Jahre 1841 hielt ich mich meiner Angelegenheiten wegen in Rom auf und bekam mit der Inquisition zu thun, wovon das Ergebniß war, daß ich mich, müde, der katholischen

*) Hier folgt im Originale eine Stelle, die nicht wohl übersetzt werden kann: „Il suddetto Achilli, conosciuto in fatto d'incontinenza, profittò dell' opportunità per sedurre una giovanetta di anni quindici, e doppo averla stuprata la rese incinta, facendo poi sottoporre la giovane à sfogare la libidine anche di altro suo amico."

Kirche länger zu dienen, gänzlich vom geistlichen Stande lossagte, und bei der Inquisition für alle Zeit auf alle Ehren, Aemter und Vorrechte, die ich bis auf diesen Tag genossen hatte, Verzicht leistete. Die Inquisition verfaßte ihrerseits ein Decret, wodurch ich für immer von allen Zweigen meines kirchlichen Berufes enthoben wurde, und nachdem alles bei diesem Gerichtshofe Uebliche abgethan war, wurde ich mir selbst überlassen und hörte auf, ein Priester der römischen Kirche zu seyn. Im October 1842 verließ ich Italien und betrat die englischen Besitzungen, wo ich bis zum Januar dieses Jahres (1849) blieb, beständig mit Unterrichtgeben in den Wissenschaften und der Literatur beschäftigt, als naturalisirter Unterthan der englischen Regierung und im Collegium von Malta als Professor angestellt."

So Achilli. In Wahrheit verhielt sich die Sache, wie folgt: Er hatte um diese Zeit, wenn nicht schon früher, angefangen, nicht nur Lehren des Glaubens, sondern auch die Sittlichkeit mit den ärgerlichsten Reden zu höhnen, unter dem unverkennbaren Streben, sein religiöses und moralisches Verderben auch der Umgebung mitzutheilen. Deßhalb wurde er im Jahre 1841 vor die Inquisition geladen wegen irreligiöser und unsittlicher Aeußerungen, sowie grober thätlichen Vergehen processirt, überwiesen, für immer suspendirt und mit dreijähriger Verbannung nach dem fernen und einsamen Kloster Nazzaro bestraft, wo er jedoch nicht bewacht, nicht in eine Zelle gesperrt und nicht unter strenger Aufsicht gehalten wurde. Vor der Fällung des Spruches gestand er seine Schuld und unterwarf sich mit folgenden, in's Protokoll eingetragenen Worten jeder über ihn zu verhängenden Strafe: „Ich werde mit Ergebung jeden über mich ergehenden Spruch hinnehmen, und möge mein Bekenntniß ein hinreichender Grund zur Strafe nach Gutdünken des Gerichtshofes seyn" *).

---

*) Riceverò con rassegnazione qualunque disposizione venga

Da ihm, wie gesagt, in Nazzaro volle Freiheit gelassen wurde, entwischte er nach Ancona und segelte von dort gegen Ende des Jahres 1841 nach Corfu. Dieß sind die Vorgänge, welche in England zu den „Gräuelthaten der Inquisition gegen Dr. Achilli" verarbeitet wurden. Wir folgten in der Darstellung derselben einem trefflichen Artikel des Dublin Review (Juli, 1850), als dessen Verfasser wir mit ziemlicher Bestimmtheit Cardinal Wiseman bezeichnen können. Es standen ihm überall officielle Quellen und für die betreffenden Verhandlungen bei der Inquisition Auszüge und Abschriften aus den Originalacten zu Gebote.

Es ist kaum nothwendig, zu bemerken, daß man in Deutschland, und wohl in jedem andern Lande außer England, des Dr. Achilli „Händel mit der Inquisition" ganz anders beurtheilt haben würde. Man hätte diesen Convertiten, den der Verfasser des angeführten Artikels treffend mit Swift's berühmten Worten als „ein Unkraut, ausgejätet aus des Papsts Garten und verdorrt, noch ehe es über die protestantische Mauer geworfen wurde", bezeichnet — man hätte ihn nicht als einen Märtyrer der Inquisition und als ein lebendiges Zeugniß protestantischer Glaubenskraft dargestellt, wie jene Partei in England es that, die thatsächlich dem an gewissen andern fälschlich Beschuldigten oft verfluchten Grundsatze huldigt, daß der Zweck die Mittel heilige. Man hätte diesen „evangelischen" Don Pacifico für den würdigsten Candidaten einer ganz andern Anstalt, als des Klosters Nazzaro erklärt, und aus dem Verfahren der Inquisition, wenn je einen mißfälligen Schluß, den gezogen, daß die Rechtspflege dieses Tribunals eine sehr laxe seyn müsse. Einem solchen Schlusse gegenüber hätte von katholischer Seite vielleicht mit Bedauern zugegeben werden müssen, daß die römi-

emanata, e la mia confessione sia bastante a punirmi, come meglio crederà il Tribunale.

sche Kirchenzucht, streng in der Theorie, manchmal in der Praxis mit übertriebener Milde gehandhabt wird, wenn es sich um Angehörige des geistlichen Standes handelt. Nicht so im protestantischen England. Dort konnte noch in unseren Tagen ein gemeiner Missethäter, ein Auswürfling der Menschheit — wie Achilli — mit Verhöhnung alles Rechtes und gesunden Menschenverstandes zu einem Heiligen und Glaubenszeugen gestempelt werden.

Was aber begann nun der ehemalige Dominikaner und jetzt „Cavalier" Giacinto Achilli, wie er sich nennt, als englischer Unterthan und anglikanisch bibelgläubiger „Christ"? Er schreibt zunächst einen skurril-unverschämten Brief an Gregor XVI., dessen Druck, wie versichert wird, die englische Regierungspresse in Corfu zu besorgen die Gefälligkeit hatte. Der päpstliche Consul verlangt seine Auslieferung, als eines Mannes, welcher der schwersten Vergehen (delitti enormi) bezüchtigt sei. Herr Fraser aber, Sekretär des Lord-Oberkommissärs der jonischen Inseln, erklärt, der Inculpat sei mittlerweile protestantisch geworden, und könne nicht mehr ausgeliefert werden. Nachgewiesen ist ferner, daß der Mann, den reiner Drang nach evangelischer Wahrheit zuerst in die Kerker der Inquisition, dann in den Schooß der englischen Kirche geführt haben soll, zu jener Zeit Grundsätze äußerte, die seinen späteren Gönnern und Bewunderern denn doch höchlichst mißfallen haben müßten. Jedenfalls aber gehörte zu seinen antipapistischen Verdiensten, daß er eine skandalöse Statuette des Papstes anfertigen ließ *), und in möglichst vielen Exemplaren verbreitete.

---

*) Una statuetta rappresentante il sullodato Pontefice nella maniera la più scandalosa, e perfino oscena, wie ein Augenzeuge sich ausdrückt, der wenigstens ein Dutzend davon eigenhändig zerstörte.

Der neue „Christ" ermangelte natürlich nicht, sofort auch durch exemplarischen Lebenswandel den schlagendsten Beweis dafür, welch gräuliches Unrecht die Inquisition an ihm verübt hatte, in einer üppigen Fülle und Gründlichkeit zu liefern, welche dem Verfasser des mehrerwähnten Artikels nicht erlaubte, aus dem reichlich vorliegenden actenmäßigen Materiale mehr als eine Auswahl zu geben, und zwar „mit Weglassung des allzu Schmutzigen."

Es kam eine Schauspielertruppe nach Corfu, darunter ein Chorist, Namens Coriboni. Madame Coriboni und Ritter Achilli lebten öffentlich als Mann und Weib miteinander und gingen so nach Zante. Uebler, als dem indifferenten Choristen, erging es dem armen Schneider Nicolo Garamone, der in Corfu eine gewisse Marianna Crissaffi geheirathet hatte. Da die Mutter der Frau die ausbedungene Mitgift von hundert Dollars nicht bezahlen konnte, wurde ausgemacht, daß das Ehepaar unentgeldlich in ihrem Hause wohnen sollte. Garamone brachte seine sämmtliche Habe dahin, wurde aber von Mutter und Tochter mißhandelt, aus dem Hause getrieben, seiner Habseligkeiten beraubt, auf Alimentation verklagt, und zur Bezahlung von zwei Schillingen täglich verurtheilt, was seine Mittel weit übertraf. Ihm stieg starker Verdacht auf, daß ein Dritter im Complotte gegen ihn sei, der etwa seine jüngste Abwesenheit, während welcher er (bis October 1842) auswärts Arbeit gesucht, benützt haben konnte. Er bewachte Nachts das Haus. Um halb zwölf Uhr erschien Jemand, den seine Frau am Fenster ungeduldig erwartet hatte. Die Thüre öffnete sich, der Unbekannte trat ein, der wüthende Schneider aber stürzte ihm nach und fand den „Ritter" Giacinto Achilli in den Armen seiner Frau. Es entspann sich ein Handgemenge, der Ritter entfloh, flüchtete vor dem Verfolger in eine Zimmermannswerkstätte, wo er als Dieb verhaftet, jedoch wieder freigelassen wurde, nachdem er den wahren Sachverhalt erzählt hatte. Der Handel kam vor Gericht

und verursachte ungeheuren Skandal; noch im Jahre 1849 war der Ehescheidungsproceß des Schneiders bei der obersten geistlichen Behörde anhängig.

Der Ritter aber machte nach seiner Weise auch in Politik. In seinem Hause auf Corfu wurde das wahnsinnige Unternehmen der beiden Brüder Bandiera entworfen, die dann an der calabrischen Küste landeten, auf der Stelle ergriffen und erschossen wurden. Den beiden Verführern, Mazzini und Achilli, verdankten die unglücklichen Jünglinge ihr tragisches Ende. Letzterem hatten sie vor ihrer Abfahrt ihre goldgestickten Kleider, Uhren, Juwelen und eine Partie feinster Wäsche anvertraut. Zwei Tage später verkaufte er heimlich einen Theil des Depositums, brannte die Goldborten aus und erschien kurz darauf öffentlich in den Kleidern der armen Verführten, Alles, ehe man in Corfu wissen konnte, welches Schicksal sie erreicht hatte. Er mußte also ziemlich sicher seyn, daß die Geopferten nie zurückkehren würden. „Als später die Nachricht von Achillis Verhaftung nach Corfu kam", schreibt ein ehrenwerther Einwohner, „war die Freude darüber fast allgemein, und es erregte tiefe Sensation, als man erfuhr, er habe seine Freiheit wieder erlangt, die er, wie ich besorge, furchtbar mißbrauchen wird."

Von Corfu ging der vielverfolgte „Ritter", wahrscheinlich auf Einladung des anglikanischen Bischofs von Gibraltar, Dr. Tomlinson, nach Malta. Hier hatte man ein protestantisch-italienisches Collegium gegründet und mit Apostaten besetzt. Dr. Achilli wurde als Professor der Theologie mit 150 Pfund angestellt. Man sieht, es regnete dem glücklichen Manne Professuren, nur, daß er sie nie lange behalten konnte! Die Sache ist, was Malta betrifft, nicht vollständig aufgeklärt. Gewiß bleibt, daß nach kurzer Zeit das Betragen mehrerer Professoren des Collegs so anrüchig und skandalös wurde, daß der Rektor desselben, Dr. Hatfield, eine scharfe Untersuchung einleiten mußte, in Folge deren

Saccares (ein Mensch, der im trüben Wasser der römischen Republik fischen gegangen war) und Achilli ihrer Stellen entsetzt wurden. Höchst wahrscheinlich that die englische Regierung selbst ihr Möglichstes, um die Geschichte zu vertuschen; denn dieses italienische Collegium in Malta sollte nichts Geringeres seyn und werden, als eine Pflanzschule von Aposteln zur künftigen Protestantisirung Italiens.

Im Jahre 1848 war Achilli in England; 1849 ging er nach Rom, wo er im Februar ankam, später verhaftet wurde, aber, wie bekannt, unter Begünstigung der französischen Behörden wieder entkam. Nach seiner Behauptung wäre er neuerdings in der Haft der Inquisition gewesen. Da diese aber damals notorisch gar nicht in Thätigkeit war, so konnte er nur durch den höchsten Gerichtshof des Cardinal-Vicars verhaftet worden seyn, in welchem Falle er nicht in den Kerkern der Inquisition, sondern in der Engelsburg saß.

Aus dieser Zeit seines römischen Aufenthaltes ist noch der „ehrenhaften" Heirath und der politischen Wirksamkeit Achilli's Erwähnung zu thun. Er heirathete eine Miß Hely, d. h. er gab und gibt sie für seine Frau aus; denn da er in Wirklichkeit nicht in England naturalisirt wurde, folglich fortfuhr, römischer Unterthan zu bleiben, so stand er auch fortwährend unter dem römischen Eherechte, das aufzuheben selbst die Republik nicht Zeit oder Lust gehabt hatte; diesem Rechte gegenüber war er aber ein suspendirter Geistlicher und Religiose, demnach jede von ihm eingegangene Ehe eo ipso null und nichtig. Miß Hely, die Tochter eines englischen Kapitäns, war in Rom in einem sogenannten Conservatorio, einer Erziehungsanstalt für verwaiste Mädchen ausländischer Eltern, auf Staatskosten erzogen worden und bis zu ihrer Vereinigung mit Achilli katholisch gewesen. Der Mann, der sie „in der von unserer Kirche" (d. h. von der „italienisch-evangelischen Gemeinde") vorgeschriebenen Weise traute, war Fortunato Saccares, derselbe, dessen Verbindung mit

dem italienischen Collegium in Malta Dr. Hatfield auf so unceremoniöse Weise abgeschnitten hatte.

In England legten Achilli selbst und seine Gönner großes Gewicht darauf, daß das neue Kirchenlicht bei den damaligen revolutionären Zuständen Roms dennoch in politische Händel sich nicht gemischt habe. Er selbst behauptet dieß auf's Bestimmteste, mit dem Zusatze: er hätte, wenn er nur gewollt hätte, in die Kammer gewählt werden oder eine Stelle bei der provisorischen Regierung bekommen können. Gewiß bleibt aber nichts desto weniger, daß er ein eifriges Mitglied des Circolo Popolare war, der bekanntlich die Kammer selbst tyrannisirte, ihr seine Beschlüsse aufzwang, Hauptquartier des Pöbels war, und zu jeder Unordnung und Gewaltthätigkeit das Losungswort zu geben pflegte. In diesem Circolo Popolare stellte Achilli einstmals folgenden gotteslästerlichen Antrag, der durch Acclamation zum Beschlusse erhoben wurde: „Das Mitglied L. P. U. schlägt dem Circolo Popolare vor, das Bildniß des Heilandes zum beständigen Präsidenten zu ernennen, und so kann es dann heißen: Gott und Volk *).“

Diese Blasphemie hätte den Protestanten — Achilli war damals ja schon ein anglikanischer „Christ“! — ohne Zweifel doch wenigstens als gräulicher Götzendienst erscheinen sollen. Gleichwohl fand einer der englischen Panegyriker Achilli's, Sir Eardley Culling, es sei in katholischen Ländern Sitte, Vereine unter den Schutz Heiliger oder der Mutter Gottes zu stellen, und somit habe dieser Akt „eine wichtige sowohl

---

*) Der italienische Text lautet: „Il socio L. P. U. propone al circolo popolare di inalzare l'immagine del Salvatore come presidente perpetuo e cosi si puol denominare Dio e popolo.

G. Achilli.

Votata fu ammessa per acclamazione.“

Wir setzen den Text bei, weil nicht recht klar ist, wer künftig den Namen Gott und Volk führen sollte, Gott selbst oder der Klub.

religiöse, als antipapistische Bedeutung.“ Außerdem betheiligte der Ritter sich noch als Privatdemagog und als Pfuscher in radikaler Gesetzgebung, wie aus seinem eigenen Geständnisse hervorgeht, also in soweit jedenfalls an der Politik.

Als Episode sind hier die „enthüllten Gräuel der römischen Inquisition“ des Nähern zu erwähnen, an deren gemeinnütziger Offenbarung Achilli durch ausführliche Beschreibungen thätigsten Antheil nahm. Die Franzosen hatten unter Napoleons Herrschaft wohl hinlänglich Gelegenheit und sicher eben so große Neugierde, das Innere dieses geheimnißvollen Tribunals kennen zu lernen. Der Vicomte de Tournon, von 1810 bis 1814 kaiserlich französischer Präfekt von Rom, bemerkt darüber in seinen Etudes statistiques Vol. II, p. 47 Folgendes: „Die Amtsobliegenheiten dieser Congregation (del sacro officio), durch ihren Titel hinreichend angedeutet, sind wohl bekannt; was aber viel weniger bekannt seyn möchte, das ist die Mäßigung in den Entscheidungen und die thatsächliche Milde in dem Verfahren des Tribunals. Das bewies sich klar, als die französischen Truppen Rom einnahmen; denn sie fanden das Gefängniß des Sacro officio beinahe leer, und in der ganzen Einrichtung des Arrestlokals zeigte sich nichts, was darauf hingedeutet hätte, daß in neuester Zeit daselbst der Schauplatz grausamer Auftritte gewesen wäre. Im Gegentheile, die Ausdehnung der für die Gefangenen bestimmten Zimmer, ihre gesunde Lage und Reinlichkeit waren ein Beweis für die menschliche Gesinnung der Vorsteher dieses Gefängnisses, welches ohne irgend eine Veränderung in ein gesundes und wohleingerichtetes Wachthaus verwandelt werden konnte, so weit der Stadttheil, wo es liegt, dieß verstattete.“

So sprach damals ein ehrenhafter Offizier und ein Fremder. Auch nach 1814 behauptete nie Jemand im Ernste, daß in der Inquisition die Folter angewandt, Blut vergossen, oder Jemand ausgehungert worden sei. Erst jetzt sollte ein

frevelhaftes Lügenspiel der Art dem römischen Pöbel vorgeführt werden! Am 22. Februar 1849 besetzten die Republikaner den Palast und die sämmtlichen Gebäude der Inquisition; in den letzten Tagen des März erschien eine Ankündigung, die den Römern verhieß: daß vom 1. April an täglich das Innere der Inquisitions-Lokalitäten dem Publikum geöffnet seyn werde; „die gräulichen Kerker" — wurde prophezeit — „die Marterwerkzeuge und die in den jüngsten Tagen aufgefundenen Skelette würden das römische Volk mehr als je mit Haß gegen die gestürzte päpstliche Gewalt erfüllen." So geschah es, und alles müßige Gesindel Rom's betrachtete mit Entsetzen die eisernen Halsringe, Ketten und anderen schrecklichen Dinge. Die Illusion verschwand aber erstaunlich bald! Man fragte sich, warum denn das Alles nicht schon vom 22. Februar an zu sehen gewesen, und kam auf den klugen Gedanken, es möchte eben vorher von all den Gräulichkeiten nichts da gewesen seyn. Positive Beweise blieben nicht lange aus. Die Skelette, die man ihrer Grabesruhe entrissen hatte, waren die sterblichen Reste von in Rom hingeschiedenen Ausländern, sogenannten „Ultramontanen", die in der Ecclesia S. Salvatoris de ossibus oder ad Turionem, die an die Inquisition stieß und später damit vereinigt wurde, begraben gelegen. Seit undenklicher Zeit hatte jene Kirche wegen der Menge ihrer Skelette den Beinamen de ossibus, und schon ein Privilegium Karls des Großen ergibt, daß der ursprüngliche Zweck der Kirche die Bestattung jener „Ultramontanen" war*). — Von noch lebenden „Opfern" der Inquisition fand man bei dieser Gelegenheit nur drei; von Grausamkeiten aber, die ihnen widerfahren, verlautete zur Zeit gar nichts. Ein authentischer Bericht über die Inquisition

*) Sita est autem ista Ecclesia propter tradendi sepulturus (sic) pauperes et divites, nobiles et ignobiles, quos de oltramontanis partibus venturi cernuntur, ut omnes ibi sint sepeliendi.

vom April 1849 sagt vielmehr: „Die Betten sind gut, indem zu den Strohsäcken noch Matratzen geliefert worden. Die Kost besteht in Suppe, gesottenem Fleisch, noch einem Gerichte, Obst, Brod in Ueberfluß und einer Pinte Wein. Wenn der Zustand der Gefangenen bessere Kost nöthig macht, so gibt sie der Gerichtshof bereitwillig. Die Inhaftirten dürfen in den Gängen, in einer großen Halle oder in den Gärten spazieren gehen.“ Darauf lief jene aprilische Offenbarung der „Gräuel der Inquisition“ hinaus; den Achilli'schen „Enthüllungen“ that aber all Das selbstverständlich nicht im Mindesten Eintrag.

Alle bis jetzt erwähnten Thatsachen sind schon im Julihefte des Dublin Review von 1850 enthalten. Achilli war mittlerweile wieder nach England gekommen, und hatte von Kanzel und Plattform herunter als vagabundirender Apostel die „geistliche Trommel“ mit solchem Eifer und Nachdruck gegen die Papisterei gerührt, daß er bald für einen Löwen in Israel und eine große Acquisition der reinen Evangeliumslehre galt. Der Aufsatz des Dublin Review schloß mit den Worten: „Wir hoffen, daß die Widerlegung der von diesem Menschen im ganzen Lande ausgestreuten Verläumdungen gebührende Beachtung finden werde; wir fürchten keinen Augenblick, daß unsere Landsleute mit ihrem Sinne für Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, unsere Landsmänninen in ihrem Gefühle weiblicher Würde und Scham, fortfahren werden, einen Menschen als Helden und Märtyrer zu preisen und als Heiligen zu verehren, der unwürdig ist, mit ihnen die gleiche Luft zu athmen, sein Haupt verhüllen und im fernsten Winkel des Landes Buße thun sollte. Ginge aber ihre Verblendung wirklich so weit, ihm noch ferner als einem Prediger der Moral und Lehrer der Wahrheit ihr geneigtes Ohr zu leihen, dann müßten wir jenen Worten Juvenals Recht geben, die wir bisher, selbst auf das Heidenthum angewendet, für zu bitter erachteten“:

„Aude aliquid brevibus Gyaris aut carcere dignum,
Si vis esse aliquid."

Achilli ließ diese vernichtenden Enthüllungen ruhig über sich ergehen und fuhr fort, als „Diener des reinen Worts" den Engländern „Religion und Moral" zu predigen und das Papstthum, das apokalyptische Ungeheuer, niederzudonnern. Ein Jahr später hielt Dr. John Henry Newman in Birmingham vor den Brüdern des Oratoriums, einer der Congregation des heil. Philipp Neri affiliirten Laienbruderschaft, seine „Vorträge über die gegenwärtige Lage der Katholiken in England", und wiederum ein Jahr später lieferte der hohe Gerichtshof der Queen's Bench in einer Klagsache gegen Newman selbst den praktischen Commentar zu diesen Vorträgen, in denen der berühmte Theologe nachgewiesen hatte, woher es komme, daß der Protestantismus, besonders der englische, der seinem obersten Prinzipe nach tolerant seyn sollte, auch die Toleranz überall als Losungswort im Munde führe, in der Praxis bigotte Intoleranz, fanatische Verfolgungssucht, klägliche Befangenheit in finstern Vorurtheilen an den Tag lege. Im fünften dieser Vorträge war Newman auf Dr. Achilli zu sprechen gekommen, indem er als Quelle denselben authentischen Artikel des Dublin Review benützte, dem unsere bisherigen Angaben entnommen sind. Achilli machte eine Libellklage gegen ihn anhängig, und am 21. Juni d. J. kam die Sache im Gerichtshofe der Queen's Bench vor dem Oberrichter Lord Campbell und einer Special-Jury zur Verhandlung.

Da standen sich nun die zwei Convertiten, der berühmte und der berüchtigte, gegenüber in einer Lage, die Cardinal Wiseman zwei Jahre früher, als wenn er das Kommende voraus ahnte, treffend geschildert hatte. Er verlegt die Scene in die Zeit der heidnischen Kaiser Roms: „In jenen ersten Zeiten der Kirche standen auf der einen Seite des römischen Forums eine Schaar von Männern und Frauen,

die ruhig den Urtheilsspruch erwarteten, den die Welt über ihre vermeintliche Thorheit auszusprechen im Begriffe war. Darunter waren Einige, deren eigenthümliche Kleidung zeigte, daß sie wie Justinus zu der geehrten Classe der Philosophen gehörten; da waren Viele in der Tracht der Senatoren, Andere im priesterlichen Gewande, eine Menge von Leuten in dem einfacheren Anzuge ehrbarer Bürger. Ihnen zur Seite standen Matronen, edel von Gestalt und Geberden, Jungfrauen, mehr noch durch die Reize der Tugend als der Schönheit glänzend, schüchtern vor dem profanen Blicke der Heiden an die Mütter geschmiegt. Es waren die „Thoren um Christi willen"; die weisen und reichen und selbstsüchtigen Männer der Welt starrten und staunten sie an als Monstra der Einfältigkeit, unlösbare Räthsel sinnlosen Unverstandes, unerklärliche Thatsachen höchst möglicher Excentricität. Jener Priester hatte eine überreiche Pfründe vom Altare des Jupiter Tonans aufgegeben, jener Philosoph auf einen höchst einträglichen Lehrstuhl an der Akademie verzichtet, jenem Bildhauer pflegte man seine Apollo's Stück für Stück mit einem halben Talent zu bezahlen, jetzt will er keinen mehr machen, weder für Geld, noch für gute Worte. Jene Dame hatte ein prächtiges Haus auf dem Palatin, ein Landhaus in Tusculum, beide sind nun verwirkt; jene vornehme Jungfrau hat die glänzendste Partie mit einem jungen Patricier verschmäht. Und warum all das? Einfach, weil es ihnen gefallen hat, Christen zu werden! Das dumme Volk voll empörender Unvernunft! Als ob daran gelegen wäre, was einer glaubt, so lange er nur ehrbar und behäbig in der Welt fortkommt. Als ob ein abstraktes Ding, wie die Religion, jemals solche Opfer von der Stellung der Leute in der Welt fordern könnte! Und am Ende, wofür das Alles? Nun, wenn ihr wirklich wissen wollt, was diese Menschen für eine Religion angenommen, und weßhalb sie allen weltlichen Vortheilen entsagt haben, so geht nur einmal auf die andere Seite des

Forums, und ihr könnt Alles erfahren von Einem, der es euch aus bester Quelle auslegen kann, denn er war selbst einer ihrer Sekte, und hat sich von ihnen losgesagt wegen ihrer scheußlichen Thorheiten und ihres gräulichen Treibens; jetzt steht er auf der Rednerbühne und erzählt diese Geschichten dem Volke. Hört das Beifallsbrüllen! Das Volk jauchzt ihm zu — ein Zeichen, daß er jetzt gerade tüchtig losgelegt hat. Eilet, und laßt uns ihm zuhören."

„Da kommen wir nun heran und drücken uns unter den Haufen, der Schulter an Schulter sich um das Rostrum drängt, wo der berühmte Hyacynthus Achilles steht, und durch einen Dolmetscher (denn er ist ein Fremder) zu der Masse spricht. Er sagt dem Volke, das ihm mit offenem Munde und rollenden Augen zuhorcht, daß diese Christen, die er verlassen hat, heimlich einen Eselskopf anbeten und thyestische Gelage halten, täglich einen Säugling tödten und verspeisen, und in andern Gräueln rasen, die zu arg sind, als daß die schüchterne Bescheidenheit eines Neubekehrten sie auch nur erwähnen dürfte. Er hatte es natürlich nicht länger aushalten können und daher die gräuliche Verbindung verlassen. Man jauchzt ihm mit lauter Stimme zu; aber er lebt von soliderer Kost als von Volksgejubel. Beiträge werden für ihn gesammelt, sie fallen reichlich; mit Zuruf wird er von Stadt zu Stadt geleitet, allenthalben fetirt und fast angebetet; jede Geschichte, die er erzählt, wird als Orakel geglaubt; keiner ist in der Versammlung, der sich weigerte, den Eselskopf mit Haut und Haar zu verschlucken, obwohl sicherlich die Ohren herausgucken und das Eselsgeschrei aus dem Magen dringt. Und, was sagt nun die Menge dazu? „„Welche Narren das seyn müssen, jene Leute auf der andern Seite des Forums, jene Priester, Gelehrten, hochgebornen Damen, die Alles dahin gegeben haben für eine solche Religion. Was für ein weiser, verständiger, schätzbarer Mann dieser moderne Achillis seyn muß, der so klärlich eingesehen

hat, daß Einer im Nu für Armuth Behaglichkeit, für traurigen Cölibat eheliche Freuden, für ein obscures Daseyn den beschrieensten Namen, für die stille Clausur dichtumdrängte Rednerbühnen, für finstere Katakomben den glänzendsten Palast gewinnt — Alles durch einen so einfachen Akt, wie die Annahme der soliden und gesunden heidnischen Wahrheit! Es ist keine Gefahr für unsere Religion vorhanden, daß sie etwa in Abfall komme, so lange Männer von solcher Weisheit zu uns übergehen. Mögen jene Christen sich immerhin der Hunderte von Bekehrten rühmen, die aus den sogenannten höheren und gebildeten Classen täglich zu ihnen übergehen — ein solcher Held, wie dieser, entschädigt uns reichlich dafür.""

Diese Skizzen vom römischen Forum gediehen zwei Jahre, nachdem sie entworfen waren, in England Zug für Zug zur lebendigen Erscheinung. Da stand dem würdigen und weisen Achilli gegenüber der Thor um Christi willen, jener John Henry Newman, der einst ein berühmter, hochgestellter und reichbezahlter Professor in Oxford gewesen und jetzt ein armer Mönch ist. Das Forum hieß Queen's Bench, und Richter und Jury waren, wie oben beschrieben.

Newman hatte offenbar nichts Anderes übrig, als den Beweis der Wahrheit anzutreten. Erst in der neuesten Zeit war nämlich eine große Anomalie in der englischen Rechtspflege, die Unzulässigkeit des Wahrheitsbeweises nach dem Grundsatze: „Je größer die Wahrheit, desto größer die Verläumdung", gewichen, und dem Angeklagten das, was natürlich in den meisten Fällen sein einziges oder hauptsächlichstes Vertheidigungsmittel ist, der Erweis der Wahrheit seiner Angaben, freigestellt, in sofern anzunehmen wäre, daß die Veröffentlichung derselben zum allgemeinen Besten geschehen sei. Da die Verhandlungen des berühmten Processes selbst jüngst in allen deutschen Blättern mehr oder minder ausführlich enthalten waren, so können wir uns hier um so kürzer fas-

sen, als überdieß das eigentlich Charakteristische des Falles nicht in dem Zeugenbeweise (dieser bestätigte einfach Newmans Behauptungen Wort für Wort, wobei so skandalöse Dinge zum Vorscheine kamen, daß sie ohnehin nicht wiederholt werden könnten!) noch in den Vertheidigungsreden liegt (dazu war der Fall zu einfach!), sondern fast ausschließlich in dem Benehmen des Richters Lord Campbell und in dem Wahrspruche der Geschwornen.

Dr. Newman plaidirte „nicht schuldig", und erbot sich zu dem Beweise von dreiundzwanzig Punkten, des Hauptinhaltes: daß Achilli ein Ungläubiger, ein Heuchler, fleischlichen Ausschweifungen ergeben sei, und als Ordensmann eine skandalöse Aufführung gepflogen habe. Zu den oben bereits erwähnten Unzuchtsfällen waren während seines jüngsten Aufenthaltes in England, aus einer Zeit also, wo Achilli schon protestantischer Prediger und verheirathet war, noch fünf neue hinzugekommen. Auf Dieß alles nun stützte Dr. Newman seine Behauptung: es sei aus Rücksicht auf das öffentliche Wohl geschehen, daß die in den fraglichen Vorlesungen enthaltenen Aussagen veröffentlicht worden; denn damals habe große Aufregung im Lande geherrscht, zahlreiche Discussionen hätten sich an verschiedenen Orten über Controversen zwischen der römischen und der englischen Kirche erhoben, an denen Achilli so hervorragenden Antheil genommen, daß viele sehr achtbaren Personen auf seine Angaben und Darstellungen als maßgebende Zeugnisse sich berufen; es sei demnach von wesentlichem Belange gewesen, die Glaubwürdigkeit der Aussagen dieses Mannes durch Darlegung seines schlechten Lebenswandels und seiner schlimmen Antecedentien überhaupt als nichtig nachzuweisen. Wir übergehen die einleitenden Reden des Attorney-Generals (Staatsanwalts) und des Vertheidigers, als welcher ein Protestant und Mitglied des Parlaments, Sir A. Cockburn, fungirte.

Die von Seite der Vertheidigung beigebrachten Zeugen

waren zum großen Theile die in dem vorgeblichen Libell erwähnten italienischen Mädchen und Frauen selbst, welche die Freunde des Angeklagten aus ihrer Heimath herbeigeholt. Mit Eleanor Giustini, vierzig Jahre alt, verheirathet, begann das Verhör. Sie war die achtzehnjährige Eleanor Valente, die Achilli zu Viterbo in der Sacristei entehrt und ihr dafür ein altes Halstuch („älter, als er selbst", war ihr Ausdruck!), nebst drei Würsten geschenkt und einen Sonnenschirm versprochen hatte. Wir begnügen uns, diese Eine Zeugen-Angabe als Muster vieler ähnlichen zu erwähnen, die im Laufe des Verhörs vorkamen, und diesen Proceß zu einem der „pikantesten", richtiger: ekelerregendsten, machten, der wohl je vor den Schranken englischer Gerichte verhandelt worden. Es traten nach einander als Zeugen auf: Herr Grotte, ein katholischer Priester, der den schlechten Ruf, in dem Achilli zu Viterbo stand, bezeugt, und ein Memorandum des dortigen Polizeidirektors über alle gegen Achilli gepflogenen Untersuchungen überreichte. Dieses Document trug zur Beglaubigung das Stadtsiegel von Viterbo, worüber Lord Campbell bemerkte, das Papier „könne nichts beweisen, und wenn es zwanzig Stadtsiegel hätte". Dann S. Maria Balisano, die der Kläger als dreizehn- oder vierzehnjähriges Mädchen in der Sacristei des Dominikanerklosters in Neapel genothzüchtigt hatte, und deren Aussagen ihre Mutter, Sign. Gaetana Principe, bestätigte; mehrere Zeugen, die über den Umgang des Klägers mit Garamone's Weib in Corfu deponirten; Hr. W. Reynolds, der über seinen vertrauten Umgang mit dem Weibe des Choristen Coriboni, „einer notorisch Prostituirten", Auskunft zu geben wußte. Zwei andere Zeugen bestätigten die Aussagen. Ehrwürden George Hatfield, weiland Director des protestantischen Collegiums auf Malta, der Graf von Shaftesbury, Ausschußvorstand, Ehrwürden Al. Watt, Sekretär, und Dr. Bonavia, Professor an dem genannten Collegium, sagten über die Motive aus, welche

Achilli's Entlassung hervorgerufen hatten. Endlich folgten vier englische Mädchen: Harriet Harris, Jane Legge, Sarah Wood, Catherine Horman, die seit 1850 bei ihm und seiner Frau in Diensten gestanden waren, und sämmtlich Verführungsversuche von ihm erfahren hatten. Zwei derselben waren wirklich durch ihn zu Fall gekommen. Um seine schändlichen Zwecke zu erreichen, hatte er einem dieser Mädchen ein Gebetbuch, mit dem Titel: „Kommt zu Jesus", geschenkt, einer andern, die katholisch war, angeboten, sie „Beichte zu hören."

Die darauf folgende Verlesung eines amtlichen Schreibens der römischen Inquisition gab Lord Campbell, dem „Popularitätsjäger", wie Morning Chronicle ihn nennt, die schönste Gelegenheit, seinen „stumpfen Witz" in Lauf zu bringen. Als Dr. Grant, ein katholischer Bischof, darüber vernommen werden sollte, ob das Document nach seiner Ausfertigung und Form für authentisch zu halten sey? stellte Lord Campbell an ihn die Frage: „Wo ist Ihr Bischofssitz?" „Doch, entschuldigen Sie, ich will Sie nicht darum fragen?" unterbrach er sich schnell, in seiner witzigen Weise auf die Titelacte anspielend, und ärndtete wirklich lohnendes Gelächter. Das amtliche Schreiben der Inquisition wurde zwar sofort vom Lord Oberrichter als genügender Beweis für eine Angabe in der Vertheidigung zugelassen, aber unter folgenden bezeichnenden Terminis: „Gott sei Dank! in diesem Lande gibt es keine Inquisition und wird, hoffe ich, nie eine geben (Beifall!). Aber es ist genügend bewiesen, daß ein solches Tribunal existirt und somit, da ein Beweisstück unter dessen Siegel beigebracht wird, kein Anstand, dasselbe quantum valeat zuzulassen. Gott sei Dank! die Jurisdiction der Inquisition erstreckt sich nicht auf dieses Land (neuer Applaus!) und deßhalb fürchte ich nicht, durch Zulassung dieses Beweisstückes, wiewohl es der erste Vorgang der Art ist, der protestantischen Religion des Landes im Mindesten Gefahr

zu bereiten." Diese und ähnliche Aeußerungen des Lord Campbell waren es, die jedenfalls auf den Ausspruch der Geschwornen einen Einfluß ausüben mußten, der mit dem Amte eines unparteiischen Richters in aller Welt unvereinbar ist. Das Schreiben der Inquisition bestätigte einfach die Behauptungen des „Libells" in ihrem vollen Umfange.

Der Attorney-General gab ohne weitere Discussion zu, daß die Veröffentlichung dieser Thatsachen, wenn sie wahr seien, dem öffentlichen Wohle diene, und damit schloß das Zeugenverhör für den Angeklagten und die Sitzung. In der folgenden wurde Achilli vernommen. Seine Erwiderung war von Anfang bis zu Ende bloß eine durchgängige Abläugnung aller ihm zur Last gelegten und sämmtlich durch die bestimmtesten Zeugenaussagen bewiesenen Vergehen — Alles vorgebracht mit eherner Stirne und ohne Anstoß im glattesten Redeflusse.

Der Ausgang des Processes entsprach vollkommen der Art und Weise, wie er geführt wurde. Nach einer vierstündigen trefflichen Vertheidigungsrede Sir A. Cockburn's, einer zweiten Rede des Staatsanwaltes und einem dreistündigen Resumé Lord Campbells fiel der Wahrspruch der Geschwornen, deren Berathung gleichfalls drei Stunden dauerte: sie müßten alle dreiundzwanzig Anklagepunkte Newman's für unerwiesen halten, mit Ausnahme des neunzehnten, welcher besagt: daß der genannte Achilli am 16. Juni 1841 in Rom von dem Gerichtshofe der Inquisition suspendirt u. s. w. wurde. Auf weiteres Befragen durch Lord Campbell erklärten sie noch nachträglich: nur das Factum der Suspension, nicht aber die dem Urtheilsspruche zu Grunde gelegten Motive hielten sie für bewiesen. Die Geschwornen sprachen damit auf's Bestimmteste aus, daß Dr. Achilli, der während der Verhandlungen selbst abgelehnt hatte, die argen, ihm zur Last gelegten Verletzungen des Sittengesetzes abzuschwören, in ihren

Augen ein Muster von Moralität, und ein tadellos würdiger Prediger des Evangeliums sei. Gleichsam, damit diesem denkwürdigen Wahrspruche der Stempel der Selbstironie nicht fehle, erklärte ein Geschworner feierlich: daß keinerlei confessionelle Rücksichten das Urtheil der Jury geleitet.

Bekanntlich hat der Gerichtshof sein Urtheil noch nicht gefällt; das Publikum aber ist durch diesen Proceß mit einer so hohen Meinung von der Integrität englischer Rechtspflege erfüllt, daß man fest überzeugt ist, „Lord Campbell werde, wenn das Gesetz ihm einigermaßen diesen Wonnegenuß erlaubt, seine schwarze Mütze über die Stirne ziehen, und Newman an einen eben so hohen Galgen hängen, als der war, welchen der gottlose Aman für den unschuldigen Mardochäus errichtete.“ Einstweilen hat die englische „Gerechtigkeit“ den Triumph, den verhaßten Priester pecuniär zu Grunde gerichtet zu haben. Die Kosten des Processes belaufen sich bis jetzt auf zwanzigtausend Pfund, zu deren Deckung Newman gegen hohe Zinsen ein Capital leihen, und das Kloster seines Ordens in Birmingham als Hypothek einsetzen mußte. Achilli dagegen hat, außer einem glänzenden Sittenreinheits-Atteste, noch solideren Lohn für seine, der „evangelischen Sache“ geleisteten guten Dienste davongetragen. Nicht nur die Auslagen wurden ihm vergütet, er erhielt auch noch eine hübsche runde Summe als Prämie, hat sein Geschäftslokal, welches lange die Annoce „zu vermiethen oder zu verkaufen“ trug, wieder eröffnet, und setzt seinen italienisch-protestantischen „Gottesdienst“ mit neuen Kräften fort.

Freilich begutachtete der gesunder denkende Theil der englischen Protestanten dieses monströse Urtheil nicht, erkannte darin vielmehr geradezu ein schlechtverhülltes Attentat auf die Integrität der Rechtspflege, diesen Grundstein brittischer Freiheit und constitutionellen Lebens. Der fanatische Toll-

wahn des wüthenden Katholikenhasses hat in diesem Processe vor den Augen aller Welt einen Höhepunkt erreicht, auf dem er nothwendig sich überschlagen mußte. Die Times, das einflußreichste Journal in England, weil es das verlässigste und gewiegteste Organ einer großen und maßgebenden Mittelpartei ist, die Times, die zu keiner Zeit ihre gründlichen Antipathien gegen die katholische Sache in England verhehlt hat — sie sprach über Richter und Geschworne ihr lautes, unbedingtes „Schuldig" aus.

„Wohl ist es etwas Großes", sagt sie, „daß im protestantischen England das im Nationalglauben verkörperte Prinzip über seine römisch-katholischen Gegner triumphiren möge — aber etwas Höheres ist, daß die Gerechtigkeit in fleckenloser Reinheit und Unparteilichkeit gehandhabt werde — daß die Schranken des Gesetzes unangetastet und unverrückt bleiben — daß keinerlei subjektive Ansicht, nichts Anderes, als nur das leidenschaftslose und in höchster Unbefangenheit aufgefaßte Moralgesetz auf die Entscheidungen und das Verfahren unserer Gerichtshöfe Einfluß übe. Wir können nicht dulden, daß ein polemischer Erfolg um den Preis des unbefleckten Ruhmes unserer unparteiisch-lautern Rechtspflege erkauft werde, oder daß die für Beurtheilung des Zeugenbeweises festgestellten Normen umgestoßen werden, um irgend einer Vorliebe zu genügen oder sein Müthlein zu kühlen. Es gab eine Zeit, wo auf die unmöglichen und sich selbst widersprechenden Zeugen-Aussagen eines Oates, Bedloe und Dangerfield englische Geschworne unschuldige Männer zum Tode verurtheilten und von dem Richter das schmachvolle Lob ärndteten, sie hätten gehandelt wie „gute Protestanten." Hat ein Stück Vergangenheit von 170 Jahren uns wirklich gereinigt von jenen engherzigen Vorurtheilen, jener grausamen Parteiwuth, die in den Tagen des „papistischen Complotts" den reinen Born der Justizpflege vergiftete und dem Charakter einer Nation, der es sonst weder an Rechtsgefühl, noch an Mensch-

lichkeit fehlt, ein unaustilgbares Brandmal aufdrückte? Wird das Urtheil der gebildeten Classen dieses Landes und der großen europäischen Gesellschaft den Wahrspruch einer Jury bestätigen, die Dr. Achilli von jedem Flecken und Makel freisprach und darauf auszugehen schien, ihn auf eine höhere Stufe moralischer Reinheit zu erheben, als er sich selbst jemals angemaßt hatte."

„Dr. Newman erbot sich, auf den Kläger gewisse Acte geschlechtlicher Ausschweifung zu beweisen, und führte Personen vor aus einer großen Zahl der verschiedensten Orte, um über Vorgänge Zeugniß abzulegen, die sich auf einen langen Zeitraum vertheilten, und von denen sie, wenn ihre Angaben Glauben verdienten, die vollständigste Kenntniß hatten. Diese Zeugen geriethen nirgends in Verwirrung, wurden in keine materiellen Widersprüche verwickelt und gaben Nichts an, was sich durch sonst feststehende Umstände als unwahrscheinlich herausgestellt hätte. Wo immer Achilli seine Schritte hinwandte, scheint, mit Recht oder Unrecht, Skandal auf dem Fuße gefolgt zu seyn. Die Polizei in Neapel, die Inquisition in Rom, der bischöfliche Gerichtshof in Viterbo und die Gerichte in Corfu — alle hatten mehr oder weniger mit ihm zu schaffen — alle wegen des gleichen Lasters, und nach einem kurzen Aufenthalte in England finden wir schon eine Anzahl Weiber, welche die gleiche Klage gegen ihn erheben. Diese Beschuldigungen können weder katholischer, noch protestantischer Böswilligkeit zugeschrieben werden, denn sie begannen, als er der einen Religion noch angehörte, und dauerten fort, als er zur andern schon übergegangen war. Die Katholiken klagten ihn an, während er Katholik war, die Protestanten, während er Protestant war, und immer wegen derselben Sache. Er selbst lehnt es ab, seine Keuschheit durch einen besondern Eid zu bekräftigen und scheint damit einzugestehen, daß, wenn Dr. Newman verurtheilt wird, es nicht darum geschieht, weil er ihn fälschlich beschuldigt,

sondern nur, weil er nicht die rechten Fälle zum Beweise ausgewählt hat. Allen jenen positiven und gehäuften Beweisen hat Dr. Achilli gar nichts weiter entgegenzusetzen, als einfache Abläugnung. Wenn gar keine Beweismittel Dr. Achilli's eidliche Abläugnung überwiegen konnten, dann war das feierliche Gerichtsverfahren eine leere Posse; im entgegengesetzten Falle aber ist schwer zu begreifen, welche Art von Zeugenbeweis die Jury denn eigentlich erwartet haben könnte. Viele der Zeugen waren arm; aber gerade unter den Armen sucht die Verworfenheit ihre Opfer. Die That in flagranti konnte nicht bezeugt werden; aber solche Dinge gehen ja eben im Geheimen vor sich. Man schob alle Zeugnisse einfach bei Seite und schenkte ihnen keinen Glauben; das Prinzip aber, nach dem dieser Fall entschieden ward, würde jedem menschlichen Zeugenbeweise ein Ende machen. Wenn wir Publicität verlangen von Dingen, deren Wesen gerade in der Heimlichkeit besteht, Tugend bei Zeugen, die durch ihr eigenes Geständniß entehrt sind, dann mögen wir unsere Gerichtshöfe schließen und Straflosigkeit für alle Verbrechen verkünden, oder Ordalien und die schwarze Kunst an die Stelle der abgeschafften rechtlichen Untersuchung setzen. Nach unserem Dafürhalten hat die Rechtspflege in diesem Lande einen schweren Schlag erlitten, und die römischen Katholiken werden fortan nur zu guten Grund haben, wenn sie behaupten, daß es für sie in Fällen, wo die protestantische Gesinnung der Richter und Geschwornen rege werden kann, keine Gerechtigkeit in England gibt."

„Gerne möchten wir uns des Tadels über die Jury oder den Richter, unter dessen Auspizien sie dem Anscheine nach so gröblich geirrt hat, enthalten; aber es ist aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß der Fall nicht mit vollkommener Unparteilichkeit und nicht ohne confessionelle Rücksichten angesehen und behandelt wurde. Vielleicht war dieß kaum zu erwarten. Aber wenn man uns sagt, daß „Katholik" und

„Protestant" nichts mit der Sache zu thun habe, so möchten wir doch fragen, ob Jemand glaubt, daß der Wahrspruch ebenso ausgefallen wäre, wenn Dr. Achilli bis auf den heutigen Tag Mitglied der römischen Kirche geblieben, und der Angriff gegen ihn in einer Rede des Grafen von Shaftesbury vorgekommen wäre."

„Wir haben alle Achtung vor dem richterlichen Charakter und den Fähigkeiten des Lord Campbell, sahen aber gerade darum mit tiefem Bedauern, wie er in einem so kitzlichen und aufregenden Falle die Aufmerksamkeit auf die Titel-Acte lenkte, Gott wiederholt dankte, daß wir keine Inquisition in diesem Lande haben, und mit grotesker Feierlichkeit die Zuhörerschaft versicherte: die Vorlesung eines Aktenstückes der Inquisition bringe den protestantischen Glauben Englands nicht in Gefahr. Möchten wir nicht sobald wieder in die Lage kommen, ein Verfahren beleuchten zu müssen, so unanständig in seinem Wesen, so ungenügend in seinem Ausgange, so wenig geeignet, die Ehrfurcht des Volkes vor der öffentlichen Rechtspflege, oder die Achtung fremder Nationen vor dem englischen Namen und Charakter zu erhöhen."

XXX.

Historischer Commentar zu den neulichen „Berufungen" in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

Dritter Brief.

Der Streit über den Unterschied zwischen Nord= und Süd=Deutschland; die fremde „Aufklärung" und das bayerische Volk.

Ich habe in meinen zwei jüngsten Briefen an Dich über unsern neuesten Meinungs=Zwiespalt ausgeführt, daß die bayerischen „Berufungen" an die Universitäten München und Würzburg vor Allem von der religiösen Seite zu betrachten seien. Die Opposition gegen das Hereinziehen gewisser „Fremden" überhaupt wird aber zum großen Theile von Persönlichkeiten getragen, welchen das religiöse Moment gleichgültig ist. Bei ihnen kommt nur die national=politische Seite in Anschlag. Freilich hat auch diese Rücksicht ursprünglich wieder in den religiösen Verhältnissen ihren Grund, der selbst dem Bewußtseyn unserer Zeit noch nicht ganz entfallen ist. Solange die alte geistige Einheit der Völker im Glauben dauerte, war das erdhafte „Fremd" und „Einheimisch"

von sehr untergeordneter Bedeutung. Bayern blieb noch viele Generationen hindurch unter der Einwirkung des höhern Patriotismus, der das alte Ingolstadt groß und prächtig gemacht hat, und doch erhielt sich der eigenthümliche Charakter des Volkes in jedem Zuge unverwischt. Denn jene geistige Einheit bewegt sich in Sphären, welche die Nationalität unangetastet lassen, sie so, wie sie ist, in sich aufnehmen, ihr Achtung und Duldsamkeit gegen jede fremde Nationalität lehren. Das Gegentheil von allem Dem mußte das durch die Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts aus der geistigen Einheit der Kirche losgerissene Parteiwesen, die stolze und eigensüchtige, angeblich deutsch-nationale, Isolirung, wirken. Bezeichnend genug hat sie die Richtung nach der alten geistigen Einheit der Nationalitäten als „Ultramontanismus" zum Schimpfe gemacht, als wollte sie sich selbst mit der Schöpfung des Deutsch-Michelismus brüsten. Es ist ein trauriges Rühmen des Protestantismus, daß er das deutsche Nationalitäts-Gefühl trage und hebe. Er hat als specifisch-nationale Religion bis in das Innerste gespalten und zerrissen, was unter der alten Einheit bei aller Verschiedenheit verbunden war, indem er unter deutschen Volksstämmen Verhältnisse producirte, welche ganz andern Charakter tragen, als z. B. die alte National-Eifersucht zwischen Bayern und Schwaben, er hat den deutschen Norden dem katholischen Süden in einer allseitigen herben Schroffheit entgegengestellt, welche endlich jene beiderseits in das Mark des Volkes eingedrungene haßerfüllte Antagonie erzwang, mit der ich von nun an in einem ihrer bedeutungsvollsten Ausbrüche zu thun habe.

Als Ausgangspunkt der bittern Feindschaft zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands nimmt man gewöhnlich den Basler-Frieden von 1795 an. Sie ist aber weder so neu, noch überhaupt eine Folge politischer Stellungen gewesen. Es ist wahr und aus den schlecht verhüllten Plänen Friedrich's II. leicht erklärlich, daß schon die Zeit Kaiser Joseph's II. scharfes

Augenmerk auf das „Preußisiren" gerichtet hielt, wie man damals benannte, was später „Borussismus" und endlich „Gotha" oder „deutsche Politik Preußens" hieß. Eine durchgängige Verschiedenheit des Volkscharakters selbst lag aber bereits vordem im allgemeinen Bewußtseyn, dem z. B. ein bekanntes Lied Schubart's nur Worte lieh. *) Man war auch norddeutscher-, vielmehr protestantischerseits überhaupt, sich wohl bewußt, daß diese Unterschiede auf rein religiösem Grund und Boden erwachsen seien. Von solchen Aeußerungen protestantischer Blätter, z. B. der „Allgemeinen Zeitung," nicht zu reden, will ich mich beispielsweise allein an die Flugschrift: „Deutschland und Preußen oder das Interesse Deutschlands am preußischen Staate" (Berlin 1806. S. 7. 29) halten. Das seiner Zeit als ein wichtiges Dokument betrachtete Libell rühmt von der Seite, die es vertritt: „Im südlichen katholischen Deutschland prädominirt offenbar der Körper über den Geist, im nördlichen protestantischen der Geist über den Körper." Dieser Satz wird nach allen Beziehungen des Lebens erläutert und erhärtet, bis zu der Schlußäußerung: „Gewiß spricht der gemeine Soldat zu Dresden, Berlin und Breslau besser (deutsch), als jeder österreichische General." Damit man aber ja nicht übersehe, wie dieses Geistes-Prädominat bloß rein religiösen Vorzügen zu verdanken sei, findet sich noch

*) Um nur einige Andeutungen über diese Verschiedenheit nach ihren handgreiflichsten Erscheinungen zu geben, will ich bloß eine Stelle aus der Besprechung der Feuerbachischen „Criminalfälle" in der Hallischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung" (1809) anführen: „Eine Bemerkung kann Recensent nicht unterdrücken! Die rohere kräftige Natur der südlichen Deutschen spricht sich auch in diesen Criminalfällen aus: es sind lauter robuste Verbrechen, aus wilder Leidenschaft erzeugt, schnell beschlossen, rüstig ausgeführt; nirgends begegnet uns darin jener matte Lebensüberdruß, jene Verbrechen aus moralischer Langeweile, die in den Rechtsfällen des nördlichen Deutschlands so häufig vorkommen."

die ausdrückliche Bemerkung: „Es bedarf keiner Erinnerung, daß ich hier (wo von der geistigen Versunkenheit des Südens die Rede ist) nicht von den protestantischen Schwaben und Franken, sondern vorzüglich von Bayern, den katholischen Schwaben und österreichischen Ländern spreche." Ueber Bayern — heißt es weiter — walte zwar jetzt ein besserer Genius, seitdem nämlich norddeutsche Protestanten in großer Zahl zur Bearbeitung des bayerischen Volksgeistes „berufen" worden. Man muß sich aber verwundern, wie der Verfasser von diesen „Berufungen" irgend einen ihm genehmen Erfolg erwarten konnte, da er doch in richtiger Consequenz selbst die Behauptung aufstellt: „Versetzt man den Protestanten plötzlich in ein eifrig katholisches Land, wie es der größte Theil von Süddeutschland ist, so sieht er sich gleichsam verrathen, wie unter einem fremden Volke. Alles verstößt gegen seine Begriffe, seinen Geschmack und seine Grundsätze, und er sieht sich beobachtet und belauert von denselben Priestern, welche die geheimsten Gedanken der Herzen ihrer Heerde in dem Beichtstuhle belauschen, und darum das Scepter ihrer Macht so kräftig schwingen" u. s. w. Wird denn der „Versetzte" nicht ebendarum in alle Ewigkeit „fremd" im Lande, ja meistens in seinen Nachkommen noch dem Volke abgeneigt bleiben, dem er dienen, das er bilden soll.

So gut wußte man damals selbst, daß nicht die extranei an sich, sondern die „extranei und heterodoxi" *), und auch diese — wie der Verlauf meiner Darstellung unter Bezeichnung der ehrenvollsten Ausnahmen unwidersprechlich darthun wird — nicht als solche, sondern mit der intriganten In-

---

*) S. v. Pelin's Schrift: Die Academie der Wissenschaften und ihre Gegner. Eine Beilage zu der Rede des Herrn Präsidenten Freiherrn von Weinbach in der bayerischen zweiten Kammer am 20. Apr. d. J. gegen die Academie gehalten. Allen Academien gewidmet. München 1822. S. 13.

toleranz, dem gehässigen Dünkel, der unvergleichlichen Anmaßung, der Eroberungs- und Herrschsucht, welche ihnen so oft anhängt, es sind, die, in katholische Länder „berufen," nie einheimisch und dem eingebornen Volke befreundet werden können, weil sie, mit Einem Worte, nicht — wollen. Dennoch gab man sich noch jederzeit den Anschein des Martyrthums, wollte stets der angegriffene Theil seyn, während man in Wirklichkeit nie aufhörte, als angreifender offen und insgeheim zu operiren. So wurde in Bayern kaum der allgemeine Unwille über dieses Treiben laut, als Thiersch, der junge „Berufene" aus Sachsen, in der anonymen Flugschrift: „Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland" (München 1809), mit kecker Stirne die unwidersprechliche Thatsache verkehrte, daß Norddeutsche seines Schlages es waren, welche zuerst jene „Unterschiede" auf das gehässigste hervorgehoben, und bis zur Stunde die süddeutschen Katholiken mit der wegwerfendsten Verachtung behandelten. Er stellte ohne Scheu dieselben Leute als arme unschuldig Verfolgte dar, die über den ganzen katholischen Süden sich ausließen, wie es, um der Tagesblätter zu geschweigen, z. B. in Reinbeck's, des Redakteurs am „Morgenblatte," „Briefen über Heidelberg" gerade zu lesen war, und während der „Morgenbote", eine josephinisch-napoleonisch-revolutionäre „Zeitschrift für die österreichischen Staaten", unter dem Titel: „Süden und Norden" einen wahren Codex diplomaticus von derlei Schimpfereien zusammenregistrirte.

Insbesondere wußte man bald an ein paar ständigen Worten den Geist der Flugschriften und Artikel über das bayerische Volk zu unterscheiden; hieß es im Anfange gleich: „die bayerische Nation ist derb, stark, kraftvoll, bieder" — so erkannte männiglich hierin das freundliche Gesicht, mit dem man den Pudel beim Pelze erhascht, um ihn mit Schlägen zu traktiren. Es ist nur zu wahr, was ein bayerisches Organ

den 10. Febr. 1810 den „berufenen Fremden" vorhält, deren Anmaßung bereits den Höhepunkt erreicht hatte, daß man in Norddeutschland erweislich schon in den frühesten Zeiten unermüdet war, über die „unbehülflichen und unwissenden Bayern" ganze Beschreibungen zu liefern, und eine souveraine Superiorität über die bayerischen Gelehrten dadurch zu erlangen, daß man jede Gelegenheit ergriff, um von „Unwissenheit, Bigotterie und Faulheit" der Bayern zu sprechen. Die „Berufenen" selbst sagten dem Volke wenig verblümt in's Gesicht, was ihre auswärtigen Gesinnungsgenossen laut ausriefen. So erklärte, um nur Ein Beispiel anzuführen, ein weitverbreitetes norddeutsch-protestantisches Organ in einer Recension der „pädagogischen Reise" des Prof. Röckel von Dilingen: das wegen seiner Bildung hochgepriesene Bayern sei noch himmelweit von der Bildung der protestantischen Staaten entfernt; kein eingeborner Schriftsteller habe etwas auch nur Mittelmäßiges geleistet; Alles, was in neueren Zeiten dort geschehen, müsse man ganz allein den Ausländern zuschreiben, welche sich die undankbare Mühe gäben, die rohen Bayern zu civilisiren; doch habe man wenigstens an Röckel die Erfahrung gemacht, daß er in eben dem Verhältnisse, als er tiefer in's Land gekommen, an Verstand und Artigkeit zugenommen, indem die attisch gebildeten Umgebungen in Sachsen selbst aus dem gestaltlosesten bayerischen Klotz einen Merkurius zu schnitzen vermöchten. *) — Bayern war oft genug, um gerecht zu seyn gegen das Ausland, ungerecht gewesen gegen sich selbst; aber eine solche Sprache konnte doch nicht zur Empfehlung seiner „Bildner", dieser „extranei und heterodoxi", dienen, welche gierig über das Land hergefallen waren, um es sich vorerst — geistig zu incorporiren.

*) Hallische allg. Lit. Zeitung s. die „Neue Oberdeutsche allg. Literatur-Zeitung" 7. Dez. 1809; vgl. das Intelligenz-Blatt derselben Zeitschrift vom 10. Febr. 1810.

Vom Ursprunge an durch exclusive Einseitigkeit deutsch-nationaler Ueberhebung charakterisirt, mußte der Protestantismus nothwendig als erobernde Macht gegen die annoch ungebeugten Nationalitäten deutscher Stämme auftreten; andern Theils naturgemäß zu dem Streben nach einer höhern geistigen Einheit über der Deutschheit gedrängt, mußte er wieder von der alten katholischen Einheit das gerade Gegentheil voll intoleranter Feindseligkeit werden. War die alte Einheit positiver Natur gewesen, darum verträglich mit dem Altherkömmlichen und Nationalen, es sich anschmiegend, pflegend und veredelnd, so war die projektirte neue Einheit negativer Natur, unduldsam gegen die fremde Nationalität, bis zum Wahnsinn zerstörungssüchtig gegen alles Alte, Herkömmliche und Unbeugsame in politischer und socialer, wie in religiöser Hinsicht. Verlangte der Protestantismus einerseits höchste Achtung vor seiner ausdringlichen deutschen Nationalität, so vergönnte er andererseits aus jenem doppelten Gesichtspunkte keinem Andern die seinige. Zur neuen geistigen Einheit aber sollte die „Aufklärung" werden, in welcher er sein anderes Selbst erkannte, und ihr philosophischer Vernunftstaat, also im Grunde eine bloße und leere Negation, welcher nacheinander der Illuminatismus, der Jakobinismus und der Napoleonismus*) einen Inhalt zu schaffen suchten. Sobald nun auch Regierungen katholischer Länder sich unter die falsche geistige Einheit dieser „Aufklärung" zu versammeln, und ihre Völker mit hinüber zu nehmen suchten, so konnte es nicht fehlen, daß sie auch mit deren Nationalitäts-Gefühl in Collision geriethen, und mit ihrer von Oben geförderten „Bildung" im Lande fremd blieben, sammt den zu diesem Zwecke von „aufgeklärten" Musterschulen des Auslandes „berufenen" Meistern. Es

---

*) und, wie „aufgeklärte" nationalen Gegner damals offen behaupteten, hinter allen Dreien (anfänglich auch den Napoleonismus nicht ausgenommen) die — „Freimaurerei".

standen ihnen religiöse, politische und sociale Antipathien zumal entgegen, Anknüpfungspunkte nirgends zu Gebote; sie stießen selbst bei den Parteien der eingebornen „Aufgeklärten" an, denn mit dem Verlust der alten geistigen Einheit des Katholicismus war bei solchen das edle Nationalitäts-Gefühl, das z. B. in Ingolstadt einst mit freudigem Stolze auf die berühmten, das Bayerland zierenden und ehrenden fremden Lehrer gesehen, gleichfalls in gehässige National-Eifersucht ausgeartet. Kein Land in Deutschland zeugt lauter für diese Wahrheiten als Bayern. Ein paar Decennien hindurch arbeitete man daselbst rücksichtslosest und mit allen Mitteln der Gewalt an der Landes-„Aufklärung", und ist damit dennoch bis auf diese Stunde „fremd" im Volke geblieben.

Man knüpft den Beginn der „Aufklärungs-Periode" in Bayern gewöhnlich an den Regierungsantritt des Kurfürsten, nachherigen Königs Max Joseph I., und insoferne mit Recht, als er der Erste war, der mit Consequenz von Oben herab „aufklärte." An den wahren und großen Errungenschaften des menschlichen Geistes zu participiren, hatte man in Bayern nie versäumt; dem letzten Fürsten aus dem altkatholischen Hause, Max III., dem Vielgeliebten, gestehen selbst eifrige Neuerer zu, er habe die „Aufklärung" befördert, aber „mit aller Vorsicht", und nicht ohne ihre Haupt-Schildträger von „den schleichenden finstern Creaturen" sich anschwärzen zu lassen. Wie guten Grund der Kurfürst und die „finstern Creaturen" zum Verdachte hatten, erfuhr schon sein Nachfolger Karl Theodor in einem Maße, das ihm sofort und für sein Leben lang alle „Aufklärung" gänzlich verleidete und verfeindete. Einem Hause entsprossen, das seit der Reformation großentheils in erster Reihe unter den Fahnen der religiösen Neuerer gestanden war, hatte auch er sich der neuen „Aufklärung" rückhaltlos angeschlossen, und fand, um mit fürstlicher Hand in ihrem Dienste zu schanzen, nun ein reiches Feld am alten Bayerlande. Er ging rüstig an's Werk. Da ließ

ihn plötzlich die Entdeckung der Geheimnisse des Illuminaten-Ordens, eines neubayerischen Gewächses, das eigentliche Ziel und Ende der „Aufklärung" sehen. Seine Liebe zu ihr verkehrte sich in Haß und Verfolgungssucht. In dem Illuminatismus hatten sich nämlich die geheimsten Zwecke der Freimaurerei, welche stets hinter dem Berge hält und nur durch zeitgemäß eingerichtete Ausläufer, ihre verlornen Posten, in die Aeußerlichkeit tritt, so weit geoffenbart, daß der vollkommen ausgebildete Inhalt und Charakter jener geistigen Einheit deutlich zu erkennen war, welche die „Aufklärung" damals an die Stelle der alten Einheit in der Kirche bringen wollte. Es war ein aristokratisch-republikanisches Ordensreich mit eigenthümlich theokratischer Färbung, eine Art von Wiederholung des „neuen Reiches" der ersten Wiedertäufer, welches alle confessionellen und nationalen Unterschiede verschlingen sollte, und in dem offenbar auf eine passende Stelle für einen bayerischen Kurfürsten nicht vorgesehen war. Die starke Verbreitung, welche der Orden unter den aufgeklärten Landskindern bereits gewonnen hatte, mußte Karl Theodor mit finsterm Mißtrauen erfüllen. Die „Aufklärung" war jetzt in Bayern wieder polizeiwidrig; nur die Geistlichkeit litt weniger unter jenem Mißtrauen, und sie war es auch, welche — nach dem Geständnisse der Neuerer selbst — nur um so eifriger fortarbeitete, den Geschmack an der „schönen Literatur" weckte, neue Auflagen römischer und griechischer Klassiker verbreitete, die man nachher wieder aus dem Auslande beziehen mußte, zur Verbesserung der Muttersprache mitwirkte, die „religiösen Begriffe des Volkes läuterte," aber leider nicht selten selbst zur Partei der falschen „Aufklärer" gehörte, wofür sie bei diesen noch dazu schlechten Dank ärndtete.

Ein Menschenalter später, als der erste Taumel vorüber war, ärgerten sich selbst entschieden „Aufgeklärte", daß man jetzt so Vieles „als neuerfunden oder gar erst seit Kurzem aus den Landen des Lichts hereingebracht" speichelleckerisch an-

preise, was weit schöner und kräftiger schon unter Karl Theodor dagestanden. Während dessen Lebzeiten aber hatten sie seine Apostasie mit bitterm Hasse und heimlichen Hetzereien gestraft, zu welchen der Fürst freilich auch nicht wenig Anlaß gab, so daß sich allgemeines Mißvergnügen im ganzen Lande verbreitete. Der Sterbetag Karl Theodors war ein „höchst erfreulicher Festtag", besonders für München, und sein Nachfolger wurde „mit unbeschreiblichem Jubel" durch alle Gassen und Straßen ausgerufen. Die ganze Aufklärungspartei war außer sich vor Entzücken; es wußte ja Jedermann, daß der neue Kurfürst, ohne Aussicht auf den Thron, kümmerlich in französischen Diensten lebend, die Ideen der neuen französischen Schule, den belobten „Haß gegen Vorurtheil und Aberglauben", eingesogen habe, daß sein erster Minister, dessen allesvermögender Einfluß auf den gutmüthigen Fürsten nicht weniger bekannt war, ein alter Illuminat, wegen seiner tiefen Verwicklung in den unsaubern Orden bei dessen Entdeckung in Bayern flüchtig gegangen, von dem damaligen Prinzen von Zweibrücken aber mit offenen Armen empfangen worden sei.

Der Minister versammelte auch wirklich bald alte illuminatischen Freunde um den Fürsten *), scheint sich aber wohl

---

*) Als es sich in Bayern bereits im Jahre 1801 um Einführung einer repräsentativen Verfassung handelte, unter dem Adel und dem Klerus aber Stimmen laut wurden: Bayern habe schon eine „treffliche Constitution" in den alten Ständen, die nur des Schutzes und der Ausbildung bedürfte, da circulirte in Handschrift ein Aufsatz bei jener altständischen Opposition, der unter dem Titel: „Maximilian Joseph II. an's Herz und Ohr gesprochen" dem Fürsten, an dessen Thronbesteigung sich so glänzende Hoffnungen geknüpft hatten, vorstellte: „Du wolltest das Glück Deines Volkes, folglich durch eben dieses Mittel seine wahre Freiheit! Aber Du bedurftest Menschen zur Ausführung Deiner Plane, und welche Menschen nahten sich Dir? welche Menschen erhaschten Dein Vertrauen? — Du willst Dein Volk aufklären; aber welche Menschen reichen Dir

noch anderer Bekanntschaften und Erfahrungen aus dem Ordensleben erinnert zu haben, wenigstens war es eine seiner ersten Regierungshandlungen, daß er alle geheimen Gesellschaften in Bayern verpönte, und den Staatsdienern das Verbot bei Strafe der Cassation einschärfte. Auch die gepriesene Verleihung der Preßfreiheit erlaubte nur „Aufklärung" im Sinne der Regierung; mißliebige Schriften verbot und unterdrückte man ohne Umstände; die Jakobiner und „Aufklärer" auf eigene Faust knirschten vor Wuth, daß in

---

die Fackel des Lichts? — Menschen, einst eingeweiht in die Mysterien und noch jetzt trunken von den Grundsätzen eines Bundes, der in Bayern seine erste Rolle spielte, und von dort aus die Fürstenstühle und die Tempel untergrub! Eines Bundes, der zwar dort unterdrückt schien, dessen Grundsätze sich aber nur desto sicherer fortpflanzten durch die ganze Generation, wenn schon das Schwert des Gesetzes die äußerliche Vereinigung auf einige Zeit hinderte. Eines Bundes der durch Aehnlichkeit der Grundsätze, und wohl selbst durch eine andere Kette, enge verschwistert war mit jenem Bunde, durch den, kraft eben dieser Grundsätze, Frankreichs Thron umgestürzt wurde. — Menschen voll Ehrgeizes, voll Oberflächlichkeit, voll falscher oder schiefer Begriffe, voll Egoismus und Sucht zu reformiren, zu herrschen, zu glänzen, zu verwirren, und in der Verwirrung zu ärndten, wo sie nicht gesäet hatten. — Sie machen Dich mißtrauisch gegen den alten Adel und ungerecht gegen die Diener der Religion, damit sie jede Stütze des Thrones von Dir entfernen" u. s. w. — Gegen diesen halben Bogen Papier entlud sich die jakobinische Wuth in einem ganzen Buche: „Die Zeichen der Zeit oder die letzten Zuckungen des Adels und der Pfaffen in Bayern. Köln, Jahr IX." Jedoch sollte diese Schrift nichts weniger als eine Apologie der hart mitgenommenen „Trabanten" des Kurfürsten seyn, die als falsche Knechte der „Aufklärung" halsstarrig auf halbem Wege Halt gemacht hätten. Sie erklärt vielmehr über jene „Rathgeber, die den Fürsten umzingeln" (S. 34), ganz offen: „Da möchte man freilich seufzen, und dieses Babylon bedauern; ohne alle fixen Grundsätze wird über die Kreuz und die Queere gehandelt." Und das hieß man — „aufklären!"

Bayern jetzt größtentheils die hochgestellten „Quiescenten in der Aufklärung“, die „ehemals vertriebenen Illuminaten“, „Verfolger der Preßfreiheit geworden seien, und die Schleichwege der Verfolgten zu entdecken nicht errötheten.“ Die durch den Illuminatismus spargirte „Aufklärung“ und das neuere Jakobinerthum trugen nämlich jetzt ihre Früchte. Mit ihnen hatte sich, nach vertraulichen Geständnissen des geheimen Raths Schenk, eines „berufenen“ Protestanten, vor dem nachmaligen Akademie-Präsidenten Jakobi vom 21. December 1800, „eine Abneigung gegen die Religion und gegen die bestehende Regierungsform, überhaupt eine solche Reformsucht gepaart, daß die Franzosen selbst gestanden, nirgendwo einen so leicht entzündbaren Revolutionsstoff als in Bayern und im Herzogthum Würtemberg gefunden zu haben.“ Wenn „diesen Herren Alles nicht genug war“, was die Regierung in der „Aufklärung“ that, wenn sie z. B. Aufhebung sämmtlicher Klöster, Abschaffung gewisser „Religionsgebräuche“, eine repräsentative Verfassung u. s. w. verlangten, und, wie Schenk meint, durch diese „übertriebenen und leidenschaftlichen Forderungen“ die sogenannten „Obscuranten“, was man jetzt „Ultramontane“ nennt, „gegen jede, auch noch so weise Verbesserung mißtrauisch machten“, so war jedenfalls dieses „Mißtrauen“ vollkommen gerechtfertigt; denn bald darauf machte bekanntlich die Regierung selbst, für die „Beförderung des Volksglückes“, jene „übertriebenen und leidenschaftlichen Forderungen“ zu den ihrigen. Nur was die landständische Verfassung betrifft, war die Praxis etwas abweichend. Die „Aufklärung“ leidet überhaupt nicht gerne Schranken, und gefällt sich in einem künstlich verblümten Despotismus; sie kann ohne solchen gar nicht regieren, und konnte es am wenigsten in Bayern. Der förmliche Landtag war seit 132 Jahren nicht mehr berufen worden; man hatte sich mit dem permanenten Ausschusse beholfen. Diesem für die ungeheuern Geldbewilligungen gute Worte zu geben, fiel lästig; da man

für den allgemeinen Ruf nach endlicher Versammlung eines Landtags taub blieb, und doch den Ausschuß unausgesetzt um Geld drangsalirte, wurde auch dieser überdrüßig, wie denn das Haupt des bayerischen Adels, Graf Max von Preising, geradezu austrat, ein Mann, der aus reinem Patriotismus ohne Besoldung die wichtigsten Staatsämter versehen, und noch jüngst, ohne einen Heller vom Staate anzunehmen, mit allem Glanz und Pomp eines kurfürstlichen Ambassadeurs Bayern am Rastatter-Congresse vertreten hatte. Man gedachte ohnehin, die landständische Verfassung nicht zu „verbessern", sondern ganz aufzuheben, und that es auch, nachdem man im Stillen ganz Bayern mit einer Fluth von Schriften überschwemmt hatte, welche diese Maßregel als einen Akt der humanen Gesinnung der neuen Regierung für das Volksglück, für Wegräumung veralteter Formen, für Gleichstellung aller Stände u. s. w. in Aussicht stellten *). Bekanntlich erhielt Bayern erst viel später wieder eine ständische Verfassung; es war unter Anderm kein Mittel, als dieses, mehr übrig geblieben, den aus einer heillosen Finanzwirthschaft jeden Augenblick drohenden Staatsbankerott abzuwenden. Vorerst stopfte man den lärmenden „Aufklärern" und Jakobinern mit einem sehr freisinnigen Entwurfe, der natürlich auf dem Pa-

---

*) Jene Stimmen für „Verbesserung der Landschaft" hatten neben der Repräsentation des Adels, der Städte und des Klerus besonders eine eigene Vertretung des Bauernstandes verlangt, noch dazu mit der Modifikation: „Da dieser letzte Stand sich aus seinem eigenen Mittel, wegen Mangel an nöthigen Kenntnissen, nicht leicht selbst repräsentiren kann, und etwa heillose Intrikenmacher und unruhige verschmitzte Köpfe, die nur das Wasser trüben, um darin fischen zu können, und die nicht das Wohl der Committenten, sondern bloß das ihrige suchen, unglücklicher Weise zu seinen Vertretern wählen dürfte, so ist unstreitig das Beste und Sicherste, wenn der Landesherr selbst durch von ihm zu benennende Subjekte diesen Stand bei der Landschaft vertritt."

pier blieb, den Mund und erwarb sich vor Allem durch ein angemessenes Verfahren mit dem alten Glauben des Volkes ihren vollen Beifall.

Selbst aus verschiedenen Lagern fremder „Aufgeklärten" kamen schwere Vorwürfe, daß die Regierung „auf den religiösen Sinn des Volkes nicht hinlänglich achte"; der ganze Norden Deutschlands sah mit Erstaunen auf das wahnsinnige Gebahren im altkatholischen Bayern, und Jakobi z. B. stellte (den 10. Nov. 1803) seinen Freund Schenk in München über die Gewaltthätigkeiten und Mißgriffe zur Rede, mit denen man in Bayern „aufkläre", weil ganz Holstein voll davon sei. Schenk wußte selbst das heillose Treiben nicht zu rechtfertigen; man vertraue eben, meint er, „der Wahrheit (!) und der Zeit nicht genug, und aus Furcht, es möchte wieder Nacht werden, wirke man mit übermäßiger Anstrengung, dieweil es noch Tag sei." Die Klöster hätten aufgehoben werden müssen, weil sie — „schädlich geworden"; „man müsse in einem katholischen Lande, besonders in Bayern, gelebt haben, um sich davon zu überzeugen." Namentliche Gründe für diese Maßregeln, die in der Ferne und selbst Protestanten unbegreiflich waren, gibt der geheime Rath nicht an; wahrscheinlich waren es, neben den Bedürfnissen verschiedener aufgeklärten Kassen, die, welche nachher Docen, der sich auch eines „Rufes" erfreute, dem Könige zusang: weil bei „ängstlichern Maßregeln", als die Aufhebung der Klöster war, „wo fern vom Segen der Natur geschieden thatenlos hinschwand des Lebens Welle", der „bayerische Ruhm sich schwerlich in so kurzer Zeit mit dieser Energie entfaltet", der „regsame Geist" der Bayern (man denke!), „niedergebeugt unter den Fesseln mönchischer Leitung", sich nicht „so eifrig hätte emporschwingen können". Die Brutalitäten im Vollzuge wie die Härte, womit überhaupt den Bauern die „Aufklärung" von den Landrichtern eingetrichtert werden wolle, sei nicht im Willen der Regierung gelegen, erklärt Schenk;

die „Aufklärung", fährt er fort, „hat ihre Fanatiker, wie der Aberglaube, besonders ist dieß der Fall bei den Neuaufgeklärten in Bayern, die gegen alle Dogmen tolerant sind, nur nicht gegen den Katholicismus, dessen Fesseln sie abgeworfen haben." Das sei nur zu wahr! „aber wen man zur Ausführung nehmen solle" — als diese Menschen, da sich natürlich kein ehrliebender Mann der Räuberei zum Werkzeuge hergab!

Indeß hatte der „bayerische Ruhm" allerdings seinen Höhepunkt erreicht! In den Journalen des vulgären Aufkläricht̃s (so z. B. in Venturini's „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts") zeichnete sich Bayern immer „am vortheilhaftesten" aus. Es war endlich in ganz Deutschland stabile Uebung geworden, sich über Bayern zu unterhalten, und den ächt bayerischen Vaterlandsfreund erfüllten daher bereits im Jahre 1804 eben so trübe, als begründete Besorgnisse, ob die Regierung es je noch einmal dahin werde bringen können, daß von ihr und von Bayern in der gesellschaftlichen Conversation wieder so wenig Notiz genommen werde, wie etwa zehn Jahre vorher. Ignorirt uns, um Gottes willen! so lauteten die Stoßseufzer aufrichtiger Seelen in Bayern. Was das katholische Volk zu der rescriptmäßigen Durchführung der königlich bayerischen „Aufklärung" sagte, das will ich nicht erzählen, ich referire bloß aus „aufgeklärten" Schriften *); so viel ist aber ziemlich allseitig zugestanden, daß

*) S. z. B. die Schriften: Vertrauliche Briefe aus München an einen Freund außerhalb Bayern, o. O. 1801. S. 12. 43; — Gottlieb Wahrlieb: Bayerns Regierungsgemälde. München 1817. S. 22 ff.; — Bayern unter der Regierung des Ministers Montgelas. Deutschland, im Verlag der Kämpfer für deutsche Freiheit. 1813. S. 12. 21. (— ein leidenschaftliches und von einer unlautern Persönlichkeit herrührendes Anklage-Libell, das daher mit Vorsicht und unter Rücksichtnahme auf die erschienenen Apologien zu benützen ist); — Jakobi's auserlesener Briefwechsel. Leipzig 1825 (die betreffenden Briefe von und an Schenk). II, 297. 339; (vgl. v. Koch-

der Jubel bald verstummte, welcher den neuen Fürsten empfangen hatte, obgleich dessen an sich gutherzige Persönlichkeit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nie vollständig sinken ließ, „wenn nämlich einmal“ — wie es im Volke hieß — „die Illuminaten und Jakobiner von ihm entfernt würden.“

XXI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Als in den April- und Maitagen 1849 das südwestliche Deutschland bis auf den Grund aufgerührt wurde, that sich im bayerischen Schwaben ein Jude aus Bamberg als besonders preiswürdiger Held der That für „Durchführung der Reichsverfassung“ hervor, denn im Heldenthum mit Worten konnte Niemand der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ den Rang streitig machen. Als Haupt des Augsburger März-Vereins versammelte der Jude bis gegen die südlichsten Gränzen Bayerns hin an verschiedenen Orten das „Volk“, wie

---

Sternfeld: Max. Graf von Preising. München 1827); — Miscellen für die kgl. bayerischen Staaten und die angränzenden Länder. 1806. III. Stück. S. 135; — Zeitschrift: „Allemannia“. 1815. IV, 164; — Bayern am Schlusse des Jahres 1804, ein Taschenbuch für das Jahr 1805. S. 35, 53.

denn er es war, der den 6. Mai bei Kempten „die Algäuer" auf die Reichsverfassung schwören ließ; die „Allgemeine" hatte inzwischen alle Hände voll zu thun mit ausführlichen Berichten über März-Vereins-Versammlungen und den „so ausgesprochenen Willen des Volkes", mit dem Abdruck märzvereinlicher Addressen in ihrer ganzen Länge und Breite, und mit Nachweisen, daß jene „finstern Manifestationen" der namentlich im katholischen Bayern aufgetretenen Gegner des Frankfurter Elaborats nicht die geringste Beachtung verdienten. Den 15. Mai tobte in Augsburg ein blutiger Zusammenstoß zwischen Militär und Reichsverfassungsvolk; die „Allgemeine" berichtete darüber mit einer secretirenden Zweideutigkeit, die eine Reihe von Reclamationen in ihren Spalten hervorrief. Den 16. Mai wurde der Bamberger Jude festgesetzt; die „Allgemeine" sah in der Ekstase Kanonen vor seinem Kerker, und „über den Grund" der Arrestirung, schrieb sie, „haben wir nichts Sicheres erfahren", wie sie denn gegen sein Treiben nie ein Wort des Tadels fand. Nachdem aber der vagabundirende Exagitator in Edinburg jüngst wegen mehrfacher gemeiner Betrügereien zur Deportation verurtheilt worden, bekennt nun die „Allgemeine": er habe damals „hier in Augsburg eine Demagogie der gemeinsten Sorte getrieben." Es ist bekanntlich jenen „finstern Manifestationen" zu verdanken, daß die „Allgemeine" jetzt nicht mehr treibt, was der Jude damals in der Politik „getrieben", sondern, zwar nicht conservativ ist, wozu Charakter gehörte, wohl aber conservativen Gewalten zu Gefallen spricht, weil sie für den Moment gesiegt haben. Sonst hat wohl hie und da bei Einzelnen wiedererwachtes Rechtsgefühl den revolutionären Schwindel überwunden; aber nicht so bei der „Allgemeinen" und den Ihrigen; da war nichts Derartiges zum Wiedererwachen vorhanden. „Es ist traurig zu denken, was für Menschen es zum Theil gewesen, die in den Jahren der Bewegung eine, wenn auch kurze politische Rolle spielen durf-

ten" — so schließt sie ihren Bericht über den deportirten Mitkämpfer von Ehedem, fügt aber zur Vorsorge sogleich bei: „Doch hat darum keine Partei der andern etwas vorzuwerfen; wir sind alle Sünder und ermangeln des Ruhmes."

II.

Zustimmungs-Addresse!

Die Belgier wären nie in so ingrimmigem Hasse gegen die Holländer erglüht, wenn die holländische Regierung nicht in den Zwanzigerjahren ihren religiösen Sinn gänzlich mißkannt und verhöhnt hätte. Paulus in Heidelberg, der damals sein seichtes Werk über das Leben Jesu herausgab, wurde von der niederländischen Regierung zu Rathe gezogen, was für Lehrer auf den belgischen Universitäten angestellt werden sollten, und Paulus hat z. B. Ernst Münch dahin befördert. „Solche Mißgriffe der Regierungen können Niemand mehr schaden, als den Regierungen selbst. Wer protestantische Rationalisten über katholische Professuren entscheiden läßt, handelt nicht bloß gewissenlos, sondern auch unpolitisch." — So zu lesen in Wolfgang Menzel's „Literaturblatt" Num. 56. vom 14. Juli 1852.

III.

Weltgeschichtliche Standpunkte.

„Die unparteiische Geschichte kann nur noch als katholische oder protestantische oder als — specifisch königlich

bayerische Geschichte vorgetragen werden." W. Menzel's „Literaturblatt". Num. 56. vom 14. Juli 1852; vgl. auch den Erlaß wegen Bearbeitung eines „Lehrbuchs der bayerischen Geschichte für die Jugend in den Schulen."

IV.

„Katholische Propaganda."

Unter dieser Rubrik weist das Inhaltsverzeichniß der „Allgemeinen Zeitung" vom 29. Juli auf folgenden Text: „Aus Schwerin wird durch Berliner Blätter vom 24. d. die Vermuthung von neuen Uebertritten zum Katholicismus ausgesprochen; dießmal nennt man einen Herrn von Klöden, einen höhern Forstbeamten in großherzoglichen Diensten." Das also nennt die „Allgemeine" — „katholische Propaganda." Es ist aber jetzt nicht selten noch in viel weiterem Sinne von „katholischer Propaganda" die Rede. Den 2. Aug. z. B. berichtet dasselbe Blatt sogar die Thatsachen: daß die „klerikale Partei" am Rhein seit den beiden letzten Jahren thätiger, als seit Jahrhunderten, gewesen, Kloster an Kloster, Verein an Verein sich reihe, die vornehmsten und begütertsten Damen opferwillig ihr Vermögen zeichneten und den Schleier nähmen, in Einem Jahre um 145 Conferenz-Vereine vom heiligen Vincenz mehr geworden, und gleichfalls in Einem Jahre der Boromäus-Verein 3000 neue Mitglieder gewonnen — das Alles berichtet die „Allgemeine" unter der Rubrik: „Fortschritte und Erfolge der katholischen Propaganda." — Freilich kämpft das Blatt mit unangenehmen Umständen in nächster Nähe, vor denen der Times schon aus der Ferne graut; daß in den höchsten Kreisen von ganz

Deutschland, Oesterreich ausgenommen, nichts weniger als katholische Sympathien herrschen, gewährt nicht mehr genug Trost. Es ist um's „Volk", um's „Volk"! Steht ja sogar der Heerd und Ausgangspunkt aller humanistischen „Aufklärung" in Deutschland, der Wittwensitz der „großen Geister", nicht mehr so fest zur Fahne; selbst in Thüringen folgt Conversion auf Conversion, und verlautet über eine wunderbare Bewegung der Geister sogar aus Halle, wo Studenten angefangen hätten, sich genauer umzusehen, was denn eigentlich katholische Lehre sei. Man kann nicht wohl umhin, aus Schlesien von Monat zu Monat Dutzende von Conversionen zur alten Kirche zu melden. *) Man muß anerkennen, daß auch unter dem hohen und niedern Klerus der Slaven überraschende Rührigkeit herrscht, sogar auf literarischem Gebiete, und reiche Frucht trägt. Es läßt sich — abgesehen von dem wiedererwachten kirchlichen Leben in Frankreich, als von einer offenkundigen Thatsache — nicht läugnen, daß auch in Spanien, nach allen Verwüstungen der rationalistisch-liberalen Hundstage, die katholischen Missionen wie erquickender Thau die sittlichen Kräfte des Volkes beleben. Von England ist, trotz seiner Nopopery-Regierung, ohnehin nur über die enorme Gelehrigkeit eines fanatisirten Pöbels zu berichten, noch dazu über Achilli und Stockport mit Glimpf nicht hinauszukommen. Man muß von Irland erleben, daß nicht nur, wie in der Ordnung ist, die protestantische Prediger-

---

*) Was die massenhaften Uebertritte zum Protestantismus betrifft, welche aus Schlesien jüngst aller Welt kundgethan wurden, so lag gleich die Vermuthung nahe, es möchten vielleicht einige „Deutschkatholiken" den gewaltigen Zahlen zu Grunde liegen. Aus verläßiger Privatmittheilung erfahren wir jetzt: „Daß bei uns viel Abfall von der Kirche vorkomme, ist eine ächt kirchenfeindliche Lüge; dagegen zählen wir jährlich in Breslau allein 200 bis 300 Uebertritte vom Protestantismus."

schaft im Lande, sondern „leider“ auch der katholische Klerus bei den Parlaments-Wahlen sich betheiligt, daß diese „Priester“ mit ihrem Streben nach tüchtigen Vertretern der katholischen Interessen im Parlament sogar in durchaus befriedigender Weise durchgedrungen sind. In Sardinien macht der „Klerus“, der „bitterste Feind der Verfassung“, gegen das neue Ehegesetz „umfassenden Gebrauch vom Petitionsrecht“; die Regierung, „die Wirkung dieses Gebahrens fürchtend“, befiehlt ihren Beamten „strenge Maßregeln“, aber Alles „scheitert“ — „der Klerus gewinnt die Oberhand.“ Auf Preußens kirchenpolizeiliche Energie — auch eine „Errungenschaft“, obwohl keine von 1848! — ist offenbar doch noch zu wenig Verlaß. Anderweitige, fast halb schüchterne Zeichen von feindseliger Kälte gegen die Kirche in höchsten Kreisen, die den Ausschlag nie mehr geben, was soll das bedeuten! Vielleicht geht durch die antikirchliche Welt gar eine Ahnung von kommenden Zeiten, für welche erdgeborne „Religionen“ ein Unding wären, nicht aber so die — alte Kirche! Kurz — für alle jene und andere kräftigen Regungen katholischen Geistes muß man einen gehässigen Gesammt-Titel haben! Wessen man im Grunde gegen sie bedarf, das sind — Regierungs-Gewaltmaßregeln! Ist aber nur einmal ein gehässiger Gesammt-Titel unter den Leuten zur banalen Phrase geworden, dann ergibt sich auf dem unentbehrlichen Fundament der Lüge leicht und wie von selbst das Uebrige. Wie sollten wir die alte Taktik nicht kennen! Nur einmal den Collectiv-Namen: „katholische Propaganda“ dem Publikum auf die Zunge geheftet! darunter versteht sich ja „Störung des confessionellen Friedens“ von selbst! Was kann man sich dagegen bei dem bisher üblich gewesenen Ausdrucke: „Bewegung auf kirchlichem Gebiete“, weiter denken; er ist zu unschuldig und harmlos, als daß man ihn nicht ausschließlich für protestantische Bruchtheile in Reserve behalten müßte. Wenn z. B. ein vager Bericht „von der französischen Grenze“ in

der „Allgemeinen" (den 1. Aug.) von „Fortschritten des Protestantismus in Frankreich" erzählt, und der „stillen Wirksamkeit ächt evangelischer Christen", bei dem voraussichtlichen Drucke der Regierung *), Einigkeit im Gegensatze zur deutsch-protestantischen Zerrissenheit und „jenes männlich ernste Verfahren" als Muster empfiehlt, wodurch die Hugenotten im sechszehnten Jahrhundert (!) sich ausgezeichnet, so wird das nicht etwa auch als „Propaganda", sondern als „Bewegung auf protestantisch-kirchlichem Gebiete" einregistrirt. Wenn da-

*) Daß Louis Napoleon die Kirche und ihre Rechte achtet, kann die „Allgemeine", im sehnsüchtigen Andenken an die Gesinnungstüchtigkeit der Orleans, gar nicht verwinden; es kommt nicht selten zu lächerlichen Ausbrüchen des Kummers. Heute meint sie: die (trotz des Unwillens ihrer Familie und aller Plackereien mit deren Predigern schon längst eifrig katholisch-gesinnte) Princessin Wasa sei bloß in Aussicht auf ihre Verbindung mit Napoleon katholisch geworden (?), „ein für die Stellung der jetzigen Regierung in Frankreich zur katholischen Kirche bezeichnender Schritt, im Gegensatze zur Heirath des verstorbenen Herzogs von Orleans, wo ein solcher Glaubenswechsel der Braut nicht nöthig gefunden wurde." Morgen heißt es: alle protestantischen und jüdischen Lehramts-Candidaten sind von den Aufnahmsprüfungen absolut ausgeschlossen; die Sache ist nicht ohne; ja, sie ist richtig! Uebermorgen: Nein! von den Prüfungen sind sie nicht ausgeschlossen; aber sollte das Gerücht „ganz grundlos gewesen seyn"? „vielleicht doch nicht"; ein anderes und wahrscheinlicheres Gerücht erhält sich, daß man nämlich bei den Anstellungen im höhern Lehramte nach „confessionellen Rücksichten" verfahren, Nichtkatholiken ganz oder von den meisten Fächern ferne halten werde. So wiederholt man wieder und wieder, treibt die Sache bis zu der Behauptung: auch aus den untersten Gemeindeschulen würden die „protestantischen Kinder" ausgestoßen werden, ob nun Mittel da wären, eigene Schulen für sie zu errichten oder nicht, und wenn die Eine Lüge heute widerrufen wird, so steht morgen schon wieder eine andere an ihrer Stelle. Semper aliquid haeret; auch diese Taktik ist nicht neu und zeichnet die Herren Correspondenten!

gegen ein französischer Forstmeister katholisch würde oder die Katholiken dort ein Kloster gründen, dann liegt „katholische Propaganda“ vor; die neue Reiseprediger-Armee in Preußen ist nur eine „Bewegung auf protestantisch-kirchlichem Gebiete.“ Wir selbst müßten uns feierlich verwahren gegen den Titel: „protestantische Propaganda“, für Auferstehungs-Versuche Außerkirchlicher. Wir leben in Bayern, so gut wie die „Allgemeine Zeitung“, und wissen aus Erfahrung, wie diese aus ihrem eigenen Lebenslauf, was „protestantische Propaganda“ ist. Feuerbach's Briefe haben erst jüngst noch die bezüglichen Begriffe geschärft und geklärt. Darum möchten wir z. B. die „innere Mission“ nicht so benennen, im Gegensatze zur „katholischen Propaganda“ der „Allgemeinen.“ Freilich weiß man nicht, wie lange es dauern wird, bis auch sie den jetzt noch gnädig protegirten Regenerations-Versuch innerhalb des Protestantismus als verwerfliche Machination „protestantischer Jesuiten und Ultramontanen“ verdammt. So charakterisirt man im Norden jetzt schon da und dort die Koryphäen dieser allerdings ursprünglich und specifisch katholischen und im dogmatischen Grunde entschieden antiprotestantischen Institution. Doch ist sie noch Modesache, Gegenstand schwärmerischer Begeisterung unter Hochgestellten und vorzügliches Mittel, sich beliebt zu machen. Die „Allgemeine“ schämt sich daher, für jetzt noch, selbst dieser Frömmigkeit nicht, und verdächtigt das mächtige Walten des Geistes, der allein noch das Abendland vor Anarchie und Barbarei retten kann, vorläufig bloß in seiner Erscheinung als — „katholische Propaganda.“

V.

Parität und Communismus.

Nicht der geringste unter den staatsrechtlichen Begriffen, welche als wächserne Nase zum Drehen nach Belieben dienen

müssen, ist leider noch immer die „Parität." Durch nichts ist der „confessionelle Friede" mehr gefährdet, als durch die Mißhandlung dieses Fundamental-Begriffes. Man ist protestantischer Seits gewohnt, so oft es die Usurpation irgend eines Rechtes gegen die katholische Kirche gilt, die „Parität" geradezu als — confessionellen Communismus zu interpretiren. Ein interessantes Beispiel davon bietet eine preußische Correspondenz aus Rom in der „Allgemeinen Zeitung" vom 29. Juli (Beilage), welche sich beklagt, daß die Verwaltung der deutschen Stiftungen in Rom seit 1806 an Oesterreich allein überlassen sei, und zur Untersuchung auffordert, „ob das kanonische Recht Laien ohne Weiteres gestatte, in solcher Weise über kirchliche Stiftungen zu verfügen." Das „kanonische Recht", wird angedeutet, verlange die Betheiligung aller deutschen Regierungen bei der Verwaltung jener „kirchlichen Stiftungen." Und welche Consequenzen ergeben sich aus diesem Gesetze des „kanonischen Rechts" bezüglich der Realisirung der Stiftungszwecke? Antwort: „In diesem Falle hätten auf die von unsern Vorfahren überkommenen Vermächtnisse (die deutschen Stiftungen in Rom) Protestanten wie Katholiken, schon nach den Begriffen des natürlichen Rechts, ganz gleiche Ansprüche, da ja bis heute noch in keinem Lande Germaniens Enterbung für diejenigen staatsrechtlich decretirt ist, welche aus dem katholischen Confessionsverbande in den protestantischen, oder umgekehrt, hinübertreten." Des Pudels eigentlicher Kern ist die gewünschte Gründung einer Schule für protestantische Deutsche in Rom aus dem Vermögen jener Stiftungen! — Wir aber — was sollen wir noch weiter von „rein katholischen Stiftungen" reden? Was man unter diesem Namen begreift, ist Alles bloß unausgeschiedene Erbschaftsmassa, deren Theilung jeden Augenblick für protestantische Bedürfnisse nach dem „natürlichen Rechte", und, wie es scheint, selbst nach dem „kanonischen Rechte", angesprochen werden kann. Es fragt sich nur noch um Eines? Gelten diese

„Rechte" und diese Grundsätze kirchlicher Gütergemeinschaft, gilt der nach Einer Seite hin gepredigte paritätische Communismus umgekehrt auch für Katholiken, und z. B. in Preußen selbst? Einige Paare protestantischer Kinder in Rom sollen eine eigene Schule haben, und zwar aus katholischen Fonds! Wie kommt es aber, daß man uns gerade jetzt aus einer überwiegend katholischen Provinz Preußens schreibt: „Auch wo wir (Katholiken) 80 Kinder haben, bringen wir keine Schule auf die Beine; wo dagegen 10 protestantische Kinder beisammen sind, errichtet der Staat eine solche."

VI.

Eine Lanze für den „Rundschauer"!

Der „Rundschauer" der Kreuzzeitung hat jüngst als eine besonders starke Garantie für die Wiederkehr des „rechtmäßigen Einflusses", durch welchen Preußen „geistig" auf Deutschland zu wirken berufen sei, den Umstand angeführt: daß „Preußen fast gleichmäßig die Elemente der Kirche der Zukunft, Römer und Protestanten, in seinem Schooße trage." „Kirche der Zukunft!" — was soll das im Munde des „Rundschauers" heißen? fragte man sich erstaunt in katholischen Organen, und es entstand über den aus frühern Zeiten her schwer verdächtigen Ausdruck nicht geringer Lärm. Man stellte an den „Rundschauer" sogar die Interpellation: ob es denn wirklich möglich sei, daß man sich auf conservativer Seite irgendwo noch einmal so weit versteige, die Kirche der „Römer" à la Laurahütte „reformiren" zu wollen? Man scheint andererseits auf den Verdacht gerathen zu seyn, der „Rundschauer" habe für genannte Kirche der „Römer" gleich ein direkte einzunehmendes Plätzchen auf der breitesten Basis der landeskirchlichen „Union" ausersehen, um so mehr, als er sich dem Anscheine nach, wie der bekannte „Hans im

Glück" des Mährchens, über die reiche Mannigfaltigkeit freut, in welche die „Union" auseinander geht, seitdem die königliche Verordnung über gesonderte Vertretung der Confessionen im Oberkirchenrathe leisen Anstoß gegeben, und welche sich bereits in sechs (aus der „Union" zwischen zwei Confessionen herausentwickelten) Hauptbildungen oder Confessionen präsentirt: der altlutherischen, der neu- oder unionistisch-lutherischen, der altreformirten, der neu- oder unionistisch-reformirten, der altunionistiischen, der neu- oder bekenntnißlos-unionistischen. Aber mit allem diesem Argwohn hat man dem „Rundschauer" Unrecht gethan! Wir finden in einem andern Organe seiner Partei *) durchaus verständliche Aufklärung über das Wesen seiner „Kirche der Zukunft". „Die Ansichten" — heißt es dort — „über die ganze, Christo gefällige Gestalt der deutsch-evangelischen Kirche gehen noch weit auseinander. Sie gehen auf das schärfste nach den beiden Seiten auseinander: ob der Herr, bis daß er kommt, die Deutschevangelischen in den abgesonderten Wohnungen lassen wolle, nach Bekenntniß, Cultus, Verfassung rc., oder ob der Herr für die Deutschevangelischen noch ein Haus der Zukunft verborgen halte, und es aufthun wolle zu seiner Zeit, also, daß aus der fruchtbaren Tiefe des göttlichen Wortes und den frei durchlebten beiderseitigen Bekenntnissen und kirchlichen Lebensgütern dennoch für das künftige Geschlecht, als einen Salomo Gottes, eine Pflanze hervorwüchse, die alles ächte Kirchenmark, heiße es reformirt, lutherisch oder bis jetzt noch katholisch, in sich gesogen hat zu einem Leben, „„da keiner sagt von seinem Gut, es ist mein, sondern halten alle Dinge gemein."" — Gewiß wäre dem ehrenhaften „Rundschauer" und seiner Partei zu wünschen, daß sie der „evangelischen Wahrheit" sicherer wären!

*) Im Hallischen „Volksblatte für Stadt und Land" vom 7. August 1852.

XXII.

Historischer Commentar zu den neulichen „Berufungen" in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

V i e r t e r B r i e f.

Die fremden Gelehrten in Bayern; alte und neue Münchener Akademie; die Berufenen und das bayerische Volk.

Du wirst Dich, mein Freund! nicht wundern, daß ich von einer starken und einflußreichen Partei eingeborner „Aufklärer" und doch wieder von der Opposition des bayerischen **Volkes** gegen die „Aufklärung" spreche; das aber wirst Du vielleicht nicht begreifen, wie bei dem großen Reichthum an einheimischen Elementen dieser Art die Regierung auf den Einfall kommen konnte, noch eine ganze Schaar ausländischer „Aufklärer" zu „berufen". Daß jene bayerischen Neologen, nachdem sie aus der alten katholischen Einheit gefallen, in der das Volk um jeden Preis verharren wollte, nothwendig mit dem eigenen Vaterlande zerfallen mußten, ist klar; sie behandelten es auch schon in den Tagen Karl Theodors als Feindesland. Schweifwedelnd vor den Prinzipien des modernen und in Bayern neumodischen Protestantismus

schändeten und beschimpften sie es vor dem In- und Auslande, in infamen Correspondenzen an ausländische Blätter, in einer specifisch der Besudelung des eigenen Nestes gewidmeten Literatur: dem „Zuschauer in Bayern", den „Briefen aus dem Noviziat", dem „Intelligenz-Blatt" Kohlbrenner's, dem „Phantasten-Almanach" u. s. w., und besonders durch die tägliche Praxis in den Schulen. Mit studierter Verachtung des einheimischen Guten, und um den Jünglingen ja das kränkendste Vorurtheil gegen das eigene Volk frühzeitig einzuflößen, gebrauchte man überall protestantische Lehrbücher, und die katholische Theologie unterlag dem „allgemeinen Haß und Gelächter", weil sie das nicht auch thun konnte und wollte. Schon im Jahre 1784 klagte ein redlicher Bayer darüber: „Es ist in der That zu bedauern und ich möchte Thränen weinen, wenn ich bedenke, wie gleichgültig ein Land seyn kann, an seiner eigenen Verachtung zu arbeiten. Die Protestanten lachen uns Hohn in die Faust, ziehen unser Geld und geben uns Papier, spotten unser, indem sie unser Mark essen, und sagen: in Bayern ist Finsterniß."

Auch indem sie sich im Geschrei um Toleranz und Humanität erschöpften, blieben die bayerischen „Aufklärer" ihren Vorbildern getreu, jenen „steifen, unempfindlichen und von objektloser Menschenliebe überströmenden Pedanten", wie selbst ein bekannter Protestant sie schildert. Ihre Toleranz war nur eine Kriegserklärung auf Leben und Tod an den einheimischen Katholicismus; während sie, wie ihre Typen, der Kirche unausgesetzt Intoleranz vorwarfen, übte Niemand mehr Intoleranz, als sie. So war es denn auch um die „Toleranz" gethan, welche Max Joseph sofort verkündete; ein sehr aufgeklärter Toleranz-Freund, mit dessen eingestreuten liberalen Floskeln ich jedoch das Papier nicht verderben will, äußert darüber im Jahre 1805: „Man schreibt und spricht jetzt so viel von Duldung der Evangelischen im katholischen Bayern. Allein, daß selbst die gute Sache, daß selbst die herrschende

Religion in unserm Lande so wenig Toleranz und reelle Duldung findet, steht mit der Toleranz der Religionsdissidenten in gigantischem Contrast. Unglaube und Spottgeist werden unter uns mehr tolerirt, als wahrer, inniger Christusglaube! Daher hört man von Seite unserer lichtausblasenden Illuminationshelden so oft die Bannflüche: Blödköpfe, Schwärmer, Mystiker, dumme Zeloten! über die eifrigsten Christusverehrer aussprechen. Man duldet das Laster in seinen wildesten Ausschweifungen, verträgt Narren aller Art, läßt die heiligsten Dinge persifliren, und das nennen die Leute: Aufklärung, Duldung! Es hat nämlich ein Geist der Reform überhand genommen, und seine Sache ist: Zerstörungssystem *)!"

Daß mit der neuen Regierung überhaupt Schaaren von „Fremden" in Bayern einwanderten, kann nicht verwundern; sie war ja selbst „fremd" unter dem Volke, und kam insbesondere mit ihren „Aufklärungs"-Plänen wie in erobertes Land. Karl Theodor hatte den gerechten Ansprüchen der Eingebornen noch viele Schonung bewiesen; jetzt aber wurden sogleich die meisten Hofstellen mit neuen Ankömmlingen besetzt, und sonst Maßregeln getroffen, welche nicht viel Rücksichtnahme auf die Verhältnisse des Landes versprachen. Unter den fremden Elementen, welche sich sofort und mit großer Hast in Bayern einnisteten, war das erste — die Juden. Als das unentbehrlichste Mitglied des neuen Hofes kam mit diesem der Jude Seligmann aus Mannheim nach München; der erste Jude, so sich in der Residenzstadt ankaufen durfte, wählte er sich den Palast aus, den ehe-

*) Neuester Zustand von Bayern in literarischer, religiöser und statistischer Hinsicht. 1805. S. 86; — vgl. die „Klag-Ode eines Bayers an seine Landsleute über die unbillige Toleranz, mit unentbehrlichen Anmerkungen." Poston und Gibraltar. 1784. S. 11 ff., 13 ff.

mals der Gesandte des deutschen Kaisers bewohnt hatte. In unglaublich kurzer Zeit hatten es sich andere Juden zu Hunderten bequem gemacht; die heillose bayerische Finanzwirthschaft bot dem tiefeingeweihten und in Compagnie mit hohen Herren speculirenden Israel unvergleichliche Gelegenheit, das Land bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen. Und als erst die Zeiten der Klosteraufhebung kamen! Kein unterrichteter Bayer kann ohne schmerzliche Entrüstung an jenen, wie nirgends sonst bethätigten, schauerlichen Vandalismus denken; es sei nur erwähnt, daß die Juden bei den öffentlichen Versteigerungen mit den bischöflichen Ornaten sich maskirten und der heiligen Gefäße spotteten.

Dem Einbruche der Juden folgte die Einwanderung der fremden Gelehrsamkeit auf dem Fuße. Zuerst kam die Universität, die nun in Landshut war, an die Reihe. Als der bekannte Jurist Feuerbach, zur Zeit Professor in Kiel, gegen Ende des Jahres 1802 von einem Rufe dahin vernahm, erklärte er seinem Vater: er hätte „diese Vocation auf eine katholische Universität gewiß nicht angenommen"; bis zum Okt. 1803 war aber dieß Bedenken gehoben, und er griff mit beiden Händen nach dem nun wirklich erfolgten Rufe. Professor Schmidtmüller aus Landshut hatte ihm geschrieben: „Sie haben darum, daß Sie Protestant sind, für's Erste wohl eher Schonung und delikatere Behandlung zu erwarten, als ein Katholik, obschon die Bayern im Allgemeinen die Ausländer nicht zu lieb haben; sie haben eine gar große Meinung von ihrem hausgebackenen Verstand. Was die Religiosität anbelangt, so finden Sie hier übrigens fast die ganze Akademie mehr protestantisch, als katholisch." Einige alten Illuminaten, die man „von München her allen Uebrigen vorzog", fühlten sich berufen, das große Wort unter dem bunt zusammengewürfelten Lehr-Corpus zu führen, aber bei den ungleichartigen Elementen so wenig mit maßgebendem Erfolge, daß Feuerbach den ersten Eindruck des

Landshuter Universitäts-Lebens auf ihn seinem Vater kurz also schildert: „Die Stadt und die Gegend ist himmlisch; die Verhältnisse der Professoren sind Verhältnisse von Teufeln, beinahe möchte ich sagen: im eigentlichen Verstande.“ Die „fremden“ Herren strebten freilich aus allen Kräften, die nöthige Ruhe herzustellen, dadurch nämlich, daß sie immer mehr von den Ihrigen an die hohe Schule zogen. Es ging mit ihnen, wie mit Herrn Seligmann und seinen Juden; in starker Progression wuchsen sie und vermehrten sich bei reichlichem Solde, der fast an den Straßen ausgeboten wurde. Es verfloß z. B. kaum ein Jahr, so hatte Feuerbach schon für zwei Kieler und zwei Jenenser Freunde (darunter Breyer) Vocationen nach Landshut ausgewirkt, von denen die letztern Folge gaben, und noch im April 1805 schrieb er: „In diesem Semester erwarten wir mehrere protestantische Familien, die größtentheils durch mich hierher berufen sind, und sich schon darum an uns anschließen werden.“

Es war aber damit noch nicht genug für den „bayerischen Ruhm“ gethan. Es mußte ein „Centralpunkt für alle bayerische Bildung“ geschaffen werden, damit „der helle Tag der Erkenntniß anbreche und das Vaterland ein junges Geschlecht gewinne, welches der Wissenschaft und Kunst innig befreundet wäre.“ Durch die geistige Ausbildung der Bewohner mitzuarbeiten am „Wohlstand des Staates“ war also die Aufgabe der im Jahre 1807 eröffneten neuen „Akademie der Wissenschaften“; später war die Ständekammer vom Jahre 1822 unartig genug, zu bemerken: am besten hätte man bei der großen Schulden- und Steuerlast den „Wohlstand des Staates“ befördert, wenn man derlei kostspielige „Parade-Institute und Akademien“ unterwegs gelassen hätte. Die neue Akademie war die nach „aufgeklärten“ Prinzipien und über einer von 5000 auf 80,000 fl. jährlicher Zuschüsse verstärkten Grundlage reconstruirte alte, in ihren einunddreißig ordentlichen, zu München residirenden Mitgliedern zum großen

Theile aus „den berühmtesten und hochverehrtesten Gelehrten und Schriftstellern des nördlichen Deutschlands“ bestehend. So erfahren wir von dem gleichfalls „berufenen“ General-Secretär der Anstalt, dem Stabstrompeter Schlichtegroll aus Gotha, dessen specifische Talente der schwierigen Aufgabe gewachsen waren, von Zeit zu Zeit die „Leistungen“ der neuen Akademie anzupreisen. In Wahrheit waren die „Berufenen“ aus allen Ecken und Enden protestantischer Länder zusammengeraspelt, bloß, wie es scheint, weil sie aus solchen kamen, und vielfach des Namens: „Gelehrte“ im weitesten Sinne nicht werth. Wenn man hoffte, durch derlei „Berufungen“ sich einen hohen Namen zu machen, als großer Geist und Gönner der Wissenschaften in ihren monopolischen Zeitschriften ausgerufen zu werden, so war der Erweis bald leicht, wie arg „diese erbärmliche Ruhmsucht fehlgeschlagen.“ Die bayerischen „Berufungen“ verbreiteten Erstaunen, wo immer man die „Berufenen“ kannte; wenn einer Protestant und Norddeutscher, oder gar Freimaurer war, brauchte er nur an irgend einen Vorläufer in München den Wunsch zu befördern, einen „wissenschaftlichen Ruf nach Bayern anzunehmen“, und sich sofort reisefertig zu halten, denn der „Ruf“ mit reicher Besoldung stand immer in Bereitschaft.

Der bekannte Philosoph Jakobi selbst, welcher nachher, zum Unglücke für den sonst redlichen Mann, Präsident dieser Akademie wurde, beklagte sich schon seit 1803 bei seinem Freunde Schenk in München: er werde über solche bayerischen „Berufungen“ in und um Holstein „auf die peinlichste Weise zu Rede gestellt“; „ihm stehe der Verstand still, und es werde ihm angst und bange, wenn er sich ein Land denke, wo so geurtheilt, gewählt und gehandelt werde“, wie in Bayern. Schenk findet das sehr begreiflich, noch begreiflicher, als daß man die bayerische Regierung „so sehr lobe“; es sei eben eine gewaltig einflußreiche, verschlagene und zumal „durch den aristokratischen und bigotten Unsinn der Gegen-

partei“ starke Faktion in Bayern, welche ihr Fortschreiten mit dem Zeitgeiste nicht auffallender beweisen könne, „als dadurch, daß man die alte gesunde Vernunft und den gemeinen Menschenverstand weit hinter sich zurücklasse“; überhaupt sei in Bayern weit mehr guter Wille vorhanden, denn Einsicht. Als Jakobi selbst mit 5000 Gulden Besoldung einen Ruf erhielt, „zur Aufklärung in Bayern mitzuwirken“, hoffte Schenk vorzüglich, daß er durch seinen Rath bei höchster Stelle „vielleicht manches unselige Getreibe verhindere, das man für hohe Weisheit halte, und das nichts als Nachbeterei zum Grunde habe.“ Aber es blieb nach wie vor der Unfug — der gleiche. Man entschuldigte nachher die Bevölkerung der Akademie mit „fremden Gelehrten“ damit, daß man, um sie neu zu besetzen, die Universitäten ihrer Zierden nicht habe berauben wollen. Allein neben den direkt „Berufenen“ strebten auch die „fremden protestantischen Gelehrten“ an der Universität, wie Feuerbach und Breyer, nach dem einträglichen und bequemen akademischen Ruhepolster der „Aufklärung“, der von den Mühen und Gefahren des Lehrstuhls befreite, und, indem man es nicht einmal mit dem statutenmäßigen jährlichen Paar Abhandlungen genau nahm, desto mehr Zeit und Gelegenheit übrig ließ, inmitten der mildesten Hofluft noch höhere als gelehrte Zwecke zu verfolgen; denn mit bloßer Gelehrsamkeit, das sah man bald ein! war Bayern nicht „aufzuklären“. An die Stelle der Abgegangenen wurden andere Deßgleichen, wie Köppen, Mannert u. s. w., nach Landshut berufen, ob man ihrer nun bedurfte oder nicht, und bald hatten sie an beiden Orten glücklich das entschiedenste Uebergewicht erlangt. Vergebens hatte ein hochgelehrter Bayer, der geistliche Rath von Schrank, in seinem „Bedenken über eine neue Organisation der Akademie“ auf die schlimmen Folgen nicht nothgedrungener Berufungen ausländischer Gelehrten aufmerksam gemacht, und eine Reihe schlagender Gründe angeführt. Er erinnerte: daß dadurch

die Nation beschimpft werde; daß die Meinung, dem Lande unentbehrlich gewesen zu seyn, dergleichen Ausländer stolz machen, und Reibungen mit den inländischen Gelehrten veranlassen müsse; daß solche Leute, die ihre Gelehrsamkeit wie Miethtruppen von einem Lande zum andern verkauften, vielfach überschätzt würden. Mit besonderm Nachdrucke aber bemerkte er: „Die guten Talente heranwachsender Inländer werden unterdrückt; diese sehen, daß die verdienstvollsten Männer von Ausländern verdrängt werden, und — „„was können wir erwarten, die wir uns doch gegen diese Männer nicht messen dürfen?““ denken sie sich, und werfen die Bücher hinter die Thüre.“ Wie richtig dieser Mann sah, zeigte sich bald; zum großen Theil verspüren wir es heute noch!

Ob es wirklich wahr ist, daß die Regierung, weil „selbst aus der Fremde gekommen“, die Perlen des eigenen Vaterlandes zu wenig kannte, und sich daher von dem falschen Schmucke des Auslandes bethören ließ, darüber will ich nicht entscheiden, um so weniger, als der Landesherr selbst schon frühzeitig die Ueberzeugung aussprach: „Wenn man nur zu suchen verstehe, so finde man bei seinen Bayern viel Gutes, das man nicht erwartet hätte.“ *) Ein vornehmer Tourist aus dem höchsten Norden, gegen den er sich so äußerte, gesteht

*) Als Diepenbrock einst von Regensburg aus einen jungen bayerischen Gelehrten (A.) an „Vater Görres“ empfahl, bezeichnete er den bayerischen Volkscharakter in seiner Richtung auf wissenschaftliche Bildung mit folgenden Worten: „Eine ächte Waldler-Natur (aus dem „bayerischen Walde“ gen Böhmen), granitartig, mit reinem Quellwasser und reichen Adern edeln Metalles eingesprengt; nicht phantastisch aufragend, zwar mit blitzenden Zacken wie die Alpen, aber mit breiter fester Basis und bescheidenen Formen, einen sichern Kameelsrücken gegen die Höhen der Wissenschaft aufstemmend, und tüchtigen Lasten von tiefgrabenden Eichenwurzeln und hohen Stämmen gewachsen. Das möchte so seine geistige Physiognomie seyn, wie die seiner Heimath.“

wenigstens: die Bayern besäßen besonders viel mechanisches Genie und Kunstgeschicklichkeit, aber, wie sie denn wenig geneigt seien hervorzutreten, vergrabe Mancher ein ausgezeichnetes Talent unter der Hülle alltäglichen Strebens. Den jetzt berufenen „fremden Gelehrten“ fehlte es freilich in der Regel an nichts weniger, als an der „Neigung hervorzutreten“. Es mußte ihnen dieß auch für den Anfang leicht gelingen; denn wenn sie den Bayern planmäßige Abschließung vom Auslande vorwarfen, so erweist sich aus der Geschichte Bayerns von mehr als dreihundert Jahren her, daß die Entgegnung der erbitterten Eingebornen nicht unrichtig ist: „Es herrschte ja vielmehr der entgegengesetzte Irrglaube, der aber tief in der bayerischen National-Bescheidenheit gegründet war, daß nämlich die ausländische Bildung die bessere und jeder ausländische Gelehrte ein Riese sei.“ Dieser „Aberglaube“ schwand allerdings, als man in den jetzt „Berufenen“ die Herren in der Nähe sah, und zwar um so schneller, als es wirklich auch vor ihrer Invasion eine große Anzahl tiefgelehrter Bayern gegeben, was ihre Organe selbst nicht ganz läugnen konnten, und Günthner's Literatur-Geschichte zu Nutz und Frommen derjenigen documentirte, welche „öffentlich“, d. i. in akademischen Reden, zu behaupten wagten: „in den neuesten Tagen sei durch sie erst Licht und Wissenschaft nach Bayern gekommen.“

Es wäre auch nicht schwer gewesen, den eisernen Fleiß der Eingebornen und ihr kräftiges Streben nach gediegenen, innern und lebendigen Kenntnissen abzuwägen gegen den Flitterstaat der Kleinmeister, die da prahlten, ihr armseliges, am Buchstaben-Feuer entzündetes Lämpchen zur Erleuchtung des finstern Bayerlandes großmüthigst leihen zu wollen, und dabei, wie es für ihren kleinlichen Wuchergeist paßte, zu gedungenen literarischen Thürhütern religiös-politischer Eroberungssucht sich erniedrigten. Es war von der langen Reihe sehr gelehrter und auch als Schriftsteller ausgezeichneten

Bayern, zumal geistlicher, unter denen sich die verschiedensten Disciplinen vertreten fanden, aus den Zeiten der alten Akademie noch eine Anzahl vorhanden; aber man fragte staunend noch im Jahre 1823: wie viele der neuesten Schriftsteller Bayerns sind Mitglieder der neuen Akademie? Als ein von Gotha zum Hofbibliothekar in München „berufener", ob seiner totalen Unfähigkeit renomirter „Aufklärer" in Wahnsinn verfallen war, schrieb Jakobi selbst noch den 10. Jän. 1812 an den bereits wieder nach Gotha zurückgekehrten Jakobs: vom Minister abwärts ertöne ein allgemeines „Seufzen": wenn nur der wieder käme, dann wäre ja ein Bibliothekar gefunden! so Noth könne es thun um einen Mann; „können Sie sich unserer Noth denn nicht erbarmen und durchaus nicht wieder zu uns kommen?" Wen muß dabei nicht moralischer Ekel überkommen, der die trefflichen Kräfte kennt, welche gerade für das Bibliotheks- und Archivs-Fach aus den Klöstern noch übrig waren? Und man wußte aus den Eingebornen einen Bibliothekar nicht zu ersetzen, der nach dem ausgeprägtesten Bewußtseyn des Akademie-Präsidenten selbst ein completter Ignorant war! So sehr manifestirte sich allenthalben die religiöse Gehässigkeit — denn es war nichts Anderes! — der Illuminaten und eingedrungenen „Fremden"! Bayern zählte damals besonders einige tüchtigen, auch über die Gränzen Deutschlands hinaus bekannten Astronomen, Physiker und Naturkundige überhaupt, einen Placidus Heinrich, Schiegg, Stark u. s. w. Aber was geschah! Während man die prächtigsten Sternwarten in den Klöstern zerstörte, baute man ein dergleichen Ding bei München, die geschicktesten Astronomen und Physiker pensionirte man mit einigen hundert Gulden, und verschrieb dafür einen Hofastronomen, der Napoleon auf seinen Feldzügen begleitet hatte, aus dem Auslande. Man sagte diesem deutschen Mitgliede der Ehrenlegion nach: daß er zwar nicht die Sterne am Himmel, aber desto fleißiger seine Umgebung auf Erden

ausspionire, und seine Berechnungen darüber nach Frankreich schicke. Er bekam noch andere „Fremden" zu Collegen, welche den Einheimischen, deren Verdienste man nach Kräften ignorirte, das Wasser nicht boten. Das Land aber wußte das zu würdigen; jene Astronomen waren sämmtlich Kleriker, ja Religiosen, „darum können sie" — sagte man — „in den Augen der bayerischen Regierung nichts taugen!" Bald hieß es bei der Concurrenz um Anstellungen, besonders bei solche, die von akademischen Gutachten abhingen: Diesem und Jenem „sind jetzt zwei sehr wesentliche Umstände entgegen, nämlich daß er Katholik und Bayer ist." Einmal brachten die „fremden" Akademiker selbst eine solche Rede, die Hofbibliothek betreffend, klagend vor Gericht!

Schon durch ihre Stellung war die herrschende Sippe der „Berufenen" in München gedrungen, wenn es auch nicht in ihrem innersten Wesen gelegen wäre, auf Tribunen, in Flugschriften und Tagsblättern ein betäubendes Geschrei von der wissenschaftlichen Vortrefflichkeit ihrer werthen Personen und dem Ungeheuerlichen zu machen, was ihre Akademie leisten werde, welche in der Eröffnungsrede euphemistisch als eine „Anstalt des Friedens und der Vermittlung des Widerstrebenden in der Zeit" definirt wurde. Allerdings besaßen unter ihnen auch Leute, wie z. B. der genannte General-Sekretär und officielle Charlatan der Akademie, eine Art von literarischer Reputation; dazu gehörten aber meistens nur ein Paar Menschen, von denen der Eine öffentlich sagte: Ich bin ein grundgelehrter Mann! und der Andere eben so öffentlich antwortete: Ich glaub's! Die große Verbreitung gewisser protestantischen Organe und ihre ausgezeichnete Ergebenheit zum Zwecke (z. B. des Cotta'schen „Morgenblattes") leistete hiefür die unschätzbarsten Dienste. Natürlich strebten die „fremden" Herren auch sofort, und mit der auffallendsten Hast, nach der Gewalt über die Tagespresse in ihrem engern Kreise; die Münchener „politische Zeitung" war bald in ihren Hän-

den, und schon im August 1807 schielten sie — zu ihrem Unglücke vergebens! — auch nach der napoleonisch blau-weißen „Oberdeutschen Literatur-Zeitung", die „jetzt mehr zur Belustigung diene", und zu „neuem edlern Daseyn erstarken" müsse. Es ist ergötzlich zu sehen, mit wie vollendeter Marktschreier-Kunst sie ihr Beschrieen-Machen betrieben, die unbedeutendsten Leistungen, sehr häufig auch noch gar nicht erschienene Werke, ausposaunten, und das Kleinlichste als Weltbegebenheit, z. B., um nur Ein Exempel anzuführen, die Ankunft, Bestallung, Installation u. s. w. jener bibliothekarischen Null, Schritt für Schritt mit höfischer Accuratesse im „Morgenblatte" beschrieben. Von anderen Gelehrten in Bayern war unverbrüchlich — altum silentium!

Wo immer man aber die auf den Leuchter gestellten „fremden Gelehrten" in der Nähe sah, wollte alles Blendwerk den Schaden Israels nicht verdecken. Man höhnte bald laut: die bayerische Regierung wolle durch die „Berufenen" nur die Eingebornen ihren eigenen Werth kennen lehren; nur deßhalb habe „nebst vielen unbedeutenden und wenigen wahrhaft verdienstvollen Männern auch ein Troß verächtlicher Intriguanten nach Bayern einwandern" können. Es war zu klar, daß es der Regierung mit den Beherrschern der neuen Akademie ergangen war wie mit den neuen Laternen; bei der alten Stadtbeleuchtung unzufrieden, hatte man dergleichen vom Auslande verschrieben, die zwar viel theurer zu stehen kamen, aber schlechter als die alten leuchteten. Insbesondere hatte die alte Akademie viel für das praktische Leben gethan, wozu die neue, obgleich die „akademische Kuh, mit botanischem Grase gefüttert", schon jetzt eines soliden Rufes genoß, zu bequem oder zu hochmüthig, oder überhaupt dem Volke zu fremd war. Jene hatte freiwillig öffentliche Vorlesungen über Physik, Chemie und Naturkunde gegeben, und es namentlich mit der vaterländischen Geschichte auf sehr respektable Höhe gebracht. Jetzt aber wurde vor Allem

Letztere von den „berufenen“ Historikern äußerst verächtlich behandelt; sie bespöttelten im „Morgenblatte“ die „Ausdauer der bayerischen Gelehrten“, welche in den monumentis boicis alle „klösterlichen Urkunden“ drucken ließen, und tobten gegen Lipowsky, der „unserm Zeitalter unangemessene Kirchen- und Sittenpolizei-Gesetze voriger Zeiten in christlicher Absicht zusammentrage.“ Er war freilich unverschämt genug gewesen, lobende Geschichten der Jesuiten in Schwaben und Bayern zu schreiben, während die „Fremden“ doch selbst in ihren gepriesenen Heroen Wolf und Breyer für alle Zeit maßgeben wollten, wie die bayerische Vorzeit zu betrachten und zu behandeln sei. Aber nicht nur die ältere Geschichte des Landes wurde von ihnen verunstaltet, verfälscht, ja, was man schon damals fürchtete, bei Forschungen aus handschriftlichen Quellen absichtlich geplündert; es ging bereits, wie wir auch in unsern Tagen sahen, eine historische Polemik gegen die Selbstständigkeit des eigenen Vaterlandes im Schwange, das die Fremdlinge auf ihren Kathedern reichlich nährte. Und doch wollte man mit solchen „Berufungen“ damals wie heute das „Nationalitäts-Gefühl heben“! Mannert z. B. entblödete sich nicht, in seinem Handbuch der deutschen Geschichte zu behaupten: daß es für Deutschland besser wäre, wenn man Bayern schon längst der österreichischen Monarchie einverleibt hätte. Jetzt ist es allerdings nicht mehr Oesterreich, dem man Bayern zuschieben möchte!

Es war übrigens gar kein Wunder, wenn nicht nur die historische, sondern auch die ganze übrige Schriftstellerei der guten Bayern dem Anathem der „fremden“ Herren unterlag; taugte ja schon die Schriftsprache der Eingebornen nichts. Bekanntlich sprach man in norddeutschen Blättern, indem man mitunter selbst massenhafte Sprachschnitzer machte, mit entschiedener Verachtung vom „süddeutschen Style“, auch noch geraume Zeit, nachdem diese Agitation in Bayern an ein paar unseligen Zufällen gescheitert war. Der von Nürnberg

berufene Professor Siebenkees in Landshut hatte ein eigenes Buch über die Sprachfehler der bayerischen Literaten geschrieben, ein gelehrter Nichtbayer aber schickte ihn selbst noch in die Schule; und als die neue Akademie in eigener Person einen rührenden Aufruf an die Bayern erließ, sich einem gründlichen Unterrichte in der deutschen Sprache zu ergeben, und für eine verbesserte Sprachlehre eine Preisaufgabe stellte, da wies ein Flugblatt: die „grammatische Geisel“, in dem zwei Oktavseiten starken akademischen Programm siebenzig Sprachschnitzer nach, während das betreffende Regierungsrescript von orthographischen Sünden frei war. Sonst behauptete man: von „Berufenen“, obschon nicht von gelehrten, komme auch der schöne Geschäftsstyl her, der in einigen höhern Schreibstuben Münchens, etwa nach Art des Breyer'schen Perioden-Baues, grassirte.

Im Allgemeinen enthält der „kritische Anzeiger für Literatur und Kunst“ auf das Jahr 1810 lesenswerthe Aufschlüsse über die Verdienste der alten und die Windbeuteleien der neuen, von den „Berufenen“ regierten Akademie; selbst sehr aufgeklärte Bayern gestanden noch mehrere Jahre später: „die alte Akademie (vom Jahre 1759) habe sich durch ihr Zusammenwirken mit geringen Kosten vor dem In- und Auslande eine Achtung verschafft, die noch nicht ganz erloschen sei“; was dagegen die neue Akademie betrifft, die in materieller Hinsicht einem Kaiserreiche keine Schande gemacht hätte, und allerdings „gänzlich ohne ihres Gleichen in Deutschland war, im Reichthum ihrer Stiftung und in den von ihr bewahrten Schätzen“ — so beschied man sich bald auch im Norden, „bloß den guten Willen der Regierung, nicht aber die jetzige Akademie selbst anzurühmen.“ Das war der ganze „bayerische Ruhm“, der aus den kecken Posaunen-Stößen der „Berufenen“ nachgeblieben war! Noch auf dem Landtage von 1822 brachte der Präsident der zweiten Kammer, Abgeordnete von Weinbach, bei Gelegenheit der Budget-

Berathung die großen auf die Akademie verwendeten Kosten zur Sprache. Die Parallele, welche er zwischen der alten Akademie, die bloß 5000 Gulden jährlichen Zuschusses aus Staatsmitteln genossen, und der neuen zog, die jährlich 80,000 Gulden verzehrte, fiel wenig schmeichelhaft für Letztere aus. Er hatte aber auch nur der allgemeinen, an Verachtung gränzenden Stimmung gegen diese neue Akademie Worte geliehen. Die akademische Schaar fremder Zugvögel jedoch fand sich über so flagrante Verletzung gehöriger Devotion vor ihren werthen, Land und Leute erleuchtenden Personen hoch beleidigt, und entleerte Gift und Galle speiend ihren Ingrimm auf dem gewöhnlichen Wege in Flugschriften und Journalen. Ihre eigene Insolenz rief endlich eine Gegenschrift hervor *), welche an rücksichtslosem Freimuthe nichts zu wünschen übrig läßt.

Ueberhaupt war die Haltung der fremden Herren an der Akademie nicht geeignet, ihnen Achtung zu erwerben; keine Spur von geistiger Würde und Adel der Gesinnung, desto mehr beleidigende Arroganz und intriganter Despotismus gegen eingeborne Literaten. Letzterer ist freilich immer der Begleiter der „Aufklärung", wo die bestehende Macht sie beför-

---

*) Beleuchtung der Akademie der Wissenschaften in München nach der zweiten Ständeversammlung des Königreichs Bayern, von einem bayerischen Veteran. 1823. — Ich habe außer ihr und der Gegenschrift von Delin's („die Akademie und ihre Gegner". S. 62. 92) besonders benützt: die Münchener Correspondenzen des „Morgenblattes" (1807 bis 1809) und die betreffenden Artikel der „Neuen oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung" (1809, 1810). Vgl. „Bayern unter der Regierung des Ministers Montgelas." 1813. S. 16. 32. 66 ff.; Gottlieb Wahrlieb: Bayerns Regierungs-Gemälde. S. 75; Anselm Ritter von Feuerbach's Leben und Wirken, veröffentlicht von Ludwig Feuerbach. Leipzig 1852. I, 65. 95 ff.; F. H. Jakobi's auserlesener Briefwechsel. II, 322 ff., 360 ff., 427.

dert. In Bayern klagte man schon im Jahre 1803 über eine Anzahl literarischer Despoten, die sich unumschränktes Recht anmaßten, Jedermann öffentlich zu beleidigen, aber sogleich über Pasquille schrieen und die Polizei anriefen, wenn man sich ihnen widersetze, und zuletzt ex penuria rerum selbst Pasquille schrieben. Diese Praxis wurde aber jetzt auf die Spitze getrieben, und Männer der verschiedensten Parteien, sobald sie den akademischen Führern nicht genehm waren, hatten unter der papiernen Tyrannei zu leiden, welche um so leichter zu handhaben war, auch noch lange nach dem famosen Streite mit den bayerischen „Patrioten", als sie bald alle Journale und Tagsblätter in Beschlag genommen hatten. Das kostete um so weniger viele Mühe, als die meisten Redakteure solcher Organe Mitglieder oder Correspondenten der Akademie waren, oder nach der Ehre geizten, es zu werden. Als daher, um ein Beispiel anzuführen, der illustre Verfasser des „Traktats de Wurstibus" u. s. w., ein alter Jakobiner und Anbeter des plattesten Rationalismus, deßhalb sonst der gebietenden Herren „wackerer von Spaun", an Cotta für dessen Morgenblatt einen launigen Aufsatz gegen etliche Akademiker sendete, die ihm in transcendentalen Graus und Moder zurückzusinken schienen, schickte dieser den Aufsatz „mit einem derben Verweise" zurück, während andere Redaktionen den armen Ritter des kategorischen Imperativs gar keiner Antwort würdigten, so daß ihm nichts übrig blieb, als die „Waffe des Lächerlichen mit der Zunge zu führen." Als andererseits — denn von der Behandlung, welche streng katholischen Literaten zu Theil wurde, brauche ich hier nicht weiter zu reden — einige gelehrten Bayern es wagten, das perfide Machwerk der „Bayerischen Geschichten" Zschokke's nach Verdienst zu würdigen, begnügte man sich mit jener Praxis nicht einmal, sondern verlangte in einer eigenen Flugschrift die Ausschließung aller Religiosen aus der Akademie, weil, „wer einem Corps zugehöre, nicht mit allgemeinem

Geiste für des Menschen Bestes schreibe, sondern nach den Ideen des Corps" — was freilich vor Allem von der „fremden" Clique selbst gegolten hätte. Es war aber zunächst auf den verdienstvollen Historiker Seb. Günthner gemünzt.

Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß man, als endlich der Kampf gegen die „fremden Gelehrten" entbrannte, in dem Anführer der bayerisch Gesinnten das Organ der ganzen Nation und den edeln Rächer so vieler verdienten, durch jene höhnisch gekränkten Eingebornen erblickte. Es war auch im großen Publikum mit jedem Tage fühlbarer geworden, „wie anmaßend, arrogant und beinahe despotisch jene vom Auslande berufenen Gelehrten alle diejenigen behandelten, welche nicht zu ihrer Fahne schwören wollten, oder nicht so glücklich waren, ihres Zutrauens für würdig gehalten zu werden." So äußert sich eine von den Flugschriften, welche dem „procumbit humi bos" des jungen Sachsen den wahren Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland entgegenstellen. Eine andere trägt schon als Titel die Frage: „Welche Ausländer hassen wir Bayern und warum?" und antwortet: weder den Norddeutschen an sich, noch den nichtbayerischen Süddeutschen als solchen, wohl aber den Mann, der in gränzenlosem Eigendünkel die Nation mit Verachtung lohnt, die ihn ehrt und nährt, sie zwingen will, auf sein Wort zu glauben, daß alle ihre bisher geachteten Männer gegen ihn nur Stümper seien, sie gewinnen will, ohne daß er aufhören wollte, selbst ihr „fremd" zu seyn: „Schlangen, die sich in unser Heiligstes stehlen, um es zu begeifern, an's Herz des Vaterlandes, um zu vergiften, die packen wir mit starker Faust trotz ihrer Krümmungen und Farbenveränderungen."

An der Spitze der so geschilderten „Fremden" wurde gewöhnlich seiner Stellung wegen ein Mann genannt, der freilich ein besseres Loos verdient hätte, als das, welches ihm jetzt in seinen alten Tagen zu Theil wurde; es ist der bekannte Glaubensphilosoph F. H. Jakobi, der aus der dürf-

tigsten Abgeschiedenheit in Holstein im Jahre 1804 als Präsident der Akademie nach München gezogen war. Seinem früheren Aufenthalte in Bayern scheint allzugroße Freisinnigkeit, mit der Karl Theodor gerade zerfallen war, ein unfreiwilliges Ende gemacht zu haben; er war einer Einladung, in den Illuminaten-Orden einzutreten, zwar nicht gefolgt, jedoch bloß weil ihm der Versuch noch verfrüht erschien, dessen Grundsätze, die er übrigens billigte, zu realisiren. Die bedeutungsvollen Lehren der Zeit blieben bei ihm nicht ohne Wirkung, waren aber doch nicht im Stande, ihn von den religiösen und nationalen Vorurtheilen zu reinigen, welche eine ersprießliche Wirksamkeit im katholischen Bayern nothwendig vereiteln mußten. Man bedenke nur den grimmigen Haß, den verbissenen Fanatismus, welchen er bei Gelegenheit der Conversion des Grafen Stolberg gegen die Kirche an den Tag legte, in einer Weise, die den Mann für alle Zeiten verunehren muß, der dennoch an der Spitze aller Gelehrtenbildung in einem katholischen Lande stehen wollte. Zudem versetzten ihn noch die ersten Ausbrüche der bayerischen Opposition in eine äußerst gereizte Stimmung, ihn, der seit Langem gewohnt war, als feiner Weltmann die Achtungsbezeugungen aller Gebildeten entgegenzunehmen. So sieht man denn einen an sich ehrenwerthen und sonst wohlwollenden Charakter an der Spitze intriganter und intoleranter Eindringlinge, die den „edeln Jakobi" als Aushängeschild und Deckmäntelchen vortrefflich zu benützen verstanden! Es ist diese Stellung Jakobi's nur ein neuer Beweis von der abnormen Lage der „Berufenen" in einem Lande, dem sie „fremd" waren und „fremd" bleiben mußten, wollten sie nicht ihr zweites Selbst aufgeben. Uebrigens ließ sich Jakobi, vollständig degoutirt, bald quiesciren; er machte selbst kein Hehl daraus, daß man von der neuen Akademie zu viel gefordert und gehofft, und wohl auch — zu viel versprochen habe.

„Um in das Land der Finsternisse Licht zu bringen,"

waren die „berufenen" Akademiker nach München gekommen, wie die protestantischen Organe aller Welt erzählten, und hatten das Land und seine Gelehrten in keckem Uebermuthe mit Füßen getreten, die Regierung dagegen, als mit ihnen wider das eigene Volk verbündet, unter dem tiefsten Strome ekler Schmeichelei begraben, wie z. B. der „nordische Großsprecher von Pelin" später dem damals noch „hoffnungsvollen" Kronprinzen sogar nachrühmte: er habe unter andern Alterthümern auch ägyptische — „Pyramiden" nach München bringen lassen. Offen erklärten sie zwar nicht, wie ihr bewunderter „Friedrich der Einzige", die Bayern für Thiere, welche ein Paradies bewohnten, obwohl sie wenigstens ernsthafte Zweifel nährten, „ob ein Bayer fähig sei, ein Philosoph zu werden?" Erst in unsern Tagen hat sich Herr G. Waitz wieder bis zu der Erkenntniß emporgeschwungen: daß der Bayer nichts Anderes sei, als die Uebergangsstufe „vom Oesterreicher zum Menschen", und diese seine Einsicht der Versammlung in der Paulskirche uneigennützig zum Besten gegeben. Es ist dieß derselbe Waitz, welchen „für München zu gewinnen", man schon so viele vergebliche Mühe aufgewendet hat — natürlich bloß im Interesse der „Hebung des bayerischen Nationalitäts-Gefühles." Damals sagte man den Bayern meistens bloß nach: daß sie „ein bisher nur durch Leidenschaften, nicht durch Begriffe geleitetes, durch strengen Katholicismus stumpf gewordenes Volk" seien, „dem die Liberalität der unter ihnen wohnenden Protestanten in Mittheilung des höhern Maaßes ihrer Einsichten wohl sehr gedeihlich und erwünschlich wäre" — wie in den eifrig in Bayern verbreiteten Lübecker „Erhebungen" (1809) wörtlich zu lesen ist. Man gestand sogar, daß sie „an achtungswerthen Charakterzügen und vollhaltigen, sehr ergiebigen Anlagen gewiß reich seien." Um so leichter mußte den Fremden die Aufgabe gelingen, aus den „Inländern" ein mit der Wissenschaft und Kunst „innig befreundetes junges Geschlecht"

zu erziehen — sie, wie das „Morgenblatt" (5. März u. 9. August 1807) verheißt, „zur Uebernahme akademischer Lehrstellen vorzubereiten," „um das Berufen allmählig unnöthig zu machen." Ist ihnen das nach so langem und reichlich unterstützten Wirken gelungen? Stellen sie sich nicht selbst ein Armuthszeugniß aus, durch die gerade jetzt wieder beantragten massenhaften Berufungen? Oder ist dieß weniger der Fall, wenn damals in Bayern das Arndt'sche Wort vom „großen Fritze" („Geist der Zeit," 1806) sich bewährt hat: „Der König hat Akademiker, Philosophen und Poeten besoldet, aber die Meisten waren Fremde, und die Bessern und Edlern meines Volkes konnten von solchen Nichts lernen, die sie hassen mußten?" Hat nicht jedenfalls das Schrank'sche Gutachten in prophetischem Tone gesprochen? Ist es nicht abermals die wieder zur Herrschaft gekommene, dem Volke fremde „Aufklärung", welche eingebornen und überhaupt nicht also „aufgeklärten" Gelehrten unübersteigliche Hindernisse bereitet? Wird nicht unter diesen Prämissen das Drama von 1807 mit seinen Folgen für Bayern lehrreich seyn?

In Wahrheit war auch damals die herrschende Crême unter den „Berufenen" gar nicht deßhalb in's Land gekommen, um gelehrtes „Licht" zu verbreiten; sie waren die eigentlichen Wortdiener eines ganz andern „Lichtes", und erfreuten sich dabei zu ihrem Glücke des ihnen unentbehrlichen Schutzes der hohen Polizei. Es ist, wenn ich einen vollgültigen Gewährsmann anführen will, nicht nöthig, des Weitern über die bekannte Persönlichkeit des tiefgelehrten, durchaus gemäßigten und gegen die neue „Aufklärung" nur fast zu viel nachsichtigen Lorenz von Westenrieder mich auszulassen. Der zweite Band seiner „Geschichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften" ward noch auf Kosten der alten Akademie in den Druck gegeben, unter der neuen, aber ohne deren Approbation als bloße Privatarbeit, vollendet. Den 28. Januar 1808 nun berichtete das „Morgenblatt":

jenes Werk sei erschienen, „seine Verbreitung aber vor der Hand aus sehr bedeutenden Gründen noch unterblieben;" den 20. Februar meldete es, mit verbissenem Grimme und der süßsauern Miene, die man dem berühmten Westenrieder gegenüber überhaupt zu führen beliebte: jener zweite Band „werde jetzt öffentlich verkauft, und es gereiche der Regierung zum hohen Ruhme, daß sie die Unterdrückung dieses Werkes unter ihrer Würde gefunden habe;" es müsse dem Gelehrten freistehen, auch verkehrtes Zeug zu Markt zu bringen, nur möge man aus einigen Stellen jenes Buches nicht auf ganz München schließen; „es ist bloß das Seufzen der einzelnen leidenden Creatur, was in jenem Buche das Mitleid anregt, welches auch hier dem Verfasser nicht verweigert wird."

In der Vorrede zu dem Buche — denn sonst nichts kann direkte die Fremden-Sippe so sehr in Harnisch gebracht haben — äußert sich Westenrieder gegen das wohldienerische Geschrei: vor der Stiftung der alten Akademie seien Literatur und Verstandescultur in Bayern in einem Zustande rohester Verwilderung gelegen; man habe von allem Wissenswürdigen soviel als Nichts gewußt, habe über Nichts gedacht, noch sich über Etwas frei zu denken getraut, habe mehr vegetirt als gelebt. „Einige," fährt er fort, „schreiten im Bedürfniß ihres Geistes noch weiter, und rechnen auch noch den Zeitraum von 1759 bis 1807 zum bayerischen Pflanzenleben. So stand noch vor einigen Wochen in einem öffentlichen benachbarten Journal: „„In Bayern, welches Land bis jetzt in Rücksicht der Wissenschaften terra incognita gewesen, gehe jetzt, anno 1807, sage im Jahre Eintausend achthundert sieben, endlich das Licht auf."" Bald darauf habe ein anderes Blatt solcher Art erklärt: seit mehr als zweihundert Jahren habe Bayern in dicken Finsternissen gelegen, bis es jetzt im Jahre 1807 eine „überschwengliche Fülle vom weitstrahlendem Lichte" empfangen habe. Man

sollte, meint Westenrieder, doch wenigstens beisetzen: „in so weit nämlich das gute Land Bayern fähig ist, mit seinen blöden Augen so vieles Licht, als jetzt von allen Seiten ihm zuströmt, zu ertragen!“ Mit Indignation bemerkt er: weil die Norddeutschen, die größtentheils protestantisch seien, eine kurze Zeit seit 1750 dem Süden hauptsächlich in der Belletristik vorausgewesen, so behaupte man jetzt wieder mehr als jemals: daß Protestanten schon als solche die Präsumtion wissenschaftlicher Bildung und gelehrter Präponderanz vor den Katholiken hätten, und warnt schließlich, da gerade in diesem Augenblicke „eine höchst auffallende Parteilichkeit, Unduldsamkeit und Proselytenmacherei an nicht wenigen Protestanten“ bemerklich sei, dringend: daß man nicht durch Verachten, Herabwürdigen und Verdrängen der katholischen Gelehrten in blindem Muthwillen buchstäblich wieder schmalkaldische Zeiten herbeiführe, nicht „die jetzt unendlich duldsamern Katholiken mit aller Gewalt wieder nöthige, wie ehemals,“ ihr altes Lied anzustimmen: „Tritt mich nicht! ich leid' sein nicht!“

Das hatte in's Centrum getroffen! Westenrieder war aber nicht der Erste, welcher den „berufenen“ Akademikern ihre schlechtverhüllten confessionellen Wühlereien und Gehässigkeiten gegen den alten Glauben des Volkes vorhielt. Wo man den Katholicismus der Bayern nicht füglich direkt angreifen konnte, da schändirte man aus Leibeskräften auf die Rohheit, Barbarei und Verwilderung des Mittelalters, indem man möglichst deutlich zu verstehen gab, daß an der Unseligkeit jener Zeit allein ihr Katholicismus die Schuld trage. Das war bereits so in Schwung gekommen, daß man wie unwillkürlich, und jedenfalls durch historische Kenntnisse keineswegs belästigt, den breit getretenen Weg voller sesquipedalia verba ging — ein Artikel, an welchem die „fremden“ Herren überreich waren. Als nun in der akademischen Einweihungsrede der Präsident Jakobi, bei dessen „gigantischem Styl“

— um von seiner parteigemäßen historischen Ignoranz nicht zu reden — Wieland, wie er ihm in's Gesicht sagte, „oft beinahe Grimmen und Magenkrampf" bekam — wieder viel von der „centralen Verfinsterung der Vernunft" im Mittelalter zu reden wußte, da addressirte ein junger Gelehrter in Landshut, dessen „Nationalgefühl schon längst durch den eitlen Hochmuth mancher norddeutschen Gelehrten erregt, ja empört war," an ihn eine Schrift, die sofort die giftigste Polemik im „Morgenblatte" und dergleichen Journalen nach sich zog. Von der eigenthümlichen Richtung, welcher diese Anfeindung vermeint war, und der auch mehrere jüngern, sowohl fremden als protestantischen, Gelehrten in Landshut angehörten, ist noch weiter zu berichten; hier sei nur bemerkt, daß sie der akademischen Clique in München wegen ihres katholicisirenden Beigeschmacks, der in der billigen Würdigung des Mittelalters lag, vorzüglich verhaßt war.

Was endlich den offenen Krieg der eingebornen Gelehrten gegen die Fremden zum Ausbruche brachte, war freilich noch mehr der Verdacht politischer, als religiöser Intriguen. Man ließ zu deutlich die Natur der „Theilnahme" und der „Wünsche" erkennen, mit welchen „damals", als Napoleons Stern gerade in seinem höchsten Glanze aufgegangen war, „in Norddeutschland auf Bayern gesehen wurde." Politische Zwecke gingen aber nie mehr als zu jener Zeit mit der protestantischen Propaganda Hand in Hand, und diese war gemeint, wenn „einige bayerischen Gelehrten" noch ein Decennium später drohten, gewisse „Originalschriften von und über Jakobi, Schlichtegroll, Feuerbach, Hamberger, Jakobs und andere Dergleichen" herauszugeben; „das bayerische Publikum werde staunen ob der beinahe allen Glauben übersteigenden gehässigen Umtriebe der genannten Celebritätsmänner." Ein Artikel, welchen die „historisch-politischen Blätter" jüngst über jenen Feuerbach und sein Wirken in Bayern gebracht haben, überhebt mich der Mühe, ein Weiteres über

die religiöse Seite dieser „gehässigen Umtriebe" beizubringen. Die „Celebritätsmänner" waren unvorsichtig genug, in dem Verlaufe des durch das Thiersch'ische procumbit humi bos angeregten Journalkrieges, über die „Zweiheit" der Cultur des Nordens und des Südens, (den 7. Dezember 1809) *) die Bemerkung fallen zu lassen: „wenn mehrere norddeutschen Gelehrten dem Rufe nach süddeutschen Ländern gefolgt seien, so sei das wohl aus anderen Ursachen, als aus größerem Wohlbehagen an dem Klima oder sonst einer Herrlichkeit der neuen Heimath geschehen, indem sie bekanntlich mit derselben Leichtigkeit nach Dorpat und Moskau wie nach Kasan und Astrachan auswanderten." Diese Aeußerung erregte ein allgemeines Halloh unter den bayerischen Literaten: „Endlich erscheint der deus ex machina: die geheimen Ursachen, aus welchen die Norddeutschen in Süddeutschland verweilen wollen. Wir ahnten sie längst, diese geheimen Ursachen, und jetzt liegen sie klar am Tage für Jeden, der Augen hat, um zu sehen, und Ohren, um zu hören. Doch dieses gehört nicht für einen literärischen Gerichtshof. Also manum de tabula!"

Das Signal zur Schlacht war hiemit gegeben! Ich will sie und ihre Stellungen in meinem nächsten Briefe beschreiben. Einer weitern Erklärung über die Motive und Gegenstände der Opposition gegen gewisse bayerischen „Berufun-

*) Neue oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung; — vgl.: Intelligenz-Blatt zu derselben vom 10. Febr. 1810; — von Rittershausen: Zum neuen Jahr für die Hypokriten in Bayern. München 1803. S. 6; — von Spaun: Die Verschwörung gegen den gesunden Menschenverstand. München 1817. S. 16; — von Schrank: Kann ein Religiose Mitglied einer Akademie der Wissenschaften seyn? München 1818; — Schreiben aus der Hauptstadt an einen Landbewohner, die Fehde zwischen dem Freiherrn von Aretin und einigen ausländischen Gelehrten in Bayern betr. O. O. 1810; — Jakobi's auserlesener Briefwechsel. I. Vorr. u. S. 513; — die oftgenannte „Beleuchtung" S. 59.

gen" in unsern Tagen wird es nach der bisherigen historischen Auseinandersetzung nicht bedürfen. Es ist jetzt so wenig, als im Jahre 1809, an sich religiöse Antipathie, wie die „Fremden" natürlich stets vorzugeben belieben, oder „Brodneid", was die Opposition nährt. Die famose (wie man mit Grund vermuthet, von der Pommer'schen „Celebrität" selbst herrührende) Pseudokabinets-Enthüllung in der Extrabeilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 13. April 1852 führt sehr unglückliche Beispiele an, zum Beweise der „weit größeren Duldsamkeit, die namentlich in ganz Norddeutschland gegen die deutschen Stammesgenossen herrsche." Wer das beschrieene Thierschische Geisteswerk: „procumbit humi bos" kennt, möchte auf den Gedanken kommen, der Einsender habe abgeschrieben und ihm rathen, um des Gegensatzes willen, auch noch eine andere Stelle zu — copiren, aus der liberalen „Allemannia" (1816)*) nämlich, wo sie sagt: „Um die damaligen Verhältnisse der bayerischen und der ausländischen Gelehrten richtig zu beurtheilen, denke man sich einen Augenblick die Möglichkeit, daß ein Dutzend süddeutscher katholischen Gelehrten nach Berlin berufen würden, daß sie dort mit Verachtung alles dessen, was preußisch, was protestantisch ist, begännen, daß sie sich für die auserwählten Rüstzeuge der Wiedergeburt des sie aufnehmenden und bewirthenden Volkes hielten, daß sie sich in Gesellschaften, auf den Lehrkanzeln u. s. w. als solche aussprächen, daß sie der Politik der Regierung entgegen zu arbeiten, das Interesse einer fremden Macht zu befördern, die Staatsbürger mit dem Staat in Widerspruch zu bringen, und die einheimischen Gelehrten bei jeder Gelegenheit zu verkleinern und zu verdrängen, unablässig und planmäßig bemüht wären!" Und dazu — fährt die „Allemannia" fort — denke man sich noch die kläglichen Blößen, welche diese armseligen „Fremdlinge" den Bayern producirten!

*) „Antwort einiger Allemannen". S. 16 ff.

XXIII.

Die Verfolgung der Katholiken in Meklenburg-Schwerin.

Erster Artikel.

Unsern Lesern wird es nicht unbekannt seyn, daß in Meklenburg in den letzten Jahren mehrere Rücktritte von Protestanten zur katholischen Kirche stattgefunden haben. Wenn diese Conversionen auch keineswegs so zahlreich sind, wie das vergrößernde Gerücht sie ausposaunt hat, so waren sie doch immer geeignet, die Aufmerksamkeit sowohl von Katholiken wie von Protestanten als ein beachtungswerthes Zeichen der Zeit auf sich zu ziehen. Für die Katholiken mußte es immer ein merkwürdiger Umstand seyn, daß solche Conversionen eben in einem fast ausschließlich protestantischen Lande vorkamen, wo fast alle und jede Anregung, die aus Anschauung des katholischen Lebens in der Kirche erwächst, hinwegfiel. Dieser Umstand ist um so bewunderungswürdiger, als jene Convertiten keineswegs bloß literarisch gebildete Männer waren, denen der Gebrauch und die Hülfe der unendlichen Schätze der katholischen Literatur zu Gebote stand. Vielmehr schloß sich an die kleine Zahl von Conversionen aus den sogenannten gebildeten Ständen eine zahlreichere

Reihe von Conversionen an, bei der man noch mehr, als bei jenen, eine unmittelbare Gnade und Einwirkung des heiligen Geistes annehmen mußte. Dienstboten, Soldaten und Bauern, die mit jenen Convertiten aus den höhern Ständen in durchaus keiner Verbindung standen, und wahrscheinlich nie etwas von ihnen gehört hatten, kamen zu dem katholischen Priester in Schwerin, und flehten um Unterricht in den Lehren der katholischen Kirche, ohne daß sich bei den Meisten irgend ein äußerer Anstoß, oder eine nähere Kunde von der katholischen Lehre hätte nachweisen lassen. Die bedrängte Seele dieser einfachen Leute fand in der protestantischen Confession keine Hülfe mehr, und ein innerer Ruf, unterstützt von einer fast verschollenen Kunde, sagte ihnen, daß es noch eine Kirche Christi gebe, in der die Verheißungen des Herrn wohnten.

Was jene erste kleinere Reihe der Convertiten aus den gebildeten Ständen betrifft, so ist es unseren Lesern vielleicht nicht uninteressant, deren Namen zu kennen. Im Anfange des Jahres 1849 trat zuerst Dr. jur. von Glöden, juristischer Privatdocent an der Universität zu Rostock und Mitglied der meklenburgischen Ritterschaft, zur katholischen Kirche zurück. Er war zu gleicher Zeit Herausgeber einer politischen Zeitschrift, von der noch jüngst der ehrliche Protestant Nathusius, der Redacteur des „Volksblattes für Stadt und Land", bezeugt hat, daß sie einige Jahre hindurch die einzige wirklich konservative Zeitschrift in Norddeutschland gewesen sei. Bald darauf folgten drei junge meklenburgische Edelleute nach, Herr von Vogelsang auf Altgutendorf, Mitglied der meklenburgischen Ritterschaft, Herr von Suckow, großherzoglich schwerinischer Beamter, und Baron Bülow. Letzterer trat bald als Novize in ein Haus der Gesellschaft Jesu im Elsaß, nachdem er zuvor über sein nicht unbedeutendes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken disponirt hatte. Ihnen folgten im Jahre 1851, kurz nach einander, der frühere und der spätere Redacteur des norddeutschen Cor-

respondenten, Herr von Florencourt und Dr. jur. Maassen. Der Letztere hatte eben das Ziel seiner Wünsche erreicht und war Syndikatsadjunkt der meklenburgischen Ritterschaft geworden, welcher auch in äußerer Beziehung für einen jungen Mann glänzenden Stellung er um des katholischen Glaubens willen freudig entsagte. Er hatte die Freude, seine Mutter bald nachfolgen zu sehen. Die letzten Convertiten aus den höheren Ständen im Anfange dieses Jahres waren der großherzoglich schwerinische Lieutenant von Stein und Herr von der Kettenburg, Mitglied der meklenburgischen Ritterschaft, nebst seiner ganzen Familie. Diese letzte Conversion war es namentlich, welche großes Aufsehen erregte und den protestantischen Klerus in Schrecken setzte, indem Herr von der Kettenburg bis dahin eines der einflußreichsten Mitglieder der Ritterschaft und gewissermaßen das loyale Vorbild derselben in sittlicher und politischer Beziehung gewesen war. Schon früher war sowohl von den Kanzeln als auch in den meklenburgischen Zeitschriften gegen die katholische Kirche vielfach geeifert worden, und man war dabei weder in den Schranken des Anstandes, noch der Wahrheit geblieben. Vielleicht geben wir später eine kleine Auswahl von diesen Schmähungen und Verläumdungen gegen die Kirche, damit auch das übrige Deutschland erfahre, in welchem Grade selbst noch im neunzehnten Jahrhundert Unwissenheit und Fanatismus sich zu fast unglaublichen Entstellungen und Bosheiten fortreißen lassen. Nach der Conversion des Herrn von der Kettenburg hat man es indessen bei diesen fortwährenden bloß moralischen Mißhandlungen und Verfolgungen, welche die Katholiken stillschweigend über sich ergehen lassen mußten, da kein meklenburgisches Blatt irgend eine Berichtigung aufnahm — nicht mehr bewenden lassen. Die allerdings nicht unbegründete Furcht, daß das angesehene Beispiel des Herrn von der Kettenburg manche bereits schwankenden Gemüther seiner Standesgenossen ermuthigen

und nach sich ziehen werde, gab den Ausschlag, und man ging nun von moralischen Verfolgungen auch zu polizeilichen über.

Herr von der Kettenburg hatte nach seiner Conversion einen katholischen Priester in seine Wohnung aufgenommen, lediglich zum Behufe der häuslichen Andacht in seiner Privatwohnung für sich und seine Familie. Es muß dabei bemerkt werden, daß sein Gut ungefähr vierzehn Meilen von der nächsten katholischen Kirche, der in Schwerin, entfernt liegt, so daß die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse, die bei jungen Convertiten doppelt stark zu seyn pflegen, ohne dieses Auskunftsmittel theilweise sehr erschwert, theilweise ganz unmöglich gewesen seyn würde. Kurze Zeit darauf wurde ihm folgendes Regierungsreskript zugesendet:

„Unserem lieben Getreuen auf ꝛc. Unsern gnädigsten Gruß zuvor!"

„Dem Vernehmen nach haltet Ihr seit einiger Zeit in Eueren Gütern einen auswärtigen römisch-katholischen Priester, ja derselbe soll sogar dazu bestimmt seyn, gottesdienstliche Handlungen in Euerem Hause vorzunehmen. Da nun ein solches Verhältniß den in Unserem Lande bestehenden Staats- und Kirchenrechten zuwider seyn würde und von Uns daher nicht gestattet werden könnte, so fordern Wir Euch hierdurch auf, vor Weiterem über diesen Gegenstand fürdersamst zu berichten

ad mandatum serenissimi proprium
v. Schröter."

Der Bericht des Herrn von der Kettenburg liegt uns nicht vor. Jedoch ergibt sich aus dem nachfolgenden Reskripte, daß derselbe das Factum zugestanden und als in seinem Rechte begründet angesehen haben muß.

Hierauf ist nun folgendes Reskript ergangen:

„Wir Friedrich Franz von Gottes Gnaden Großherzog ꝛc."

„Unseren gnädigsten Gruß zuvor":

„Wir haben Euere unterthänigste Erwiederung vom 25. d. M. in Erwägung gezogen und ertheilen Euch darauf die folgende gnädigste Resolution."

„Wie auf dem Landtage zu Sternberg im Jahre 1550 einhellig beschlossen worden, ist die römisch-katholische Religionsübung in Unserem Lande nicht ferner zu gestatten; so erlauben auch Unsere Kirchen- und Consistorial-Ordnungen keine andere christliche Religionsübung, als die Unserer lutherischen Landeskirche, deren vollsten landesherrlichen Schutz die Landesreversalen von 1572 und 1625 Unseren getreuen Ständen noch besonders zugesichert haben. Nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens vom Jahre 1648, §. 31 u. s. w. richtet sich dagegen die Verpflichtung der protestantischen Landesherren zur Duldung der römisch-katholischen Religionsübung in ihren Territorien lediglich nach dem Besitzstande des Jahres 1624, und da in diesem Jahre kein Besitzstand für dieselbe in Unserem Lande existirte, so haben Wir in dieser Hinsicht keinerlei Verpflichtung."

„Die Uebung anderer als der landesherrlichen Gottesdienste ist daher in Unserem Lande nur vermöge besonderer landesherrlichen Gestattung zulässig. Das gilt daher auch von dem römisch-katholischen Gottesdienste, und somit ist auch kein römisch-katholischer Priester befugt, ohne Unsere Genehmigung gottesdienstliche Handlungen in Unsern Landen zu vollziehen."

„Diese rechtlichen Grundsätze sind seit jener Zeit stets befolgt worden. So lange und soweit römisch-katholischer Gottesdienst und römisch-katholische Priester wieder Zugang in Unseren Landen haben, ist dieß durch besondere landesherrliche Erlaubniß gestattet worden. Auch die Abhaltung jenes Gottesdienstes in der römisch-katholischen Kirche in Schwerin

und Ludwigslust beruht auf solcher Bewilligung, und die bei jenen Kirchen angestellten Priester fungiren nur vermöge Unseres an besondere Bedingungen geknüpften Placets."

„Insbesondere ist auch den wenigen Mitgliedern Unserer Ritterschaft, die sich in späterer Zeit wieder zur römisch-katholischen Kirche bekannt haben, nie gestattet worden, ohne Unsere besondere landesherrliche Erlaubniß Hausgottesdienst durch römisch-katholische Priester auf ihren Gütern halten zu lassen."

„Hiernach war es Euch zwar unbenommen, Euere katholische Hausandacht zu halten; dadurch aber, daß Ihr, ohne Unsere Genehmigung dazu nachgesucht und erhalten zu haben, mithin eigenmächtig, einen von Uns nicht approbirten katholischen Priester in Euerem Hause haltet, welcher, wie Ihr selbst angegeben, in demselben diejenige Function zu erfüllen hat, wozu ein katholischer Priester durch sein Amt berufen ist, der mithin gottesdienstliche Handlungen in demselben vornimmt, handelt Ihr, so wie jener Priester, selbst gegen das in Unseren Landen bestehende Staats- und Kirchenrecht."

„Da Wir dieß jedoch weder dulden können noch Euere gegenwärtigen Anträge, Euch jene Vornahmen zu erlauben, nachzugeben vermögen, indem Wir nach dem, was Wir Unserer lutherischen Landeskirche und Unseren getreuen Ständen landesgrundgesetzlich schuldig sind, einer weiteren Ausdehnung des römisch-katholischen Gottesdienstes und der Zulassung einer noch größeren Zahl römisch-katholischer Priester, als der bisher gestatteten, Raum zu geben nicht gewilligt sind, so befehlen Wir Euch gnädigst, den gedachten Priester keinerlei gottesdienstliche Handlungen weiter vollziehen zu lassen, denselben vielmehr binnen acht Tagen wieder aus Eueren Gütern zu entfernen, und wie Ihr dieses gethan, innerhalb derselben Frist zu berichten."

„Wir versehen Uns zu Euerer Uns stets bewiesenen

Loyalität, daß Ihr dieser Unserer Weisung auf das Pünktlichste nachkommen werdet."

„Wornach Ihr Euch zu richten, und Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen."

„Gegeben durch Unser Ministerium für geistliche Angelegenheiten

Schwerin, den 2. Febr. 1852.

Friedrich Franz m. p.

v. Schröter.

An den Kammerherrn von der Kettenburg."

Dieses Reskript unterliegt seinem Inhalte nach einer doppelten Beurtheilung, einer rechtlichen, und sodann einer sittlich politischen. Aber sowohl in der einen, wie in der andern Beziehung wird jeder Unparteiische, gleichviel welcher Confession er sei, sich schmerzlich davon berührt fühlen und den Inhalt als irrig und verwerflich anerkennen müssen.

Die Erfahrung zeigt allerdings, wie schwer es ist, unparteiisch zu seyn bei politisch und rechtlichen Verhältnissen, durch welche die verschiedenen Confessionen berührt werden. Indessen glaubt der Schreiber dieser Zeilen doch eine solche Unparteilichkeit mit Fug und Recht sich vindiciren zu können und Beweise davon gegeben zu haben, daß er stets die Rechte Andersgläubiger respektirt habe und seiner eigenen Vorliebe Schweigen aufzulegen wußte, wo es sich um die Gewissensfreiheit religiöser Richtungen handelte, die der seinigen entschieden entgegengesetzt waren. Wie er früher die Rechte der Katholiken, der Lutheraner u. s. w. überall vertheidigte, wo sie durch unwahre, sophistische Auslegung der Gesetze, oder durch unchristliche polizeiliche Gewaltmaßregeln bedroht waren, so glaubt er auch jetzt, nachdem er ein gläubiger Sohn der katholischen Kirche geworden ist, sich diesen Geist unbefangener Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe noch bewahrt zu haben. So sehr er die allgemeine Verbreitung der katholischen Kirche

wünscht und dafür betet, so würde er keinen Augenblick anstehen, gegen moralisch oder rechtlich ungerechtfertigte Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sich offen zu erklären. Er vermag recht gut auf den Standpunkt einer protestantisch gläubigen Regierung in einem fast ausschließlich protestantischen Lande sich zu versetzen. Er will es ihr demnach auch nicht verübeln, wenn sie, wo sie durch klares Recht nicht dazu verpflichtet ist, Bedenken trägt, die Katholiken in den vollen Besitz eines öffentlichen katholischen Gottesdienstes einzusetzen, wiewohl er es wünscht, daß sie sich auch hiezu entschließen möge. Seine rechtliche und sittliche Ueberzeugung verlangt weiter nichts, als Duldung der drei durch den westphälischen Frieden anerkannten christlichen Confessionen, und unter Duldung versteht er weiter nichts, als die Erlaubniß, daß man nach den Vorschriften der betreffenden Confession, wenn nicht öffentlich, so doch in der Stille in seinem Hause leben dürfe. In einem protestantischen Lande soll der Katholik als Katholik, und nicht bloß als confessionsloser Mensch geduldet werden, eben so, wie in einem katholischen Lande der Protestant als solcher geduldet werden soll. Alle polizeilichen Maßregeln, welche die wesentlichen Erfüllungen der confessionellen Religionsvorschriften unmöglich machen, sind daher von vorne herein zu verwerfen, sowohl aus Gründen christlicher Liebe, wie aus Gründen des öffentlichen positiven Rechtes in Deutschland. Um nicht mißverstanden zu werden, fügen wir hinzu, daß wir hier nur von Deutschland und von deutschen Zuständen sprechen, wie sie im neunzehnten Jahrhundert sich ausgebildet haben. Neben der absoluten Offenbarung Gottes und neben dem daraus stammenden absoluten Rechte steht immer auch ein relatives Recht, welches sich nach der Entwicklung der Zeit und der Umstände richtet, welches früher anders war und später wieder anders werden kann, welches aber für die geschichtliche Gegenwart dennoch eine sittliche Nothwendigkeit ist. Und ein solches Recht ist

eben die Duldung der drei christlichen Confessionen in den deutschen Staaten im neunzehnten Jahrhundert.

Wir werden in einem zweiten Artikel den Beweis zu führen suchen, daß die großherzoglich-schwerinische Regierung nach dem bestehenden Rechte, und zwar sowohl völkerrechtlich als staatsrechtlich, den Katholiken gegenüber zu noch weit Mehrerem verpflichtet ist, als zu diesem bloßen Minimum, zur bloßen Duldung ihres stillen Gottesdienstes. Hier wollen wir nur nachweisen, daß nach diesem Reskripte selbst diese Duldung verletzt, und den meklenburgischen Katholiken nur die Wahl gestellt wird, entweder auszuwandern, oder den Vorschriften ihrer Religion untreu zu werden.

Indem das großherzogliche Regierungsreskript dem katholischen Priester jede gottesdienstliche Handlung in dem Privathause des Herrn von der Kettenburg untersagt, fügt es freilich hinzu, daß dem Letzteren darum doch die Haltung seiner „katholischen Hausandacht unbenommen" sei. Man wäre fast versucht, hier einen höhnischen Spott zu vermuthen; aber da man nicht gleich das Schlimmste von seinem Nächsten denken soll, so wollen wir lieber annehmen, daß diesem völlig nichtssagenden Zugeständnisse nur eine gänzliche Unkenntniß derjenigen Bedingungen zu Grunde liegt, ohne welche katholische Hausandacht nicht möglich ist. Neuere Kanonisten, so wie die antiquirten Gesetzgebungen einzelner deutscher Länder, unterscheiden allerdings da, wo ein Recht auf öffentlichen Gottesdienst nicht stattfindet, noch zwischen dem Rechte des Privatgottesdienstes und dem Rechte der häuslichen Andacht. Das Recht des öffentlichen Gottesdienstes einer Confession schließt die Ausübung in öffentlicher Kirche, Glockengeläute, Prozessionen u. s. w. in sich, und außerdem noch die erlaubte Betheiligung eines vom Staate ausdrücklich dazu autorisirten Priesters. Der Unterschied zwischen Privatgottesdienst und häuslicher Andacht, auf welchen das Reskript offenbar hindeuten will,

besteht darin, daß bei Ersterem, dem Privatgottesdienste, allerdings ebenfalls ein Priester fungiren darf, nur daß ihn der Staat als solchen weiter nicht anerkennt und nicht autorisirt, während bei der bloßen Hausandacht auch nicht einmal ein solcher nicht autorisirter Priester thätig seyn darf. Beide letzteren Arten von Rechtsverhältnissen schließen also den öffentlichen Gottesdienst aus, beide sind auf die Privatwohnung beschränkt, und die einzige Differenz zwischen ihnen liegt eben in der Zulassung, respektive dem Verbote, eines Priesters.

Wenn man nach dem gesetzgeberischen Grunde dieser juristischen Unterscheidung fragt, so kommt man zu dem Resultate, daß sie einzig und allein zur völligen Unterdrückung und Nichtduldung der Katholiken gemacht worden ist. Weder die protestantischen Confessionen, Lutheraner und Reformirte, noch die sonstigen protestantischen Sekten, Mennoniten, Wiedertäufer, Quäcker u. s. w., werden wesentlich in den praktischen Folgen davon berührt oder benachtheiligt.

Im Protestantismus sind bekanntlich alle Glieder der Kirche zugleich auch Priester. Jeder Protestant kann demnach auch als Priester fungiren, und selbst das protestantische Sacrament des Abendmahls austheilen, das einzige, was sie außer der Taufe noch haben; und da ihr sonstiger Cultus nur in Predigt, Gesang und gemeinsamem Gebete besteht, so liegt es auf der Hand, daß sie selbst dann alle ihre religiösen Pflichten im Wesentlichen ausüben können, wenn das Gesetz ihnen auch nur das Minimum von Rechten, die sogenannte Hausandacht, zugesteht, und das plus, den Privatgottesdienst, verbietet. Höchstens handelt es sich dabei um größere oder geringere Zweckmäßigkeit, wie denn ja Luther selbst die Anstellung eines besonderen Priesters nur um der „besseren Ordnung" willen empfiehlt. Die protestantischen Sekten, die Mennoniten, Quäcker u. s. w., die überhaupt keine besonders angestellten Priester haben, werden nun vollends

von dieser Unterscheidung gar nicht getroffen. Bei ihnen ist Privatgottesdienst und Hausandacht praktisch ganz gleichbedeutend. Aber auch bei Lutheranern und bei Reformirten läuft es bei näherer Betrachtung in Bezug auf den eigentlichen Gottesdienst zuletzt völlig auf Eins hinaus. Denn wenn sie auch zu der bloßen Hausandacht einen besonderen Priester nicht ausdrücklich zur Spendung des Abendmahls und zur Haltung der Predigt anstellen dürfen, so kann doch nicht verhindert werden, daß zuletzt immer eine und dieselbe Person, die man für die geeignetste hält, diese Funktionen fortwährend ausübt und auch gewisse Remunerationen als freiwillige Geschenke dafür erhält.

Ganz anders verhält es sich mit den Katholiken. Dem Katholiken ist der geweihte Priester zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten völlig unentbehrlich, und wer ihm den Priester in seinem Hause verbietet, verbietet ihm damit zugleich Alles. Zuerst wird dadurch das heilige Meßopfer, dieser wesentliche Bestandtheil des katholischen Gottesdienstes, unmöglich gemacht. Ebenso der Empfang des Sacraments der Buße und die damit verknüpfte Ohrenbeicht und Absolution. Selbst das Sacrament der letzten Oelung wird dem mit dem Tode Ringenden auf diese Weise versagt, und jeder Katholik weiß, was das heißt. Wenn die protestantischen Behörden es über sich gewinnen könnten, auf einen Augenblick in die religiöse Anschauung der Katholiken, wie sie in der Lehre und in dem Glauben der Kirche begründet ist, sich zu versetzen, so würden sie vielleicht selbst über die Härte und über die furchtbare Grausamkeit erschrecken, die in einem solchen Priester-Verbote liegt. Sie würden sich selber sagen müssen, daß dieses Verbot die schwerste Gewissensbeeinträchtigung und Glaubensverfolgung in sich schlöße, und in der Wirklichkeit völlig gleichbedeutend sei mit einer Verbannung der Katholiken aus dem Lande.

So ist es; der wirkliche Katholik kann ohne die Nähe

eines Priesters nicht leben; sein zeitliches und ewiges Seelenheil wird durch eine zu große räumliche Entfernung vom Priester auf's Bedenklichste bedroht. Während der Protestant nach seiner Lehre hunderte von Meilen von seinem Pfarrer entfernt leben kann, ohne daß ihm irgend eine wesentliche Anforderung seiner Lehre dadurch verkümmert würde, ist der Katholik im Leben und Sterben an die Nähe eines geweihten Priesters unauflöslich gebunden. Allerdings zeigt die Erfahrung, daß trotzdem, durch äußere Lebensverhältnisse inducirt, sich einzelne Katholiken weit entfernt von dem Orte eines geweihten Priesters ansiedeln, und dadurch die Erfüllung ihrer religiösen Gewissenspflichten sich nicht nur erschweren, sondern häufig unmöglich machen; aber eben so gewiß ist es, daß diese selten gute Katholiken sind, und daß sie es noch seltener bleiben, und ihrem Verderben mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit entgegengehen. — Warum nun, fragen wir, beharrt die großherzogliche Regierung auf dieser Unterscheidung zwischen Privatgottesdienst und Hausandacht? Will sie auf diese Weise den Katholiken unmöglich machen, außerhalb Schwerin und Ludwigslust, wo durch die christliche Weisheit eines früheren Regenten öffentlicher katholischer Gottesdienst gestattet ist, zu leben? will sie auf diese indirekte Weise die neuen Convertiten zwingen, das Land zu verlassen? — Nun wohl, dann hat sie freilich das geeignete Mittel dazu ergriffen. Aber offen und ehrlich ist dann diese Verfahrungsweise nicht; offen und ehrlich ist es nicht, wenn man den betreffenden Katholiken sowohl, als der übrigen Welt versichert, daß man ihre katholische Hausandacht ja gerne gestatten wolle, während man daneben doch recht wohl wissen kann, daß eine solche protestantische Hausandacht den Katholiken gar nichts gewährt. Eine solche Duldung ist gar keine Duldung. Sie setzt die versteckte Bedingung voraus, daß man aufhören soll, Katholik zu seyn, daß man protestantisch werden soll. In der That ist nicht abzusehen, welchen andern Zweck die

großherzogliche Regierung bei dem Verbot des katholischen Privatgottesdienstes haben könne, als eine principielle Verfolgung und Unterdrückung der Katholiken. Handelte es sich hier um Verhinderung des öffentlichen Gottesdienstes, so würden wir billig genug seyn, um der großherzoglichen Regierung plausiblere und weniger fanatische Motive unterzulegen. Ein öffentlicher katholischer Gottesdienst, wo er früher noch nicht stattgefunden, könnte allerdings Aergerniß unter der protestantischen Bevölkerung hervorrufen; auch mag sich eine protestantische Regierung nicht verpflichtet glauben, durch Gestattung des öffentlichen Gottesdienstes der Verbreitung der katholischen Kirche förderlich zu seyn. Aber was in aller Welt kann es der großherzoglichen Regierung verschlagen, auf welche Weise die Katholiken ihre Andacht still und geräuschlos zwischen den vier Wänden ihrer Privatwohnung abhalten, sobald sie wirklich ehrliche Duldung beabsichtigt und nicht auf Gewissenszwang und Gewissensverfolgung ausgeht? Wehe der protestantischen Confession in Meklenburg, wenn sie bereits so wenig an ihre innere Kraft und Wahrheit mehr glaubt, daß sie sich für gefährdet hält, wenn einzelne Katholiken in ihren vier Wänden ihre Sünden beichten und auf dem Todtenbette die letzte Oelung empfangen! Aber so ist es immer gewesen; das Bewußtseyn der Schwäche ist immer intolerant und verfolgungssüchtig, das Bewußtseyn der inneren Stärke ist stets milde und liebevoll.

Und ist man so kurzsichtig, daß man ernstlich glaubt, auf diesem Wege der Verfolgung reussiren zu können? Das Gegentheil wird sich nur zu bald herausstellen. Viele billig denkenden Protestanten in Meklenburg werden sicher vor diesen fanatischen Maßregeln erschrecken. Sie werden prüfen, aus welcher Quelle sie entstanden sind, und werden gezwungen seyn, weiter zu forschen. Was man verhindern wollte, befördert man. Und selbst in dem äußeren Rechtskampfe (wir verweisen auf den nachfolgenden zweiten Artikel) wird

die großherzogliche Regierung sicher unterliegen, und zu spät wird sie einsehen, daß sie sich vor ganz Deutschland ein Dementi hätte ersparen können. Zuletzt wird der Bundestag, wenn andere Wege nicht Abhülfe schaffen, eine Entscheidung treffen müssen. Schwerlich werden Herr von der Kettenburg und Herr von Vogelsang ihre Güter früher verkaufen und ihr Vaterland eher verlassen, bis sie alle Rechtsmittel erschöpft haben. Der erste Schritt wird wohl seyn, daß Herr von der Kettenburg die Hülfe des Landtags, der im Spätherbste zusammentritt, in Anspruch nimmt, und wir müßten uns sehr täuschen, wir müßten die meklenburgische Ritterschaft sehr schlecht kennen, wenn ein großer Theil derselben, obwohl protestantisch, nicht der gerechten Beschwerde Gehör geben sollte. Da übrigens der betreffende katholische Priester auf den Kettenburgischen Gütern bereits vollgültiges Heimathsrecht erlangt hatte, so ist Herr von der Kettenburg nicht in der Lage gewesen, den einen Theil des Befehls, die Ausweisung desselben innerhalb acht Tagen, zu erfüllen; ob er sich verpflichtet glaubt, dem zweiten Theile des Befehls, der Unterlassung des Privatgottesdienstes, nachzukommen, davon haben wir bis jetzt keine Kunde.

XXIV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Alte Moden wieder neu.

(Auch eine „Rundschau".)

Der „Rundschauer" der Kreuzzeitung hat uns jüngst wieder eindringlich an die Kraft und Entschiedenheit des geistigen Einflusses erinnert, den Preußen „seit nun bald zwei Jahrhunderten" auf Deutschland geübt habe, viel mehr als das „römisch-josephinische Oesterreich". Leider können wir die Einwirkung des „römisch-josephinischen Oesterreichs" auf deutsche Zustände in Staat und Kirche nicht so niedrig anschlagen; diese Blätter haben auch schon wiederholt beklagt, daß damals nicht wenigstens der in mancher Hinsicht praktisch richtigere Takt Friedrich's II. prävalirte. Wir hoffen aber gerade deßhalb jetzt nur um so zuversichtlicher, daß hinwiederum auch das neuerstandene „römisch"-exjosephinische Oesterreich nicht ohne den heilsamsten Einfluß auf Deutschland bleibe. Dieser geistige Einfluß muß nothwendig um so leuchtender und hochragender hervortreten, wenn man Oesterreich allein von den schmählichen Fesseln veralteter Vorurtheile frank und frei erblicken wird. Ohne banges Gefühl

aber würden wir in die deutsche Zukunft — so schwarze Wolken auch über ihr hängen! — sehen, wenn wir wirklich dem „Rundschauer" glauben dürften, der aus dem „guten Anfang" prophezeit: daß „Preußen in seinem Innern die Revolution, mit Einschluß der eben so undeutschen absolutistischen Bureaukratie, durch deutsche Rechts- und Freiheits-Ideen überwinden" werde.

Der „gute Anfang" ist über allen Zweifel erhaben, und wir wollen nicht aufhören, das Beste zu hoffen, so lange ein hoher Wille unbeirrt ist, an dessen fleckenloser Lauterkeit zu zweifeln wir außer Stande sind, und den die guten Erfolge des mit unbefangener Einsicht angenommenen Standpunktes zur Kirche nur bestärkt haben können; denn daß jener „gute Anfang", wie jeder andere, seine Herzwurzel in religiösem Boden birgt, ist unsere innigste Ueberzeugung! Wir fürchten aber die Parteien und ihr Drängen auf hundertfachen Haupt-, Neben-, Um- und Schleichwegen. Und in der That, welches Ende weissagen dem „guten Anfange" die neuesten Zeichen der Zeit in Preußen?

Schon wenn die genannten Parteien, zu welchen in diesem Falle auch die „kleine, aber mächtige" gehört, immer wieder, alle historische Gerechtigkeit und Billigkeit bei Seite setzend, mit dem vielgerühmten Uebergewichte der protestantischen Bildung über den Katholicismus auftreten, welcher geistige Stumpfheit über Land und Leute bringe — wie kann man das endlich anders auslegen, als daß sie bemerklich machen wollen, die Unterdrückung der alten Kirche zu Gunsten des staatlich zu fördernden Protestantismus sei Pflicht der Regierungen, nicht etwa bloß aus religiösen, sondern auch aus wissenschaftlichen, politischen, socialen, mit einem Worte — menschheitlichen Rücksichten. Solche Meinungen äußern sogar im Süden selbst fremde Eindringlinge, mehr noch durch die That, als durch Worte, und halten dabei ihre Blicke unverwandt, gleich der Magnetnadel, gegen Norden gerichtet.

Daß wir den „Rundschauer" unter diesem historischen und literaturgeschichtlichen Janhagel mitunter streifen sehen, thut uns herzlich leid! Er muß wissen, wer in der deutschen Literatur das große Zerstörungswerk betrieben, wer auf conservativem Boden sein Möglichstes zu Bildungszwecken gethan hat. Er muß wissen, daß der reizenden Aussicht auf endliches Wiederfinden aller cordaten Seelen im alten Reiche nichts vernichtender entgegensteht, als der eingefleischte Hochmuth friedhässiger „Intelligenz". Sie sollte sich gerade in diesem Augenblick um so weniger überheben, als sie ja jetzt ihre protestantische Heimath bei — Bayern in die Schule schickt, und bayerisches „Maß" für sie nimmt.

Vor „bald zwei Jahrhunderten" schon soll Preußen die vielbelobte Heimath des alles überstrahlenden Lichtes gewesen seyn! Wir wissen nicht, nach welchen Normen man diese Marksteine der preußischen Lichtperiode gesetzt hat! Aber Eines ist richtig: daß wir um Alles in der Welt nicht sagen möchten: der Protestantismus sei es gewesen, was z. B. den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zum abgesagtesten Feinde und höhnischen Verächter nicht nur aller Gelehrsamkeit, sondern aller Geistesbildung und civilisirten Erziehung überhaupt gemacht! Oder das Princip der „freien Forschung" habe ihm den 8. November 1723 die Ordre an den Philosophen Wolf in Halle diktirt, binnen 48 Stunden Stadt und Land „bei Strafe des Stranges" zu räumen? Oder das dem ganzen katholischen Süden so häufig vorgehaltene „Prädominat des Geistes über den Körper", als nothwendige Wirkung des Protestantismus, habe den König bewogen, alles Wissen für „bloße Windmacherei" zu erklären, das nicht sofort und handgreiflich sich „nützlich für die Zwecke des Staates" und vor Allem für die wucherische Plusmacherei Sr. Majestät selbst bethätigte? habe ihn bewogen, im Jahre 1722 die Gehalte aller Bibliotheksbeamten zu streichen und viele Jahre hindurch kein Buch mehr anschaffen zu lassen,

bis 1734 wieder vier, 1735 aber fünf Thaler auf Bereicherung der königlichen Bibliothek verwendet werden durften? Wenn man solches einem von den katholischen Fürsten nachsagen oder gar aus der Geschichte der Hofbibliothek in München entziffern könnte, welcher Gewinn wäre das für eine gewisse Polemik! Oder wenn sie einem jener alten Gegner aufbringen könnte, was ein Biograph Friedrich Wilhelms über diesen urtheilen muß: „Die Kartoffeln, deren Anpflanzung bei Berlin um das Jahr 1728 zuerst versucht wurde, waren in jener Zeit ein wichtigerer Gegenstand der öffentlichen Pflege und Aufmerksamkeit, als die schönen Künste und Wissenschaften."

Mit dem ebenso rohen und cynischen als tyrannischen Charakter Friedrich Wilhelms, einem Charakter, der selten in einer solchen Graßheit erscheint, mußte freilich jegliche Achtung vor geistiger Bildung unvereinbar seyn. Auch das gewöhnlichste Maß von Erziehung für das alltägliche Leben war ihm unerträglich, weil er es selbst nicht besaß. Seine eigenen Söhne und die übrigen Prinzen von Geblüt durften nicht anders behandelt werden, denn als Soldaten und bloß nach ihren verschiedenen Chargen in der Armee, und keine andere Umgebung war ihnen vergönnt, als die naturwüchsigen Offiziere ihrer Garnison. Ueber die traurigen Folgen eines solchen Jugendlebens weiß Friedrich Wilhelms Tochter, die nachmalige Markgräfin von Baireuth, nicht genug zu klagen. Der Bräutigam dieser Prinzessin selbst mißfiel dem Könige zum höchsten, und warum? bloß durch — sein artiges und sittsames Benehmen! Er wollte einen Eidam, der nur am Militär, am Wein und am Knausern Freude habe, einen Mann von „deutschem Gepräge", nach der Qualität seines eigenen nämlich. Er machte daher in eigener Person noch den Versuch, den jungen Prinzen nach seinem Geschmacke zu erziehen, das ist, er füllte ihm täglich einen Rausch ein; daß der Zögling, der ein Ziemliches ertragen konnte, doch immer seiner fünf Sinne mächtig blieb, brachte ihn in die äußerste

Wuth *). Königliche Erziehungsprincipien! bei denen freilich nicht zu verwundern ist, daß sein von Natur mit eminenten Geistesgaben ausgestatteter Sohn und Nachfolger, Friedrich „der Einzige“, weder in deutscher noch in französischer Sprache orthographisch schreiben konnte, eine Wissenschaft, die natürlich auch nicht zu den „façons allemandes“ des königlichen Vaters gehört hatte.

Berlin hatte auch eine Akademie. Friedrich Wilhelm aber bestätigte sie erst im Jahre 1717 unter dem Namen „königliche Societät der Wissenschaften“, nachdem sie sich zur Errichtung eines anatomischen Theaters erboten; dadurch, glaubte der König, könne sie sich nun doch einmal „nützlich“ machen. Ihren ein Jahr vorher gestorbenen Präsidenten, den großen Leibnitz, hatte er für „einen selbst zum Schildwachstehen unbrauchbaren, närrischen Kerl“ erklärt, und der Nachfolger eines Leibnitz als Haupt der Berliner Akademie wurde die lustige Person jener ausgelassenen und von niedriger Gemeinheit erfüllten Kneipbruderschaft des Königs, die unter dem Namen des „Tabakscollegiums“ bekannt und verrufen ist, der königliche Hofnarr Gundling. Das Sitzungslokal der höchsten Gelehrten-Corporation Preußens befand sich, zum Scandale für ganz Deutschland, bis in die neuesten Zeiten über dem königlichen Maulesel-Stalle. Wenn der König sich je mit ihr beschäftigte, geschah es fast immer nur, um sie zu verhöhnen. So befahl er zum Beispiel, um ihre Kenntniß von den „geheimen Kräften der Natur“ zu prüfen, daß sie ermittle, woher das Schäumen des Champagners im Spitzglase entstehe? Als aber die Akademie sich bereit erklärte, die schwierigen Versuche anzustellen, sobald ihr aus dem königlichen Keller vorläufig fünfzig Flaschen zum Experimentiren

---

*) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand. Brunswick 1810. I, 324 ff.

angewiesen würden, beliebte der König nicht, die Verhöhnung auf Kosten seines Champagners fortzusetzen!

Die ärgste Sottise war noch für spätere Jahre vorbehalten. Der König hatte nämlich an seinem Hofe als würdigen Nachfolger Gundlings einen gewissen Grafen zum Stein, eigentlich „Graben zum Stein", der, aus seinem Kloster in Tyrol entsprungen und wegen einer antikirchlichen Lästerschrift aus Oesterreich verjagt, in Sachsen lutherisch und ehelich geworden war. Als Hofnarr des Königs und unzertrennlich von dessen nächster Nähe, diente er zugleich auswärtigen Mächten als Spion im preußischen Kabinette. Weil er sich für einen großen Astronomen ausgab, von dem Könige immer nur „Herr Astralikus" genannt, durfte das niedrige Subjekt mit der Pudel-Seele im Tabakscollegium nie fehlen, und wachte Nachts im Zimmer des Königs. Da mußte er Historien und Schnurren vortragen, oder sonst irgend etwas mit den Bedienten schwätzen, worüber dann der König einschlief. An dieses Geplapper wie der Müller an das Klappern der Räder gewohnt, wachte die Majestät auf, sobald eine Pause eintrat; daher lag für solche Fälle, oder wenn „Herr Astralikus" sich etwa gar beikommen ließ, einzunicken, zu seiner Erfrischung die königliche Hetzpeitsche bereit. So ging es neun Jahre lang bis zum Tode des Königs *).

Diesen Menschen nun ernannte Friedrich Wilhelm I. durch Diplom gegeben zu Berlin den 19. Jänner 1732 zum — Vicepräsidenten der Berliner Akademie. Der „in Ansehung desselben weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Meriten" bestallte Vicepräsident, „Graf von Stein", ward

---

*) F. Förster: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. II, 348 ff.; vgl. E. Vehse: Geschichte des preußischen Hofs und Adels und der preußischen Diplomatie. Hamburg 1851. III, 79 ff.

unter königlichem Insiegel angewiesen: Erstens: „fest darüber zu halten, daß ein jegliches Membrum der löblichen Societät wenigstens Ein Specimen Eruditionis alle Jahre durch den Druck herausgeben müsse“, sollte aber selbst „von solcher Arbeit dispensirt bleiben, obgleich sein herrliches und erleuchtetes und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem besten Klee- oder Waitzenacker gleichkommendes Ingenium dergleichen productiones in der Menge hervorzubringen, mehr als gar zu tüchtig und geschickt wäre.“ Zweitens: „auf das Kalenderwesen im Königreich eine sorgfältige und genaue Attention zu haben, damit keine Unterschleife dabei vorgehen“ u. s. w., insbesondere auch darauf zu sehen, daß „die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehrt, der guten Tage immer so viel, als ihrer seyn können, angesetzt, die verworfenen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen.“ Drittens: „daferne er besondere Veränderungen (am Himmel) anmerken sollte, exempli gratia, daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe“, sofort „ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Sociis zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denenselben am besten abzuhelfen, bedacht zu seyn.“ Viertens: „Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist demnach dem Vicepräsidenten Grafen von Stein aus dem Prätorio bekannt, wie es an Nachtmahren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und andern dergleichen Satansgesellschaften nicht ermangele, sondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Pfühlen, Morästen, Haiden, Gruben und Höhlen, auch heiligen Bäumen, verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird also Er, der Graf von Stein, nicht ermangeln, sein Aeußerstes zu thun, um

dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden." Endlich: „Alldieweil eine beständige Tradition ist, daß allhier in der Kurmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsnack und Lebus, considerable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung und um zu wissen, ob sie noch vorhanden, alle zehn Jahre gewisse Ordensleute, Jesuiter und ander dergleichen Geschmeiße und Ungeziefer, von Rom anhero kommen, so muß der Vicepräsident von Stein nicht allein diesem Pfaffenpack fleißig auf den Dienst passen, um sie wo möglich feste zu machen und zur gefänglichen Haft zu bringen, sondern auch keinen Fleiß sparen, daß er mittelst der Wünschelruthe, durch Segensprechen, Allruncken oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben oder verborgen, ausfündig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauberbücher, so in unserm geheimen Archiv vorhanden, nebst dem speculo Salomonis verabfolgt werden, wie er dann auch von jeglichem Thresor, welchen er ausgraben wird, den vierten Theil zu genießen haben soll." *).

Ob es dem Könige selbst mit den genannten „Satansgesellschaften" und den periodischen Visitationsreisen des bezeichneten „Pfaffenpacks" baarer Ernst gewesen, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen **), wenn das jetzt auch so un-

*) Von Loen's gesammelte kleine Schriften, herausgegeben von Schneider: I, 209 ff.; das unzweifelhaft ächte Dokument ist auch in mehrere anderen Werke, z. B. in Förster's Geschichte Friedrich Wilhelm's, übergegangen.

**) Den 18. Februar 1725 erging auch für die Zollern'sche Grafschaft Hechingen ein förmliches Ausschreiben, das jedem Bauern eine durch den Oberjägermeister auszuzahlende Prämie zusicherte, der einen Kobold, eine Nixe oder sonst derlei Gespenst fangen und lebendig oder todt einliefern würde.

glaublich erscheinen mag, wie manchem heutigen Protestanten vielleicht die Thatsache, daß die altlutherische Rechtfertigungslehre zweihundert Jahre lang allem Volke gepredigt worden. Welcher „geistigen Einwirkung" damals Deutschland vom Staate Preußen sich erfreut haben mag, ist klar. Leider! scheint es aber, als wenn man in Preußen seit einiger Zeit, und zwar noch mehr, als öffentliche Blätter zu gestehen wagen, wieder nach der Instruktion verfahre, die einst „Graben zum Stein" empfing: „gewissen Ordensleuten, Jesuitern und anderm dergleichen Geschmeiß und Ungeziefer" — kurz dem ganzen „Pfaffenpack", „fleißig auf den Dienst zu passen". „Considerable Schätze" waren es freilich, die, zum Entsetzen und unter scheelsüchtigem Neide Anderer, auf ihr Wort an's Licht traten; was Wünschelruthe, Segensprechen, Allruncken u. s. w. der Anderen ihnen anhaben werden, wird sich zeigen. Wüßten sie — sollte man meinen! — das rechte Wort, so müßten die „Schätze" schon längst erhoben seyn!

Es ist traurig, einen so „guten Anfang", die Revolution sammt der Bureaukratie „durch deutsche Rechts- und Freiheits-Ideen zu überwinden", schon in den Windeln umkommen sehen zu müssen, kaum dreimal zwölf Monate nach dem Jahre 1848! Man hat (vielleicht nach dem so liberal herumgebotenen bayerischen „Maße"!) in die betrübten Zeiten vor den Kölner-Wirren zurückgegriffen, gegen die Missionen verfügt und den 16. Juli auch gegen das Studium im collegium germanicum oder in der Propaganda zu Rom oder auf irgend welchen von Jesuiten geleiteten Anstalten, sowie gegen die Niederlassung ausländischer Jesuiten und geistlicher Jesuitenzöglinge in Preußen. Die erste Verfügung der Art erging von brandenburgischer Kurwürde damals, als es unter ihrem Adel und sonst angesehenen Leuten constante Uebung geworden war, die Herren Söhne auswärtigen Jesuiten-Anstalten zur Bildung anzuvertrauen, weil nach dem neulichen Abfall von der Kirche und unter der Herrschaft der neuen Lehre

die Schulen des Landes im kläglichsten Zustande darnieder=lagen. Und was hatten damals, wie heute, diese Jesuiten verbrochen, als daß die besten Kräfte der Kirche in ihnen sich erwiesen?

Man hat nun auch den Chef=Redakteur der „Volks=halle", Hrn. Prof. Dr. Hermann Müller, aus den preußi=schen Staaten verwiesen, wegen der Haltung des Blattes in der Zollvereins=Frage — sagt man; aber es fehlt nicht an Organen, welche großdeutsche Stellung selbst in dieser Frage als — „katholische Propaganda" denunciren. Was wohl die ritterliche „Kreuzzeitung" von diesen und andern „klein=lichen Detailbeschränkungen" denken mag? von den „theils geistlichen, theils polizeilichen Maßregeln", welche man gegen den „Christkatholicismus, die freien Gemeinden, die Irvin=gianer" in Bewegung setzt? — denn in dieser Gesellschaft und unter diesem Titel läßt die „Allgemeine Zeitung" die Kirche erscheinen! Aber auch sie staunt, „wie erbittert schon der confessionelle Kampf geworden", und gesteht, daß „dieser Kampf kein bloßer Kampf der Geister mehr" sei — wie der ehrenhafte „Rundschauer" so entschieden verlangt hatte. Und allerdings wird so zu etwas ganz Anderem der Grund ge=legt, als zur gehofften „Kirche der Zukunft". Entweder — oder! der „gute Anfang", noch dazu in beschwornen Ver=fassungs=Artikeln niedergelegt, oder „Graben zum Stein"!

Wie es nur gehen kann! Der gute Horaz sagt nicht umsonst: nonum prematur in annum! Aber wir leben im allerschlechtesten Zeitalter, nicht im eisernen, vor dem die Alten sich fürchteten, sondern im papiernen oder journalisti=schen, von dem sie gar keine Ahnung hatten. Artikel, die Horaz neun Jahre lang in seinem Pulte arrestirt hätte, über=kommt jetzt der Setzer oft bälder als in neun Stunden. Zum Glücke hat der gegenwärtige seinem historischen Kerne nach eine Ausnahme gemacht. Als vor mehr als zweimal neun Wochen das fabula docet an die Reihe kam, da vermaßen

wir uns, „mit einem Blick voll freudiger Rührung auf Preußen", sagen zu wollen: „Die gewissen Ordensleute durchziehen jetzt missionirend ganz Deutschland unter protestantischen wie unter katholischen Herren, allenthalben unbeirrt und sogar gern gesehen, mit einziger Ausnahme des — altkatholischen Bayerns", und Aehnliches! Dermaßen uns zu blamiren, standen wir im Begriffe, gerade damals, als weiland der „politische Nachtwächter", jetzt in München, öffentlich auf dem verkrüppelten Rücken eines armen Literaten Gastrollen im Heldenfache zu geben beliebte. Konnten wir uns aber auch denken, daß in der authentischen Interpretation verfassungsmäßiger Bestimmungen durch dieselben Herren Minister so schnell Ja auf Nein kommen werde? Daß Confiskation über Confiskation erfolgen werde, wenn katholische Organe das Nämliche sagen würden, was wenige Monate vorher die Herren Minister noch selbst ex cathedra proclamirten!

Ferner wollten wir damals das Bestallungsdecret des „Graben zum Stein" an Junker Plump von Pommerland und an den großen Restaurator und Conservator der fruchtbringenden Wissenschaft von der „im Finstern schleichenden Partei", jetzt und allzeit sattelgerechten Akademie-Präsidenten, empfehlen. Das brauchten wir allerdings um so weniger zu widerrufen, als Männiglich, wenigstens aus der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", bekannt ist, wie unübertrefflich erstgenannter Pommer die bayerischen „Zauberbücher" nebst dem „speculo Salomonis" aus „Unserm geheimen Archiv" zu handhaben versteht, und wie der Letztgedachte, um gewagterer Heldenmäßigkeiten zu geschweigen, keine Gelegenheit versäumt, an die ursprünglich jesuitenwidrige Bestimmung seiner Akademie zu erinnern. „Eins ist sicher geschehen (in Bayern nämlich) und wird auch zur Geltung im ganzen Systeme gelangen: das ist die Niederhaltung des Ultramontanismus" — wie genial wäre, zugleich zum Verständnisse des gemeinen Mannes und demnach zur „Hebung des Nationalitätsgefühls", diese

große Idee einzukleiden mit den specificirten „Satansgesellschaften“ nebst „Geschmeiß und Ungeziefer“ aus dem Decret des „Graben zum Stein“!

Was werden aber alle Polizei-Schranken und alles bayerische „Maß“ gegen den frisch und freudig erwachten Geist kirchlichen Bewußtseyns ausrichten? „Was wundert man sich über die katholischen Siege?“ — ruft die demokratische Berliner „Urwähler-Zeitung“ aus — „in einer Zeit, wo der Staat seine eiserne Hand über Alles legt und die protestantische Kirche Alles gut heißt, was ihr von Oben herab geboten wird, während die katholische Kirche innerliche Selbstständigkeit und Festigkeit beweist“; „unaufhaltsamer noch wird dieser Sieg, wenn man sich jetzt wieder auf jenes Gebiet begeben will, wo man vor zehn Jahren so vollständig unterlegen ist“. Damals habe man ja noch mit dem „lichten Geist der Humanität“ gegen die „Finsterniß“ gekämpft, ein Bundesgenosse, dessen man verlustig gegangen, seitdem man in der Reaktion die „Waffen der Freiheit von sich geworfen!“

Und allerdings, wenn irgendwo, so gilt hier der oft mißbrauchte Satz: Ihr werdet den Geist nicht in Fesseln schlagen! wenn anders der Allmächtige — Deutschland gerettet wissen will. Waren es nicht die Lalenburger, welche den Sonnenstrahl fangen und einkapseln wollten! Wie gewaltig waren die finstern Mächte der Paulskirche! Wir wissen ja, wie viele sich vor ihnen gebeugt, wie viele nicht. Wie blutigroth flammte von ihrem Banner das Todesurtheil über jenen Geist; wie siegesfreudig verkündeten sie es von ihrer Tribüne; wie eilten sie, über Jesuiten, Liguorianer und Redemptoristen Acht und Aberacht zu verhängen! Und was ist aus dem gigantischen Himmelssturm geworden? Antwort: während die Gewaltigen des Taumeljahres fluchen wollten, mußten sie segnen; während sie die Kirche fesseln wollten, mußten sie ihr die Freiheit geben! Und vor ein paar Wochen

meldeten die Tages-Blätter: jene Rednerbühne aus der Paulskirche — vor der alle Fürstenstühle Deutschlands gezittert, nicht aber die Kirche! — sei in öffentlicher Versteigerung von der katholischen Gemeinde Bürgel am Main käuflich erworben, in eine Kanzel zurecht gezimmert und — von einer Jesuiten-Mission eingeweiht worden!

So scheitert endlich alles Zeitliche und Menschliche, wenn es feindlich gegen das Ewige und Göttliche anrennt! Wie verlautet, haben sich die Bischöfe Preußens bereits zur Vertheidigung der Rechte ihrer Kirchen erhoben. Vorstellungen und Bitten sind ihre Waffen. Hinter den Bischöfen der Kirche ist aber achtzehnhundert Jahre lang Einer gestanden, der, ohne zu fragen, auf Erden befiehlt, seitdem er — verfügt hat: „Es werde Licht!"

II.

Der Kaiserzug in Ungarn und die Präsidenten-Fahrt an den Rhein.

Die Märzsonne mit ihrem fahlen Scheine hat sich erst verfinstert, als ihre Anbeter aufhörten, sich den frohen Morgengruß in der Frage zu bieten: „Wie steht's in Ungarn?" und seitdem die Freunde des alten Rechts nicht mehr kummervollen Herzens gen Osten blickten. Die Rollen sind jetzt umgetauscht! Jene hofften, daß Magyaren und Slaven das herrliche Oesterreich zertrümmern und ihren Verwüstungsplänen die starke Hand bieten würden; ihre Zuversicht ist nun gebrochen. Diese suchten Oesterreichs Stärke und Deutschlands Zukunft im Osten; sie haben ihren Triumph gesehen. Ungarn und die slavischen Nachbarländer sind durch alle ihre

Interessen innig mit dem deutschen Oesterreich verwachsen; eine Trennung ginge beiden Theilen an's Leben und ließe an der Stelle eines lebensvollen Organismus zwei blutlose Leichen liegen, den nahe und ferne kreisenden Aasgeiern zum Raube. Daß Gott das Unglück abgewendet, ist ein Unterpfand gegen Deutschlands Untergang. Es hat freilich, mehr als irgend anderswo, Ströme von Blut und Thränen gekostet, der teuflischen Berückung eines sonst allzeit loyalen Volkes ein Ende zu machen. Blut und Thränen konnten aber nicht der Kitt seyn, jene in wahren Völkerschlachten wiedereroberten Länder mit dem Kaiserreiche noch inniger als vorher zu verbinden, wie das beiderseitige Interesse gebieterisch fordert. Als daher Kossuth sich rüstete, dem durch seine Phrasen gelangweilten Amerika und der allgemeinen Verachtung in aller Stille, wie ein Verbrecher und unter fremdem Namen zu entfliehen, er, der noch vor Kurzem Hunderte von Meilen Englands und Amerika's wie ein Triumphator durchzog — zu derselben Zeit gürtete sich Oesterreichs jugendlicher Kaiser, um mit eigener Hand seine Ungarn in unwandelbarer Treue zu den viribus unitis zu versammeln. Ihre Herzen konnten nicht eiserne Militär-, nicht papierne Regierungs-Maßregeln, nicht constitutionelle Uniformität, nicht bureaukratische Centralisation gewinnen, Nichts und Niemand als die Person der apostolischen Majestät selbst konnte das. Es bedarf keiner Auslassung über die Gefühle, mit welchen man diesseits und jenseits der Gränze dem großen Zusammentreffen entgegensah, als der Kaiser in der nationalen Tracht eines Fürsten seines Ungarn-Volkes auszog. Mit dem ahnungsvollen Schauer heiliger Freude berichtet ein Augenzeuge an die „Deutsche Volkshalle“: „Ueber die Stimmung des Kaisers selbst ist kein Zweifel; wie ein Held in die Schlacht tritt, das Herz beklommen zugleich und erhoben, so trat er unter sein verirrtes Volk. Der erste Empfang war kalt genug; der Kaiser ging sofort in die Kirche; hier kniete er

lange vor dem Altar des Höchsten, und da er aus dem Tempel wieder hervortrat, schwebte ein himmlischer Zauber auf seinem Antlitz; stummes Erstaunen ergriff Alle, die ihn sahen; als aber dem ritterlichen Jüngling das Roß vorgeführt wurde, als ihm plötzlich der edelste Kriegsmuth aus allen Zügen leuchtete, als er sich emporschwang, und wie ein Pfeil davon flog, das schönste Bild männlicher Entschlossenheit und Kraft: da erfüllte mit Einem Schlage die weiten Schaaren um ihn herum ein einziger Gedanke, der sich sofort in lautem jubelnden Zuruf Luft machte: „„Ein Herr, so voll von Gottesfurcht, so frei von Menschenfurcht, ein Fürst, der nur will, was er soll, und Alles kann, was er will, ein solcher Fürst ist Ungarns kaiserlicher Herr!"" Das war der Eine Gedanke, der alle Herzen erfüllte und dieser Eine Gedanke zog von nun an wie ein Siegesengel vor dem Kaiser her auf all seinen Wegen durch das schöne Reich. Gemacht war diese Begeisterung nicht, sie war Allen höchst unerwartet; nur der Kaiser soll im Vertrauen auf Gott schon in Wien auf eine solche Wendung hingewiesen haben."

Der Kaiserzug ist nun beendet, und weder der Grimm der Demokratie noch die neidische Scheelsucht anderer politischen Richtungen vermögen den allgemeinen Jubel und die aufrichtige Begeisterung zu verdächtigen, mit der Kaiser Franz Joseph von allem Volke überall empfangen wurde, wo er erschien. Und er ließ die fernsten Enden des Landes nicht unbesucht, kam zu Stämmen, die mehr als dreihundert Jahre lang keinen ihrer Herrscher mehr gesehen hatten. Mit allen redete er ihre Sprache, grüßte ihre Farben, besprach ihre Verhältnisse, so daß sie sagten: „Er kennt unser Land besser als wir selbst" — er, der jugendliche Held von einundzwanzig Jahren. Nirgends waren Empfangsfeierlichkeiten nach zwingenden Programmen commandirt, wie sie anderwärts zum Voraus gedruckt in den Händen der Beamten liegen, von den Hofceremonienmeistern heute verbessert, morgen er-

weitert. Aber überall ging der Ruf lebendigen Gottvertrauens, ungeheuchelter Gottesfurcht, männlicher Willensfestigkeit, rüstiger Kraft vor dem Kaiser von Gottes Gnaden her, der wie ein abgehärteter Krieger reist, wie ein Sieger in vielen Schlachten auftritt, wie ein angehender Minister unermüdlich thätig ist, wie ein gewiegter Staatsmann Bescheide gibt, und betet wie ein frommer Katholik. Dieser Ruf schrieb in den Herzen des Volkes das Empfangsprogramm. Und wenn dann Hoch und Nieder den ritterlichen Jüngling selber sahen, wie er voll milder Herablassung und natürlicher Freundlichkeit auch an den schlichten, einfältigen Mann herantrat, mit rührender Frömmigkeit allenthalben den religiösen Heiligthümern des Volkes seine Verehrung bezeugte, nicht aus Ceremoniell oder um des „Besehens" willen, sondern in wahrer Andacht aller Orten die Gotteshäuser zuerst besuchte, und dann wieder „unzählige Proben von außerordentlichster Energie und unglaublicher Thatkräftigkeit" gab (wie selbst die „Kreuzzeitung" sich ausdrückt) — konnten die großartigsten Wirkungen auch auf ein minder unverdorbenes Volk ausbleiben! In einem solchen Kaiser erkannten die Ungarn den wahren Nachfolger ihres heiligen Königs Stephan, und aus den Herzen der Massen drang der Ruf: „Gott erhalte ihn, der wird noch ein berühmter Kaiser werden!" Was Wunder auch, wenn die Augen und Hoffnungen von Millionen auf Ihn und Ihn allein gerichtet sind, von dem man sieht, daß er wahrhaft selbst regiert und wie er regiert — wenn man hofft: es werde der ganze Glanz christlichen Herrscherthums in diesem Fürsten noch einmal aufleuchten!

Ist das je wahr gewesen, so ist es doch jetzt nicht mehr wahr: daß „Oesterreich die Revolution nur durch die Gewalt der Waffen besiegt habe, daß es sie nur durch den Belagerungsstand unter seinem Fuße halte!"*) Bei den Siegen Franz

*) Wie der „Rundschauer" der „Kreuzzeitung" meint.

Joseph's bedarf es auch keiner „kleinen aber mächtigen Partei“, die „selbstständig, auch der Regierung gegenüber selbstständig, die Revolution bekämpfte.“ Das Ringen der politischen Parteien um das Regiment ist vom Uebel, beweist nicht Kraft, sondern Schwäche; nicht je eine Partei soll herrschen, sondern keine; ihr Recht aber sollen alle in dem Einen Monarchen finden. Anders hätte es keinen Kaiserzug in Ungarn gegeben! Wir können uns den Fall nur zu gut denken, daß in einem Lande eine „kleine aber mächtige Partei“ herrscht, ohne einen Fuß breit Bodens im Volke zu haben, und, um der traurigen Illusion ihr Daseyn zu fristen, alljährlich in dieser oder jener Provinz sorgfältig zubereiteten Volksjubel vor der Popularitäts-Hascherei in Scene aufmarschiren läßt. Welche Frucht muß solches Spiel endlich tragen! Das Volk in Ungarn aber hat sich im wahren wirklichen Leben, wie es ihm entgegentrat, mit seinem Kaiser vereinigt. Der Kaiser hat gewonnen, was aller monarchischen und dynastischen Gestaltung der Gesellschaft ursprünglich und allein zu Grunde liegt: das schuldige Vertrauen des Volkes, unbedingt hingebendes Vertrauen. Wer wird, wenn auch einseitige und unmögliche Theorien Kopf und Herz zeitweilig in Widerspruch gesetzt, das heilige Gefühl jenes Vertrauens im Volke nicht als vox dei achten? Die christliche Ritterlichkeit des jungen Kaisers hat es für sich gewonnen, und mehr bedarf er nicht, um sein Oesterreich einer würdigen Zukunft entgegenzuführen, aus allen Schwierigkeiten der Lage, aus allem Widerstreite zwischen Einheit und Mannigfaltigkeit, zwischen schroffer Centralisirung und Selbstherrlichkeit der Glieder, zwischen büreaukratischer General-Administration und parlamentarischer Provinzial-Regierung, auf der richtigen Mitte zwischen Einförmigkeit und Zersplissenheit. Sonstige großen Probleme, wie die deutsche Zoll- und Handelsfrage, werden sich von selbst lösen. Denn für die alte Engherzigkeit und die neue Intriguen-Spinnerei gegen Oesterreich ist die Zeit zu ernst; sie

ist vor Allem gemeinsinnig, und wird es bleiben, wenn auch alle deutschen Mittelstaaten ihre in- und auswendigen Aemter mit preußischen Sendlingen besetzten.

Mit dem Kaiserzug in Ungarn ist die Rheinfahrt des Präsidenten der sogenannten französischen Republik der Zeit nach zusammengefallen. Franz Joseph kam als Erbe des Habsburgischen Kaiserhauses in sein Land, und forderte als legitimer Herrscher von Gottes Gnaden von dem Volke freie Zuerkennung des schuldigen Rechtes, das er sich mit Gewalt der Waffen wiedererobert hatte; Louis Napoleon kam als Erbe der Revolution in das Land eines Andern, als Erwählter von so und so vieler Millionen Gnaden suchte er nach um anerkennendes und aufmunterndes Lob für geleistete Dienste und um laute Bestätigung der ursprünglichen Gnade der Wahl. Der Kaiser rechnet nicht vor und besticht nicht; der Speculant aber verhält sich anders zu seinen Kunden, als der Vater zu seinen Kindern. Diese sind vertrauender Liebe fähig; jene preisen heute den Mann, der viel, morgen den Mann, der mehr bietet. Der alte Rechtsboden ist in Frankreich untergegangen, dem unbegränzten „Fortschritt" ist der Staat verfallen, und damit naturgemäß auf die Materie. Hätte Ledru Rollin triumphirt, gewiß wäre ihm nicht weniger enthusiastischer Jubel zu Theil geworden, und vermöchte heute der Graf von Paris zu bieten, das Elsaß wäre nicht minder entzückt. Man feilscht nicht erst seit 1848, wo die nackte Materie auf den Thron gestiegen. Man hat seiner Zeit auch den legitimen König Karl X. wie einen Triumphator umherziehen lassen, und ein Jahr darauf war er entthront, weil Louis Philipp mehr geboten hatte. Die „Kreuzzeitung" erinnert daher mit Recht an die durchaus materielle Unterlage des napoleonischen Volksjubels; er muß eben darum ungemein wetterwendisch und gefährlich seyn. Sie läugnet aber nicht, daß der Enthusiasmus der Ungarn ein sittlicher sei; darum verheißt er Dauer und aufopfernde Treue. Die

christlich-ritterliche Erscheinung des Kaisers hat alle altmonarchischen Sympathien in Ungarn wachgerufen; das gesteht selbst die „Times", dem Präsidenten aber wirft sie vor: er sei mehr ein Wollüstling, als ein Heros, seine Politik trachte durch Begünstigung des Luxus und der Staatsverschwendung den Geist der Unabhängigkeit und die männlichern Tugenden des Bürgers zu entnerven.

Wirklich scheinen im politischen Frankreich — und sind seine Nachbarn vielleicht noch weit zurück? — bereits alle höhern Motive in der Materie unterzugehen, alle Fragen der Legitimität, der Regierungsform, der innern und äußern Politik vor der Berufung auf die socialen Interessen wegzufallen. Nicht als wenn die Autoritäten von den socialen Interessen abgelöst seyn dürften! Das wäre in unsern Zeiten ihr schneller Tod! Aber wenn sie in der Besorgung der socialen Interessen ihren Rechtsboden finden und erhärten wollen, dann verfallen sie naturgemäß und unrettbar der — puren Materie. Weiß man dort nur vorzugeben, daß deren Förderung Fesseln und Kettenkugeln für das Wort auf der Zunge, für die Dinte in der Feder erheische, so läßt man sich die Reaktion ohne Maß und Ziel gefallen; sie ist willkommen. Daß man sich weder auf Seite der Vertrauenden, noch auf Seite der Mißtrauenden mit der Ausübung des allgemeinen Stimmrechtes plagt, und die nöthigen Wahlen fast nicht mehr zu Stande kommen, ist schnurgerade Consequenz gegen schreiende Anomalie. Louis Napoleons Minister erklären sich die Zufriedenheit mit seiner Reaktion aus einem wunderbaren Zuge, einem gewissen poetischen Gefühle, das in schweren Zeiten wie eine urplötzliche providentielle Offenbarung die Nationen über Gefahr und Retter erleuchte. Wäre dem so, und nicht mehr! Das ist — zu wünschen, aber nicht zu glauben. In jenem ruhigen Zusehen liegt wenig Wunderbares, aber viel Fürchterliches! Um hier nicht von Erscheinungen zu reden, die Jeder von uns tagtäglich mit Händen greift, und doch

nur selten Einer in ihrer wahren Bedeutung erkennt — die straffe Centralisation in Frankreich hat lange genug die kleinlichsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens besorgt, und Louis Napoleon sie unter Anrufung der socialen Interessen auf die Spitze getrieben, als daß nicht endlich der „Wohlstand" auch des Einzelnen der Fürsorge der obersten Verwaltung in aller Unbefangenheit unterstellt werden sollte. Wie lange Napoleon den erregten Zumuthungen genügen, das heraufbeschworene Ungeheuer, das er nicht zu füttern vermag, hinhalten wird, das ist die Frage, aber kein Zweifel, daß die Massen sich so gänzlich in socialistische Fundamental-Anschauung hineinleben müssen. Es überrascht uns daher nicht, wenn scharfblickende Franzosen entsetzt ausrufen: „Der Socialismus ist niemals so mächtig gewesen, wie heute, und täglich nehmen seine jetzt disciplinirten Kräfte zu" — ja, „disciplinirt" durch das eiserne Regiment Louis Napoleons selbst. Der jubelnde Enthusiasmus der Massen für ihn hat etwas Grauenhaftes; er verkündet alle dunkeln Schrecken einer ungeheuerlichen Zukunft. Schon mehren sich die Berichte über die emsigste Rührigkeit der versteckten Schaaren von Drängern, der argusäugigen Strenge der massenhaft verstärkten Polizei zum Trotze. Es ist gleichsam eine unterirdische Journalistik, die alles Preßzwangs spottet. Nicht umsonst rief unter ähnlichen Betrachtungen die „Kreuzzeitung" jüngst aus: „Wachet und betet! schwer sind diese Zeiten."

Während Wien im heimkehrenden Kaiser den moralischen Sieg der Legitimität und des alten staatlichen Rechtes feierte, mit einer selbst in der Kaiserstadt nie gesehenen Herrlichkeit und Herzlichkeit, verehrte Paris am 15. August den Triumph des Utilitäts-Princips und der darüber gebauten napoleonischen Ideen. Aus dem ungeheuern Pomp und Jubelgeschrei des Napoleonsfestes aber, aus den Illuminationen, Feuerwerken, Freitheatern, Seeschlachten auf der

Seine, Ballsälen für die Pariser Marktweiber u. s. w., scheint wie aus dem aufgeschaufelten Grabe der zusammenstürzenden alten Ordnung die Loosung hervorzubrechen: Panem et circenses! Auf den Titel „Imperator“ kommt da wenig mehr an! Selbst aus Landstrichen, welche die hartnäckigsten Kämpfer für die rothe Fahne gegen den Staatsstreich vom 2ten December in's Feld gestellt, kommen jetzt Riesen-Petitionen: Louis Napoleon möchte sich doch die Kaiserkrone aufsetzen, d. h. ihr Princip auf den Thron erheben. Proudhon durfte unmittelbar vor dem großen Feste, in einer auf speciellen Befehl des Prinz-Präsidenten durch die horribeln Schlagbäume der französischen Preßpolizei passirten Brandschrift, aller Welt kund und zu wissen thun: er habe endlich in Louis Napoleon, den er bislang bekämpft, den Haupthebel der socialen Revolution erkannt; ein Erzeugniß verhängnißvoller Umstände, sei Napoleon gerne oder ungerne der Repräsentant der socialen Revolution, ihr Mandatar bei Strafe der Absetzung, der Staatsstreich vom 2. December nur ein neues Entwicklungs-Stadium zur rothen Republik. „Louis Napoleon, Chef des Socialismus“ — ruft er aus — „ist der Antichrist! er nehme daher kühn seinen verhängnißvollen Titel! er pflanze an die Stelle des Kreuzes das Emblem der Freimaurer *); es ist das Zeichen des modernen Constantin, dem der Sieg verheißen ist: in hoc signo vinces.“ So der Oberapostel des Socialismus! Ganz anders denkt freilich Louis Napoleon: er achtet die Religion, die Kirche und ihre Rechte, und versäumt keine Gelegenheit, ihr seine Devotion öffentlich zu bezeugen, wie aus dem Gefühle, daß nur Gott in ihr thun könne, was er in verführerische Aussicht gestellt und was von ihm erwartet wird! Aber der Geist weht, wann und wo er will, und jedenfalls nicht als Mittel zu politischen

*) Das Dreieck als Symbol für Nivellirung der Klassen und Stände.

Zwecken. Man lacht über Proudhon als über einen Verrückten; aber man thäte besser, an König Leare's Narren zu denken: viel Wahrheit hinter dieser Narrheit!

In Frankreich sind alle politischen Grundlagen zu einem soliden, den Zuständen unserer Tage angemessenen Neubau zerstört; die Geschichte Louis Napoleons wird das noch vollends beweisen. Frankreichs nächste Nachbarn in Deutschland sind nahe daran, in denselben Abgrund zu stürzen. Oesterreich aber besitzt von jenen Grundlagen noch genug, um einen Neubau, nicht aus unmöglicher Theorie, sondern aus wirklicher Natur, zu tragen. Wie Europa's Geschicke zu großen Gegensätzen von Ost und West sich entwickeln, ist augenscheinlich; was dazwischen liegt, scheint her oder hin fallen zu wollen, wird nicht selbstständig und entscheidend eingreifen. Gott erhalte Oesterreichs jugendlichen Kaiser für die verhängnißvolle Krisis!

XXV.

Das Antonius-Glöcklein.

Eine Reliquie von Guido Görres.

Es ist vor vielen Jahren zu Ende des Franzosenkrieges gewesen, da war ich in Salzburg, Mozarts Geburtsstadt. Traurige Tage hatten wir damals durchlebt, als der glühende Ehrgeiz des Franzosenkaisers die zahllosen Schaaren der großen Armee in den Winter Rußlands hinausgeführt; vor ihren Augen hatten sie Moskau in Rauch aufgehen sehen; ohne daß sie es wußten, hatte es ihnen als Todes-

fackel ihres Leichenbegängnisses geleuchtet; in den Schneegefilden waren sie dem Hunger und der Kälte, den Kugeln und den Pfeilen der verfolgenden Feinde erlegen. Auch aus Bayern waren auf Befehl des Unersättlichen Dreißigtausend hinausgegangen, die Ihrigen harrten noch immer von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat in banger Erwartung auf die Heimkehr ihrer Angehörigen. Doch nur herzzerreißende, unglückliche Botschaften, nur ungewisse Gerüchte trafen statt ihrer ein, und hier und da ein Einzelner, der wie durch ein Wunder dem Tode entronnen. Und doch mochten die Eltern und Geschwister die Hoffnung nicht aufgeben, die immer wieder auch bei dem kleinsten Schimmer aufwachte. In dieser Zeit machten wir einmal in die so wunderschöne Umgegend Salzburgs einen Ausflug. Wir gingen Michelsbach zu; der Weg war reizend; anfänglich führte er durch die reiche wiesengrüne Ebene, dann erhoben sich waldgrüne Hügel, und dahinter die mächtigen, zum Himmel hinanragenden Felswände des salzburgischen Alpenzuges. In der ländlichen Stille und Einsamkeit vernimmt das Ohr schon in weiter Ferne jeden Jodler, jeden Hahnenschrei. Doch darauf achtete ich nicht, es war vielmehr der helle Ton eines Glöckleins, der mich aufmerksam machte. Sein lauter, silberner Ruf tönte von Zeit zu Zeit in unregelmäßigen Absätzen weit vernehmbar in der Runde in die Stille der großartigen Natur hinein. Es war kein Dorf, keine Kirche in der Nähe, von woher der Ton kommen konnte; in der Einsamkeit selbst mußte das Glöcklein stehen. Der Ruf klang einmal kürzer und dann wieder länger, einmal leiser und dann wieder überlaut, als würde das Glöcklein von einer nach Hülfe ringenden, verzweifelnden Hand gezogen. Allein wer sollte es läuten, und was konnte hier sein weit in die Ferne hallendes Klingen bedeuten? Da es indessen nicht aufhörte, und eben wieder recht hell und vernehmlich aus seiner Einsamkeit in unsere Einsam-

keit hinüberrief, frug ich einen Geistlichen, der mich begleitete, welche Bewandtniß es doch mit dem Glöcklein hätte? „Das ist das Antoniusglöcklein, erwiderte er, das wird freilich jetzt gar oft von denen, die vorüber gehen, geläutet." Ich bat ihn, mir darüber näheren Aufschluß zu geben, und er erzählte mir Folgendes: „Wie Jedermann weiß, wird die Fürbitte des heiligen Antonius in großen Nöthen, und besonders dann angerufen, wenn uns ein kostbares, werthes Gut verloren gegangen ist. Nun gehört das Glöcklein, welches wir heute so oft gehört, einer kleinen, dem heil. Antonius geweihten Kapelle. Es sind aber gar Viele, Gott weiß es, in der gegenwärtigen Zeit, deren liebste Anverwandte und Freunde nach dem fernen Rußland gezogen; die Ihrigen wissen nicht, ob sie erschlagen auf dem großen Schlacht- und Leichenfelde liegen, oder ob sie, erstarrt auf Schnee und Eis gebettet, den tiefen Todesschlaf schlafen; oder sind sie gefangen und leiden Hunger und Kummer; oder liegen sie schwer verwundet in irgend einem Hospitale auf hartem Schmerzenslager; Niemand kann es ihnen sagen, Gott weiß es allein; da nehmen dann die betrübten Gläubigen mit festem Vertrauen ihre Zuflucht zu dem gnadenreichen Heiligen. Wer mit bangem Herzen einen seiner Angehörigen zurückerwartet und des Weges vorüberwandert, der läutet das Antonius-Glöcklein und betet ein andächtiges Vater unser und Ave Maria dazu, und verläßt mit der festen Zuversicht die Kapelle, daß der Verlorene in Jahr und Tag heimkehre; denn er hat ihn ja gesucht und gerufen, so gut er es immer vermochte; ist dieß aber nicht Gottes Wille, erhört Gott nicht den klagenden, suchenden Ton des Glöckleins und die Fürbitte seines Heiligen, so ergibt er sich in Gottes Willen, getröstet, ihm noch den letzten Liebesdienst erwiesen zu haben, und überzeugt, daß er dann seiner armen Seele im Fegfeuer zu Gute kömmt." An städtische Sitte und Denkweise gewohnt, wollte mir dieser Brauch gar seltsam

erscheinen; der Geistliche fuhr indessen fort: „O, der glaubensarme Städter, der sich gar so klug und weise dünkt, und so vornehm auf den einfachen Glauben des Armen herabsieht, was thut denn der im gleichen Falle? Ist es nicht oft zum Erbarmen, ihn sich so abmühen und abhetzen zu sehen. Hundert- und hundertmal hält er immer wieder von Neuem vergebliche Nachfrage, auch selbst an solche Orte sendet er einen Boten nach dem andern, wo er schon von vornherein überzeugt seyn muß, daß dort der schwer Vermißte nicht zu finden seyn wird. Mit der eigenen schwachen Kraft möchte man Hülfe erzwingen. Der Kleingläubige kann und kann sich ja nicht in sein Schicksal ergeben; er greift nach jedem Strohhalm, und sucht vielleicht gar bei einer Kartenschlägerin Trost, läutet an allen Glocken, nur nicht an der rechten; bei Gott seine Zuflucht zu nehmen, in dessen Hand unser Aller Schicksal liegt, daran denkt er nicht.“ Während der Geistliche so sprach, läutete das Glöcklein wieder mit lautem Rufen lange, lange in die stille Nacht hinaus. Ich dachte, welche bekümmerte Seele mag dem Glöcklein seinen Schmerz anvertrauen? Gott führe ihr den Verlorenen zurück, den sie sucht!

XXVI.

Die Egstersteine in Westfalen *).

Die seit ohngefähr drei Jahrhunderten massenhaft angehäufte Literatur über eines der merkwürdigsten Denkmale altdeutscher Kunst, hat in jüngster Zeit mit zwei höchst erfreulichen Abhandlungen wahrscheinlich ihren Schlußstein erhalten. Ist Maßmann's Arbeit durch E. v. Bandel's getreue Abbildungen unentbehrlich geworden, so hat doch erst Giefers, der jüngste Bearbeiter (Paderborn 1851. 8. 64 S.), die in Schwebe stehende Frage auf den richtigen Standpunkt geführt und gelöst.

Dort im Lippe-Detmold'schen, wo gegenüber den schönen, sanftgeschwungenen Hügelreihen Westfalens die Klüfte und Auswaschungen gleichmäßig des Feuers und Wassers Gewalt lehren, wo gleich wunderbarem Riesenwerk die Marksteine in's Land geschleudert liegen, die der Mensch zu seinen Opfer- und Dingstätten nicht erst zu setzen hatte, an den

*) Die Erter- oder Egster- oder Eggestersteine, eine Viertelstunde vom westfälischen Städtchen Horn, eine kleine Stunde vom Badeort Meien- oder Meimberg, zwei kleine Stunden von Detmold entfernt.

übrig gebliebenen Rippen eines von den Fluthen der Urzeit fortgespülten Gebirgsrückens, die schon ihrem Namen nach bezeugen, daß sie aus grauem Alterthume sind, haben baukundige Benediktiner-Mönche — die im eilften Jahrhunderte unter Bischof Meinwerk aus dem Kloster Clügny, dem Stammsitz der Architektur, herübergekommen waren — die im Innern gefundenen Blasen und Grotten zu Kapellen ausgehöhlt und an dem lebenden Felsen ein großes Altarbild ausgemeißelt.

Die älteste Arbeit ist unstreitig die große, am Fuße des ersten Felsens gelegene Grotte, wozu die Natur selbst vorgebaut hatte; erst vielleicht um ein Jahrhundert später faßte man den kühnen Plan, droben auf dem Gipfel des thurmartig emporstrebenden andern Felsens mit größter Lebensgefahr eine zweite Kapelle auszuhauen. Wie sich seit dem Wiederauffinden des heiligen Kreuzes, an dem der Erlöser die Marter gelitten, die Verehrung desselben mit den kostbaren Partikeln überall hin verbreitete, und das siegreiche Zeichen, das ganze Leben bezeichnend, an Thüren und Fenstern, an den Wänden und auf den Dächern der Häuser, auf Gefäßen, Kleidern und Waffen, auf den hohen Bergen und an allen Wegen und Stegen prangte, weil es gleich dem Altare und dem Evangelium den Erlöser selbst vertritt: so ward die unterste Kapelle nach einer in derselben befindlichen Inschrift im Jahre 1115 „zu Ehren des heiligen Kreuzes“ eingeweiht. Bald zogen von allen Seiten lange Schaaren in feierlichen Wallzügen zu den ehrwürdigen Felsen. In jener glaubensfrohen Zeit, wo die Begeisterung wie ein glühender Sommer über den Völkern lag und Tausende aus ganz Europa nach dem heiligen Lande wallten, wo eine wunderbare Sehnsucht die Völker des Abendlandes ergriff, das zu Jerusalem in Felsen gehauene Grab des Gottmenschen zu sehen, war man auf den Gedanken gekommen, jenes Grab in den Felsen des Heimathlandes nachzubilden, und die Gläubigen

hieher zur Andacht einzuladen, wo bereits das Außerordentliche und Wunderſame des Ortes anzog. „Mitten im Walde, in ſchauervoller Gegend, erhoben die nackten, zerriſſenen Rieſenfelſen ihr Haupt; tief unter dem einen in dunkler heiliger Grabhöhle, oder hoch auf dem Gipfel des andern feierte der Prieſter, umrauſcht von den düſteren Zweigen der tauſendjährigen Eichen, das Opfer des neuen Bundes. Alles das mußte mit unwiderſtehlicher Gewalt den Geiſt zu Gott und dem Göttlichen emporheben, und die Gemüther der verſammelten Menge mit heiligen Gefühlen erfüllen und zur Andacht entflammen. Daher iſt es leicht zu erklären, wenn berichtet wird, daß an dieſer Stätte nicht wenige außerordentlichen Zeichen und wunderbare Heilungen ſtattgefunden hätten. Abgeſondert von allem Verkehr des Lebens und gleichſam in die heilige Stille einer höhern Welt hineingeführt, fühlte ſich der Pilger hier vor den ſtaunenerregenden Gebilden der Natur ſeinem Gott näher; hier ward ſein Glaube zur Himmelsflamme und brachte wunderbare, nie geahnte Wirkungen hervor. Deßhalb wallten ſo Viele gläubigen Sinnes, voll frommer Begeiſterung im Frühling und Sommer zu jenem wunderſamen Felſentempel hin, und ſuchten und fanden Hülfe in des Lebens Trübſal und Noth, und die Andacht daſelbſt hörte erſt auf, als ſich die Bewohner des Lippe'ſchen Landes von der katholiſchen Kirche losſagten.“

Das Wichtigſte und Bedeutendſte aber iſt ein großes — ſechszehn Fuß hohes und zwölf Fuß breites — Altarbild in halberhabener Arbeit, an der nördlichen Außenſeite des erſten Felſens ausgemeißelt, das, wie in der Poeſie der Heljand — jene wunderſame Dichtung eines armen, gottbegeiſterten ſächſiſchen Landmannes — das älteſte, bis jetzt bekannte Werk deutſcher Skulptur von ſo großer Ausdehnung iſt. Das ganze Bild umfaßt zwei horizontal getrennte Gruppen, von denen die obere, beſſer erhaltene die Abnahme Chriſti

vom Kreuze, die untere, verwitterte und absichtlich verstümmelte, das erste Menschenpaar darstellt.

Zur oberen Gruppe hat der Künstler gerade den Moment gewählt, wo der durch übermenschliche Größe charakterisirte Leichnam des Herrn vom Kreuze herabgenommen wird. Joseph von Arimathia, zur Linken des Erlösers auf einem Sessel mit reichverzierter und seltsam gebogener Lehne stehend — wodurch die unangenehme Leiter glücklich vermieden ist — hält sich mit dem rechten Arme am Querbalken des Kreuzes, indeß er mit dem ausgestreckten linken Arme den Erlöser eben hat hinabgleiten lassen, so daß Nicodemus, welcher am Boden auf der rechten Seite des Kreuzes steht, die ganze Last des zusammensinkenden Leichnams auf der Schulter hält. Hinter Nicodemus steht die Mutter des Herrn, die schmerzenvolle, im faltenreichen Gewande, nicht ohnmächtig und theatralisch hingesunken, wie sich die Sitte oder Unsitte erst im glorreichen Zeitalter der Renaissançe eingeschlichen, und von den Künstlern noch nicht gänzlich verwunden worden. Sie empfängt, unvergleichlich sinnig und zart gedacht, mit beiden Händen das Haupt des geliebten Sohnes und stützt dasselbe, damit es sich nicht ganz zum Boden hinabsenke; ihr eigenes Haupt, das jetzt leider ganz fehlt, hatte sie, nach dem noch übrigen Rumpfe zu schließen, in edler und sanfter Neigung an das seinige gelehnt. Ihr gegenüber steht der Jünger, den der Herr lieb hatte, wie in den alten Mysterien und heiligen Schauspielen, gleichsam als Ausleger und Herold, bei der Handlung selbst nicht betheiligt, sondern mit der Linken das Buch der Offenbarung haltend, die Rechte sanft erhebend und das Haupt schmerzerfüllt zur Klage senkend.

Ueber dem einen Arme des Querbalkens, und somit, wie man nicht ohne Grund sagen könnte, in der dritten Abtheilung des Gebildes, erscheint Gott Vater als ehrwürdiger Greis mit langem Barte und herabwallendem Haupthaare,

vom Glorienglanze umflossen, in der Linken die Siegesfahne, am Arme die — nach der Auffassungsweise des Mittelalters in Kindesgestalt gedachte — in seine Hände empfohlene Seele des Erlösers tragend, indeß die zum Schwur ausgestreckten Finger der rechten Hand — versinnlichend das: juravit Dominus et non poenitebit eum — auf die mit dem Kreuzestode seines eingebornen Sohnes eingetretene Erlösung des sündigen Menschengeschlechtes deuten, das, im ersten Menschenpaare vertreten, auf des langersehnten Siegers Niederfahrt harrt. Hier, im untersten Felde, hat der Künstler nicht jenen Moment gewählt, wo sie im Paradiese der Schlange Gehör gaben — der ja an den Sockel des Taufsteines gehörte — sondern sie dargestellt, wie sie vom Teufel, dem Weltdrachen, umstrickt und gefesselt, zu dem kommenden Erlöser die Hände flehend emporstrecken. Auch hier ist die Schönheit der Composition beachtenswerth, indem der Künstler den Drachen mehr zum Manne hingestellt, um dessen Blöße zu decken, indeß das theilweise bekleidete Weib von den Ringen gewaltsamer umwunden ist; in der festen Umschlingung der Leiber, in der fortgesetzten zweifachen Ringelung des freien Halses, so wie des Schweifes, im kräftigen Hinausstrecken des übergewichtigen Kopfes spricht sich sattsam die Gewalt, wie der Zorn des Unthieres aus; den beiden Menschenkindern sind nur zum Theile die Arme, über deren Schultern das Ungethüm sich fortwälzt, zum Gebete, zum Flehen freigelassen.

So ist denn das ganze Bild, durch drei gesonderte Räume hindurchgeführt, eine tiefgedachte Trilogie. Aus dem Himmelsraume, der durch des Kreuzes Querbalken vom irdischen geschieden ist, schaut der ewige Vater voll Siegesfreude und mit Wohlgefallen auf das Opfer hinab, das sein Eingeborner vollbracht hat, und weiset die schuldbeladene Menschheit an diesen, als ihren Erretter; zu beiden Seiten erscheinen Sonne und Mond, wie in den gleichzeitigen Mi-

niaturen personificirt, mit langen Tüchern ihr Angesicht verhüllend und die Thränen trocknend; auf der Erde steht noch der Opferaltar erhöht, auf welchem das Lamm gelegen; tief unter des Kreuzes Stamme, in der Vorhölle, harren die Abgeschiedenen, mit aufgehobenen Händen, von dem noch nicht gefesselten „helletrachen" umstrickt, den flehenden Blick nach Oben gerichtet.

Hier an diesem merk- und ehrwürdigen Naturspiel, wo, als ein wunderbares Götter- oder Riesenwerk, die Marksteine der Schöpfung liegen, wo einst die Varusschlacht vorüberbrauste, wo später der sächsische Heerbann zum Kampfe gegen den großen Karl sich schaarte, wo also die Götter gehaust und Thunars Streithammer im Schwunge klang, wo noch sein Thuneresberg liegt und Hünenringe umherlaufen, und Sigfried der Sage nach den schätzehütenden Fafne erschlug, wo die Helwege zur Unterwelt hinabführten, wo dann wahrscheinlich bald darauf die Predigtstätte des neuen Glaubens sich erhob — hier erhalten die Bilder doppelte Bedeutung. Die alte Weltschlange, an der Wurzel des Weltbaumes nagend, sich kräftig gegen Osten vorstemmend, dringt mit scharfem Blicke mächtig und neidig nach Nordwest, woher Karl und mit ihm das Christenthum kam; des Kreuzes Weltbaum mußte an die Stelle der alten Irmensulen erhöht werden, dessen drei Theile Himmel, Erde und Hölle berühren. Wo aber gehörte ein solches Bild vom sterbenden Gottmenschen, der, wie es in den Glaubensbekenntnissen heißt, „nidar steic zi helliu", geeigneter hin, als an solche zerklüftete Felsenwand, da es ja vom Augenblicke seines Verscheidens in der heiligen Schrift heißt: et terra mota est et petrae *scissae* sunt. Daneben dann das Grab, „thar sia thia stedi habdun an ênon stêne innan handon gihauwen"*) (Heljand);

*) Da sie die Stätte hatten an einem Steine innen, von Händen gehauen.

dann vor der Eingangsthüre das rieſengroße, der Kanzel, als dem Orte der Verkündigung des heiligen Wortes, zugewendete Bild des heiligen Petrus, des petra, darauf Chriſtus ſeine Kirche baute, und dem darum frühe Jahrhunderte ſchon Lieder „leiſeten", wie z. B. das in einer Handſchrift des neunten Jahrhunderts in der Münchener Bibliothek aufbewahrte; ein Bild, das recht eigentlich an das Felſenthor gehört, wo St. Petrus, der Gewaltige an des Himmelreiches Pforten ſtehend, angerufen wird, die zum Herrn dringenden Mannen einzulaſſen.

Was nun den Kunſtwerth dieſes koſtbaren Monuments betrifft, das ſeit acht Jahrhunderten dem Wetter und lange Zeit der Zerſtörungswuth frevelhafter Hände ausgeſetzt geweſen, ſo haben ſich die verſchiedenſten Stimmen immer in der Anerkennung deſſelben vereinigt. Die Compoſition iſt durchdacht und mit Freiheit hingeſtellt, die Figuren füllen den quadratiſchen Raum auf das Beſte, nirgends iſt eine Leere zu bemerken und jede Lücke mit der größten Unbefangenheit ſymmetriſch ausgefüllt; die Ausführung iſt an vielen Stellen fein und meiſterhaft, die langen Gewande, z. B. der Maria, ſo wie der gefaltete Leibrock des auf dem Stuhle ſtehenden Mannes, ſind mit gutem Verſtändniß der Formen in einfache Falten gelegt, die von einem wahrhaften Kunſtſinne zeugen; nicht minder ſchön iſt das lange, herabwallende Obergewand des heiligen Johannes; wie überhaupt die Figuren mit hohem Adel und edler Einfalt, ſo iſt auch Joſeph von Arimathia trefflich dargeſtellt, der zart Herabhelfende, und Nicodemus, der die theure Laſt in Empfang Nehmende, und nicht minder wahr der Schmerzensblick Beider, ſo daß ſich auch hier wieder die alte Wahrnehmung beſtätigt, wie die Skulptur der Malerei in der Entwicklung der Kunſt auf weite Entfernung immer vorangegangen.

Wir übergehen die nähere Beſchreibung der höchſt merkwürdigen Grotten, und werfen noch einen Blick auf die

weitere Geschichte dieser Stätte. Als kein Benedictiner bei den Egstersteinen mehr wohnte, ließ sich ein frommer Einsiedler dort nieder, dem bald andere Klausner und Eremiten der Reihe nach folgten, bis die der neuen Lehre zugewendeten Bewohner der Gegend einen Ort der Andacht zu besuchen verschmähten, wo so viele ihrer Väter Trost und Hülfe im Gebete gesucht und gefunden hatten; die Eremiten wurden verjagt, die zum Gottesdienste getroffenen Einrichtungen und Anstalten verfielen. Nachdem seit dem westfälischen Friedensschluße der Versuch, auf dem Wege Rechtens die Egstersteine wieder in den Besitz der Katholiken zu bringen, fehlgeschlagen war, knüpfte im Jahre 1659 der Großherzog zu Florenz mit dem Grafen von Lippe wegen Ankaufs derselben Unterhandlungen an, welche durch den damaligen Paderborn'schen Dombechant betrieben wurden und schon so weit gediehen waren, daß von Seiten des Großherzogs 60,000 Florentiner Kronen als Kaufpreis geboten wurden. Aber die Unterhandlung wurde von Lippe'scher Seite abgebrochen und der Verkauf kam nicht zu Stande. Weßhalb ein Fürst in so weiter Ferne eine solche Summe für die Felsen bot, wissen wir nicht anzugeben, da über dieser ganzen Verhandlung ein Dunkel schwebt, das sich schwerlich jemals vollständig wird aufklären lassen. Kurz nach jenen Unterhandlungen ließ der Graf Hermann Adolph zur Lippe hier ein Jagdhaus errichten, das, bald wieder vernachlässigt, sich in eine kühle Herberge verwandelte. Am größten war die Zerstörung, als im Jahre 1756 ein Rath Behmer zu Horn von der Regierung die Erlaubniß erhielt, die zum Baue eines neuen Hauses nöthigen Steine dort zu holen; alles daselbst befindliche Mauerwerk ward niedergerissen, und die Skulpturen früherer Jahrhunderte gelegentlich abgeschlagen und zerstört.

Erst die Fürstin Pauline schenkte im Anfange des laufenden Jahrhunderts den Egstersteinen wieder größere Aufmerksamkeit; der Schutt ward weggeräumt, neue Stufen in

die Felsen gehauen, verbindende Brücken und Geländer angelegt und eine Straße zwischen den zweien Felsen hindurchgeführt.

Dort, wo Bäume und Wälder, Felsen und Steine, kurz das Erschaffene, verehrt wurden und angebetet, da steht noch das Bild ihres Schöpfers riesengroß erhoben; und so reden noch heute die Steine von der Frömmigkeit der Vorfahren, die den Epigonen längst zum Gespötte geworden.

XXVII.

Historischer Commentar zu den neulichen „Berufungen" in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

Fünfter Brief.

Der Streit mit den „fremden Gelehrten" in Bayern; Stellung der Parteien zur damaligen Weltlage: die „norddeutschen und protestantischen Gelehrten" im Lande; die „christkatholischen Romantiker" in Landshut; die napoleonisch blau-weißen „Patrioten".

Die falsche Philosophie und die widerchristliche „Aufklärung" des achtzehnten Jahrhunderts vollendete, was der Protestantismus des sechszehnten angefangen hatte. Die alte katholische Einheit des Geistes schien für den Augenblick gänzlich vernichtet; alle individuelle und corporative Freiheit und Selbstständigkeit im Staate verschwand, aller nationalen

drohte der Tod. An die Stelle der alten geistigen Einheit sollte die Religion der menschheitlichen Vernunft, und als neue sichtbare Kirche der philosophische Staat treten. Dafür bethätigten sich die aufgeklärten Geister offen und in geheimen Gesellschaften. Es kam bald genug zur Incarnation des Gedankens: zuerst und dem Wesen nach in der französischen Revolution; seine vollendete Form aber erhielt er im napoleonischen Kosmopolitismus, wie denn Napoleon überhaupt der Revolution bloß endgültige Gestalt gab. Zugleich ging jedoch das Streben nach einer falschen und verkrüppelten Einheit des Geistes in große, sich grimmig verfeindete Faktionen auseinander. Der napoleonische Kosmopolitismus lehnte sich offenbar mehr an den Katholicismus an, nicht als wenn er deßhalb der Freiheit und Selbstständigkeit der Person, Corporation und Nation günstiger gewesen wäre; aber von der religiösen Gleichmacherei suchte er sich doch abzulösen, durch Fernhaltung der lebendig gewordenen letzten Consequenzen des zersetzenden protestantischen Geistes. Dieser Geist war dagegen gerade der Kern des Kosmopolitismus der specifisch deutschen „Aufklärer". Ihm mußte auch die dem Protestantismus ureigene Antagonie eines exclusiven Nationalitäts-Schwindels gegen die große geistige Einheit anhängen, und jene nationale Seite, als die populärste und offenbar berechtigtste, kehrte er im Kampfe gegen den napoleonischen Kosmopolitismus fast ausschließlich hervor. Der Kampf erhielt somit das Ansehen eines deutsch-nationalen gegen die nationalitätsfeindliche Weltherrschaft Napoleons; in Wahrheit aber war der protestantisch deutsch-nationale Geist nicht weniger nationalitätsfeindlich und eroberungssüchtig im Kleinen, als der napoleonische im Großen, und darum noch despotischer geartet, weil er seinen Hauptzweck in die religiöse Propaganda setzen mußte. Wenn der napoleonische Kosmopolitismus als eine lächerlich verzerrte Carrikatur der alten katholischen Einheit des Geistes erscheint, so ist ihr vollen-

detstes Gegenbild in jenem modern protestantischen Germanismus gegeben. Der ganze welthistorische Streit aber bietet das erschütternde Schauspiel verzweiflungsvollen Ringens nach dem verlorenen höchsten Gute der Menschheit, einer geistigen Einheit über aller nationalen Verschiedenheit, das man nur da nicht suchte, wo es allein zu finden ist.

Ich wüßte keine einzelne historische Erscheinung, an der sich die weltgeschichtliche Parteistellung getreuer abspiegelte, als in jenem Streite zwischen den napoleonisch-gesinnten „bayerischen Patrioten“ und den „norddeutschen und protestantischen Gelehrten“ in Bayern seit 1809, dessen in den „historisch-politischen Blättern“ jüngst obenhin Erwähnung geschehen. Der Streit gewinnt dadurch mehr als bloß bayerisch-nationale Bedeutung, und ist deßhalb einer einläßlichern Schilderung wohl werth. Alle großen geistigen Richtungen der Zeit stießen in demselben aufeinander, nur Eine ausgenommen, nämlich die ihrer selbst noch wenig bewußt gewordene, streng katholische. Bloß sie verhielt sich still und ruhig als Zuschauerin der mörderischen Schlacht, welche die Ideen der Neuzeit sich lieferten. Unter der Wuth der Illuminaten, dem Zorne der Napoleonisten, der listigen und giftigen Bitterkeit der protestantischen Propaganda war sie um allen direkten Einfluß auf das politische Leben gekommen, vermochte kaum ein einziges Organ aufrecht zu erhalten, und wagte selten ihre Namen den Nachstellungen der großen und einflußreichen Partei preiszugeben, welche, mit der „Weihe der Kraft“ ausgerüstet (der polizeilichen zumal), dem ganzen cultivirten Europa Lob- und Dankopfer für Luthers Reformation diktirte, und die alte Kirche mit Insulten überschüttete. Selbst die liberalen Organe der Napoleonisten rechtfertigten die häufige Anonymität katholischer Schriften mit der Verfolgungssucht jener Partei. Diese fühlte sich des Triumphes sicher; der alte Glaube des Volkes diente ihr nur mehr zum Popanz gegen Anfeindungen von liberaler Seite — ein Kunstgriff,

der auch wieder prakticirt wurde, als in jenem Streite der Versuch mißlang, die bayerische Justiz gegen die aufgeklärten Gegner in's Feld zu führen. Der Bannfluch des ganzen deutschen Liberalismus wurde jetzt gegen sie herausgefordert, und das geschah, hier wie auch nachher immer, am füglichsten dadurch, daß man den politischen Handel zur Religionssache stempelte *), das bloße protestantische Bekenntniß der

*) Als im J. 1815 die „Allemannia" mit den Vorkämpfern der preußischen Hegemonie, die zur Zeit an Sachsen den Starkmuth erprobten, in Kampf gerieth, erstand bald wieder Höllenlärm über die religiöse Antipathie der Katholiken. Religiöse Antipathie — war allerdings wieder in's Spiel gerathen, aber nicht von Seite der — Katholiken. Ein Mitarbeiter der „Allemannia", Katholik, aber von der kühlsten Sorte, bemerkt mit Recht: „Die Ausfälle gegen den Protestantismus wurden, soweit solche geschehen, durch frühere und heftigere auf den Katholicismus, oder durch lächerliche Prahlereien einiger Protestanten provocirt." War es ja doch gerade damals, daß Herr Marheinecke die freie Stadt Frankfurt auszankte, weil sie die Katholiken nicht gleich den — Juden behandle; daß der pseudonyme Germ. Saxo den Katholicismus „ein System von ungezügeltem Aberglauben und wilder Frömmelei, von immerwährender Heuchelei und heiliger Wuth" rc. nannte, und ihm nicht nur die Vertilgung aller Moralität und Wissenschaft, sondern selbst Seuchen und Hungersnoth zuschrieb; daß der gleichgesinnte Verfasser des „Schneidewäll's" (1814) erklärte: „das Princip des Protestantismus ist nicht Kälte, sondern Erregung des Geistes, das Princip des Katholicismus ist mysteriöse Faulheit"; daß ein lutherischer Prädikant den König von Sachsen der Intoleranz anklagte, weil er nur Katholiken als — Hofköche anstelle; daß ein anderer seine Kirche als die „allein deutschmachende" ausrief; daß der Verfasser der im Jahre 1815 zu Berlin erschienenen und allenthalben als ein neues Weltlicht proklamirten Schrift: „Die neue Kirche oder Verstand und Glauben im Bunde" die Protestanten aufforderte, ihre so lange nicht gebrauchten Waffen einmal wieder zu ergreifen und in offenen geraden Kampf gegen den Katholicismus zu treten, ihr Recensent in den „Heidelberger Jahrbüchern" aber dazu bemerkte: „Beherzens-

„fremden Gelehrten“ als den Grund des lauten und allgemeinen Hasses angab, den nur „ihre Intoleranz, ihr Unterdrückungsgeist, ihre Kabalensucht“ entzündet hatte, über diese „letzte Zuckung des intoleranten Papismus gegen den Protestantismus“ schrie, über die „Streiter der schwarzen Fahne“ und ihr Beginnen, gegen den Geist und die Gelahrtheit des Auslandes „eine chinesische oder Teufelsmauer“ zu bauen, über diese Leute, „die immer im Finstern schleichen“ — eine Phrase, die sich durch die Fürsorge des erinnerungsreichen Herrn Thiersch bis auf diese Stunde erhalten hat.

Das waren freilich lauter bewußte Lügen! Zu allererst war es vielmehr gerade ein protestantisches Organ, der Erlanger „Kameralcorrespondent“, gewesen, der das Gebahren der norddeutschen Gelehrten im Süden angegriffen hatte; gefolgt waren der napoleonisch-revolutionäre, jakobinisch-kirchenfeindliche „Morgenbote“ und die nur etwas verschämtere „Oberdeutsche Literatur-Zeitung“, nie aber eine streng katholische Stimme. Gegen die Verdrehung des Handels zur Religionssache protestirten in München selbst zwei höchst aufgeklärte Flugschriften: „Welche Ausländer hassen wir Bayern, und warum?“ und: „Schreiben aus der Hauptstadt an einen Landbewohner rc.“ Jene berief sich auf ein von dem Hofprediger der Königin selbst zu erlangendes „Attestat“ und auf das Zeugniß jedes einzelnen „Lutheraners“ in der Stadt, ob je Einer seines Bekenntnisses in München der Religion wegen gekränkt worden? Diese bemerkte: „Der aufgeklärte Theil des Publikums sowohl, als der minder aufgeklärte, bekümmert sich schon seit mehreren Jahren nur um den innern

werthe Worte! Wird dieser Streit nicht bald geistig zu reinerer Entscheidung fortgeführt, so wird er die Fäuste wieder in Bewegung setzen.“ U. s. w. — Man kann sich dabei mit Mühe der Erinnerung an gewisse Vorgänge in unsern Tagen enthalten!

Werth eines Individui und nicht um die Form, in welcher es das höchste Wesen verehrt; und diese Tendenz würde noch viel allgemeiner werden, wenn — die Katholiken von Seite der Protestanten eine ähnliche Duldung zu erwarten hätten." Aber was half dieß Alles? Die Sippe in München schickte nur ihre Schriften über die Gefahr einer „neuen Ketzerverfolgung" für die „protestantische Religion in Bayern" an alle protestantischen Gemeinden des Königreichs, und nur ihre Berichte kamen in die Journale, welche damals ganz allein die „öffentliche Meinung" machten.

Noch vor den napoleonischen „Patrioten" hatte sich aber gegen die angemaßte geistige Diktatur der Fremden in München eine Parteibildung erhoben, welche man nicht geradezu als katholische bezeichnen kann, obwohl nicht zu läugnen ist, daß sie die verlorene geistige Einheit in der Richtung suchte, in welcher allein sie zu finden gewesen wäre. Ich sage: in der Richtung! denn es war nicht die alte geistige Einheit selbst, in ihrem ewig feststehenden Wesen, sondern nur ihr aus grauer Zeit in die vernünftelnde Philisterhaftigkeit der Aufklärungsperiode herüber leuchtender Widerschein in Kunst und Poesie, was sie anzog — die „neuen Romantiker" und ihre Schule, welche ich meine, und welche damals als unerhörte und von der banalen Lebensanschauung grell abstechende Erscheinung in Deutschland auftraten. Freilich kann es nicht fehlen, daß inniges Verständniß und wahre Begeisterung für christliche Poesie und christliche Kunst des Mittelalters endlich auf das Wesen der alten geistigen Einheit selbst führen muß. So kam es, daß Novalis, der Erste unter den „neuen Romantikern", von kirchlichem Geiste durchdrungen, Friedrich von Schlegel, neben Tieck Hauptvertreter der Romantik, Zacharias Werner, Wilhelm von Schütz, Adam Müller u. s. w. wirklich katholisch, Andere, auch der geistreiche und liebenswürdig-ernste Achim von Arnim schon

frühzeitig, der Hinneigung zum Katholicismus verdächtig wurden. Lutheraner, Calvinisten und Juden liefen in Schaaren dem Panier der „neuen Romantiker“ nach; aber es war bei den Meisten bloß aus rein poetischem Bedürfnisse, bei den Wenigsten der tief gefühlte sittliche Ernst jener Edeln. Den ächten oder katholischen Geist der Poesie und Kunst hatte Jahrhunderte lang das Buchstabenregiment des Protestantismus ferngehalten, und als endlich der Freigeist die lederne Symbol-Orthodoxie glücklich lackirt hatte, da riß mit der schrankenlosen Herrschaft des „gesunden Menschenverstandes“ der Nikolai'schen „deutschen Bibliothek“ eine Plattheit, Gemeinheit, Herz- und Geistlosigkeit in allem Leben ein, eine unaussprechliche Langeweile voll verschmachtender Dürre und farbloser Leere, daß auch die wunderlichste Reaktion zu irgend welchem Positiven, zu irgend einem Stück von mehr als kuchenmenschlichem Gesichtskreise, Beifall finden mußte. Es wäre sonst unerklärlich, daß man selbst den kühnen Griff in die reiche Mannigfaltigkeit jener großen Zeit gutgeheißen hat, welche, durch die „Reformation“ abgeschnitten, und folgends durch Schule und Leben beseitigt, kaum mehr in der Erinnerung des coäven Geschlechtes existirte. Das Publikum nahm den entdeckten Schatz als eine Art christlicher Mythologie wohlgefällig auf; daß man damit, im Mittelpunkte des Protestantismus selbst, voll unbewußter Scham und Reue den katholischen Geist aus dem Exil hole, und die „neue Romantik“ den unausbleiblichen Sieg des ewig jungen Katholicismus verkünde, das sahen sehr Wenige ein. „Die Poesie der deutschen Protestanten“ — so äußert sich einer aus den protestantischen Jüngern der Romantiker selbst — „ging beim Katholicismus betteln; als ob sie vor dem nüchternen Tode bebten, krallten sich mit convulsivischer Begeisterung unsere Dichter an die katholische Kirche fest.“ *) — Ich bin weit

*) Ich möchte Dich hiebei aufmerksam machen auf ein über das Niveau gewöhnlicher Merkwürdigkeit erhabenes Werk: „Glaubens-

entfernt, der „neuen Romantik" zu viel Bedeutung beizulegen; aber ein unabweisliches Anathem über die unergründliche Erbärmlichkeit jener „norddeutschen und protestantischen" — Bildung, welche damals den Ton angab und jetzt noch nachwirkt, sprach sie aus.

Ich habe schon in meinem letzten Briefe bemerkt, daß damals nicht alle protestantischen und aus der Fremde berufenen Gelehrten in Bayern sich unter das Commando der Münchener-Sippe beugten; einige derselben vertrugen sich auf das Beßte mit den eingebornen Katholiken, und auch die napoleonischen „Patrioten" hatten gegen sie nichts einzuwenden; sie wurden weder geheimer Verbindungen und der Freimaurerei, noch des religiösen und politischen Propaganda-Machens überhaupt beschuldigt. Dagegen unterlagen sie dem bittersten Hasse der „protestantischen und norddeutschen Gelehrten" in der Residenzstadt, welche das große Wort an der akademischen Central-Erleuchtungs-Anstalt führten. Sie gehörten eben jener „neu romantischen" Richtung an, deren Hauptsitz in Bayern Landshut war. Dort bildete sich allmählig ein Kreis jüngerer Männer um Sailer, dessen Schutz ja selbst Feuerbach genoß. Diesem Kreise gehörten auch Savigny, der den Herren an der Münchener Akademie bald genug zu katholicisiren schien, und andere Fremden an. In jener frühern Zeit, als der nachherige Abgeordnete Dr. Karl von Rottmanner gegen die Schmähungen der akademischen Eröffnungsrede direkt auf das Mittelalter und indirekt auf Bayern sich erhob, war es besonders der treffliche Ast, welcher in seinen historisch-philosophischen Schriften die herr-

---

lehrjahre eines im Protestantismus erzogenen Christen" (Münster bei Regensberg 1852); des Freiherrn von Eichendorff geistvolles und durchaus lehrreiches Buch: „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum" (Leipzig 1851) bedarf keiner Empfehlung.

lichste Entfaltung geistigen und moralischen Reichthums im Mittelalter behauptete. Feuerbach hatte vor ein paar Jahren Ast und Breyer von Jena her nach Landshut gezogen; Letzterer war jetzt schon Akademiker und in München; nicht so der landshutische Vertreter der „romantisch-katholischen“, in das Mittelalter zurückgreifenden Richtung, deren Haupt, den „Sonetten-Schlegel“, Feuerbach schon im Jahre 1802, zugleich unter den ehrenrührigsten Inzichten auf den „Idealisten“ Schelling, als einen „Dichter und Transcendentalphilosophen“ bezeichnet hatte, der die „Wiedergeburt der wahren Poesie mit dem Schwerte des Fanatismus predige“. Ihm konnte damals in Bayern statt solchen Avancements nur der Hohn der sippschaftlichen Organe blühen. Es war mehr als Eine Versündigung, welche Ast seit dem Jänner 1808 durch eine Journal-Polemik voll niedriger Gemeinheit im „Morgenblatte“, im „Jason“, in der „Comoedia divina“ u. s. w. zu büßen hatte. Rottmanner's Schrift hatte ihn gelobt; er wagte es, über Geschichte zu lesen; er war dem gepriesenen Geschichts-Compendium nicht demüthig ergeben, das Breyer aus andern Werken oft wörtlich, aber im reinsten Geiste der propagandistischen Clique, zusammengesudelt hatte, und das Jahrzehnte lang in den bayerischen Schulen eingeführt blieb. Kurz — er gehörte zu den „christkatholischen Romantikern“ und zu dem „allerneuesten Umtreiben der Zeit“, den „gesetzten Bayern“ den „ganzen bunten poetisch-ästhetisch-philosophisch-katholisch-romantischen (und undeutschen) Wirrwarr“ einzutrichtern — zu dem „Schwarm junger Kräftlinge“ („wozu ein paar Männer, Schlegel, Tieck u. A., sich herabließen“), welche nicht nur die „edelsten Anbauer deutschen Geistes“ (einen Voß und Consorten), sondern auch die alten Klassiker verkleinerten, Alles für den „dumpfen von Hierarchen und Damen abhängigen Rittergeist“ — zu den Fantasten, welche „schamlos“ genug waren, eine Zeit voll „romantischer Wildheit“,

wie das Mittelalter, anzurühmen, welche offen heraussagten: „Wir wollen uns lieber dahin wenden, wo wenigstens Thätigkeit und Lebensmuth sich regte" (d. h. zum „Mittelalter" eheu!), „als euern Borussismus für Deutschland, eure einseitige Kultur für absolute Gebildetheit halten" — ja! welche verkündigten: es müsse „ein dritter höherer Geist" seyn, durch den „wieder Ein Deutschland, Ein Europa" werde.

Offenbar war die Propaganda der Central-Erleuchtungs-Anstalt in München gefährdet! Man denke sich ihre Wuth und den Zorn ihrer correspondirenden Miethlinge, unter welchen der junge Sachse „mit dem Dolch im Nacken" kaum zu verkennen ist — über Ast, den verrätherischen Ueberläufer, und die ganze Partei. Vor Allen und für Alle raste von Heidelberg aus der rationalistisch-protestantisch-antikheidnisch-hexametrisch-platte Vergötterer des Alltagslebens und Triarier der „alten Schwächlinge", Voß, dessen Poesien heute von Toleranz und Humanität, morgen von den bittersten und niedrigsten Schmähungen des katholischen Glaubens überflossen. Er stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Akademie-Präsidenten Jakobi; bei seiner unübertrefflichen Urphilisterei und der hochmüthigen Händelsucht, die immer und überall die eigene welthistorische Person angegriffen glaubte *), war es Kinderspiel, den alten Versifex voran in

*) Görres, der das interessante Exemplar modern-protestantischer Verzopftheit zu Heidelberg in nächster Nähe betrachten konnte, schildert ihn: „Er hatte neben seinem klassischen Pipse auch noch die Jesuitensucht, damals noch ein seltenes Uebel, das aber seither eine europäische Influenza geworden, und beide Uebel hatten bei ihm den Charakter atrabiliärer Neigung. In der Kürze war die fixe Idee, die in ihrer Komplikation als Krankheitsstoff beiden Uebeln unterlag: wie vor Luther in der neuen Zeit nichts als Finsterniß, Aberwitz und Pfaffentrug gewesen, so in der älteren vor dem Homer nichts als Dünkel, Barbarei, Aberglaube."

einen Streit zu hetzen, durch den er die gefährdete pastorische Schlafrock- und Pantoffel-Poesie der höchsteigenen Muse ehrenretten zu müssen glaubte. — Aber wer sich nicht einschüchtern ließ, das waren die „Romantisch-Katholischen“ in Landshut; man mußte endlich wieder zur hohen Polizei und beliebten andern sippschaftlichen Mitteln die Zuflucht nehmen. Denn noch im Oktober 1808 wagten die „jungen Kräftlinge“ sogar, eine Wochenschrift: „Jugendblätter“ anzukündigen, welche die „Vaterlandsliebe und das Nationalitätsgefühl“ in der „annoch kräftigen Jugend“ mit „religiöser Weihe“ beleben sollte. Solches sei jetzt — äußert das Programm — höchst nothwendig, „da im Gebiete der Wissenschaft gerade jene Menschen noch herrschen wollten, die durch eine mühselige Gelehrsamkeit ohne Geist, durch eine kluge Erziehung ohne Religion, durch eine Bildung ohne wahres göttlich geweihtes Leben schon veraltet und ohnmächtig geworden, ohne Jugend, ohne Begeisterung, ohne Enthusiasmus, ohne innere tiefe Wärme und Inbrunst, sondern kalt wie der Tod, lieber in Ruhe Buße thun und sterben sollten, statt ihre innere Verderbtheit durch eine unselige Geschäftigkeit pestartig zu verbreiten.“

Das war freilich deutlich gesprochen, und die eigenthümliche Bewegung in Landshut um so bedenklicher, als sie unter den Studirenden selbst bereits ansteckend zu wirken schien. Es bildete sich ein Kreis von solchen jungen Männern, die mit dem feurigen Ernst und der zähen Kraft, welche ihrer Nation innewohnt, voll von dem tiefen sehnsüchtigen Gefühl, daß ihnen der edlere Theil im Daseyn ihres Volkes durch eiskalte Tropfen gestohlen worden sei — von der buchstabensuchsenden, modern-protestantisch-freigeistigen Schulmeisterei ohne Saft und Mark jubelnd sich emancipirten, und dem neuerschienenen Geiste voll der kräftigen Schönheit des christlichen Mittelalters in die Arme stürzten. Es ließ sich nicht ganz hindern, daß sie von dem gefundenen Schatze, in Ver-

sen und in Prosa, unter wenig schmeichelhaften Rückblicken auf den falschen Trödel erzählten, den man ihnen von Staatswegen aufdringen wollte. Den 4. April 1809 wendeten sie sich mit ihren „Blüthenkeimen" an Görres, dessen „Geist sie schon früh als Vorbild ihres Strebens mit Muth und Kraft entflammt habe, dem Höhern zu leben." Sie erklärten dabei dem Verehrten: „Der Geist, der nun in Deutschland durch höhere Bildung und durch die Anklänge der edlen Dichtung wieder zu erwachen anfängt, ist mit der noch bestehenden Schlechtigkeit in einem Gegensatze, der nicht länger als solcher sich halten kann: die großen Männer der deutschen Nation haben lange genug ausgeharrt, sie haben lange genug dem gemeinen Haufen unserer Gelehrten ihr edles Selbst zum Spiele niederer Tücke hingeben müssen. Die Jugend, in der diese Geister den höhern Sinn für Wahrheit und Liebe entzündeten, würde gleiches Loos haben, wenn nicht gleiche Kraft in ihr sich erschließen müßte, mit Leben und Muth für die Würde der edeln Sache zu kämpfen. Wenn je eine Jugend vorzüglich dazu aufgefordert ist, so ist es die unseres Vaterlandes, in dem sich eine neue Statthalterschaft der ärmlichen Gelehrsamkeit gründen will; durch sie ist Enthusiasmus und alles Herrliche und Schöne bedroht. Mag der einmal durch die edlen Geister entflammte Sinn für die politische Seite und die bestehende Verfassung einen Einfluß haben, welchen er will, uns ist es genug, daß in ihm der Keim des schönern würdigern Lebens und der bessern Zukunft liegt. Das im Leben zu begründen, was vor dem Geiste liegt, muß der Drang und der kühne Trieb in der deutschen Jugend seyn." — Dazu brachte es nun freilich die Romantik nicht; bedeutungslos für das Leben im Großen und Ganzen blieb sie im Kreise des bloßen Kunstschönen beschlossen. Ihre Freunde in Landshut fühlten auch wohl, daß der Kampf gegen eine finstere Macht gehe, die bereits eine ganze Welt erobert und verderbt hatte; „die

Zeichen der Zeit sind außerordentlich — Erdbeben, Pestilenz und allgemeinen Religionskrieg erwarten wir" — so hatten sie schon den 22. August 1808 an Görres geschrieben, gerade damals, als das Erscheinen einiger von ihren poetischen Produkten in der „Einsiedler-Zeitung" (Achim von Arnim's „Tröst-Einsamkeit") sie mit stolzer Freude erfüllte *). „Entschlossen waren wir vorhin, wenn sich in unserm Deutschland nicht neues Leben entzünden würde, nach Amerika zu wandern, wo die Flamme der Religion und des jungen Lebens mächtig emporlodert" — fügen sie bei. Bald darauf fielen die projektirten „Jugendblätter" vor dem Machtgebot der akademisch dirigirten — Polizei!

Der Erhebung der „Romantisch-Katholischen" in Landshut gegen den propagandistischen Despotismus der protestantischen Norddeutschen in München hatten die napoleonisch-kosmopolitisch-liberal-kirchenfeindlichen „Patrioten" mit Wohl-

---

*) Zu jenen Gedichten gehört unter Anderm die „Herausforderung":

„Ha warum, warum verachtest du mich
Du kalte Brut, du der anderen Zone;
Heraus du kalte, heraus will ich dich
Auf den Sand hier des bayrischen Bodens! — —
Und also schlage ich Jeden in Staub,
Der Bayerns Söhne nicht ehrt!"

Ihr Verfasser ist Nep. Ringseis. Er und sein Bruder Sebastian haben auch neben Dr. Karl von Rottmanner, gefolgt von je acht Rittern ihrer Tafelrunde, die angeführten Briefe an Görres unterzeichnet. Ringseis hat die edle Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne aus jenen traurigen Tagen bis auf diese Stunde getreu bewahrt; heute noch richten sich die Alten und die Jüngern an seiner ritterlichen Geradheit auf, wie damals. Aber auch die „kalte Brut" ist dieselbe geblieben; aus feigem Verstecke hinter der Gewalt fällt sie Ehrenmänner, und läßt hohnlachend sich „herausfordern" — „auf den Sand hier des bayrischen Bodens!"

gefallen zugesehen; so drückend fühlten sie jenen Despotismus, daß sie nicht einmal eifersüchtig wurden auf den „dritten höhern Geist“ der Landshuter, durch den nun „wieder Ein Deutschland, Ein Europa“ werden solle. Kaum waren aber die „Romantiker“ geschweigt, so schlugen die napoleonischen „Patrioten“ selbst los; Angst und Bangigkeit vor dem losbrechenden Donnerwetter hatte die Schuldbewußten ohnehin schon lange gequält.

Die Partei der napoleonischen „Patrioten“ ist wohl zu unterscheiden von den gewöhnlichen Revolutionärs, welche wie in andern Ländern, so auch in Bayern, den Franzosen zujubelten, als diese bei einem zweimaligen Einbruche ihre freibeuterische Fertigkeit bethätigten, wie überall. Der Geist der neuen Regierung selbst begünstigte ein üppiges Wachsthum letzterer Sorte; in München bestand davon ein eigener geheimer Klub, der seit dem Einmarsch der Franzosen sich so gerirte, daß selbst der französische Commandant an diesen „großen Schuften“ Aergerniß nahm. Fälschlich verdächtigte man auch das Haupt jener napoleonisch-kosmopolitischen „Patrioten“, den Freiherrn Christoph von Aretin, der Betheiligung an der famosen Petition, welche im Jahre 1800 von General Moreau republikanische Staatsform für Bayern forderte; aber ebenso fälschlich stellte man ihn, wo es zweckdienlich schien, als „Obscuranten“ hin, welcher Ausdruck damals, wie jetzt „ultramontan“, „nur erfunden war, um ruhige Männer von der Aeußerung ihrer Meinung abzuschrecken und ihnen wo möglich das öffentliche Vertrauen zu benehmen.“ Entschiedener und durchaus rücksichtsloser Verfechter der „Volksrechte“ und des liberalen Constitutionalismus, verdiente er vielmehr in religiöser Hinsicht wirklich fast den Vorwurf des „Illuminatismus und Jakobinismus“, wie er denn auch zu Lippert's Zeiten als Illuminat verfolgt worden war. Ueberhaupt zeichneten sich die deutsch-napoleonischen Kosmopoliten durch unverholenen Haß gegen alles positive Kirchenthum

noch mehr aus, als das System selbst bedingte, wenn sie auch gelegentlich den politisch anspruchslosen Katholicismus gegen den politischen Protestantismus in Schutz nahmen. Die Organe der Partei in Bayern: die „Oberdeutsche Literatur-Zeitung", auf illuminatischem Boden erwachsen, und der „Morgenbote" mit seinem „Europäismus", „in der politischen Schule Kaiser Joseph's erzogen" — kämpften mit gleichem Eifer gegen die „Fesseln der Gewohnheit, der Despotie und des Pfaffthums", gegen die „Existenz einzelner Religionsformen" und gegen die „Priester, als die gefährlichsten Feinde der Völker", für die „Wiederherstellung der Grundsätze des Urchristenthums, welche durch die französische Revolution eingeleitet und von Napoleon fest begründet sei" — wie gegen Oesterreich „sammt seinem Barbarismus", gegen das „neue Evangelium, das Erzherzog Karl so herzbrechend in seinen Proklamationen gepredigt habe", und für alle Schöpfungen des „großen Napoleon", zumal für den „rheinischen Bund;" wie gegen jeden „Fanatismus und falsche Religionsbegriffe", so hauptsächlich gegen das Trachten der „Gelehrten des nördlichen Deutschlands, die Nationen durch geheime Verbindungen, z. B. den Tugendverein, oder durch andere Triebfedern, besonders durch die der neuesten Politik entgegengestellte Deutschheit, zu empören" — ein Trachten, das mit den schon seit geraumer Zeit auch in Bayern angestellten Versuchen zusammenfalle, durch zahlreiche Flugschriften die öffentliche Meinung zu bearbeiten und „an die Idee einer Diktatur Preußens zu gewöhnen."

Ich besorge fast, mit meiner, aus allerlei Quellenschriften*) zusammengetragenen Schilderung der damaligen Parteistellun-

*) S. Oberdeutsche Literatur-Zeitung 30. März 1810, 17. Okt. 1809, 27. Apr. 1809; — Baiermann's Gastmahl (Allemannia. 1815. IV.) 138, 168 ff.; — Yelin's Schrift: die Akademie und ihre Gegner. S. 10 ff.; — Zschokke's Miscellen für die neueste Welt-

gen in Deutschland zu weitläuftig zu werden. Dennoch kann ich mich nicht enthalten, zum Beweise, daß ich das, was jetzt an die Stelle der alten katholischen Einheit des Geistes treten sollte, im Eingange dieses Briefes richtig charakterisirt, den deutsch-napoleonischen Kosmopolitismus (oder wenigstens Europäismus) in seiner Anschauung noch mehr in's Einzelne zu verfolgen. Ich wähle dazu eine Schrift Aretin's, welche zu großem Rufe gelangte, weil sie klar und unumwunden jene Anschauung, wie sonst nirgends geschehen, wiedergibt: „Die Plane Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich." Zu München im Juli 1809 erschienen und von der Partei für eine „längst gefühltes Bedürfniß" befriedigende „Staatsschrift" erklärt, ging sie in verschiedenen Auflagen, Nachdrucken und Uebersetzungen in alte und neue Sprachen, von Andern noch mit Zusätzen versehen, bald durch halb Europa. Ihre Grundgedanken sind: Napoleon, der Herkules der Revolution, hat diese auf ihr ursprüngliches Princip zurückgeführt, sie zur Segnung für alle Völker gelenkt; was Frankreich zu seinem großen Schaden durch die Revolution von Unten erlangen mußte, wahrhaft populäre Regierung, das erlangen nun die übrigen Völker dadurch, daß die Regierungen ihre unblutige Revolution von Oben herab machen; eine Verbesserung der Staatsverfassung und Verwaltung auf diesem Wege leitet Napoleon für ganz Europa ein durch Vereinigung des Rechts mit der Gewalt im — constitutio-

---

kunde 14. März 1810; — Ast's Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. 1808. II. 1. S. 149 ff.; vgl. Rottmanner's Kritik der Abhandlung F. H. Jakobi's über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. Landshut (1807); — Vertrauliche Briefe aus München an einen Freund außerhalb Bayern. S. 17 ff.; — Antwort einiger Allemannen auf die Flugschrift: die neuen Obscuranten im Jahre 1815. Ostdeutschland 1816. S. 4, 12; — Morgenbote 1809. S. 124 ff.; — Politische Miscellen für und über Süddeutschland. München 1805. S. 9 ff.

nellen Monarchismus; dessen und aller staatsrechtlichen Schöpfungen Napoleons Basis ist der Wunsch Plato's: ut philosophi regnent aut reges philosophentur; durch seine Prinzen-Bildungs-Idee „wird es nach und nach eine moralische Gewißheit, wie ein Naturgesetz, daß das künftige Europa nur höchst gebildete und weise Herrscher zu erwarten hat"; somit wird das ewige Zeitalter der Verdienste angehen; Napoleon ist aber noch viel mehr als bloß Gesetzgeber und Staatengründer; er ist von der Vorsehung berufen, „für die drei innern Welten des Menschen: Moral, Politik und — Religion anstatt der veralteten Formen neue zu erschaffen"; sein Ziel ist Verbesserung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes und umschlingt das Interesse der ganzen Menschheit; ist es einmal auf dem ganzen Erdboden realisirt, dann ist der Krieg mit allen Motiven von der Erde verbannt, der ewige Friede unerschütterlich fest gegründet; das „Völkerrecht", voll Widerspruch zwischen Moral und Politik, wird dem „Weltbürgerrecht" weichen, wie es der größte Weltweise, Kant, theoretisch festgestellt, Napoleon praktisch durchführt; der Weltherrlichkeit Napoleon's sich widersetzen wollen, ist Wahnsinn, Dummheit oder Uebelwollen; die einzelnen Vorwürfe, z. B. daß Napoleon alle Länder ausplündere, sind höchst unverständig; solche Spoliationen liegen ja „im Plane und in der Ordnung der Natur", „ohne die Zusammenhäufung einer Menge geistiger und körperlicher Kräfte Europa's nach Frankreich hin, würde man jetzt vergebens einem energischen Aufschwunge der Menschheit entgegensehen." Wahrscheinlich deshalb brachten die „politischen Miscellen für und über Süddeutschland" im Jahre 1805 ein genaues Verzeichniß aller Schätze der Kunst und Literatur, welche noch ungeflüchtet in Wien lägen, damit die Franzosen ja nichts mitzunehmen vergessen sollten.

Man sieht: der alte Weltglaube war weggeklärt, dafür betete man jetzt einen Weltpopanz an! Den deutsch-protestan-

tischen Gegnern der Napoleonisten aber kam die Sache nicht etwa lächerlich vor; sie mußten wissen, wer den Teufel lange genug an die Wand gemahlt, bis er endlich in rerum natura erschien, und fürchteten ihn. Wußten sie es nicht selbst, so sagte man es ihnen in's Gesicht. Was das heißen solle? sie bejammerten die deutsche Nationalität! Aber aller und jeder in den schönern Perioden der Literatur Deutschlands — und die waren ja gerade der Ruhm und Preis des protestantischen Nordens! — herrschende Geist sei nicht Nationalismus, sondern Kosmopolitismus gewesen; von Deutschland und seiner Bildung sei zuerst die hohe Idee ausgegangen, und Niemand habe sie eifriger verbreitet, als die bewundertsten deutschen Schriftsteller; die französische Revolution habe die Grundanschauung nur von ihnen entlehnt; „so wie der einzelne Mensch nur durch den Opfertod der Individualität zur Himmelfahrt des Geistes gelange, so auch die Nationen" — das sei ja ausgemacht; und darum „liegt in Napoleons System ächte Deutschheit, d. h. Kosmopolitismus, denn es hat das von Deutschlands Philosophie erzeugte Princip zur Basis." Aber man wolle — das sehe man jetzt nur zu klar! — überhaupt nicht Deutschheit, sondern Norddeutschheit, eigentlich — Borussismus und Anglicismus!

Was war an diesen Vorwürfen, das die Angegriffenen hätten widerlegen können? Nichts! Sie wollten aber auch nichts, als ihren — „deutschen Sinn" keck verläugnen! Denn ihn, wie immer gestaltet er war, offen zu bekennen, war zur Zeit ja gefährlich; nicht umsonst warnte Jacobi selbst den 25. Jänner 1810 und wiederholt den Buchhändler Perthes in Hamburg: „der französische Kaiser scheine den Gelehrten, die nicht bloße Mathematiker und Physiker seien, zu mißtrauen, vorzüglich aber den deutschen und Protestanten." Man weiß, wie Preußen selbst seit dem Ausbruche der französischen Revolution sich gehalten; es war da wahrlich kein Grund zum Vorwurfe gegen die napoleonisirende bayerische Regierung; die Tage von Erfurt fielen nicht unversehens vom Himmel!

Um so weniger war es den „norddeutschen und protestantischen Gelehrten" in Bayern zu verargen, wenn sie jetzt auch keck läugneten. Als freilich nachher der Löwe an's Verenden kam, ging es bei ihnen und bei Preußen anders! Vorderhand aber erklärten sie öffentlich mit allem Eifer: sie seien nicht solche — „Bösewichter", die Napoleon zuwider zu seyn gedächten — oder wie den 3. März 1810 in Zschokke's „Miscellen": „Wer arbeitet gegen Napoleons große und weise Entwürfe, wenn nicht diejenigen, welche die Hyder des Religionshasses (die bereits erwähnte Verdrehung des Sachverhaltes!) wieder von der Kette losreißen wollen, an die sein kräftiger Arm das Ungeheuer band?" — oder wie in München vor Gericht: damit daß Aretin „den falschen Vorwurf der Conspiration gegen den Kaiser Napoleon" auf sie geladen, habe er sich einer „Injurie des höchsten Grades" schuldig gemacht, sie des Hochverraths und Majestätsverbrechens beschuldigt.

Der Streit über die „zwei Deutschheiten", eigentlich über „norddeutsches" Gebahren gegen „süddeutsches" Wesen, hatte noch eingeborne Protestanten, „romantisch Katholische" und napoleonische „Patrioten" einträchtig gegen die „Fremden vom Norden" im Felde gesehen. Herr Thiersch hatte die Geographie zu Hülfe genommen, um den „Mönchsgeist" zu verdächtigen, daß er jenes sonst gar nicht existirende „Ungethüm" von den beiden Deutschheiten aus der Hölle geholt, „um die Nation durch erdichteten Haß und Verachtung zu spalten." Wir haben jedoch bereits gesehen, daß man sonst und besonders im Vertrauen anders redete, auch den einzig wahren Grund der Verschiedenheit nord- und süddeutschen Wesens, der freilich kein geographischer war, nur zu wohl kannte. Kaum war z. B. der von Gotha „berufene" Jakobs in München angekommen, so schrieb er auch schon (den 5. März 1808) nach Halle: „Hier kam ich in eine fremde Welt; der Unterschied des katholischen und protestantischen Deutschlands ist

weit größer, als man in der Ferne zu glauben geneigt ist.“ Ich habe auch bereits gezeigt, daß schon in diesem Stadium des Streites die religiöse und politische Antagonie zwischen den Eingebornen und dem Kerne der berufenen „norddeutschen und protestantischen Gelehrten“ zur Sprache kam. Völlig aber klärten sich die Stellungen durch die genannte Schrift Aretin's; es standen von nun an bloß die Letzteren, protestantisch-preußisch-hegemonischer Strebungen beschuldigt, und die napoleonisch-kosmopolitischen „Patrioten“ einander gegenüber.

XXVIII.

Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

Den 10. August 1852.

Wer sich ex professo mit den Ereignissen der jüngstverflossenen Jahre beschäftigt, wird oft schon die Bemerkung gemacht haben, daß die Quellen der Geschichte der Revolution von 1848 immer spärlicher und spärlicher fließen, und großentheils schon nahe daran sind, völlig zu versiegen. Diese Erscheinung ist theils eine ganz natürliche und im nothwendigen Laufe der irdischen Dinge begründete, theils geht sie allerdings auch aus der Absicht und dem berechneten Plane einer Partei hervor. Da Niemand gerne von seiner eigenen Schande spricht, und am wenigsten geneigt ist, der Welt darüber ausführliche Berichte zu erstatten, so ist es begreiflich, daß nach dem über allen Ausdruck schimpflichen Unterliegen der politischen Bewegung von 1848 die geschlagene revolutionäre Partei sich in ein tiefes Stillschweigen hüllt.

Leider sind die Sieger (und man muß hinzusetzen: wie immer) zu faul und zu sorglos, um diese Lücke in der Geschichtschreibung zu ergänzen. Daneben waltet aber auch kluge Berechnung ob. Nach spätestens zehn Jahren wird es sich zeigen, wie dann dieselbe Partei ihr heutiges Schweigen auszubeuten verstehen wird. Dann wird die Allgemeine Zeitung (wenn dieses Organ der Geschichtsverdrehung dann noch besteht), mit der unschuldigsten Miene von der Welt, ihr Bedauern an den Tag legen, wie doch die bösen Ultramontanen und Fürstenknechte jene unschuldige Bewegung, jenen politischen Aufschwung der deutschen Nation, die in Frankfurt tagte, als Revolution verdächtigt und verläumdet habe! Aber ehe wir uns dessen versehen, wird diese Species der Presse, die als Hehlerin hinter allen politischen Verbrechen hergeht, um die Gefallenen in Sicherheit zu bringen und den Rückzug zu decken, die geschichtliche Wahrheit verwischt und verwaschen, die die Revolution compromittirenden Thatsachen glücklich bis auf die letzte Spur aufgesogen, den Spieß umgedreht, und die Männer der Ordnung und des Rechts zu den allein und wahrhaft Schuldigen umgestempelt haben. Desto nothwendiger ist es, den Mittheilungen eben dieser Kämpfer für die Sache der Umwälzung, welche in ihrer unüberlegten Siegesfreude mehr ausschwatzten, als dem Interesse der Revolution frommt, doppelte Aufmerksamkeit zuzuwenden, ihre wenig bedachten, frühreifen Aeußerungen zu zergliedern, und jene Folgerungen daraus abzuleiten, welche die Träger der Autorität nicht genug beherzigen können.

Eine der Schriften, die vorzugsweise in diese Kategorie gehört und sich unsere Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade in Anspruch zu nehmen eignet, ist die Broschüre des Correspondenten der Allgemeinen Zeitung, Adolph Pichler, „Aus den März- und Octobertagen 1848.“ Wir gestehen frei, daß wir aus diesen Mittheilungen viel Neues und Interessantes gelernt haben, vielleicht mehr, gewiß aber Ande-

res, als der Verfasser wollte und beabsichtigte. Fassen wir zunächst dessen Person in's Auge, die uns ein deutliches Bild des bei der Revolution mitwirkenden größten Theiles der österreichischen Jugend bietet. Wir würden sehr irren, wollten wir in ihm einen Inbegriff spezifisch-revolutionärer Schlechtigkeit und teuflisch-verruchter Bosheit suchen, ein Gegenstück etwa zu den Schreckensmännern des Pariser Wohlfahrtsausschusses von 1793. Im Gegentheil! bitterer Haß und feindselige Leidenschaft sind in diesem Gemüthe keineswegs vorherrschend; der revolutionäre Grimm ist hier keineswegs festgewurzelt. Der Verfasser dieser Broschüre macht uns durchweg den Eindruck eines Menschen, der, wenn der rechte Mann über ihn käme, nur zu geneigt wäre, sich gütlich zureden zu lassen. Das Unglück ist, daß vielleicht niemals in genügender Weise belehrend, seine Irrthümer berichtigend, seine Verkehrtheiten zurechtstellend auf ihn gewirkt worden ist; daher die schwankende, unsichere, charakterlose Haltung; ohne feste, systematisch zusammenhängende Ueberzeugung, ohne klar durchdachte Grundsätze glaubt der unglückliche Jüngling jedesmal dem, der zuletzt gesprochen hat. Und dennoch hätte die Wiener Revolution ein anderes Aussehen gehabt, oder richtiger: sie wäre nicht zu Stande gekommen, und hätte nie sich bis zu diesem Punkte entwickelt, wären bloß junge Männer, wie der Verfasser der vorliegenden Broschüre dabei betheiligt gewesen, dessen besseres Herz sich, trotz der grauenvollen Verwirrung des Kopfes, nicht völlig verläugnen kann. Aber ein unglückliches Verhängniß wollte, daß eine Unzahl von Judenburschen sofort bei dem ersten Beginne der revolutionären Bewegung dieser sich anschloß, und dieser Umstand vornehmlich ist es gewesen, welcher der Wiener Revolution, in sofern sie von den Studenten ausging, jenen namenlos häßlichen und ekelhaften Charakter aufdrückte, den sie für alle kommenden Zeiten, und so lange es eine Geschichte gibt, tragen wird. In dem jungen Schrift-

steller, von dem hier die Rede ist, begegnen wir zunächst einem Zuge, der bei den gebildeten Jünglingen Oesterreichs so häufig vorkommt, daß er füglich als charakteristisches Merkmal dieser Nationalität betrachtet werden kann. Dieß ist das Bedürfniß nach Enthusiasmus, welches mit einer vorherrschenden Thätigkeit der Phantasie und einer Naturanlage zusammenhängt, die sich in manchen Individuen bis zum poetischen Talent steigert. Hat die Natur durch diese Begabung ein Uebriges gethan, so hat sie aber auch auf der andern Seite den also Begünstigten eine Fähigkeit genommen, deren Mangel im Leben nur allzu fühlbar wird. Dieß ist der Mangel jener angebornen Logik, die der deutsche Sprachgebrauch als gesunden Menschenverstand zu bezeichnen pflegt. Auch unser jugendlicher Autor ist der Kunst: Obersatz und Untersatz (Major und Minor) in eine Verbindung zu bringen, aus welcher die Schlußfassung (Conclusio) sich von selbst ergibt, schlechthin unkundig. Von einer praktischen Anwendung der Logik ist wenigstens in seinen Reden, wie in seinem Thun während der Revolutionstage auch nicht die entfernteste Spur zu entdecken. Doch kann auf der andern Seite dieser Mangel an natürlicher Logik es erklären helfen, wie es möglich ist, daß in einem menschlichen Herzen und Gewissen der Sinn für Recht und Unrecht dermaßen untergehen, die Loyalität des kaiserlichen Unterthans (oder wie der heutige Sprachgebrauch will: Staatsangehörigen) in solchem Grade erlöschen und jede Spur einer ernsten, wahren, praktischen Vaterlandsliebe also verschwinden kann, wie wir es hier in einem schauerlichen Exempel vor uns sehen. Warum hat denn die Bevölkerung Wiens zu dem gräßlichen Nothmittel der bewaffneten Empörung gegriffen, welche den Zustand der Anarchie als eines ihrer nächsten Stadien mit mathematischer Nothwendigkeit nach sich ziehen mußte? Wo sind die Gräuel der Bedrückung, welche dieses äußerste und letzte Mittel der Nothwendigkeit rechtfertigen oder entschuldigen

konnten? Waren überhaupt solche Beschwerden der Regierten gegen die Regierenden vorhanden, daß die helle Verzweiflung, welche Alles wagt und selbst den Untergang der Gesellschaft auf sich nimmt, gerechtfertigt oder wenigstens erklärlich erscheint? Ach, nicht doch! wir machten die Revolution nicht, getrieben durch unerträglichen Druck, überhaupt nicht aus Noth, sondern weil uns zu wohl war und aus denselben Gründen: warum jener berühmte Müllergehülfe auf's Glatteis ging, wo ihn nach einem unglücklichen Falle der sprüchwörtlich gewordene Beinbruch ereilte. Es war eben Revolution in der Welt; was hätten die Leute von uns gesagt, wenn wir nicht mitgethan hätten? Die Herren Franzosen waren wieder in der äußersten Bewegung, durften wir denn zurückbleiben?

„Seit den letzten Jahrhunderten", sagt unser Autor, „hat sich der Schwerpunkt europäischer Geschichte so sehr nach Frankreich verrückt, daß man bewußt oder unbewußt gewohnt wurde, von dorther die Wendung politischer Geschicke, oder den Ausgangspunkt neuer Verhältnisse zu erwarten. Nach jener Richtung blickt bei der leisesten Bewegung Alles, sowohl die Diener der Legitimität, als auch die Verfechter der socialen Republik, und was in zahllosen Schattirungen zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte liegt: man weiß gar wohl, daß die Ereignisse jener Kreise eine ganz andere Wichtigkeit haben, als wenn im fernen Pendschab oder China die Völker aufeinanderschlagen. Es ist daher leicht zu begreifen, welche fieberhafte Erregung die Nachrichten aus Paris im Februar 1848 zu Wien hervorbringen mußten, wo der Druck des alten Systems zum Unerträglichen gestiegen war. Wie viele Hoffnungen erregte die Flucht Ludwig Philipps! Man wußte, daß die Räuber der Völkerrechte und ihre Schranzen jetzt zitterten; ob so, ob so — schlechter konnte es nicht mehr werden, es stand eine neue Aera in Aussicht."

Es ist nicht leicht möglich, in weniger Worten mehr und größere Albernheiten zu sagen. In dieser Menschen Herz ist selbst heute noch keine Ahnung gekommen, daß ihr gesammtes Treiben gerade so verständig und gewissenhaft war, wie das eines Menschen, der mit brennender Cigarre in einem Magazin herumvagirt, in welchem 2000 Ctr. Pulver verwahrt liegen. Was diesem wahnsinnigen Raisonnement zu Grunde liegt, läßt sich ungefähr auf folgenden Satz zurückführen: es ist eben Revolution und da müssen wir Schimpfshalber mitrevolutioniren. An die naturnothwendigen Folgen solchen Beginnens denkt diese Menschengattung gerade so viel, wie der langarmige Affe, der mit unsäglichem Jubel unter Tanzen und Springen den Wald, der seine Wohnung ist und dessen Früchte ihn nähren, einen Raub der Flammen werden sieht. Auch der Wiener verstand in jenen Tagen nicht sein einfaches und augenscheinliches Interesse; die wilde Lust des Augenblickes ging ihm über die Gewißheit, daß eine Revolution, die den österreichischen Staat in seine Elemente auflöste, vorab das sichere Verderben der Hauptstadt sein müsse; er fand sich mit der schlimmen Gegenwart und der noch drohenderen Zukunft durch den Schaum einiger Redensarten ab, wie er sie von der Oberfläche der allerordinärsten Tagesliteratur abgeschöpft hatte. „Es ist ein unumstößliches Wort: Revolutionen kann man nicht machen, sie wachsen mit organischer Nothwendigkeit, und haben sie ihre Reife erreicht, so ist ihr Ausbruch eben so wenig durch Polizeimaßregeln zu hemmen, als jener des Vesuv durch ein aufgespanntes Regendach.“ Auch die Motivirung der Wiener Revolution in der vorliegenden Broschüre sucht ihres Gleichen. „Die Erregung der Gemüther steigerte sich noch mehr durch die gleichzeitigen Begebenheiten zu München und Anderorts; manche sannen bereits darauf, in Wien Aehnliches zu beginnen. Man erzählte von Adressen, welche die Buchhändler und der niederösterreichische Gewerbsverein an den Kaiser zu richten gedach-

ten; dadurch wurden mehrere Studenten auf eine ähnliche Idee geleitet. Was sie ihren Freunden als einen Einfall mittheilten, wurde von diesen und der Menge mit Feuer aufgefaßt und sollte unmittelbar verwirklicht werden. Juristen, Mediziner und Politechniker setzten sich in's Einvernehmen. Samstag den 11. März versammelten sich um 6 Uhr Abends in einer Kneipe der Alservorstadt heimlich einige Mediziner zur Berathung des Entwurfes. Ein so kleiner Anfang hatte so großartige welterschütternde Folgen! An jenem Abend hatte ich zur ganzen Sache sehr wenig Vertrauen: wird die Regierung, welche bisher keine Einsprache gelten ließ, auf die Stimme von Jünglingen achten, die sie stets nur als Buben im Schulzimmer behandelte, um jeden Funken Selbstständigkeit in ihrer Brust auszulöschen? . . . Aber die nächste Zukunft sollte diese Regierung hinstellen als einen Popanz, ähnlich dem Traumbilde des Nebukadnezar, welches mit seinen Füßen aus Lehm auch nicht einmal dem Rollen eines Sandkornes Widerstand zu leisten vermochte."

Der Verfasser erzählt nun die Ereignisse des Morgens vom 13. März, wo bekanntlich eine Kossuth'sche Rede über die Lage des österreichischen Kaiserstaates, welche im Hofe des Landhauses vom Brunnen herab verlesen, und von der versammelten Menge gar nicht, oder nur mit äußerster Anstrengung verstanden wurde, die Richtung der Bewegung, und somit das Schicksal des Tages entschied:

„So wurde es 2 Uhr Nachmittags. Da hieß es auf einmal, das Militär habe gefeuert. Wir stürzten zum Schottenthore, dieses war jedoch schon gesperrt. Einzelne kamen heraus, sie erzählten von den stattgehabten Gewaltthaten: Frauen, Kinder und Greise lagen erschossen in der Herrengasse. „„Gott sei es gedankt!"" rief Jemand, „„jetzt hat die Freiheit die Bluttaufe, jetzt kann es was werden."" Ich ging nach Hause und holte meine Pistole." (Für die Rebellion mit den Waffen in der Hand Partei zu nehmen, verstand sich in jenen Tagen einfach von selbst.)

„Als ich auf die Straße zurückkehrte, waren bereits einige Bekannte versammelt. Wir hörten neuerdings das Krachen von Gewehrsalven, ein Wuthschrei aus jedem Munde! Wir wollten in die Stadt, konnten aber nicht hineindringen. Dazumal begegnete mir ein Freund, er faßte mich am Arme und flüsterte mir in's Ohr: „„Laß es gut sein; wenn es dämmert, kommen die Arbeiter, und dann soll es ernstlich losgehen."" Wir rüsteten unterdeß nach Möglichkeit Waffen. Beim Zwielicht eilte ich über das Glacis. Etwa auf der Mitte des Weges sah ich plötzlich durch das Grauen der Dämmerung den Blitz von einer Reihe Gewehre: bei den kaiserlichen Stallungen hatte ein Zusammenstoß zwischen Soldaten und Volk stattgefunden. Das Schottenthor fand ich bereits aufgesprengt, von einem Widerstande des Militärs war hier kaum die Rede. Hier soll ein riesengroßer Metzgerknecht eine Laterne umgerissen und mit dem Pfahle Grenadiere niedergeschlagen haben, bis ihn etliche Schüsse an den Mauern der Bastei hinstreckten. Ich ging zuerst auf den Hof. Zwischen diesem und dem Judenplatze an der engsten Stelle der Quergasse lag als Versuch einer Barrikade ein Wagen mit Kehricht umgeworfen, unweit davon bezeichneten Blutspuren die Stelle eines Angriffes. Finster und drohend stand das Militär in geschlossenen Reihen. Studenten eilten zur Aula. Um 7 Uhr Abends waren alle Räume der Universität angefüllt. Hier herrschte gewaltige Aufregung; Deputation um Deputation wurde abgeschickt, um vom Kaiser Bewaffnung zu erlangen, endlich festgesetzt, man werde, wenn bis halb neun Uhr keine entscheidende Antwort komme, das Zeughaus stürmen; Arbeiter durchzogen die Stadt, alle Fenster mußten beleuchtet werden. Viertelstunde um Viertelstunde verfloß mit fruchtlosem Harren; es waren Augenblicke voll furchtbaren Ernstes, welche der Entscheidung immer näher führten. Da hallte plötzlich durch die Straßen wildes Getöse und Gebrüll, Menschenwogen drängten heran zur Universität, unter den Versammelten trat lautlose Stille ein; die Studenten!! — drang der Ruf des Volkes herein, Fenster klirrten, dazwischen das Krachen von Balken und Stangen. Ich ging mit einigen vor das Thor. Die Arbeiter standen schaarenweise durch die Gassen, zerbrochene Bretter, Aexte und andere Waffen, welche der Zufall gegeben hatte, oder den

Häuptern schwingend. Dazu die ungewisse Beleuchtung rauchender Fackeln, ein grauenvoller Anblick, darauf hindeutend, welche dämonische Kräfte entfesselt seien. An Minuten hing das Heil! Da trat vor halb 9 Uhr der Rector in die Aula und sagte: der Kaiser habe uns Waffen bewilligt, im bürgerlichen Zeughause würden wir sie erhalten. Schon vorher hatten sich die Studenten mit Kreide den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Fächer, welche sie hörten, auf die Hüte gezeichnet; man wollte jetzt in Abtheilungen von 6 Mann, je einen Führer voraus, zum Zeughaus marschiren. Sobald wir aber auf die Gasse kamen, löste sich diese Ordnung auf und nur mit Mühe erreichten wir in einfachen Reihen das Lugeck, so groß war das Gedränge! Dort stand ein Bürgeroffizier mit einigen Zügen. Er hielt uns auf und fragte: „„Meine Herren! wollen Sie zur Vertheidigung der Ordnung und Sicherheit die Waffen ergreifen, wollen Sie mit uns Bürgern und für uns sein?““ Lauter Zuruf erfolgte, er wich seitab So gelangten wir auf den Judenplatz. Dort waren Tische aufgestellt, jeder mußte seinen Namen zur Aufschreibung angeben, eine Maßregel, die gar Manchen ein wenig erschreckte. Wollte man diese Namen zählen, wie wenig würden es im Verhältniß zur späteren Zeit seyn, wo auch die Muttersöhnchen und die Memmen, um an den Aufzügen Theil zu nehmen, aus ihren Schlupfwinkeln wie das Ungeziefer nach dem Regen hervor krochen. Jene Nacht“ (welche, wie derselbe Schriftsteller so eben sagte, die dämonischen Kräfte entfesselte) „ist geweiht durch die ganze Weltgeschichte, und wenn auf etwas, so bin ich darauf stolz, daß ich mich damals fest und entschlossen in die Reihen der Jünglinge stellte.“

„Nach der Einschreibung geleitete man uns ins Zeughaus. Wir erhielten Musketen, welche sich freilich eher zum Einheitzen als für ein Gefecht eigneten. Dann theilten wir uns in größere Schaaren, Offiziere und Trommler der Bürgergarde voraus durchzogen wir die Stadt unter gränzenlosem Jubel, uns überall mit dem Volke verbrüdernd. Welche Stunden! Wien hat keine größeren je gesehen, so lang es steht, und wird keine herrlicheren je sehen. Leider deutete selbst in diesen Stunden, wie fernes Wetterleuchten, Manches auf Elemente, die in stets wachsender Gährung

der jungen Freiheit eben so gefährlich zu werden drohten, als der frühere Druck des Absolutismus. Ich traf auf einen Haufen Arbeiter, zu denen ein bärtiger junger Mann, dessen Physiognomie schon seine Abstammung verrathen haben würde, wenn ich ihn nicht von anderer Gelegenheit gekannt hätte, sehr eifrig sprach. Er wies mit dem Finger auf ein schönes Gebäude: „„Gefällt euch das Haus?““ Die Arbeiter, verwundert über diese Frage, antworteten: Ja! — „„Nun gut, fuhr er fort, es gehört euch, wird euch gehören, denn bald werden alle Dinge gemeinsam sein. Wie gefällt euch diese Laterne? Da könnte man die Reichen daran hängen, nicht wahr?““ Noch verstanden die Arbeiter die Sprache nicht, sie sahen sich befremdet an und ließen den Redner, ohne weiter auf ihn zu achten, stehen.“

„Bisher war im Ganzen nichts gewonnen, wir hatten aber doch Waffen und damit die Möglichkeit, Alles zu erringen durch Thatkraft und Aufopferung. Wir wußten, daß in der Burg über Bewilligungen berathen wurde, deßwegen beschlossen wir, ohne zum Angriff überzugehen, den nächsten Tag abzuwarten. Wenn ich sage: wir beschlossen, so ist damit kein planmäßiges Verabreden gemeint; was das Volk that, geschah unter dem Antriebe eines Instinktes, den man wahrhaft einen welt-historisch-großartigen nennen darf.“

Dieser rohe Nachahmungstrieb, der, Herz und Gewissen verläugnend, zur Revolution stachelte und mit dem absoluten Erlöschen jedes natürlichen Rechtsgefühls gepaart war, charakterisirt genugsam die Einwohner Wiens in jenen Tagen; die knabenhafte Eitelkeit der Studirenden reichte diesem Wahnsinn bereitwillig die Hand, und kam ihm zum gemeinsamen Werke auf halbem Wege entgegen. Der Verfasser der vorliegenden Broschüre schildert die Stimmung der Wiener Bevölkerung am zweiten Revolutionstage folgender Gestalt:

„Das Volk sympathisirte voll Begeisterung überall mit uns. Wein, Bier, Lebensmittel wurden gebracht, mehr als wir verzehren konnten. Ein dicker Wirth ließ von seinen Knechten ein paar Fäßchen herbeischleppen: „„Trinken's, trinken's, meine Herren, Sie

werden durstig sein; Sie habens heiß genug gehabt. Sehens, wenns wieder losgeht, hab' ich mich schon auch bewaffnet!"" Dabei klopfte er an seine Tasche. Er hatte diese nämlich als neuer David mit faustgroßen Kieseln angefüllt. Eines anmuthigen Vorfalls will ich erwähnen, der sich wohl an diesem Tag viel tausendmal ereignet hat. Ein hübsches Bürgermädchen trat schüchtern zu mir, und heftete mir die Busenschleife auf die Brust. Wir waren am Ende wie Bänderkrämer von oben bis unten geschmückt. Uebrigens muß ich sagen, daß mir auf meinem Posten doch nicht ganz wohl war. Fern von dem Centrum der Entscheidung mußten wir aus Stadt und Aula die widersprechendsten Gerüchte hören, wir seufzten daher gar sehr nach zuverlässiger Botschaft. Da kam um 12 Uhr eine Schaar Bewaffneter, voraus eine alte Fahne; schon von weitem begrüßten sie uns mit Freudengeschrei: „„Der Kaiser hat Preßfreiheit, Konstitution und Nationalgarde bewilligt!"" Wir traten in Reih und Glied, die überall zerstreuten Posten schlossen sich rottenweise an, so zogen wir mit der Fahne am Wien-Gloggnitzer Bahnhof vorüber. Da kamen einige Arbeiter und boten uns an, durch den Hof zu ziehen, damit sie uns alle begrüßen könnten. Als wir eintraten, stürmten sie mit einem Jubelgebrüll, wie ich es meiner Lebtag nie mehr hören werde, auf uns los; diese schwarzen, rußigen Gesellen, sie rißen uns vor Freude fast in Stücke, und wir hatten nicht Hände genug, alle diese Hände, die sich uns entgegenstreckten, zu drücken. Sie sagten, wenn es losgehe, seien sie gleich bereit, mit ihren Eisenstangen sich uns anzuschließen."

„Durch die Kärnthnerstraße steckten wir weiße Bänder auf, als Zeichen des Friedens wegen den gemachten Bewilligungen. Aus allen Fenstern wehten uns zum Gruße Tücher entgegen. Auf einem Erker stand eine schöne Dame mit ihrem Knäbchen. Dieses trug eine weiße Seidenfahne, mit Blumenkränzen geschmückt, in der Hand. Es ließ sie auf uns herabfallen, wir machten Front und steckten dieses Fähnlein auf die Spitze unserer Fahnenstange. Ich erzähle diese Begebenheiten, wie ich sie eben erlebte; sie lassen einen Schluß auf das Ganze machen, welches in einen Rahmen zu fassen, wohl schwerlich je eine Geisteskraft ausreichen wird. Wenn Heeresmassen in geschlossenen Reihen wirken, und nur Einer be-

fiehlt, so daß die Krieger Maschinen seines Willens sind, ist es in den meisten Fällen schon schwer, klar und übersichtlich zu berichten; wo aber, wie im März, jeder handelt, da läßt sich wohl von einem Geiste reden, der die Massen bewegt und in wilde Gährung treibt, es lassen sich wohl Einzelnheiten erzählen, der Politiker mag die Folgen und Errungenschaften des Kampfes abwägen und beurtheilen; wer aber immer redlich ist, wird die Unmöglichkeit einsehen, das, was man gewöhnlich Geschichtschreibung nennt, hier zu versuchen."

„Auf dem Universitätsplatze versammelten sich alle Rotten, die Zahl der Bewaffneten stieg beiläufig auf Dreitausend. Da ereignete sich etwas, was furchtbare Folgen hätte haben können. Es wurde ausgesprengt, alle Bewilligungen seien nur eine Lüge, um Zeit zu gewinnen, man wolle uns unter allerlei Vorwänden patrouillenweise aus der Stadt schicken, und diese dann in Belagerungszustand versetzen. Im Nu verschwand die weiße Farbe, ein breites rothes Tuch wurde aufgebunden und wogte als Blutfahne über den Schaaren; die Frauen warfen rothe Bänder herab; Sturm, Sturm! hallte es durch alle Reihen. Eine junge Dame riß das rothe Halstuch ab, und gab es uns todtenbleich mit den Worten: „„Roth ist eine schauerliche Farbe, wenn aber Blut fließen muß, so kämpfen Sie, wie Sie begonnen — als Helden!"" Bald zeigte sich jedoch, daß alles falsche Gerüchte seien. Man sagte, es sei ein verzweifelter Versuch jener reaktionären Clique gewesen, die mit Metternich steht und fällt, uns zum Aeußersten zu treiben und dadurch einen Rückschwung der Dinge zu erzwingen."

Der Verfasser steht zu all diesen Begebenheiten im Verhältniß eines Kindes, welches sich über die bunten, prasselnden Flämmchen herzlich freut, aber keine Ahnung davon hat, daß sie seiner Eltern Haus verzehren und es selbst zum Bettler machen werden. Es ist unglaublich, wie weit in unseren Tagen, wo die Phrase am Regimente ist und die Tirade herrscht, die sentimentale Gefühlslüge gehen kann:

„Für den Abend des zweiten Revolutionstages", schreibt Herr Pichler, „wurde ein großer Umzug durch die Stadt ange-

sagt, denn man wollte sich des errungenen Glückes recht von Herzen freuen. Wie soll ich die Zauberpracht und Seligkeit dieser Nacht schildern. Noch jetzt, bei der Erinnerung daran wird mein Auge feucht: aus Freude über den herrlichen Aufschwung der Gemüther in jenen Stunden — aus Schmerz, daß jetzt alles einem Ende zuneigt, wo die Kraft der Abspannung, die Begeisterung der Phrase weicht. Welch ein Reichthum von Liebe zeigte sich damals für den Kaiser! Es hatte zwar nie, als der Aufstand ausgebrochen war und auf das Aergste wüthete, auch nur ein feindliches Wort gegen ihn verlautet, jetzt aber stieg der Jubel zu einer wahren Springfluth; wie sich fromme Christen vor dem Sakramente neigen, so wurde überall sein blumenbekränztes Bild, welches Studenten herumtrugen, begrüßt. Später kam mit Kossuth eine große Schaar Juraten von Preßburg, köstliche Bursche im Nationalkostüm mit krummen Türkensäbeln." (Daß diese mit noch größerm Jubel empfangen wurden, zeigt deutlich, wieviel die Begeisterung für den unglücklichen, kranken Kaiser Ferdinand in Wahrheit werth war.) „Herzlich lachen mußten wir über einen Magnaten mit langen grauen Haaren, der an unsern Reihen vorüberging und beständig rief: „„Kann zwar nit deutsch! kann zwar nit deutsch!"" und dabei Jeden, den er nur erwischen konnte, an's Herz drückte und umarmte. Endlich setzten sich die Kolonnen zum festlichen Umzug in Bewegung. Die Häuser waren beleuchtet, viele Fenster schön und sinnvoll mit Lichtgemälden verziert, über der ganzen Stadt spielte feenhafter Schimmer und Glanz. Wo wir uns nur hinwandten, wurden wir mit gränzenlosem Enthusiasmus begrüßt. Ich habe Greise Freudenthränen weinen gesehen, Alles neigte sich vor uns, wie vor Fürsten, Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und riefen: „„Unsere Kinder sollen einst davon erzählen, was Sie gethan haben"" (nämlich Hurrah gerufen und die Hüte geschwenkt); „„diese werden die Früchte Ihres Muthes genießen, wenn wir selbst das Reifen derselben nicht mehr erleben!"" Ueberall und überall lautes Lebehoch aus tausend Kehlen. Es war ein Triumphzug, wie ihn noch kein König erlebt hat. Man wird es glauben, daß Manchem von uns, als wir so gefeiert und geehrt dahin zogen, Thränen auf die Muskette niederflossen. Wir hatten das stolze Bewußtseyn, ein neues

Blatt der österreichischen Geschichte, der Weltgeschichte aufgeschlagen zu haben, mit unserem Blute (???) sind die ersten Buchstaben auf diesem Blatte geschrieben; wir durften damals eine großartige Entwickelung hoffen, da die edelsten Güter eines Volkes errungen waren; wir hatten ein Vaterland, werth dafür zu streiten und zu fallen, wenn es das Verhängniß fordern sollte."

Und dennoch durchschaut selbst diese kindische Gedankenlosigkeit der Anstifter und Vollführer der Revolution die wahre Lage der Dinge, und die bei solchen Unmündigen obwaltende Abwesenheit alles politischen Verstandes fühlt immer noch ihre relative Berechtigung, sich über die Träger der Regierungsgewalt zu stellen. „Wenn man mich fragt, ob es möglich gewesen wäre, mit den vorhandenen Streitkräften die Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, so muß ich jenen, die alles nach mechanischen Mitteln abwägen, unbedingt sagen: es war möglich! *Noch ist mir die grenzenlose Feigheit, mit der sich das alte System selbst begrub, unbegreiflich; von einem Kampfe im eigentlichen Sinne des Wortes war nirgends die Rede, das Volk forderte und man bewilligte.*"

Leider war es so; nur war, was der Verfasser hier „Volk" nennt, ein Haufe unmündiger Buben, geführt von einigen, auf Mord und Brand spekulirenden Judenburschen. Die Revolution stieß in jenen Tagen in Wien auf die allervollständigste Willenlosigkeit und moralische Nullität der Träger der Gewalt. Schon nach wenigen Tagen zeigte sich, wer jetzt am Ruder der Regierungsgewalt sei. Der Versuch, ein repressives Preßgesetz zu geben, bot dazu die Veranlassung, und der Verfasser der vorliegenden Broschüre stellt sich selbst ein charakteristisches Armuthszeugniß aus, wenn er lange nach der Aufregung jenes Moments in den gangbaren Phrasen des Liberalismus mit Leidenschaft und Emphase Partei für die zur Preßanarchie hinstrebenden Studenten ergreift, welche auch diesmal den Beweis lieferten, daß die unver-

nünftige Masse durch revolutionäre Anschürer und Aufhetzer weit leichter in Fluß gebracht als beschwichtigt werden kann.

„Am 1. April schien endlich einzutreffen, was man schon längst befürchtete: es werde nämlich die Partei bureaukratischer Finsterlinge nach und nach Reaktionen einleiten. Es wurde ein Preßgesetz veröffentlicht, mancher Punkt desselben deutete darauf hin, daß man eine neue Knechtung des freien Wortes versuche. Die Studenten versammelten sich wieder auf der Aula, die Sache wurde besprochen, man wollte in Schaaren auf den Graben ziehen, und dort die erschienene Verordnung verbrennen. Da trat Professor Hye auf; sein Wort hatte nicht die beschwichtigende Wirkung, die man erwartete, und erst als eine Deputation von Pillersdorf die Antwort brachte, daß man die fraglichen Punkte umgestalten wolle, kamen die Studenten überein, die Sache vorläufig ruhen zu lassen. So stellte sich die Universität auch hier an die Spitze, und wußte der öffentlichen Meinung den Sieg zu verschaffen."

Am ekelhaftesten ist es mit anzusehen, durch welche Behelfe diese auf absolutem Mangel an eigenen Gedanken beruhende politische Nachäfferei sich zu einer Art Begeisterung empor arbeiten wollte, von der sie kaum nur historische Kunde hatte, geschweige denn im eigenen inneren Herzen durchdrungen war:

„Dann zum Standbild des letzten deutschen Kaisers — zu Joseph! Sie haben sein großes Herz gebrochen durch elende Häkeleien; er hat diesen Tag nicht erlebt, der seine Wünsche erfüllen sollte: wir aber neigten vor ihm die Fahnen und grüßten seinen hehren Geist mit deutschen Liedern. Von da auf den Burgplatz. Vor der Micheler-Kirche steht der Erzengel Michael auf dem Drachen. „„Seht den deutschen Michel, er ist erwacht und zertritt den Drachen!"" rief Jemand — Gelächter durch die Reihen. Von den Fenstern sahen schöne Frauen herab. Ein Student konnte es nicht lassen, mit der Hand faßte er das deutsche

Band und rief ihnen zu: „„Sehen Sie, das sind die Farben, mit denen Sie sich künftig schmücken sollen!““ — Ja, ja! antworteten sie, das wollen wir! und winkten freudig herab. Vor der Burg machten wir Front. Der Kaiser erschien am Fenster, und wurde mit Jubel empfangen. Wieder stimmten wir das deutsche Lied an: Was ist des Deutschen Vaterland! und dann die Volkshymne. Als eine Pause eingetreten war, rief ein Redner: „„Eure Majestät! Sie sind der größte Kaiser, der je auf Oesterreichs Thron gesessen. Vertrauen Sie auf uns, wie wir auf Sie vertrauen und auf Ihr Kaiserwort. Frei trete sich Volk und Kaiser gegenüber, die Hyder des Mißtrauens und giftiger Verdächtigung fliehe vor unserer Liebe zu dem tiefsten Abgrund der Hölle. Den Thron unsers guten Kaisers zu schützen, sind wir bereit, Alles aufzubieten. Hoch Ferdinand, hoch Ferdinand!““ Der Kaiser dankte freudig bewegt. Da schwenkte die Fahne, wir eilten zum Thore der Burg, einige Augenblicke später wallte sie aus dem Fenster, wo kurz vorher der Kaiser gestanden. Auch er erschien wieder, er trat an die Fahne und legte die Hand an die Stange, die Kaiserin links. Studenten in ihrer Burschentracht umgaben sie. Die deutsche Fahne auf der Kaiserburg zu Wien! Wir breiteten unsere Arme, die Bewegung erstickte jeden Laut, nur Ein Gefühl, Ein Gedanke: Deutschland, Deutschland!“

Die widerlichste Form der Lüge, die gedacht werden kann, ist unstreitig die Gefühlslüge. Dieselben Burschen, welche jetzt ihre Arme ausbreiteten, deren Stimme die Bewegung erstickte und die nur Ein Gefühl beseelte: der Gedanke: Deutschland, Deutschland! dieselben Burschen hatten diesen belebenden Gedanken vielleicht erst Tags vorher, vielleicht erst an demselben Morgen und im günstigsten Falle seit dem 13. März aus der Schmutzpresse herausgelesen. Diese Unwahrheit des Herzens und der Phantasie ist vielleicht das Größte aller moralischen Uebel, unter welchen die österreichische Jugend zu leiden hat.

Bei der Würdigung des literarisch-politischen Charakters unseres Autors bleibt noch eine interessante Frage übrig; daß

an einer Jugend, welche durch solche Ereignisse aus ihren gewohnten Bahnen gerissen und in Gefahr gerathen ist, in maßlosem Hochmuthe unterzugehen, jede menschliche Lehre und Unterweisung verloren wäre, bedarf unseres Beweises nicht. Hier muß Gott selbst das Lehramt übernehmen und durch die Begebenheiten die wahre politische Doctrin dem Herzen und Gemüthe der Menschen zugänglich machen. Haben nun auf das Gemüth des Verfassers die weiteren Ereignisse des Jahres 1848 einen orientirenden, beruhigenden, im guten Sinne des Wortes aufklärenden Einfluß geübt? Er erzählt, wie folgt:

„Ein an der Taborbrücke entstandenes Gefecht zog sich bald in die Stadt hinein, wo es Bürger und Studenten, obwohl auch Bewohner des Kärnthnerviertels feindlich gegen sie auftraten, siegreich durchführten. Später erfolgte die grauenvolle Ermordung Latours, bei der Wien den schrecklichen Beweis lieferte, daß Menschengefühl selten in den aufgereizten Volksmassen zu finden sei. Wer den Gang der Ereignisse und das Eingreifen der Menge unbefangen beobachtet, und sein Urtheil von Thatsachen, nicht von schwärmerischen Träumen abhängig macht, wird mit tiefem Schmerz zugeben: jene hehren Begriffe von Freiheit und Gleichheit *), welche unsere Jugend begeistern und die Thatkraft des Mannes

*) Die vermeintlich hehren Begriffe von Freiheit und Gleichheit sind nichts weniger als Ideale und Zielpunkte des Strebens der Besten. Es sind thörichte Wahnbegriffe, welche nichts können, als eine Generation in's Verderben locken, die die ewigen Leitsterne zur Wahrheit aus dem Auge verloren hat. Daß diese Zeit willkürlichen Idealen, die sie sich selbst geschaffen, nachläuft, ist ein Armuthszeugniß, welches sich die glaubenslose Gegenwart selbst ausstellt. Wo der Vorrath der Ideen ausgegangen ist, beginnt das Reich der willkürlichen und unwahren Ideale. Und welche unheilbar geistlose und unlogische Plattheit, eben diese „Ideale" als solche zu bezeichnen, die nicht verwirklicht werden können, und dennoch zu verlangen, daß sie die Zielpunkte des Strebens der Besten seien!

herausfordern, seien zwar als Ideale die Zielpunkte des Strebens der Besten, können aber ihre Verwirklichung in den Massen schwerlich jemals hoffen. Die alten, durch die Märzwoche so unerwartet aufgehobenen Zustände wird nur ein in Sünden verrotteter Bureaukrat zurückwünschen; die Zügellosigkeit aber und jene freche Selbstsucht, die einst vor dem Throne kniete und in den Ministerhotels antichambrirte, während sie jetzt mit der Jakobinermütze vor der souverainen Blouse hündelt, erfüllen mit Grauen und Ekel. Wie nahe liegt hier der Gedanke einer Alles rächenden Nemesis!"

Am 7ten Oktober Mittags ging der Verfasser in die Stadt, „um aus den Spuren der Verwüstung ein Bild des stattgehabten Gefechtes zusammen zu setzen":

„Das Schottenthor war bis auf einen engen Zugang geschlossen, und durch vorgelegte Pflastersteine verrammelt; gleich dahinter sperrte eine Barrikade, der man es wohl ansah, daß sie nicht von Leuten, welche die Wirkung des schweren Geschützes zu beurtheilen wissen, gebaut sei, die Straße. Durch die Lucke drohte der Schlund einer eroberten Kanone, auf dem Kamm standen Arbeiter und Studenten um die schwarz-roth-goldene Fahne, und sangen ein lustiges Lied. Auf allen Wegen zum Zeughaus begegneten mir zahlreiche Schaaren von Leuten, welche Waffen jeder Art davon schleppten. Es war ein buntes Gemenge: hier ein Bube, der kaum unter einem rostigen Helm hervorgucken konnte, dort ein anderer mit einer alten, elfenbeinausgelegten Flinte, hier wieder ein Bauer, die blaue Schürze umgebunden, mit Picke und Karabiner, dort ein Akademiker im Kürassierharnisch, den langen Raufdegen eines spanischen Hidalgo schwingend. So wurde manches Denkmal ruhmvoller Siege fortgetragen, um dann später von Schlossern und Juden für etliche Groschen auf immer vertrödelt zu werden. Man wird den Schmerz bei diesem Anblick entschuldigen. Kokettire, wer da will, mit dürren Stammbäumen und dynastischem Stolze, daran liegt nicht viel; was aber groß und ehrwürdig schien für alle Zeiten, sieht der denkende Mensch nur mit Trauer entehrt und verwüstet."

„Die Wände des Zeughauses, so wie die Gebäude gegenüber, trugen die häufigen Male der Kartätschen- und Flintenkugeln. Eines Umstandes will ich erwähnen, den meine frommen Landsleute in Tirol gewiß als ein Wunder deuten. Eine Schaar Menschen betrachtete neugierig die Statue der heiligen Jungfrau mit dem Christkind auf dem Arm in der Nische über dem Thore des Zeughauses. Obwohl an der Mauer ringsum die Kugeln so zahlreich eingeschlagen hatten, daß man oft auf eine Spanne Raumes zwei bis drei Löcher sah, so wurde doch das Bild nicht getroffen, nur der Saum des rothen Kleides zeigte die Spur unbedeutender Verletzung. Ich wandte mich gegen die hohe Brücke, da duftete mir überall aus den Blutlachen der frische Mord entgegen, denn hier lagen die Todten haufenweise geschichtet. Mit Grauen erinnerte ich mich jener Verse des Aeschylos, wo Kassandra beim Eintritt in die Hallen des Atridenpalastes die verübten Gräuel ahnt und sich entsetzt abwendet. Es war der Geruch einer Schlachtbank; mir schien, als schaute ich jene Schreckensgestalten der Erinnyen, welche der Geist des Dichters im Blutdampf aufsteigen sah."

„Von hier ging ich auf den Hof, dort stand der dreiarmige Gaskandelaber, auf welchem Latour nackt und verstümmelt die ganze Nacht hindurch hing. Volksmassen drängten sich am Platze, bisweilen hörte man einen Sanskulottenwitz über den Rest des Strickes, welcher droben im Wind hin und her schwankte. Die Ladenthüren in der Nähe und bis zur Bognergasse waren, trotz des Eisenbeschlages, überall durchschossen, das gleiche Schauspiel bot sich an der Ecke gegen den Stock am Eisen. Unterdeß war es dunkel geworden; auf dem Pflaster glitzerten am Licht der Gasflammen wie Eisnadeln unzählige Splitter von eingeschlagenen Fenstern. Der Stephansdom mit seinen Steinblumen stand ernst und düster in der Dämmerung, auf dem weiten Platze wogten summend die Menschen hin und her: Buben und Weiber schrieen mit widerlich gellender Stimme Karrikaturen und Tagblätter aus. Ich flüchtete mich aus dem wüsten Gedränge in die stillen Hallen des Gotteshauses. Hier fand ich Raum und Ruhe genug, denn die Menschen hatten jetzt keine Zeit zum Gebet, und der wilde Lärm von draußen fand keinen Widerhall in diesen hehren Bo-

genwölbungen, deren Dunkel zwar die emporwachsenden Pfeilerbündel erreichten, aber nicht mehr das Auge. Schweigen des Grabes herrschte hier — eine Mahnung der Unendlichkeit an das nur mit Vergänglichem beschäftigte Herz. Ich verweilte lange, besonders drängten sich meinen Gedanken unwillkürlich die Sprüche des Propheten Jeremias auf: „„Rüstet euch zum Kriege wider sie; wohlauf, laßt uns hinaufziehen, weil es noch hoch am Tag ist! es will Abend werden und die Schatten werden groß. Wohlan, so laßt uns auf seyn, und sollten wir bei Nacht hinaufziehen und ihre Paläste verderben. Fället Bäume und machet Schütte wider Jerusalem; denn sie ist eine Stadt, die heimgesucht werden soll!““

Dem Verfasser fehlt das Auge nicht für die damaligen Zustände. „Legionäre und Nationalgarden sprachen voll Zuversicht; jeder, der nicht beistimmte, kam in Gefahr, als Feind der Freiheit angesehen zu werden, wie man nicht bloß Andersdenkende terrorisirte, sondern auch solche, welche, an und für sich dem alten System abhold, zur Mäßigung riethen, schimpflich verdächtigte. Jede offene Rede war gehemmt: so hatte sich die Wiener Freiheit eine Polizei geschaffen, welche nur um so verwerflicher war, als sie im heiligen Namen der Freiheit geübt ward."

Ueberhaupt erhält die Gesinnung der Wiener kein besonders ehrenvolles Zeugniß, wenn der Verfasser den Eifer der Bevölkerung der Hauptstadt, Widerstand zu leisten, als Augenzeuge sehr entschieden bekundet:

„Wo die Quergassen in Hauptplätze einmündeten, bauten Kinder und Mädchen unbeirrt durch die Gefahr aus Dünger, Steinblöcken und verschiedenen Hausgeräthen Barrikaden, während kräftige Weiber mit Pickeln und Schaufeln das Pflaster umwühlten, daß von den Granitwürfeln bei jedem Schlage die lichten Funken sprühten. Man rüstete sich überall zum Widerstande; wollte man keine Unannehmlichkeiten dulden, so durfte man gar nicht ohne Gewehr ausgehen. Patrouillen zogen herum, trieben die Männer aus den Häu-

fern, fingen Unbewaffnete auf, und zwangen sie rücksichtslos, mit der Muskette an den Wall zu gehen. Es fehlte hier keineswegs an Stoff zu lachen, besonders gaben ihn die Weiber häufig genug; empören mußte es aber, wenn man sah, wie Knaben und Greise zu einem Kriegsdienst genöthigt wurden, von dem sie jedenfalls billiges Urtheil hätte loszählen sollen."

Während der Verfasser die ihn umgebenden Zustände in solcher Weise größtentheils richtig auffaßt, beobachtet er selbst, der Eroberung von Wien und der Wiederherstellung der rechtmäßigen Autorität gegenüber, eine Haltung, die nur zu deutlich beweist, wie wenig bis jetzt eine tiefere Sinnesänderung an ihn gekommen, wie wenig er die großen Fragen der Zeit sich auch nur richtig gestellt, geschweige denn beantwortet hat. Er affectirt eine gewisse Unparteilichkeit; indem er für die Rebellen und Hochverräther das Recht und Gesetz des ehrlichen Krieges in Anspruch nimmt, während, wie in jenen Tagen die Times richtig sagten, der Rebell nur Einen Anspruch hat: den auf den Galgen. Unser Verfasser stellt sich somit von vornherein auf eine Basis, die ihn zu falschen Folgerungen hätte führen müssen, selbst wenn er nicht auf jeder Seite nur zu deutlich verriethe, bei welcher Partei die wahre Neigung seines innersten Herzens sei. Von einem tieferen Rechtsgefühl, von einer Anhänglichkeit an die Dynastie, ohne welche es kein Oesterreich gibt, von einem Parteinehmen des Herzens für Wahrheit, Recht und ächte geschichtliche Erinnerungen auch nicht die leiseste Spur! Wir dürfen aber auch nicht verschweigen, daß Gründe vorhanden sind, welche uns die Stimmung eines großen und nicht des schlechtesten Theiles der österreichischen Jugend, als bis auf einen gewissen Grad entschuldbar erscheinen lassen. Der erste dieser Gründe liegt in der nicht ohne eigene große und schwere Schuld der vormärzlichen Regierung herbeigeführten politischen Verdummung des gebildeten Publikums. „Das

war die schwerste Schuld, die auf den Machthabern der Vergangenheit lastete: daß sie aus Furcht und Selbstsucht nirgends die Bürger für den Staat erzogen; nun tobte das Volk unaufhaltsam wie bei den Klängen von Oberons Horn; die es bewegten, waren selten rein, oder bloße Phantasten, viel häufiger kalt rechnende Spekulanten, die mit einer Art Mauschelpolitik ihr Profitchen im Trüben suchten."

Wenn „Erziehung für den Staat" so viel heißen soll, als: Verbreitung eines solchen Grades von politischer Bildung, wie er für eine Monarchie wie Oesterreich nöthig und unentbehrlich ist, so läßt sich gegen diesen Ausspruch leider nichts einwenden. Gewalthaber, welche auf den öffentlichen Lehranstalten den contrat social predigen, die Kirche aber mit stummer, heimtückischer Bosheit verfolgen ließen, und die gleichzeitig das Volk in einer politischen Unwissenheit erhalten wollten, welche höchstens für Kinder unter sieben Jahren angemessen gewesen wäre, die in der Wirklichkeit aber dennoch zahlreichen Begünstigten durch Connivenz die infamste Lektüre gestatteten — dergleichen Gewalthaber haben das Recht verwirkt, sich über die nach langem Zaudern thatsächlich hereinbrechende Revolution zu beklagen, oder auch nur zu wundern. Ein zweiter Grund, der uns die an sich so empörende Unparteilichkeit unseres Autors in einem milderen Lichte erscheinen läßt, liegt in der widersinnig anomalen Stellung, in welcher der in Wien tagende sogenannte Reichstag zur Regierung des Kaisers einerseits und andererseits zur Wiener Bevölkerung stand. Es lag in der einfachen Consequenz der Dinge, daß, wenn Fürst Windischgrätz das Standrecht über Wien verhängte und die rebellische Hauptstadt zu unterwerfen sich anschickte, der Reichstag gleichzeitig aufgelöst, und Jeder als Rebell und Hochverräther bezeichnet werden mußte, der ferner noch in und auf demselben dem Kaiser seinem Herrn gegenüber irgend eine Regierungsgewalt in Anspruch zu nehmen versuchen würde. Bekanntlich ist dieses

aber durch den Einfluß des unglücklichen Grafen Stadion nicht geschehen; der Reichstag blieb eine Art souverainer Regierung neben der des Kaisers, und die Frage: wer der rechte Herr des Landes sei? vier Wochen lang in suspenso. Dadurch wurde aber die Verwirrung der ohnedieß schon an überaus großer Schwäche des politischen Verstandes leidenden Bevölkerung von Wien auf einen Grad gesteigert, der uns in unserem Urtheile über die Zurechnungsfähigkeit der Betheiligten behutsam machen muß. Der junge Mann, von dessen Broschüre hier die Rede ist, hat es in diesem bedenklichen Gemüthszustande zu folgender Philosophie der Geschichte jener Revolutionstage gebracht:

„Am nächsten Morgen“ (nachdem Fürst Windischgrätz das Standrecht über Wien ausgesprochen hatte) „erklärte der Reichstag das Verfahren des Windischgrätz mit entschiedener Sprache für ungesetzlich. Nach Außen war damit nichts gewonnen. So wenig sich die Riesenschlange um das Angstgeschrei ihres Opfers, das sie fester und fester umschnürt, bekümmert, eben so wenig fragten die Führer der Heeresmassen, deren Ringe sich stets enger um die Stadt zogen, nach dem Beschlusse einer Versammlung, in welcher sich nach ihrer Ansicht ohnehin nur die Mörder Latours befanden. Bei der Menge aber brachte jene Erklärung mehrfache Wirkung hervor. Der gesunkene Muth wurde dadurch gehoben; denn es gab noch viele, welche hinter den Vertretern der Provinzen im Reichstage die Provinzen selbst sahen, und nun von dieser Seite Entsatz hofften. Freilich bemerkten sie dabei nicht, wie sehr gerade seit den Oktobertagen das Ansehen dieser Versammlung, welche den zügellosen Schlächtern Latours gegenüber keine Würde zu zeigen wußte, gesunken sein müsse. Sie hatte sich dadurch, daß sie nicht den Muth hatte, das Verbrechen Verbrechen und die Schande Schande zu nennen, selbst gerichtet. Als heilsamste Wirkung jener Maßregel kann wohl bezeichnet werden, daß das Volk, dem nun sein Kampf als ein durch die gesetzgebende Behörde gerechtfertigter erschien, durch dieses Bewußtseyn in den Schranken der Gesetzlichkeit erhalten wurde. Verübten auch Einzelne Missethaten, so steht

doch die Zahl derselben in gar keinem Verhältnisse mit der außerordentlichen Lage der wild aufgeregten Massen, und dieses darf man ohne Bedenken zum Theil dem oben angeführten Umstande zuschreiben. Viele, sonst in jeder Beziehung rohe Leute sahen mit großer Seelenangst dem Beschlusse des Reichstages entgegen, und gingen, nachdem dieser erfolgt war, mit voller Beruhigung zum Kampf. Mancher äußerte sich dahin: jene Maßregel wirke zwar schwerlich für hier und jetzt, denn wo hätte je ein Gesetz ohne den Nachdruck äußerer Macht das Schwert der Gewalt in die Scheide gebannt? — sie werde aber in die Ferne und für die Zukunft wirken, indem das Ausland und die Provinzen über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt würden, und der Absolutismus nicht einmal wie beim alten Ständewesen den Schein, als ob die Völker durch ihre Vertreter zustimmten, retten könne. Dürfe man auch jetzt nicht auf den Sieg rechnen, so würde doch der Fortschritt der Zeit, ein mächtigerer Bundesgenosse als alle Heere, die Niederlage zum Siege machen. Obwohl nun Jene nicht bemerkten, daß der Reichstag, indem er durch obige Erklärung über seine Befugniß hinausging, sich selbst außer das Gesetz stellte, so war doch auch im Zerrbilde die Macht sittlicher Ideen, sogar da, wo Alles im schrecklichsten Umsturz gährte, bewunderungswerth und erhaben: sie sind zwar nicht das Schwert, welches den Kampf entscheidet, aber doch der Schild, der die Brust des Kämpfers schirmt. Das wissen die kämpfenden Parteien, welche ihre Siege unter Tedeums-Gesang in den Kirchen anräuchern lassen, gar gut, wenn auch oft die himmlische Gerechtigkeit sich von solchen Siegen mit Abscheu wegwendet."

Wird sich aus diesem wüsten Chaos durcheinander gährender Gedanken jemals das glückliche Eiland einer klaren, gediegenen, ihrer selbst bewußten Ueberzeugung hervorheben? Wir wissen es nicht, und pflichten bis jetzt, auf eigene Lebenserfahrungen gestützt, unbedingt weder Jenen bei, die solche Verirrten für immer und alle Zeiten verloren geben, noch auch Jenen, welche allzuleicht an gründliche Sinnesänderung und innere Umkehr glauben. Eins aber wissen wir mit Bestimmtheit: es gibt keine bloß politische Bekehrung, und wo

immer noch eine wahre Umkehr des Herzens und Verstandes von revolutionairem Irrthum zur Wahrheit vor sich gegangen ist, da war sie Folge und Resultat einer aufrichtigen, religiösen Bekehrung. Unsere Hoffnungen in Beziehung auf die politische Zukunft der studierenden österreichischen Jugend sind also rein und lediglich an dem Steigen oder Fallen des in dieser Sphäre der Bevölkerung vorhandenen religiösen Sinnes zu messen.

XXIX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Katholische Missionen und protestantischer Hausirhandel mit dem „Wort".

Auch die eingefleischtesten Katholiken-Fresser im protestantischen Norden haben eingestandenermaßen in den Predigten der katholischen Missionen kein polemisches Wörtlein entdeckt. Man hat diese dennoch an allen Orten verboten, wo viele Protestanten, wenn auch nur von Weitem, Zeugen derselben seyn könnten. Denn die Missionäre mögen predigen, was sie wollen, schon in ihren Vorträgen vor Protestanten überhaupt „liegt eine hindeutende Ueberredung zum katholischen Bekenntniß", wie wir gerade jetzt aus Magdeburg erfahren. Dieß ist aber gesetzlich verbotene „Proselytenmacherei" oder „Störung des confessionellen Friedens", und mit diesen zwei Artikeln hat z. B. die „Augsburger Allgemeine"

den Katholiken zur Verläumdung schon ganze Quadratmeilen ihres geduldigen Papiers überdruckt. Schon jüngst hat sie gezeigt, daß jedwede katholische Lebensregung Angesichts protestantischer Augen, z. B. die Errichtung eines Klosters in den katholischen Rheinlanden — „katholische Propaganda“ sei. Mag eine solche Lebensregung auch nicht den leisesten polemischen Schatten tragen, das macht nichts; es regt sich einmal, und „sie sind doch im Herzen rebellisch“ — sagt Luther. Dagegen gibt es für Protestanten verbotene Proselytenmacherei oder „protestantische Propaganda“ — gar nicht; da ist Alles unantastbares „Apostel“-Werk. Erst noch am 2. September hat jenes Blatt dafür einen Beweis geliefert, dessen Frechheit den Leser erschüttern könnte. Es ist eine Correspondenz „von der Lahn“ über die Fortschritte des Protestantismus in Frankreich, welche unläugbar seien. Da dieselben, wenn sie existiren, mit englischem Gelde (von der Société évangélique) bezahlt werden, ist es natürlich, daß sie hauptsächlich „am Ocean“ rumoren und von „Reformirten“ ausgehen, deren energisches Auftreten, auch der Regierung gegenüber, der scharfgetadelten Demuth der Lutheraner in Frankreich von der „Allgemeinen“ als Muster der Nachahmung aufgestellt wird. Wie treiben nun jene „Reformirten“ ihr Missionswerk? Der Lahn-Correspondent erwidert wörtlich, wie folgt: „Der rege Eifer der reformirten Kirche Frankreichs besteht dermalen in einer Lebendigkeit, wie in den schönsten (freilich nicht den äußerlich glücklichsten) Zeiten der reformirten Kirche Frankreichs. Dieser Eifer findet seine Organe in den Agenten der Société évangélique. Es ist etwas Paulinisches (!) in diesen trefflichen Männern; wenn man ihre Wirksamkeit mit ansieht, muß einem das Wort des Apostels einfallen: „„Predige das Wort, halte an, sei es zur rechten Zeit oder zur Unzeit.““ So wird zum Exempel in Lyon kaum ein Haus seyn, in dem die Bibel nicht von ihnen gelesen worden ist. Weist man sie heute ab, so

kommen sie in vierzehn Tagen wieder und bitten dringend um die Gunst, nur ein Capitel vorlesen zu dürfen; sie lassen sich durch keinen Spott, keine Gleichgültigkeit, keine Drohung abhalten, sie kommen wieder, bis man ihnen zu Willen ist, und bis sie, was fast immer der Fall ist, gern gesehen und gehört werden." Das Alles ist, wenn es ist — ächt apostolisch. Es fällt bei der „Allgemeinen Zeitung" nicht unter die Rubrik: „Propaganda", welche nur für Katholiken gilt, sondern unter die Rubrik: „Aufschwung der u. s. w. Kirche." Dagegen ist „bekanntlich (in Mecklenburg) für den katholischen Glauben unter der Aristokratie im letzten Jahre mit Erfolg — Propaganda gemacht worden". Und während jenes Blatt heute erzählt, wie oben angeführt, lamentirt es morgen über Bedrückungspläne der Regierung gegen die französischen Protestanten, und hält übermorgen allen Ungerechtigkeiten gegen die Katholiken in aller Herren Ländern Lob- und Dankreden. Das ist die „Toleranz" und „Parität" der dürren Geister! Uebrigens ist das „Paulinische" an den „Agenten" der Société um so erklärlicher, als sie, dem Vernehmen nach, neben ihrem fixen Gehalte noch Tantiemen oder Prämien per Kopf der Eingelieferten beziehen.

II.

„Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt Nichts" — und die confiscirte „Staatskrankheit".

Wir haben uns wiederholt gegen die übertriebenen Hoffnungen verwahrt, die von sanguinischen Naturen in die religiöse Bewegung der Gegenwart gesetzt werden. Zu ent-

schuldigen wissen wir es aber wahrlich wohl, wenn sie sich auch in den lieblichsten Träumen wiegen, im Vorschauen bereits von Jugendfrische blühende Kirchen auf den dreihundertjährigen Oedungen des deutschen Nordens erblicken, und deren warmes Leben schon in regenerirender Rückwirkung auf steife und an Alter erlahmte Glieder im Süden begriffen sehen. Wir wissen das zu entschuldigen! Denn trotz allem Murren und Belfern der hohen Polizei und aller lichterloh entbrannten Besessenheit des verneinenden Princips gehen in Wahrheit die wunderlichsten Gestalten am hellen Tage geistern und weissagen unerhörte Dinge. Den Dr. Zarncke in Leipzig zum Beispiel, der über die katholische Reaction in der Literatur stündlich tiefer in's Entsetzen stürzt, lassen sie fruchtlos in seinem „Centralblatt" donnern: jetzt „mehr denn je sei Kriegszeit und groß von Nöthen, allen Evangelischen Luthers Wort zuzurufen: Deus vos impleat odio papae!" Armer Central-Zarncke! siehst du denn nicht, wie es um dich her geht? Kaum hat ein treuer Sohn der Kirche, der seit dem Jahre 1848 mit geschärftem Sensorium über der Betrachtung der Weltlage sitzt, irgend einen Schluß gezogen, welchen er den Triefaugen der alltäglichen Kritik oft kaum zu unterstellen wagt — so kommt auch schon eine jener wandelnden Stimmen aus dem andern Lager, und sagt direkt oder indirekt: „Recht hast du!" Wir wollen nicht versäumen, nach und nach eine Anzahl solcher Stimmen in diesen Blättern sprechen zu lassen, und hiemit den Anfang machen.

In Wort und Schrift haben die Katholiken seit Jahren und immer lauter über den stereotypen Text gepredigt: „Die Kirche allein kann retten aus der Trostlosigkeit unserer politischen Zustände", und haben damit unter Anderm auch den weltlichen Machthabern zu verstehen gegeben, warum die Kirche — frei seyn müsse. Im Beweisen ihres Satzes sind sie aber von den Andern fast noch überboten worden, und das — wider Willen dieser. So hat den unübertrefflichsten

Beweis gerade jetzt aus der bloßen empirischen Vernunft einer der bedeutendern Publicisten Deutschlands in Berlin geliefert. „Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt Nichts“ — es ist Herr Constantin Frantz, welcher so urtheilt, der Verfasser „Unserer Politik“, siegreicher Kämpe gegen die Fiktionen der eigentlich „Constitutionellen“, mit dem 2. Dezember 1851 aber zum überschwänglichen Bewunderer der „napoleonischen Ideen“ convertirt *). Sonst jedoch, Herrn Frantz in allen Ehren! Jüngst meldeten nun die Zeitungen: Herr Frantz habe in Berlin einen ansehnlichen Ministerial-Posten erhalten, und ein paar Tage später: des Herrn Frantz neueste Schrift: „Die Staatskrankheit“, sei bei ihrem Erscheinen augenblicklich confiscirt worden. Die geheimnißvollen Mienen ließen sehr Arges ahnen. Im Grunde ist jedoch diese Schrift wieder nichts Anderes, als eine historisch-politisch-genetische Apologie der „napoleonischen Ideen“, von deren principieller Uebersetzung in's Deutsche allein noch Heil zu erwarten sei. So will Herr Frantz seine Ansicht ausdrücklich verstanden wissen; indem er sie aber mit gewohnter Meisterschaft und Klarheit der Anschauung begründet, gibt er wider Willen auf das Glänzendste — Zeugniß für die Kirche. Folgen wir dem Gange seiner Untersuchung! Abgesehen von dem Princip, das für Herrn Frantz nun einmal die Materie zu seyn scheint, sagt er so viel Wahres, daß wir aufrichtig wünschen, seine Schrift möchte nicht in Beschlag, sondern lieber überall zu Herzen genommen worden seyn.

Herr Frantz prätendirt der Erste zu seyn, welcher den Muth habe, den salbungsreichen Predigern der banalen Restaurations-Politik die volle Wahrheit in's Gesicht zu sagen. Er jammert, daß man es nicht über sich bringe, die Dinge

---

*) S. Band 29. S. 189 ff. der hist.-polit. Blätter.

analytisch zu betrachten und zu fragen: was ist das? worauf beruht das? an welche Bedingungen ist es geknüpft? Man operire statt dessen mit Phantasien und speculativen Begriffen; das thue die reactionäre Schule um keine Linie weniger, als die revolutionäre, nur daß sich diese mehr auf Logik und Metaphysik, jene mehr auf Dogmatik und Sophistik stütze. Wenn der vulgäre Conservatismus seit 1848 unaufhörlich schreit: Die Autorität laßt uns stärken und befestigen! — so lacht ihm Herr Frantz (und wenn auch ein Stahl sammt der „Kreuzzeitung" an der Spitze stünde!) in's Gesicht und fängt an zu inquiriren: Wo ist denn diese „Autorität" überhaupt noch vorhanden? Wie ihr euch nur selbst so arg betrügen könnt? Freilich sieht man auch, wie ihr Autoritäts-Politiker nur so lange mit der „Autorität" geht, als diese „Autorität" euren eigenen Ansichten entspricht, indeß ihr dieselbe „Autorität" sofort bekämpft, wenn sie euren Ansichten nicht entspricht! „Sei der König absolut, wenn er unsern Willen thut!" — So Herr Frantz über die Versuche der vulgären Reaction, die „Staatskrankheit" zu heilen.

Wir können ihm, bis auf einen gewissen Punkt, mit voller Befriedigung folgen, wenn er sich mit den „Autoritäts-Politikern" auseinandersetzt: Alle germanischen und romanischen Staaten im westlichen Europa sind bedenklich krank; der Grund ist, weil sie ihr einheitliches Princip verloren haben, aus dem sie ursprünglich hervorgegangen sind; Rußland und Nordamerika sind gesund, weil sie ihr Princip, jedes das seinige, noch besitzen; auch England ist noch ziemlich wohl, obwohl sein Princip auch schon besorglich schwankt. — Während aber (wie wir uns in der Kürze ausdrücken können) England im Feudalismus, Rußland im Patriarchalismus, Nordamerika im Autonomismus bestehen, war das jetzt verloren gegangene Princip jener Staaten im westlichen Europa das — in der hierarchisch-feudalistischen Organisation verkörperte Autoritäts-Prin-

cip. Im Mittelalter stand dieses Princip aufrecht über feudaler Grundlage; jede Stufe in der Gesellschaft hatte eine höhere über sich, vom geringsten Knechte an bis zur Spitze hinauf, welche der Papst bildete. Im Laufe der letzten Jahrhunderte absorbirten aber — nachdem jedesmal die oberste Ordnung im Organismus zuerst abgeworfen und verläugnet war, hätte Herr Frantz beisetzen sollen! — die Landesherren die Gewalt der Zwischenglieder (der Stände) und wurden absolut; damit verlor das Autoritäts-Princip einen Theil seines Fundaments, und endlich, je mehr die Herren absolut und in demselben Verhältnisse ihrer ehemaligen Stützen baar wurden, alle reelle Bedeutung. So sind unsere Staatsgewalten, ohne ihre ursprüngliche feudale Grundlage, wie Körper ohne Seele und scheinen in der Luft zu schweben; vergebens suchte man sie bis jetzt mit allen möglichen Dingen zu stützen. — Sie machen sich als Autorität geltend; aber in der modernen Gesellschaftsbildung findet sich keine Spur mehr von Autorität. Schon die moralisch-politische Grundanschauung der modernen Welt ist mit dem Autoritäts-Princip unverträglich; im Mittelalter gab es neben der Unfreiheit verschiedene Stufen der Freiheit, und galt diese nicht als etwas dem Menschen Eigenes, sondern als etwas Verliehenes; da war natürliche Autorität. Jetzt aber heißt es: der Mensch ist frei geboren, und wo bleibt die Autorität?

Ferner haben sich die öconomischen und socialen Verhältnisse bis in's Ungeheure verändert — Veränderungen, welche viel wichtiger sind, als die politischen, in der Regel aber weit weniger beachtet werden; die alte Naturalwirthschaft ist von der modernen Geldwirthschaft verdrängt — das ist der kürzeste Ausdruck für diese fundamentale Veränderung. Die mächtigsten Staaten müssen mit der Geldmacht contrahiren, und das Eine Haus Rothschild übt ohne Zweifel einen sehr viel größern Einfluß in Europa aus, als viele souverainen Fürsten. Wo bleibt da die Autorität? — Autorität im vollen

Sinne des Wortes kommt nur dem Göttlichen zu und dem was für göttlich gehalten wird, oder auch denjenigen Mächten, welchen sich das Bewußtseyn instinktartig hingibt. Nun aber hat die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Industrie den Scepticismus politischen Institutionen gegenüber befördert. — Zur Autorität gehört das Mysterium. Wo bleibt nun die Autorität, seitdem Jedermann mit den Welthändeln sich befassen und den Herren hinter die Coulissen sehen kann? Mit der Publicität ist sie verschwunden, am meisten da, wo die Publicität am größten ist, also in den Hauptstädten. — Kurz, was das Pulver vom Autoritäts-Princip etwa noch übrig gelassen, das hat der Dampf zerstört, denn Bewegung macht frei. Und seitdem der Mensch nun gar wie der Vogel durch die Lüfte segelt! Die Autorität muß den Menschen festhalten können, wenn sie etwas Wirkliches seyn soll; aber der Mensch fliegt jetzt davon, und mit der Autorität ist es vorbei! — Wohlverstanden: etwas ganz Anderes ist Disciplin; bei aller Autorität gab es im Mittelalter fast nichts von Disciplin; in der modernen Welt dagegen herrscht bei winziger Autorität eine starke Disciplin. Diese ist aber etwas Erworbenes und Angebildetes, wie schon das Wort selber sagt, nicht etwas Ursprüngliches und Unmittelbares; und das ist endlich gerade der Kern in der Ausführung des Herrn Frantz: daß die ethischen Ueberzeugungen des heutigen Menschen durch das Selbstbewußtseyn hindurch gegangen sind, und „keine Autorität mehr constituiren.“

Demnach gäbe es für die germanischen und romanischen Staaten im westlichen Europa in keiner Weise mehr eine — Autorität. Und das meint Herr Frantz wirklich, sobald man versteht: politische Autorität. Daß aber doch noch Eine Autorität existire, die kirchliche nämlich, gibt er wiederholt zu. Von jener behauptet er: ihr fehlten bei der radikalen Umkehr in Institutionen, Sitte und Lebensweise alle

reellen Grundlagen, und man möge daher von Autorität sprechen, so viel man wolle, es bleibe eine — Phrase. Dagegen erklärt er: Autorität im vollen Sinne des Wortes sei für das heutige Bewußtseyn nur in der göttlichen Offenbarung zu finden, und diese Autorität allein habe sich aus dem Mittelalter gerettet. Gerade die Erhärtung dieses Satzes nun ist es, was dem scharfsinnigen Politiker wider Willen ein Urtheil über sein eigenes religiöses Bekenntniß abzwingt, wie ein härteres nicht leicht auszusprechen wäre. Anfänglich läßt er nämlich auch noch im Protestantismus — Autorität existiren, weil dieser über die menschliche Freiheit das Evangelium setze, wie der Katholicismus die Kirche. Im Verlaufe aber corrigirt er sich selbst, wie unwillkürlich, es müßte ihm denn nur beigekommen seyn, daß ein „Evangelium", welches der subjektiven Willkür eines jeden einzelnen Auslegers unterliegt, doch nicht Autorität ansprechen könne. Plötzlich fährt er daher die „Autoritäts-Politiker" barsch an: „Autorität bedeutet mehr, als etwa Gehorsam gegen die Gesetze, es bedeutet etwas Unbedingtes, wie es sich nur noch in der katholischen Kirche, aber nicht mehr in der heutigen Gesellschaft findet" — und wenn er von dem Unterschiede zwischen Autorität und Disciplin redet, zieht er neuerdings mit Macht gegen die protestantischen Reactions-Koryphäen los: „Autorität im vollen Sinne findet sich nur in der katholischen Kirche, und wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt Nichts. In allen weltlichen Beziehungen aber findet sich die Autorität nicht einmal mehr in den katholischen Ländern, weil auch dort die modernen Institutionen, Sitten und Lebensgewohnheiten herrschen. Was ist nun also davon zu halten, wenn man gar in protestantischen Ländern die Gesellschaft nach Autoritäts-Principien zu reorganisiren, und damit den Staat zu restauriren vermeint, indem man sein protestantisches Grundprincip alterirt, um ihm dafür katholische Principien unterzuschieben? Wahrlich! ohl das allerbedenklichste Symptom der Staatskrankheit."

Es ist, als wenn Herr Frantz nachgerade mit besonderer Lust bei dem Thema von der alleinigen „Autorität“ in der „katholischen Kirche“ verweile; was wäre auch besser, um die gegnerischen Autoritäts-Politiker recht zu demüthigen! Wenigstens sucht er noch einmal Gelegenheit, dem Protestantismus totale Unfähigkeit zur Autorität handgreiflich nachzuweisen. „Anstatt zu analysiren“, sagt er, „stellen die reactionären Philosophen ihre Idee als ein Dogma auf, um auf Grund desselben die autoritätslose Welt abzukanzeln, was oft sehr erbaulich seyn kann, aber doch schließlich ohne allen Erfolg bleibt. Schon deßhalb, weil es überhaupt sich selbst widerspricht, die Autorität durch ein speculatives System begründen zu wollen, weil sie ja dadurch etwas Abgeleitetes wird, und also die Dialektik, welche ein solches Autoritäts-System erzeugt, doch als die Macht darüber steht. Dieß weiß die katholische Kirche sehr wohl, welche sich wahrlich am beßten auf Autorität versteht, und stützt sich darum nicht auf Dialektik, sondern sie fordert vorweg Unterwerfung, unbedingten Glauben, und bleibt eben dadurch mit sich selbst in Harmonie. Und sie allein kann als eine solche Autorität auftreten, weil sie ihre Organisation auf eine direkte Einsetzung Gottes zurückführt, ihre Erklärungen für eine fortgesetzte Offenbarung ausgibt, und durch das Dogma der Transsubstantiation, die sich unter den Händen des Priesters vollbringt, Gott selbst tagtäglich vergegenwärtigt. Man nehme ihr die Messe und die Lehre von der Tradition, und wir wollen sehen, wo die Autorität bleibt.“

Nach Herrn Frantz gibt es also bei uns nur noch die Eine Autorität in der katholischen Kirche. Die reelle Existenz dieser Einen Autorität behauptet er mit aller Schärfe; und doch sagt er: es gibt keine Autorität mehr in der — „heutigen Gesellschaft“? Was soll das heißen? Gehört denn die Kirche nicht auch zur „heutigen Gesellschaft“? Nein! — scheint Herr Frantz antworten zu müssen. Jedenfalls spricht er ziemlich deutlich die

Ansicht aus: die kirchliche Autorität habe bloß durch das feudale System politisch wirksam, d. i. zugleich eine Autorität in der „Gesellschaft", werden können. Daraus erklärt sich ihm dann leicht die Erscheinung: daß das Autoritäts-Princip selbst in den katholischen Ländern nicht mehr herrsche, obwohl die katholische Kirche als solche ihre hierarchische Organisation bewahrt. Herr Frantz konnte eben — bei aller sonstigen Klarheit der Anschauung, hier dennoch von seinem protestantischen Standpunkt behindert! — nicht unterscheiden: vor Allem zwischen ursprünglicher Autorität und abgeleiteter Autorität. Jene kommt bekanntlich nach katholischer Lehre, welche von der ächt und consequent protestantischen Erfindung eines „göttlichen Rechts" der Fürsten nichts weiß, keiner weltlichen Gewalt zu, sie sei wie immer geartet. Wenn aber die zweite oder abgeleitete Autorität in „katholischen Ländern" nicht mehr „herrscht", so ist das nicht die Schuld der Kirche. Herr Frantz hätte fragen sollen: „herrscht" jenes Autoritäts-Princip bei den — Katholiken, d. h. bei den treuen Anhängern der ursprünglichen Autorität, welche man deßhalb „Ultramontane" schilt? Die Antwort wäre unbedingt bejahend ausgefallen!

Wäre freilich Herr Frantz solcher richtigen Unterscheidung fähig, so möge er zusehen, wohin es mit ihm endlich noch kommen muß. Wir dachten, indem wir dem Gange seiner Untersuchung folgten, öfter als einmal: „Nun, wahrhaftig! wird er gleich den niedergedonnerten Autoritäts-Politikern zuherrschen müssen: katholisch werdet mir, und das auf der Stelle sammt euerer Kreuzzeitung und Gefolge, oder ihr nehmt mir das Wort „„Autorität"" nicht mehr in den Mund!" Da bleibt er aber immer wieder in Fußangeln stecken. Anstatt sich den Autoritäts-Politikern mit schließlicher Consequenz fürchterlich zu machen, gibt er sich sofort eine Blöße nach der andern, und erhebt vorerst, aus seiner Verwirrung zwischen Autorität und Autorität, gegen sie eine

faſt lächerliche Controverſe: nicht die Unglaubens-Philoſophen (wie ſie unaufhörlich einbläueten), ſondern das Pulver und der Dampf ſeien der Autorität an's Leben gegangen. Es iſt am Schluſſe ſeiner Schilderung, wie vor der Gewalt des Pulvers der Feudalismus habe fallen müſſen, wo er wiederholt ausruft: „Welch eine grundloſe Meinung iſt es demnach, als wären es nur einige Philoſophen geweſen, welche das mittelalterliche Autoritäts-Gebäude zerſtört!“

Wir wiſſen nicht, was die interpellirten Autoritäts-Politiker darauf antworten werden; ein Katholik aber wird einfach erwidern: Qui bene distinguit, bene docet! was das mittelalterlich-feudaliſtiſche Autoritäts-Gebäude betrifft, ſo waren es allerdings nicht die Unglaubens-Philoſophen, die es zerſtörten; aber als dieſe abgeleitete oder politiſche Autorität an's natürliche Sterben kam, da waren ſie es, welche den Urquell aller Autorität, die kirchliche Autorität, zu zerſtören, und von der neuen ſelbſtherrlichen Staatsform abzulöſen trachteten; wie weit es ihnen bei einem großen Theile und gerade bei den Angeſehenen und Mächtigen in der Geſellſchaft gelungen iſt, das hat Herr Frantz ſelbſt am beſten gezeigt.

Wenn er der einzig noch exiſtirenden „Autorität“, der katholiſch-kirchlichen, einen Platz außerhalb der „heutigen Geſellſchaft“ (wir wiſſen nicht, wo?) anweist, ſo iſt es natürlich, daß das religiöſe Moment überhaupt nicht im Geringſten zur Heilung der „Staatskrankheit“ beigezogen wird. Wir wiſſen aber von dieſem gefährlichen Uebel bis jetzt noch nicht mehr, als daß ihm Autoritäts-Mangel zu Grunde liegt. Vernehmen wir alſo, was Herr Frantz weiter, und zwar wieder Vortreffliches, über die Natur der „Staatskrankheit“ vorbringt. Wenn er die moderne Geſtaltung der Dinge überſchaut, ſo findet er, daß durch alle einzelnen Erſcheinungen Ein Grundzug hindurchgehe: die Auflöſung des alten compakten Zuſammenhangs nämlich in den Menſchen wie in den

Dingen, im freien Individuum und dem individuellen Besitz; die neuen Lebensformen verharren in egoistischer Isolirung so allseitig, daß sie gegen die größten politischen Katastrophen gleichgültig bleiben können; man geht ruhig seinen Geschäften nach, während die Revolution in der nächsten Straße ihre blutigsten Schlachten schlägt; Republik oder Monarchie! was kümmern sie alle Verfassungsformen. Es gibt eben ein Privatrecht, das außer aller Verbindung mit der Staatsverfassung steht, und zwar seitdem aus der landesherrlichen Gewalt eine Staatsgewalt geworden ist. Staatsrecht und Privatrecht sind jetzt getrennt, ein thatsächlicher Riß, den keine staatswissenschaftliche Theorie zu kitten vermag. Das ist die nothwendige Incarnation des neuen Freiheitsbewußtseyns! Mit diesem ist wieder nothwendig das Gleichheitsbewußtseyn verknüpft; die Egalitäts-Tendenzen des modernen Lebens sind unverkennbar und so allgemein, daß auch der ausgemachteste Reactionär ihnen sich nicht entziehen kann; sie sind die Entwicklung des modernen Lebens selbst, seitdem die alte Naturalwirthschaft in die jetzige Geldwirthschaft, die alte Schollenpflichtigkeit in allgemeine Beweglichkeit übergegangen ist. Die Massenbewegung unserer Tage macht das Egalitäts-Streben unvermeidlich; Gesetzgebung, Industrie, der ganze Verkehr, das gesammte Leben folgt dem Zuge. Alle Formen egalisiren sich, z. B. in Kleidung und Wohnung; blicken wir nur ein Menschenalter zurück, so sehen wir, wie sich noch die ganze Hierarchie der Stände selbst in den verschiedenen Methoden des Reisens ausdrückt; Eisenbahnen und Dampfschiffe aber egalisiren! Die Egalitäts-Tendenz besteht, obwohl sich nebenbei die größten Ungleichheiten in Besitz, in Bildung und Macht finden, ja obwohl diese Ungleichheiten vielfach sogar sich steigern. Dieß sind aber individuelle Ungleichheiten, nicht Ungleichheiten der allgemeinen Form, und eben darin liegt das Entscheidende, daß die allgemeinen Formen sich egalisiren. Vom Bettler zum Millionär ist gewiß

ein sehr großer Abstand, ohne Zweifel ein größerer, als zwischen dem Bauern und dem Edelmann; aber gleichwohl war der Edelmann ehemals eine Autorität für den Bauer, während heute der Millionär keine Autorität für den Bettler ist, weil beide in denselben Formen auftreten.

Herr Frantz kommt endlich zum Ziele seiner Beweisführung: das Autoritäts-Princip ist gefallen, und auf allen socialen Gebieten eine nach Nivellirung aller Gesellschaftsverhältnisse strebende Entwicklung unverkennbar, wir könnten sagen: die Auflösung der Gesellschaft in ihre Atome ist im Werke. Vom alten Baue sind bloß noch die Gipfel, die — Dynastien vorhanden, und bilden inmitten der socialen Auflösung allein noch einen, wenn auch nur passiven Concentrations-Punkt. In — der Form nach — dynastischen Staaten hat doch das dynastische Princip der Sache nach keinen Boden, keine Macht mehr; sie befinden sich also in einer innern Disharmonie, und diese ist eben die Staatskrankheit, welche alle Staaten des germanisch-romanischen Europa's ergriffen hat.

Damit steht nun Herr Frantz vor der gefährlichen Klippe, an der alle unsere Staatsärzte zu scheitern pflegen, und wir könnten nicht sagen, daß er sein Schifflein unzerschellt hinübergebracht hätte. Die Diagnose hat die Krankheit in ihrem tiefsten Sitze erkannt; es handelt sich bloß noch um eine Kleinigkeit, um Heilmittel, ihr abzuhelfen. Da geräth aber die Expedition in's Stocken. Rein politischen Staatsärzten kann die Methode nicht anstehen, welche gewisse Leute unbedenklich anrathen. Die ursprüngliche Autorität — sagen sie — ist, nach eigenem Geständnisse des Herrn Frantz, ja noch vorhanden und wird auch bleiben, bis an's Ende der Welt; sie, nicht der Feudalismus an sich, der sich selbst vielmehr oft genug zu verschlingen drohte, hat in der alten Ordnung Fürsten und Völker zusammengeknüpft; es bedarf auch jetzt nur ihrer Wiederanerkennung von Oben und von Unten, und

die abgeleitete oder politische Autorität ist wieder da, sei nun die neue sociale Ordnung geartet, wie immer sie wolle. „Ah, wir sollen also katholisch werden!“ — wird man sagen und uns vielleicht verlachen, als redeten wir irre. Wer sich aber nicht in unsere Anschauung von der unmittelbar göttlichen Einsetzung der Kirche hineinfinden kann, muß uns überhaupt unfehlbar für Narren halten. Glaubt er uns nicht, nun so mag er an aller Besserung verzweifeln, wie wir daran verzweifeln müßten, wenn wir den Glauben nicht hätten.

Herr Frantz schärft den Autoritäts-Politikern ein: weder durch speculative und dogmatische Systeme, noch durch Polizei- und Militär-Gewalt, noch durch die schematischen Combinationen des Constitutionalism — sei die „Staatskrankheit“ zu heilen, und das „sociale Band“ herzustellen, welches zu finden die Lebensfrage für die sonst unhaltbaren Zustände der dynastischen Staaten sei, das „sociale Band“, welches die Dynastien mit der Nation wieder zu einem Ganzen verknüpfen könne, wie es einst das sociale Gefüge der feudalen Weltordnung gethan. Damit sind wir von ganzem Herzen einverstanden! auch bezüglich der „speculativen und dogmatischen Systeme“ — denn wir meinen nicht solche, sondern den göttlichen Geist in der Einen wahren Kirche, welcher Heilung bringen solle. Von den Gegenvorschlägen aber, welche Herr Frantz den Autoritäts-Politikern zur Herstellung des benöthigten „socialen Bandes“ macht, können wir auch nicht mehr hoffen, als von den Heilmitteln der rückschauenden Reaction, wenn jene absolut und unbedingt zum Zwecke führen sollen. Unter der Bedingung freilich, daß Autorität aus der ursprünglichen Autorität dazu komme, wären seine Vorschläge meistens ganz vernünftig. So meint es aber Herr Frantz nicht. Die Autorität, das Höhere und rein Geistige, ist ihm für die Gesellschaft unwiederbringlich verloren; sein Princip ist demnach das der Utilität; er taucht mit der neuen Welt in Materie unter und aus der Ma-

terie will er das rettende Band zwischen den Dynastien und der modernen Gesellschaft weben; wegen materieller Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit soll der rebellisch gewordene Geist unterwürfig seyn, nachdem die göttliche Autorität abgeschüttelt ist.

Vor solcher pur materiellen Anschauung kann auch freilich eine Autorität gar nicht bestehen, wie die Kirche als ursprüngliche Autorität sie aufstellt, indem sie aus göttlicher Vollmacht predigt: Seid euern Herren unterthan! Und es ist bloß richtige Consequenz, daß Herr Frantz sofort seine Autoritäts-Politiker hart anläßt, wie folgt: „Durchaus falsch ist es, wenn die reactionäre Philosophie die Revolution aus dem Abfall von Gott erklären will, und die Revolution mit der Sünde identificirt, was außerdem dem Gefühle aller Völker widerspricht; bequem freilich mag es seyn, durch den Vorwurf der Gottlosigkeit eine geschichtliche Bewegung mit zwei Worten abzuurtheilen; allein es wird damit nichts erklärt.“ Ja, nachdem einmal die ursprüngliche Autorität verläugnet ist, bedarf es gar nicht der Consequenz jenes materiellen Princips zu der Behauptung: die Revolution hänge mit der Irreligiosität überhaupt nicht zusammen, wie Herr Frantz sagt. Denn was ist „Religiosität“? Wem ist sie abzusprechen? Herr Frantz ahnt daher: es möchten in nächster Zeit schon „religiöse“ Sekten für den Communismus auftreten, denen durchaus nicht vorzuwerfen wäre, daß etwa „ihr Princip der Atheismus“ sei. Allerdings: sie werden sich sogar ohne Zweifel wieder auf die — Bibel berufen, aber gewiß nicht auf die Kirche.

Aber wie gesagt, seinen Autoritäts-Politikern gegenüber und von seinem religiösen Standpunkte aus hat Herr Frantz das Möglichste gethan, um Mittel und Wege zur Herstellung des rettenden „socialen Bandes“ zwischen den Dynastien und der von ihnen losgetrennten modernen Gesellschaft zu finden. Er gibt in diesem Büchlein zwar erst

einen Theil seiner Rathschläge zum Besten; es ist aber an Dem genug, uns kopfschüttelnd auch über seine verzweifelten Anstrengungen zurück zu lassen. Nur das Eine wollen wir ihm hier noch bemerklich machen: Louis Napoleon, das bewunderte Vorbild des Herrn Frantz, hat von seiner politischen Restauration die Kirche nichts weniger als ausgeschlossen, und er würde in den folgenden Vorschlägen absolute und unbedingte Heilmittel selbst nicht erkennen, denn dazu gehört nothwendig protestantische Anschauung. Es ist auch im Grunde vor Allem die Alterirung dieser protestantischen Anschauung durch katholische Vorstellungen, was, wie wir gesehen haben, Herr Frantz seinen Autoritäts-Politikern zum Vorwurfe macht, indem er wider Willen für die Kirche Zeugniß gibt.

Die Dynastien — sagt er — stehen in keiner Lebensgemeinschaft mehr mit der Nation, sondern isolirt, und laufen in dieser Isolirung Gefahr, in sich selbst abzusterben. Man sollte meinen, die Monarchisten müßten das einsehen, wenn sie von ihrem „monarchischen Princip" reden, das ja an sich ein Schemen und Schatten ist. Was hat auch alles Schreiben, Lehren und Predigen der Restaurationsphilosophen seit sechszig Jahren geholfen? Gewiß — nichts! Denn alle diese Leute bildeten sich ein, die Revolution komme nur von gewissen Irrlehren her, während sie doch auf einem realen Proceß beruht, und also das dynastische Princip unvermeidlich verloren ist, wenn es nicht in sich selbst eine reale Umbildung erfährt. Die Aufgabe ist, daß die Dynastien sich selbst regeneriren, indem sie in die Elemente der modernen Gesellschaft eingehen (mit Einem Worte: sich ebenfalls „egalisiren"). Zur Warnung, zur Lehre, zum Muster dient Frankreich mit Louis Napoleon. Die Stellung des Präsidenten ist sehr fest (was wir freilich von jeher bezweifelten und bei den sich täglich mehrenden Berichten über bedeutende Gährungen von überwiegend republikanischer Fär-

bung vielleicht bald auch Herr Frantz selbst bezweifeln wird). Warum sehr fest, selbst unter diesen Verhältnissen? Weil er sein System auf die wirklichen Zustände Frankreichs basirt, während die Parteien nur ihre Doktrinen im Auge haben, und zwar die Doktrinen der Romantiker (Legitimisten), der Philister (Orleanisten), der politischen Metaphysiker (Republikaner); weil er persönlich handelnd hervortritt, wie es das Volk verlangt; weil er in die Bedürfnisse der Gesellschaft eingeht, sich persönlich mit den betreffenden Fragen beschäftigt und man ihm zutraut, daß er hier etwas leisten werde.

Es ist gewiß viel Wahres an dieser Ausführung. Wenn aber das schon „in die Elemente der neuen Gesellschaft eingehen" hieße, warum gerade und bloß Frankreich und Louis Napoleon als Muster aufstellen? Wir wenigstens dachten dabei unwillkürlich an den jugendlichen Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Er steht freilich „sehr fest"; denn er hat noch dazu die Autorität für sich. Man hofft auch gewiß nicht umsonst, daß Herr Frantz nicht minder bei dem Folgenden divinatorisch von Oesterreich rede. Frankreich — fährt er nämlich fort — ist uns bis heute noch überlegen, weil es sich auf die modernen Lebenselemente stützt, während wir fortwährend von Restaurations-Ideen geplagt werden, die, unfähig etwas zu schaffen, doch gleichwohl stark genug sind, um die moderne Entwicklung zu lähmen, überall Conflikte hervorzurufen, und die ganze Stimmung der Gesellschaft zu verbittern. Die Stärkung der Regierungsgewalt ist nicht identisch mit der Befestigung des Thrones; jene hat vielmehr in Frankreich diesen unmöglich gemacht. Gäbe es dort selbstständige Gemeinden, Kantone, Bezirke, Provinzen, irgend welche lokale und communale Autonomie, so würden alle diese autonomischen Organisationen in dem Throne die Garantie ihres Rechtes erblicken und daher den Thron selbst stützen. Die Regierungsgewalt wäre dann schwächer, weil sie in gewisse Sphären gar nicht eindringen könnte, aber der

Thron stünde fester, und in Frankreich wäre ein Königthum möglich, während — hätte Herr Frantz beisetzen sollen — Louis Napoleon jetzt jene natürliche Stütze dadurch zu ersetzen suchen muß, daß er einen möglichst großen Theil des französischen Volkes in Civil-Uniform steckt.

Uebrigens gewiß sehr vernünftige Vorschläge für die Beherrscher großer Reiche in unsern politisch so armseligen Tagen, vorausgesetzt jedoch immer die — Autorität! Diese ist aber eben unwiederbringlich verloren! — sagt Herr Frantz, und darum ist er mit jenen Vorschlägen noch keineswegs fertig. Wir könnten ihn durch ein argumentum ad hominem widerlegen und auf das verweisen, was diese Blätter jüngst über den Kaiserzug Seiner apostolischen Majestät von Oesterreich erzählt haben! Wir wollen aber doch lieber hören, wie Herr Frantz die angeblich ganz und gar verlorne Autorität zu ersetzen gedenkt; es ist dieß das beste Mittel, unseres Glaubens an die Autorität und an ihre reale Existenz für alle Zeit, wenn auch nicht für alle Arten von Staatsbürgern, recht froh zu werden. Wie soll also das neue „sociale Band“ zum Ersatze der Autorität, die „reale Umbildung“ der Dynastien, ihr „Eingehen in die Elemente der modernen Gesellschaft“ zu Stande kommen? Man könnte die Rathschläge des Herrn Frantz sehr kurz fassen, und zwar also: „Der Dynaste muß sich mit Einem Worte nützlich machen: er muß die glänzendste Partie für einen allgemeinen Concurs heirathslustiger Staatsbürgerinen, der erste Handelsmann, der erste Bauer u. s. w. im Staate seyn.“ Wir scherzen nicht! Herr Frantz verlangt nämlich: zum Ersten Reform des zu üppigen Hoflebens und Wegräumung der Ebenbürtigkeits-Gesetze, schon aus physischen Rücksichten, dann aber, weil so die Continuität des Blutes in einer Nation erhalten und die Isolirung der Dynastien schon wesentlich gemindert werde. Ferner: die Monarchen sollen persönliche und nationale Activität und Führerschaft äußern, z. B. ihre Prinzen große

überseeischen Kolonien gründen lassen; sie sollen Banken und besonders eine große deutsche Fürstenbank aus eigenen Mitteln anlegen und die Juden zu überflügeln suchen, zumal da Geld nun die reale Macht ist; überhaupt gemeinsame deutschen Unternehmungen, deutsche Akademien, deutsche, der territorialen Schranken überhobene Universitäten, volksthümliche Kunst, nationale Feste bewerkstelligen; sie müssen von Rechtswegen selbst die ersten National-Oekonomen seyn, weil sie nur dann die socialen Fragen verstehen und lösen können, müssen selbst wirthschaften, nicht sowohl um zu erwerben, als um sich dadurch mit dem Nationalleben zu vereinigen.

So also glaubt Herr Frantz die mangelnde Autorität ersetzen zu können; so sollen die Höfe, da die Romantik (d. i. der Legitimitäts-Glaube) die Dynastien zu Grunde richte, anstatt ein Stützpunkt der Romantik zu seyn, vielmehr ein Stützpunkt der socialen Reform seyn, wenn die republikanischen Ideen wie die constitutionellen Prätensionen endlich verschwinden sollen; denn selbstverständlich ist Herr Frantz — ächt conservativ. Gewiß aber haben wir mit Recht gesagt: er gedenke das neue „sociale Band" aus purer — Materie zu weben! Er folgt darin nur dem allgemeinen Zuge der Zeit; die Sachen fangen bereits an, mehr zu gelten als die Personen. Ob der Strom, mit dem sie schwimmen sollen, nicht endlich die Dynastien selbst begraben muß, wenn nicht etwas Anderes, das nicht der Strom ist, sie über dem Wasser erhält — das geben wir Herrn Frantz zu bedenken. Er kann freilich von seinem Standpunkte aus — jene erhaltende Macht nicht finden. Wir Katholiken dagegen haben leichte Mühe mit unserm Conservatismus. Wir wissen, daß die rückschauende Reaction nicht weniger an Utopien leidet, als die Revolution; uns vermögen alle Errungenschaften des menschlichen Geistes und alle socialen Veränderungen, welche sie herbeiführen können, nicht zu erschre-

cken; wenn auch die Eisenbahnen über das Meer, die Dampfschiffe durch die Luft, die Aeronauten über alle Planeten und die Telegraphen bis zum letzten Firsterne gingen, man käme schließlich doch nicht weiter als bis in's — Grab. Es gibt nur Eine Anstalt auf Erden, die noch weiter reicht. Sie ist uns der Urquell aller Autorität, und ihn suchen wir in allgemeinern Fluß zu bringen. Was an politischen Einrichtungen dennoch nicht zu halten ist, das lassen wir getrost fallen, denn wir wissen, daß jene ursprüngliche Autorität unverwüstlich ist, und es deßhalb nie an Gesellschaftsformen fehlen wird, welchen sie sich anzupassen vermag. Für ein Mehreres haben wir die Verheißung der Dauer nicht. Wir arbeiten daher in politischen Fragen voller Hoffnung nach dem ewigen Gebote jener Autorität, auf die Gefahr hin, mißverstanden und als „Romantiker" abgeurtheilt zu werden, und halten zum Schlusse von den Vorschlägen des Herrn Frantz: „Das Alles mag gut seyn, aber Eines ist — nothwendig."

XXX.

Classisches Alterthum und Philologie,

und ihr Verhältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.

Dritter Artikel.

Entstehung und Regierung der Welt.

Den Glauben an einen heiligen, allmächtigen Gott und an eine Schöpfung der Welt durch einen Act des göttlichen Willens darf man in der griechischen Religion nicht suchen. Aber man muß sich auch hüten, den Glauben des griechischen Volkes unter eine der uns geläufigen Kategorien von Pantheismus, Hylogeismus, Materialismus bringen zu wollen. Die erste Bedingung für Jeden, der die religiöse Weltanschauung der Griechen verstehen will, ist die, daß er sich in eine Vorstellungsweise zu versetzen wisse, in welcher die Abstraction von Geist und Materie, von organischen und unorganischen Wesen noch nicht vollzogen ist, in welcher vielmehr alles Seyn unter dem unklar gefaßten Begriff einer menschenähnlichen Persönlichkeit, alles Werden unter dem Bild der Zeugung dargestellt wird.

Vergleichen wir die betreffenden Mythen, wie sie sich bei Homer, Hesiod und den folgenden Dichtern finden, so

tritt uns überall der Grundgedanke entgegen: die Welt mit sammt den das Geschick derselben beherrschenden Mächten ist das Ergebniß eines langen Entwicklungsprocesses, der eröffnet worden durch die Liebe, und in welchem sich stufenweise das Vollkommnere aus dem Unvollkommneren unter Kampf und Streit herausgebildet hat. — Aber dieß war kein mechanischer Proceß, keine Evolution der Art, daß sich aus dem chaotischen Naturleben erst nach und nach Organismen emporgehoben hätten, in denen geistige Kraft sich regte, bis endlich im Menschen dieselbe in höchster Potenz erschienen und zum Selbstbewußtseyn gelangt wäre; sondern es war eine Reihe von Zeugungen, in welcher zwar eine Potenzirung, eine von Generation zu Generation erfolgte Steigerung der Individualität, statt fand, von welcher jedoch schon Persönlichkeiten, Wesen mit Willen und Selbstbewußtseyn begabt, den Anfang machten. Das Interessanteste und Folgenreichste dabei ist, daß diese Weltanschauung ganz pantheistisch beginnt, aber durch eine eigenthümliche Wendung den Pantheismus verläßt und sich zu einer vollkommenen Trennung von Gottheit und Welt erhebt. Zuerst werden nämlich die nach und nach entstehenden Theile der Welt als werdende Götter aufgefaßt, und Kosmogonie und Theogonie fallen in Eins zusammen; nachdem aber das Weltganze in das Daseyn eingetreten ist, entsteht noch eine Reihe von Wesen, die nicht, wie ihre Ahnen, Theile der Welt, sondern die Herren derselben sind, und die, über die Schranken der Naturbedingtheit erhoben, das höchste Ideal einer sinnlich-geistigen Existenz in Bezug auf Genuß und That, Denken und Wollen zur Erscheinung bringen.'

Ohne hier auf die Frage einzugehen, ob jene Steigerung des Gottesbegriffs in der geschichtlichen Entwicklung der griechischen Religion ihren Grund gehabt, und mit dem Fortschritt von einer pantheistischen Naturreligion zu einem ethischen Polytheismus Hand in Hand gegangen sei, wen-

den wir uns zu Homer und Hesiod, um die nach ihren allgemeinsten Zügen charakterisirte Weltanschauung etwas genauer kennen zu lernen.

In den Gedichten des Homer finden wir nur gelegentliche Andeutungen über die Entstehung der Welt. Folgendes möchte die Summe davon seyn. Okeanos und Tethys (das Wasser als Princip der Bewegung und Ernährung) sind die Urwesen; die Götter und die gesammte Welt sind durch sie, oder vielmehr aus ihnen zum Daseyn gelangt. Den ersten Rang unter ihren Nachkommen nehmen die Titanen ein, und die vornehmsten und mächtigsten von diesen sind Kronos und Rhea (Vollendung und Werden); Kronos vollendet den Ausbau des Weltganzen und wird Vater eines specifisch von allen früheren verschiedenen Göttergeschlechtes. Dieses, den Zeus, Kronos' ältesten Sohn an der Spitze, beginnt mit Kronos und den übrigen Titanen einen gewaltigen Kampf um die Herrschaft der Welt, Zeus geht als Sieger daraus hervor und wirft den Kronos mitsammt allen Titanen, die ihm als Feinde gegenüber getreten waren, in den Tartaros; da, tief unter der Erde, werden sie in strengem Gewahrsam gehalten, sie leben zwar fort, aber ohne auf den Gang der Welt irgendwie Einfluß auszuüben, und werden nicht weiter erwähnt, als wenn Zeus sie als abschreckendes Beispiel hinstellt, oder wenn die Götter einen schweren Eid schwören wollen. Als jene Katastrophe eintrat, war Here noch ein kleines Kind, sie wurde von ihrer Mutter Rhea den Großältern Okeanos und Tethys übergeben, welche schon damals am Ende der Erde einen Palast bewohnten und von den welterschütternden Kämpfen nicht berührt wurden, sowie sie auch auf dieselben keinerlei Wirkung bethätigten. Sie erzogen ihre Enkelin Here, und diese machte einst Anstalt, zu ihnen zurückzukehren, um sie mit Hülfe des Gürtels der Aphrodite zu versöhnen; denn sie lebten schon lange in Zwietracht und enthielten sich der Umarmung, d. h.

sie hatten aufgehört, schöpferisch thätig zu seyn, nach der Grundanschauung, daß die Liebe die Quelle des Lebens, der göttliche Schöpfertrieb sei. Okeanos, der Vater des Alls, ist in der Welt, wie sie unter Zeus besteht, nichts als ein Theil dieser Welt, und zwar ein von dem Mittelpunkt des Lebens äußerst entfernter; er ist der „tieferregende“ Meeresstrom, welcher die Erde im Kreise umfließt, und dem Zeus gegenüber ignorirt Homer ganz, daß er dem Okeanos die Entstehung der Welt zugeschrieben; denn nun ist ihm Zeus der Vater der Götter und Menschen, Okeanos nur noch der Vater untergeordneter Elementargottheiten, nämlich der Flußgötter, und selbst in dieser Sphäre wird er von Zeus beeinträchtigt, da die Göttinen der Quellen und sogar ein Flußgott, Xanthos, den Zeus und nicht den Okeanos als ihren Vater erkennen.

Dem homerischen Bewußtseyn ist der Zustand der Welt vor Zeus ein ganz im Werden begriffener, und ist ihm in die fernste Vergangenheit hinaus gerückt. Der Sieg über die Titanen ist schon in unvordenklicher Zeit erfochten, und wie eine halbverklungene Sage wird der Periode gedacht, wo die Herrschaft des Zeus noch nicht ganz befestigt war und gegen revolutionäre Angriffe geschützt werden mußte. Also ist Zeus die höchste Potenz der weltlichen Entwicklung, und als solche von Göttern und Menschen anerkannt. Er hat zwar seinen besonderen Wohnort im Weltganzen, aber er bildet nicht mehr, wie die früheren Götter, einen Bestandtheil der sichtbaren Welt, er ist vielmehr eine vollkommen freie, plastisch ausgeprägte Persönlichkeit, der Begründer und Lenker einer sittlichen Weltordnung. Diese aufrecht zu erhalten, hat er den übrigen Göttern einen bestimmten Wirkungskreis unter seiner Oberhoheit angewiesen, und alle Götter, welche irgendwie einen bedeutenden Einfluß auf den Gang des Lebens ausüben, sind ihm dem Wesen nach ähnlich, nicht qualitativ, sondern quantitativ von ihm verschie-

den, sie bilden nicht bloß sein Gefolge, sondern auch seine Familie, und sind demnach seine Geschwister, oder Gattinen, oder Kinder, oder in entfernterem Grade Verwandte. In diesen Verband sind auch manche der Titanen aufgenommen und haben eine Potenzirung ihres Wesens erfahren, z. B. Themis, in der frühern Weltperiode die Göttin des Naturgesetzes, ist als Gattin des Zeus zugleich seine Beisitzerin in der olympischen Götterversammlung und die Patronin des Rechtes und der staatlichen Ordnung auf Erden.

Diesem Geschlechte von Göttern mit freiester Persönlichkeit und bestimmtester Individualität stellt dann Homer die mit der Natur verwachsenen, nur in unklarer Personification aufgefaßten Elementargötter als eine eigene, niedere Götterart entgegen, und leitet geradezu jene von Zeus, diese von Okeanos ab. Die Verschiedenheit beider Götterarten in Bezug auf Wesenheit und Machtvollkommenheit, die Hoheit freier Persönlichkeit der einen und die Naturgebundenheit, die elementare Abhängigkeit der andern, damit aber auch zugleich das Leben der Natur als das stetige Resultat göttlicher Kraft und göttlichen Wirkens ist trefflich geschildert in dem bekannten Kampfe des Achilles und des Skamandros.

In den hesiodischen Dichtungen ist wesentlich dieselbe Weltanschauung ausgesprochen; die Abweichungen sind wenigstens der Art, daß sie mehr die Form, als die Sache selbst betreffen. Aber was Homer gelegentlich und mit naivster Objectivität vorbringt, das finden wir bei Hesiod, namentlich in der Theogonie, systematisch behandelt, und es trägt mehr das Gepräge der Speculation, als des einfachen Volksglaubens. Da wird als Anfang der Welt und Urgrund alles Seienden ein ganz Unbestimmtes, Gestaltloses genannt — das Chaos. Aus diesem erheben sich dann erst auf nicht näher bezeichnete Weise göttliche Wesen, die wie die ersten Göttergenerationen bei Homer Theile und Potenzen des Weltganzen sind, dargestellt in der Form menschenähnlicher Persönlich-

keit, nämlich Gäa und Eros. Gäa, von Eros befruchtet, wird nun eigentliche Urmutter alles dessen, was die Welt räumlich erfüllt und geistig beherrscht; abgesondert von ihr geht unmittelbar aus dem Chaos nur noch eine Reihe von Wesen hervor, welche die Nachtseiten des natürlichen und sittlichen Lebens repräsentiren: die Nacht, die Finsterniß, der Tod, das Elend, die Falschheit, der Streit, die Ate, die Keren und andere der Art. Dagegen bringt Gäa den Uranos und Pontos und die Gebirge hervor, und weiter als Gattin des Uranos (wo dann Uranos und Gäa ganz dieselbe Stelle einnehmen, wie bei Homer Okeanos und Tethys): die Titanen, ferner die Cyclopen und Hekatoncheiren (Gewitter und Orkane); als Gattin des Pontos gebar sie Wesen wie Thaumas, Phorkys, Nereus (die Reize und Wunder des Meeres) und wurde dadurch Ahnin eines ganz eigenthümlichen, gespensterhaft unheimlichen Geschlechtes, zu welchem die Gorgonen, Harpyen, Cerberos, Echidna, Chimäre gehören, und in welchem gleichsam ein dämonischer Spuck mit der luxurirenden Productionskraft der Natur wetteifert, um abenteuerliche, schreckhafte Gestalten hervorzuzaubern; mit diesen verwandt ist Typhoeus (Personification der feuerspeienden Berge und schädlichen Winde in Gestalt eines bösen, unheilvollen Dämon), den Gäa später, erst nach dem Sturze der Titanen, allein in's Daseyn setzte, und welchen Zeus nach hartem Kampfe nur dadurch bändigen konnte, daß er einen ganzen Berg auf ihn warf.

Aber unter der gesammten Nachkommenschaft der Gäa war am bedeutendsten das Geschlecht der Titanen — sechs männliche und sechs weibliche Wesen, in denen die Grundkräfte und die Vorstufen aller künftigen Bildungen personificirt sind, und durch welche der Uebergang zu Gottheiten mit freier, plastischer Persönlichkeit vermittelt wird. Der älteste ist Okeanos, der jüngste Kronos, d. h. das Princip

der Bewegung eröffnet einen Proceß, in welchem alle Kräfte aufgeregt, alle Stoffe mit einander in Berührung gebracht werden, und der jüngste der Titanen (die Zeit?) vollendet diesen Proceß. Der Verlauf desselben stellt den Fortschritt dar von den allgemeinsten Principien des Seyns zum endlichen Ausbau des Weltganzen, namentlich des gestirnten Himmels, und einer festen, gesetzmäßigen Ordnung alles natürlichen Lebens. Um diesen Zustand der Welt herbeizuführen, entmannte und entthronte Kronos den Uranos, der die Erzeugnisse seiner üppigen Productionskraft selbst vernichtete und eine gesetzmäßige Entwicklung unmöglich machte. Aber Kronos ging sofort über sich selbst hinaus, indem er Kinder erzeugte, die ihrer Natur und Wesenheit nach alles, was bisher in's Daseyn getreten war, weit übertrafen. Vergebens suchte er die Gefahr, die ihm von diesen drohte, abzuwenden, seine Gattin Rhea täuschte ihn, als er den jüngsten Sohn verschlingen wollte. Dieser, Zeus, nöthigte ihn dann, die schon verschlungenen Kinder herauszugeben, begann, mit Hülfe seiner Brüder und einiger Gottheiten früherer Generation, einen furchtbaren Kampf mit Kronos und den übrigen Titanen, errang den Sieg und stieß die Ueberwundenen in den Tartaros hinunter. Nun ist Zeus Herr des Weltalls, und er begründet auf dem Boden der ihm überlieferten natürlichen Welt eine geistige und sittliche, ein Reich der Freiheit über dem der Naturnothwendigkeit.

Während bis dahin die hesiodische Theogonie zugleich Kosmogonie und Theogonie enthielt, wird sie nun ausschließlich Theogonie; denn die Kroniden und deren Nachkommen sind reine Persönlichkeiten, nicht mehr Personificationen von Bestandtheilen der Welt. Zeus, der Herrscher des Ganzen, hat als Spender des Lebens seinen speciellen Sitz in der oberen Luftregion, von woher Licht und Feuchtigkeit, die Grundbedingungen alles Werdens und Wachsens auf Erden; den Gegensatz zu ihm bildet der finstere Hades, der unter

der Erde thront und neidisch alles Lebendige in sein düsteres Schattenreich hinabzieht; zwischen beiden steht Poseidon, der Herr des Meeres, der den Sturm und das Erdbeben in seiner Gewalt hat, und den Menschen vergönnt, das Meer durch Schifffahrt sich nutzbar zu machen. Die drei Schwestern sind vorherrschend Repräsentantinen des sittlichen Lebens: Hestia repräsentirt die Gemeinschaft des Staates, der Familie, der Religion, Demeter die mütterliche Fruchtbarkeit und Liebe, Here die Würde der legitimen Gattin.

Zeus vertheilte nach erkämpftem Siege die Welt unter die Götter, und wies Jedem einen bestimmten Wirkungskreis an, damit sie ihm in der Regierung der Welt behülflich seien. Um die nöthige Anzahl solcher Gehülfen zu erhalten, zieht er einige von den früheren Gottheiten in seine Sphäre und adelt gleichsam ihr Wesen durch die eheliche Verbindung. Dieß geschieht namentlich, wie auch bei Homer, mit der Themis, und die Kinder, welche diese hervorbringt, bekunden deutlich genug, daß sie selbst zu einem höheren Rang emporgehoben worden; es sind nämlich die Horen und die Moiren. Jene wie diese werden von Hesiod mit ausdrücklichen Worten als die Ordnerinen des menschlichen Lebens bezeichnet, und von ersteren verkünden unzweifelhaft schon die vom Dichter angegebenen Namen: — Dike, Eunomia, Eirene (Recht, Ordnung, Friede), daß er sie nicht, wie Homer, bloß als die Lenkerinen des regelmäßigen Naturlaufs, sondern vielmehr als die Schützerinen der höheren sittlichen Gesetze und der Lebensformen, in welchen diese zur Geltung kommen, betrachtete.

Aehnlicher Natur sind auch die übrigen Söhne und Töchter des Zeus. Sie participiren alle an der höheren Natur des Vaters, und sind Wesen, welche nach sittlichen und vernünftigen Motiven handeln; die meisten sind auch vorzugsweise oder ausschließlich im Reiche des Geistes thätig, z. B. Apollon und die Musen.

Diese Götter nun waren es, denen Tempel erbaut, Opfer dargebracht, Feste gefeiert wurden; denn wenn sie auch nicht als die Schöpfer der Welt betrachtet wurden, so that dieß dem Glauben, daß sie die Welt regierten, daß Alles in Natur und Menschenleben nach ihrem Willen, unter ihrer Leitung und steten Mitwirkung geschehe, keinen Abbruch. Eben so wenig waren die Griechen durch den Gedanken, daß Menschen und Götter derselben Abstammung seien, daran verhindert, das Wesen der Götter in eine über die menschliche Natur unendlich erhabene Sphäre zu erheben, mit größter Ehrfurcht zu ihnen emporzublicken, mit kindlichster Hingebung sich ihnen unterzuordnen. Dafür zeugen die gottesdienstlichen Gebräuche, die Mythen und die Aussprüche der Dichter in einer Weise, daß es völlig unbegreiflich ist, wie man den Griechen das Gefühl der Demuth absprechen und dafür als Grund hat angeben können, daß der griechische Mensch die Fülle des Göttlichen in sich zu tragen schien. So fügt Pindar dem Satz: „die Götter und Menschen sind einer Mutter entsproßt", sogleich die Worte hinzu: „aber eine unübersteigliche Kluft trennt beide, denn diese sind ein Nichts, jene dagegen unvergänglich wie der eherne Himmel." Und ebenso zieht schon Homer zwischen Gott und Mensch eine scharfe Gränze. Ihm sind die Götter unsterblich, nie alternd, selig, über alle Noth und Schranken der Creatürlichkeit erhaben, „sie können Alles und sie wissen Alles"; dagegen bezeichnet er die Menschen als elende Sterbliche, die hinwelken wie das Gras und unter steten Anstrengungen ein mühseliges Daseyn fristen. Ihres specifischen Unterschiedes wohl bewußt, erklären die homerischen Götter mehr als einmal, es sei unter ihrer Würde, sich solcher Geschöpfe wegen wie die Menschen zu entzweien.

Wenn diese strenge Sonderung des göttlichen und menschlichen Wesens und das Abhängigkeitsgefühl des letzteren von dem ersteren überhaupt die Voraussetzung des griechischen

Glaubens und Gottesdienstes ausmacht, so erklärt das Bewußtseyn von der Einheit des göttlichen Wesens, welches dem Griechen, trotz der unendlichen Vielheit der einzelnen Götter, so klar und deutlich vorschwebte, als der Begriff der einen, aus unzähligen Individuen bestehenden Menschheit, wie in dem Polytheismus der Griechen die Idee einer göttlichen Vorsehung, d. h. einer planmäßigen Weltregierung, nicht bloß eines willkürlichen und vereinzelten Einflusses höherer Potenzen auf Natur und menschliches Leben, möglich war. Der Glaube an eine Vielheit göttlicher Wesen war unzertrennlich mit der Grundanschauung der Griechen verbunden; denn sowie sie das gesammte Weltleben in jedem Moment und in jeder Sphäre als das unmittelbare Resultat göttlicher Wirksamkeit auffaßten, und weit entfernt von der Abstraction bloßer Naturgesetze und Naturkräfte immer und überall concrete Persönlichkeiten als die treibenden Potenzen annahmen, mußte ihre Religion nothwendig polytheistisch seyn und die Zahl ihrer Götter ebenso in's Unendliche gehen, als die Erscheinungen, Richtungen und Repräsentanten des natürlichen und geistigen Lebens unendlich sind. Aber diese Vielheit schloß die Einheit nicht aus; denn sie war nicht gedacht als die mechanische Verbindung widerstreitender Kräfte und isolirter Atome, sondern als die organische Vereinigung von Wesen derselben Art. Wie in der Natur die unendliche Fülle der Wesen und Gestalten sich nach Art und Gattung zusammenschließt und so in unbestimmter Neben- und Unterordnung in der Einheit des Weltganzen aufgeht, so waren auch die Götter nach Abstammung und Eigenthümlichkeit classificirt und Alle der einen Idee der göttlichen Wesenheit eingeordnet. Dazu kam aber noch, daß sie auch dem Range nach eingetheilt waren, daß Einer über alle andern durch die Macht seiner Persönlichkeit erhaben, zugleich an Rang und Machtvollkommenheit unbestritten für den Ersten und Höchsten galt, und daß alle übrigen Götter mit und unter ihm durch

die bestimmt ausgeprägte Form des monarchischen Staates verbunden waren.

Wie der griechische Geist in allen Vorstellungen die größte Deutlichkeit und plastische Bestimmtheit erstrebte, so konnte er sich auch nicht mit einem vagen Bilde hinsichtlich der Bewohner des Olympos begnügen, sondern stellte das Zusammenleben und Zusammenwirken der Götter als einen bestimmten Organismus dar, und wählte dafür die geschlossenste und prägnanteste Form, welche vernünftige Wesen mit einander vereinen kann, nämlich den Staat. Daß die Griechen ihrem Götterstaate die monarchische Form substituirten, erklärt Aristoteles folgendermaßen: „Die Griechen lassen die Götter allgemein deßhalb von einem König beherrscht werden, weil sie selbst zum Theil noch jetzt, zum Theil in der Urzeit von Königen beherrscht wurden; denn wie die Menschen die Gestalten sich verähnlichten, so auch die Lebensverhältnisse der Götter *).“ Wir können uns diese Erklärung gefallen lassen, nur dürfen wir darin nicht zugleich den Beleg finden wollen für die neuerdings ausgesprochene Ansicht: „das älteste mythologische System der Griechen sei ein politisch-ethisches, ersonnen von einem uralten König, der zugleich Priester war, und durch seine Gotteslehre den politischen Verein seines Staates selbst heiligte, indem er die Götter in gleichem Regiment organisirt seyn ließ, wie die Menschen, und ihre Wirksamkeit vorzugsweise zu einer politischen machte.“

Indeß hatte die Sache gewiß noch einen tieferen Grund, als den, daß die monarchische Staatsform in Griechenland anfangs die herrschende war, und auch in den spätern Zeiten nie ganz verschwand. Dieser lag in der alle andern überragenden Persönlichkeit des Zeus. Homer hat denselben schon in einer Weise geschildert, daß es unmöglich wäre, ihn

*) Politik 1, 1, 7.

mit den andern Göttern auf Einen Rang zu stellen; die folgende Zeit aber ist diesem monotheistischen Zuge gefolgt, und weit entfernt, mit der Republikanisirung und Demokratisirung der Staaten zugleich den Götterkönig abzusetzen und die Demokratie im Olymp einzuführen, hat man im Gegentheil das Wesen des Zeus immer mehr idealisirt, und seine Machtvollkommenheit immer mehr erweitert. Eine genauere Betrachtung zeigt übrigens auch bald, daß der Götterstaat von dem menschlichen schon in der ersten Anlage verschieden, daß jener diesem zwar analog, aber keineswegs gleich war. Zeus ist bei Homer ein König im wahren Sinne des Wortes, ein König, der zugleich herrscht und regiert, legitim durch die Erstgeburt *) und persönliche Ueberlegenheit; höher und gewaltig thront er in seinem olympischen Palast, umgeben von den vornehmsten der übrigen Götter, seinen Geschwistern und Kindern; er versammelt dieselben um sich wie zu einem Staatsrathe, er theilt ihnen mit von seinen Planen, so viel ihm beliebt, und nimmt von ihren Rathschlägen an, so viel ihm beliebt, und in außerordentlichen Fällen beruft er auch die gesammte Götterschaar zu einer allgemeinen Versammlung um seinen Thron, nicht um die Weisheit souverainer Volksredner aus dem Geschlechte Silens oder Pans zu vernehmen, sondern um Allen die gemessensten, unverweigerlichsten Befehle zu ertheilen. Wenn in all diesem der Götterstaat viele Analogien zu dem der Helden vor Troja bietet, so ist doch nicht zu verkennen, daß überall Zeus den Göttern gegenüber eine viel absolutere Stellung einnimmt, als Agamemnon gegenüber den Vornehmen und der Masse des Volkes. Dazu kommt, daß Zeus ja nicht bloß für den Lenker der Ordnung, sondern für den Begründer derselben gilt, daß er alle andern Götter erst in ihre Aemter eingesetzt hat,

---

*) Ilias 15, 204. Dadurch wesentlich von Hesiod's Darstellung, nach welcher Zeus der jüngste ist unter seinen Geschwistern, verschieden.

und fortwährend die bestimmtesten Befehle an sie richtet, ja daß er selbst so oft in ihre Sphäre eingreift, daß dieselben vielfach nur als seine Stellvertreter, als die Vollstrecker seines Willens, die Momente und mittelbaren Aeußerungen seiner eigenen Thätigkeit erscheinen.

Und dieser Stellung entspricht sein Wesen. Er hat die Macht und den Willen, die von ihm gegründete Ordnung in der moralischen und natürlichen Welt aufrecht zu erhalten. In ihm hat sich die göttliche Natur in einer Fülle und Hoheit ausgeprägt, wie in keinem andern Gotte. Seine Brüder haben es wohl einmal gewagt, ihn von seinem Throne herabzustoßen, allein er hat ihr Unternehmen in einer Weise vereitelt, daß sie für immer von einem ähnlichen Unternehmen, ja schon von dem Versuch des Ungehorsams, abstehen. So schwer auch der Gehorsam manchmal dem Poseidon, dem streitbaren Gott des Meeres, wird, so fügt er sich doch in das Unvermeidliche und rechtfertigt die Forderungen des Zeus selbst damit, daß diesem als dem Aelteren und geistig wie körperlich Ueberlegenen die Oberherrschaft gebühre.

Jede seiner Aeußerungen kündet Kraft und Hoheit an; er schleudert den Donner und Blitz, und die Erde erbebt, er winkt mit dem Haupte, und der Olymp zittert, und sein Wort gilt soviel, als ein Schwur der übrigen Götter. Unter seiner Leitung halten die Jahreszeiten ihren regelmäßigen Kreislauf, spendet die Natur alle Schätze, die zur Lust und Nothdurft der Menschen dienen; er setzt die Könige ein und ordnet alle politische und sociale Verfassung; er ist der Hüter des Rechtes und der Wahrheit, der Rächer des Frevels, besonders des Meineids, er ist der Schirmherr der Verbannten und Bettler, der Hort aller Armen und Unglücklichen. Er thut durch Orakel und Zeichen seinen Willen kund, und warnt vor Sünde und Strafe; er liebt die guten Menschen, welche Gerechtigkeit und Wahrheit üben, die Götter fromm verehren, besonders aber die großen Heroen, die

Vorbilder aller Heldentugenden, die glorreichen Stützen des Menschengeschlechts; er bestraft durch Zusendungen von mancherlei Uebel nicht nur die einzelnen Sünder, sondern sendet auch Sturm und Ueberschwemmung, Seuchen und Mißärndten, Krieg und Zerstörung, um ganze Städte und Völker zu züchtigen.

Dabei ist die Art und Weise seines Wirkens wohl zu beachten. Niemals zeigt er sich den Menschen persönlich — konnte doch selbst Semele seine übermächtige Erscheinung nicht ertragen — Alles, was er thut, geschieht entweder mittelbar durch die ihm untergebenen Götter, oder unmittelbar durch seinen Geist. So ist es z. B. „der Geist des Zeus", der den bewußtlos niedergesunkenen Hektor wieder aufrichtet, und Apollon gibt ihm dann auf des Zeus Befehl seine volle Kraft und Streitlust wieder *). Hiermit ist uns ein schönes Zeugniß gegeben, wie in dem religiösen Bewußtseyn der Griechen die Idee lebte, daß das göttliche Wirken in seiner höchsten Potenz ein geistiges sei. Und daraus erwächst uns eine weitere Erklärung, warum die griechische Religion polytheistisch war; das plastische Bedürfniß der Griechen nämlich verlangte eine Reihe von Zwischenwesen zwischen der Welt und ihrem Regenten, um indirect das Walten desselben zu veranschaulichen, da seine directen Beziehungen zur Welt der Sphäre sinnlicher Darstellung entzogen waren.

Aus dem Gesagten dürfte sich ergeben, daß die Stichworte Monotheismus und Polytheismus an sich und ohne weiteres nicht die Prüfsteine sind, an denen wahre und falsche Religion sich leicht unterscheiden läßt; auch dürfte es jedem Unbefangenen einleuchtend seyn, daß ein genialer Dichter so ganz unrecht nicht hatte, als er die „Götter Griechenlands"

---

*) Ilias 15, 244.

auf Kosten der „reinen" Lehre des rationalistischen Theismus verherrlichte. Das specifisch Heidnische der griechischen Religion bestand weniger in dem Glauben an viele göttliche Wesen, als darin, daß unter dieser Götterschaar viele waren, die nicht sowohl der göttlichen, als vielmehr der creatürlichen, ja dämonischen Wesenheit angehörten, und daß auch die edleren Göttergestalten, ja die erhabene Person des obersten Gottes selbst, vielfach in diese niederen Regionen herabgezogen, und als die Träger und Urheber sehr ungöttlicher Bestrebungen hingestellt wurden. Sehen wir genauer zu, wie Homer das Leben im Staate der Olympier und den Verkehr der Götter und Menschen schildert, so finden wir die größten Inconsequenzen: „die leichtlebenden, die seligen" sind stehende Epitheta der olympischen Götter, aber bisweilen herrscht recht viel Zwiespalt, Jammer und Unseligkeit unter ihnen. Ebenso wird ihnen die höchste Macht und Intelligenz zugeschrieben, aber nicht selten klagen sie, von denen es doch heißt, „sie wissen Alles und sie können Alles", daß sie betrogen, daß sie gewaltthätig behandelt worden sind, und vielfach können sie, die sich doch bewegen „wie ein Gedanke", ihre Interessen nicht wahren, weil sie weit entfernt sind von dem Orte, wo sie verletzt werden. In gleicher Weise erscheinen die Repräsentanten alles Guten und Schönen, die Hüter des Rechtes, die Wächter der Sittlichkeit gar oft mit menschlichen Schwächen, und hie und da selbst mit dämonischer Bosheit behaftet; sie huldigen ihren Begierden und Leidenschaften, ertheilen Gutes und Böses nicht nach Verdienst, sondern nach Laune und Egoismus, sie verlocken den Menschen zu Thorheiten und Schlechtigkeiten aus Neid und Schadenfreude. Und endlich erhebt sich aus dunkelem Hintergrunde die finstere Gestalt oder vielmehr der gespensterhafte Schatten des Schicksals, und macht den Glauben an gütige und gerechte Vorsehung zu Schanden, denn von ihm geht blindlings und mit unabwendbarer Nothwendigkeit Gutes

und Böses aus, und kein Gott kann dagegen helfen, Zeus selbst und alle Götter sind vielmehr seiner Gewalt unterworfen.

An Spuren solcher Verdüsterung des religiösen Bewußtseyns fehlt es auch nicht im Cultus der Griechen. Aber dürfen wir über den Schattenseiten die Lichtseiten ganz übersehen? Sollen wir nicht vielmehr auf die Mahnung hören, die ersteren nicht als Regel, sondern als Ausnahme zu betrachten, als Inconsequenzen, die bei der Weltlage, in welcher die Griechen lebten, unvermeidlich waren? Und wer hat die Geschichte des griechischen Cultus, der griechischen Mythologie und Poesie mit Aufmerksamkeit verfolgt, ohne jene Mahnung vernommen zu haben? Unabweisbar drängt sich hier jedem Unbefangenen die Beobachtung auf, daß die intellectuelle, sittliche und religiöse Entwicklung der Griechen in schönster Harmonie erfolgte und immer schönere Blüthen trieb, bis die natürliche Kraft des Volkes sich ausgelebt hatte und ihrem Untergange entgegeneilte. Von Homer zu Hesiod, von Theognis und Alcäus zu Pindar, Aeschylus, Sophocles werden die Göttergestalten immer reiner und edler, tritt die Person des Zeus immer bedeutsamer und erhabener vor allen übrigen hervor; und in gleichem Maße, als der Begriff der Gottheit sich läutert, verklärt sich auch die Idee der göttlichen Vorsehung, und damit schwindet auch die herbe Dissonanz zwischen dem freien göttlichen Walten und dem nothwendigen Gange des Schicksals: dieß tritt endlich klar und bestimmt als das hervor, was es seiner Natur nach war und vom Anfange an seyn sollte, nämlich das allgemeine Gesetz der weltlichen Entwicklung, dem auch die Götter als entstandene und in dieser Entwicklung begriffene Wesen sich nicht entziehen konnten, mit dem sie aber nicht mehr in Conflict kommen, sobald sie über subjective Willkür und Laune erhaben, die in der Natur der Dinge begründeten Gesetze mit ihren eigenen Willensregungen identificiren.

Jedes Stück der großen Tragiker gibt den Beleg zu diesen Sätzen, mag man nun die Idee derselben und den Verlauf der Handlung im Großen, oder die Kernsprüche betrachten, in denen die höchsten religiösen Wahrheiten zur Erscheinung kommen. Dasselbe gilt von den Oden des Pindar. In solchem Lichte betrachtet wird Jedem klar, was in den ältern Dichtern Kern und Schaale ist, was dem Wesen der griechischen Weltanschauung und was Zeitlichen und örtlichen Bedingungen angehörte. Doch reden diese auch selbst schon deutlich genug zu dem Verständigen: der Gang der homerischen Gedichte und die Idee derselben lassen Niemanden im Zweifel über den Glauben der alten Griechen an eine gerechte Vorsehung; gleiches gilt von Hesiod, und wenn auch in seinen „Werken und Tagen" oft eine trübe, an Gott und Menschen verzweifelnde Stimmung durchbricht, so kann diese doch niemals den Glauben an eine Leitung der Welt durch gerechte und allwissende Götter verdrängen. Wir können kaum widerstehen, einen ganzen Blüthenstrauß frommer Gedanken aus griechischen Dichtern beizufügen; doch beschränken wir uns auf einige Verse des Hesiod, in welchen die Gerechtigkeit, und einige des Pindar, in welchen die Allmacht und Gnade der Gottheit gepriesen wird. Hesiod sagt:

„O ihr Könige, selber bedenkt in der Tiefe des Herzens
Jenes Gericht! Denn nahe die Menschenkinder umschwebend,
Schau'n die Unsterblichen zu, wenn wo durch krumme Gerichte
Einer den Andern verletzt, unbesorgt um die Rache der Götter.
Drei Myriaden ja sind der Unsterblichen rings auf dem Erdkreis,
Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.
Doch die Gerechtigkeit ist des Zeus jungfräuliche Tochter,
Heilig und hehr auch dem Göttergeschlecht auf dem hohen Olympos.
Siehe, sobald sie Einer verkehrt, mißhandelnd beleidigt,
Schleunig zum Vater Zeus, des Kronos Sohne, sich setzend,
Klagt sie das Unrecht an der Sterblichen, bis ihr gebüßt hat
Alles Volk für die Sünden der Könige, welche mit Bosheit
Anderswo hin abbeugen das Recht durch verdreheten Ausspruch."

Bei Pindar lesen wir unter unzähligen andern gottbegeisterten Sprüchen folgende:

„Wenn die Götter wirken, erscheint auch das Wunderbarste nicht unglaublich. — — Tagesgeschlecht, was bist du, was nicht?

Eines Schattens Traum ist der Mensch; aber wenn von Zeus uns kommt des Ruhmes Glanz, dann umstrahlt schimmerndes Licht die Menschen und süß ist das Leben.

Zeus, große Tugenden kommen den Sterblichen von Dir!

Durch Gott blüht ein Mann mit weisem Sinn für und für!

Von den Göttern kommt jede Tüchtigkeit zu menschlichen Tugenden;
Durch sie gibt es weise und starke und beredte Männer."

Wer mit ruhigem, unbefangenem Geiste die griechischen Mythen über die Entstehung der Welt, wie sie die alten Dichter darstellen, betrachtet und so viel Selbstveräußerung besitzt, um sich in eine ganz fremde Anschauungsweise versetzen zu können, der wird zugeben, daß jene griechische Lehre dem Wesen nach viel Wahres enthält und wohl das Beste, was sich dem umdüsterten Bewußtseyn der heidnischen Völker erschlossen hat; der wird ferner gestehen, daß die Form derselben hochpoetisch ist, und daß nur der Unverstand gottlose Frivolität darin entdecken kann. Wahr ist der Grundgedanke, daß die Liebe die göttliche Schöpferkraft sei, und daß sie Alles in's Daseyn gerufen. Dieselbe erscheint freilich nur in Gestalt der Geschlechtsliebe und alles Werden in Form der Zeugung; aber dieß war nothwendig, so lange die Idee des Schöpfers und der Unterschied zwischen Gott und Creatur nicht in aller Reinheit und Schärfe offenbar geworden war. Ebenso war es der ganzen Vorstellungsweise, welche jenen Mythen zu Grunde lag, gemäß, den Uebergang von einer Weltperiode zur andern als einen Kampf darzustellen; und auch die Schilderung dieser Kämpfe verliert sehr das Anstößige, sobald man sie vom rechten Gesichtspunkt aus betrachtet. Wir wollen indeß nicht behaupten, daß die Theogonie des Hesiod eine besonders heilsame

Lectüre für Schüler sei, zumal wenn die Erklärung des Lehrers nur eine sprachliche ist, und alles Uebrige nur der jugendlichen Phantasie überläßt; aber auch bei der schlechtesten Methode wird die Lectüre des Hesiod und Homer immer noch bessere Früchte tragen, als wenn man diese Dichter sorgfältig versteckte und es dem Zufall anheimgäbe, welches von den unzähligen mythologischen Lehrbüchern mit ihren sinn- und geschmacklos erzählten Göttergeschichten die Jugend in die griechische Götterwelt einführen würde.

Jedenfalls ist die griechische Weltanschauung viel wahrer, Geist und Gemüth befriedigender und der göttlichen Lehre des Christenthums näher, als die modernen Systeme mit ihrer ewigen Materie und ihrer entgötterten, todten Gesetzen unterworfenen Natur. Bei allen ihren Mängeln hat sie den Kern und Nerv aller Religion gehegt, nämlich den Glauben an eine sittliche Weltordnung und die Leitung derselben durch eine gerechte und gütige Gottheit. Dieß wird noch mehr einleuchten, wenn wir in einem folgenden Artikel nach dem hier in allgemeinen Umrissen entworfenen Bilde der göttlichen Weltregierung den griechischen Glauben in Bezug auf die Bestimmung des Menschen und das Verhältniß des Menschen zu Gott einer nähern Betrachtung unterwerfen.

XXXI.

Historischer Commentar zu den neulichen „Berufungen" in Bayern.

(Bayerische Briefe an einen norddeutschen Freund.)

Sechster Brief.

Anklagen der napoleonischen „Patrioten" gegen die „protestantischen und norddeutschen Gelehrten" in München; das bayerische Schulwesen in deren Händen; der Injurien-Proceß in den Partei-Blättern und vor Gericht; wiederholtes Einschreiten der hohen Polizei; der Mordanfall auf Thiersch; die „berufenen" Fremden als freimaurerische Sendlinge; Schluß.

Ich habe nicht nöthig, die allgemeine Lage der Dinge zu schildern, unter welcher bereits ganz Deutschland seufzte, als auch zwischen den beiden liberalen Parteien in Bayern die längst vorbereitete Entscheidungsschlacht geschlagen wurde. Napoleon war überall Herr! Die Opposition gegen ihn hatte aber seit einigen Jahren Kraft gewonnen, freilich in möglichster Stille und Heimlichkeit. Das Jahr 1805 wäre die rechte Zeit gewesen, edlen Enthusiasmus für die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands an den Tag zu legen;

später, nachdem alles Volk durch die französischen Plackereien in helle Verzweiflung gestürzt und Napoleons große Armee unter Rußlands Schnee und Eis verschwunden war, im Jahre 1813 also, war es keine Kunst mehr, solchen Enthusiasmus zu zeigen. Bis zum Jahre 1806 hoffte man aber noch von Frankreichs Gnade ein preußisch-deutsches Kaiserthum. Diese politische Propaganda war mit der religiösen für den Protestantismus immer Hand in Hand gegangen; und noch ein besonderer Schlag für Letztere war die Emancipation des Katholicismus in den protestantischen Rheinbundslanden. Man datirt von dieser Zeit den Umschlag der allgemeinen Stimmung des tonangebenden Nordens, und als der „Morgenbote", durch Veröffentlichung von Auszügen aus einer zweiten Auflage oder einem Wiener Nachdrucke der Schrift: „Die Plane Napoleons" u. s. w.*), die „berufenen" Fremden in München directe zum Treffen herausforderte, erklärte er deren feindselige Gesinnung gegen Napoleon geradezu für eine Folge bitterer Enttäuschung der protestantischen Propaganda. Die Ansichten, welche diese Zeitschrift dabei über die Stellung und über die Bemühungen der gegnerischen Partei äußert, sind sehr merkwürdig. Daß man wirklich schon in voller

---

*) Unter dem Titel: „Besondere Beschwerden der protestantischen Priesterschaft gegen Napoleon" erklärt der Verfasser: „Das werden die protestantischen Geistlichen nie vergessen, daß Napoleon die katholische Religion der ihrigen vorzieht, daß er sie für consequenter hält, und daß er sie öfter als einmal öffentlich über alle andern erhob. Es ist ihnen ein Gräuel, daß er mit allen Gliedern seiner erhabenen Familie sich zum katholischen Glauben bekennt, und daß dieser nunmehr überall den Sieg davon trägt über ihr Bekenntniß, das sie schon auf dem ganzen Erdenrund triumphiren zu sehen glaubten. Kurz, sie verabscheuen jetzt den großen Napoleon, wie ehemals den Papst. Aber nicht bloß die Geistlichkeit, nein, die ganze lutherische Sekte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anfeindet. Sie hat einen großen Bund geschlossen, welcher intoleranter und fanatischer zu Werke geht, als die Juden. Dieser

Arbeit war, durch „Gelehrte" und in den Schulen den alten Glauben in katholischen Ländern zu vertilgen, und dem mo-

---

Bund, welcher größtentheils aus norddeutschen Gelehrten besteht, glaubte wirklich auf dem Punkte zu seyn, den vom Geiste der Zeit längst schon überbotenen Protestantismus unter allerlei Formen allenthalben eingeführt zu sehen. Noch jetzt ist er in mehreren Ländern damit beschäftigt, sein kühnes Vorhaben auszuführen. Die Pläne Napoleons sind diesen finstern Kabalen hinderlich, und daher die unbändige Wuth der Protestanten gegen den französischen Kaiser. Außerdem sind die Protestanten durch Gleichheit der Confession auf's engste mit den Engländern verbunden, und das Interesse dieser Nation muß auch das ihrige seyn. Wenn England fällt, so verlieren sie ihre größte Stütze, besonders seit Preußen für sie nichts mehr thun kann. Es ist nicht ihre Schuld, daß wir nicht in Deutschland schon Dragonaden erlebt haben, wie in Irland. Da sie aber dort die Körper der Katholiken nicht bezwingen können, so suchen sie die Geister in Fesseln zu schlagen, durch Schulordnungen und literarischen Despotismus. Aller Anstrich einer großen Geistesbildung hindert die protestantischen Gelehrten nicht, den ungerechtesten und leidenschaftlichsten Gesinnungen Platz zu geben. Wenn man den ausgelassensten Tadel und die gräulichsten Verwünschungen gegen die Einrichtungen Napoleons hören will, so gehe man nur in eine ächt lutherische Cotterie. Dort wird man eine geheime Allianz vorbereiten sehen zwischen dem Papst und den Söhnen Luthers, die ein würdiges Gegenstück zu dem ehemaligen Bündnisse des Papstes mit den Türken bildet. Und wenn einst dem französischen Kaiser ein Unglück begegnen sollte, so würden wir das seltsame Schauspiel erleben, diese Fanatiker auf öffentlichen Marktplätzen miteinander tanzen zu sehen, wie die Studenten und Pfaffen von Salamanca. Dieser protestantische Bund ist sehr ausgebreitet. Er hat sogar angefangen, sich mit einigen katholischen Fanatikern in Verkehr zu setzen. Daß er sich für Oesterreich verwendet, sehen wir noch täglich; es sind aber Beweise vorhanden, daß er diese Nation auf's schändlichste hintergehen, und den Krieg nur für sich benützen wollte. Dessen ungeachtet genießt diese lutherische Liga noch in manchen Staaten einen ausgezeichneten Schutz." (Die erste Auflage [München 1809] enthält davon nur die ersten sieben Zeilen.)

dernen Protestantismus zum Triumphe zu verhelfen, werde ich in diesem Briefe noch weiter nachweisen können, als bis jetzt bereits geschehen; was die übrigen Behauptungen des „Morgenboten“ von der protestantischen Propaganda betrifft, die sonst geradezu mit der „Freimaurerei“ identificirt wird und als solche am Schlusse meines Briefes noch eigens zu besprechen ist, so sind sie zu unumwunden gegen die Gesammtheit der deutschen Protestanten gerichtet, als daß nicht dadurch den Gegnern eine Blöße geboten worden wäre, welche sie klug zu benützen verstanden.

Nachträgliche Erklärungen, daß freilich nicht „alle Protestanten“ bei diesen Beschuldigungen gemeint seyn könnten, halfen nichts; die wirklich Betroffenen gaben den bequemen Schild nicht mehr aus den Händen, wie aus Jakobs', im Uebrigen sehr matter Gegenschrift *) zu ersehen ist. Man wolle, hieß es, offenbar gegen die Protestanten überhaupt das Volk aufreizen, das „ohnehin, eifrig in seinem Glauben, den Sturz der katholischen Religion fürchte und — in der Vertilgung des Aberglaubens und kirchlicher Mißbräuche in Bayern so gerne geneigt sei, protestantische Ketzereien zu wittern.“ Besonders wurde noch bemerklich gemacht, daß man „eben jetzt die Protestanten zum Gegenstande des Pöbelhasses mache“, wo Bayerns Königin protestantisch, und „der mit Recht geliebte Thronerbe gerade im Begriffe sei, aus dem vielfach in Bayern verschrieenen Norddeutschland eine protestantische Princessin zur Gemahlin zu nehmen.“ Endlich schärfte man ein: schon weil die incriminirte Flugschrift alle Regierungen, welche die Kabalen und geheimen Machinationen der Propaganda protegirten, mit Napoleons grimmiger Rache bedrohe — und das gerade jetzt mitten in dem Siegeszuge des Kaisers gegen Oesterreich! — könne „nun keine Regierung in der

*) Ueber Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: Die Plane Napoleons u. s. w. Gotha 1810.

Welt eine ruhige Zuschauerin abgeben", dem Treiben der „Obscuranten" und katholischen Fanatiker gegenüber. So drehte man die Sache natürlich auch jetzt wieder, obgleich der „Morgenbote" und seine „Patrioten" nicht weniger gegen den antinapoleonischen Papst und seine „Erjesuiten", als gegen die germanistisch-protestantische Propaganda, donnerten *).

Die „Patrioten" waren jetzt selbst verlegen über das Geschrei der akademischen Alarmschläger in München, daß der ganze Protestantismus „hochverrätherischer Conspiration" beschuldigt sei; sie standen ja vielfach mit norddeutschen Protestanten in freundschaftlichsten Beziehungen, und hatten es in Wahrheit hauptsächlich den in Bayern eingewanderten und ihren Verbindungen im Auslande vermeint. Diesen gegenüber zu tergiversiren, fiel ihnen nicht ein; die Fremdlinge hätten sich ja doch — erklärte der „Morgenbote" — allzu augenscheinlich getroffen gefühlt und „vor dem ganzen Publikum öffentlich gekratzt; so sei es diesem nicht zu verargen, wenn es zweifle, ob die Herren eine ganz glatte Haut hätten", und jetzt mit Fingern auf sie deute. Um aber die zu allgemeine Haltung in jenen Vorwürfen des „Morgenboten" nachdrücklich zu verwischen und „die norddeutschen und protestantischen Gelehrten in Bayern" in den Vordergrund zu stellen, ergriff das Haupt der bayerischen „Patrioten" sofort ein eigenthümliches Mittel, das von dem glänzendsten Erfolge begleitet war. Den 12. Dezember 1809 erschien nämlich in der „Neuen Oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung" eine Recension der „Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm unter der Regierung der Königin Christina, nach dem Französischen des Ritters Arkenholz. 1809. in 4." Da die Geschichte der Stockholmer

*) Zschokke's Miscellen 3. März 1810; — Erklärung den Morgenboten betreffend, von Fr. X. Huber, Redakteur dieser Zeitschrift (1810).

Akademie selbst für den Politiker sehr interessant sei, gab Recensent folgenden gedrängten Auszug aus genanntem Werke:

„Als Christina die ausländischen Gelehrten nach Schweden berief, um dort eine Akademie zu errichten, waren im Reiche selbst mehrere ausgezeichnete Schriftsteller, von welchen Arkenholz ein ansehnliches Verzeichniß liefert. Viele patriotischen Schweden muthmaßten also gleich Anfangs, das häufige Eindringen von Ausländern könne wohl einen andern Zweck haben, als bloß den wissenschaftlichen. Und so war es auch in der That. Der spanische und der päpstliche Hof hatten die geheime Absicht, den katholischen Glauben in Schweden zu verbreiten. Man konnte hierzu am besten solche Männer brauchen, denen das Interesse des schwedischen Reichs fremd war, und die das Geschick hatten, den Hang zum Katholicismus unter tausenderlei verschiedenen Formen anzufachen und zu nähren. Anfangs ging Alles nach Wunsch. Die fremden Gelehrten beeiferten sich in die Wette, das ungemessenste Lob der neuen Akademie allenthalben zu verbreiten. Unter der Leitung des Belletristen Bourdelot erreichte auf solche Art der Einfluß der fremden Gelehrten in Stockholm den höchsten Grad. Um ihren Plan dauerhaft zu begründen, waren sie bedacht, vor allem auf die Jugend zu wirken. Man berief daher den bekannten Comenius, um die Unterrichts-Anstalten des ganzen Königreichs zu leiten. Bald wurde die Uebermacht Bourdelot's, der nach dem Urtheile aller Zeitgenossen von soliden Kenntnissen ganz entblößt, und nur durch große Dreistigkeit, verbunden mit einigen gesellschaftlichen Gaben, so hoch gestiegen war, für Jedermann fühlbar und drückend. Hätten ihn nicht die Politik der oben genannten Höfe und die Macht der zu diesem Ende in Schweden errichteten geheimen Verbindung aufrecht erhalten, so wäre er schon damals gefallen. Er trieb aber sein Wesen noch lange fort. Mehrere Ausländer, die er als höchst brauchbar empfahl, weil

sie in seinen Plan, Schweden katholisch zu machen, eingeweiht waren, wurden mit großen Besoldungen in's Land gezogen. Alle diejenigen, die er für Gegner seiner Absichten hielt, wurden von allem Einflusse entfernt. Eben als Bourdelot's Gewalt den höchsten Gipfel erreicht hatte, kamen drei verkleidete Jacobiten in Schweden an, welche von der Congregation de propaganda fide den Auftrag erhalten hatten, in der Stille für die katholische Religion zu wirken. Diese Mission ward glücklicher Weise entdeckt. Die Höfe, welche von derselben gewußt hatten, läugneten sich von ihr weg. Die Missionarien hatten Mühe, mit heiler Haut aus Schweden zu kommen. Auf Bourdelot allein fiel der Vorwurf des ganzen Unternehmens. Wie er, mit Schimpf und Schande und mit dem Fluche des ganzen Volkes belastet, kaum sein Leben retten konnte, und eiligst das Reich verlassen mußte, wie nach seinem Sturze die Genossen seiner Plane versprengt wurden, wie Christinen zuletzt dennoch ihre Nachsicht für die Ausländer nachtheilig ward, wie endlich die Schweden nach Verjagung der fremden Gelehrten sich mit neuer Kraft emporhoben — dieses und Anderes mehr möge man in dem durchaus lehrreichen Werke des Ritters Arkenholz selbst nachlesen."

Die fremden Herren an der Münchener Akademie schracken zum zweitenmale auf; sie hielten dafür, daß ihr Treiben in der fraglichen Geschichte der Stockholmer Gelehrten-Welt bis zur Portrait-Aehnlichkeit getroffen sei — eine Ansicht, auf welche gewisse Fremdlinge in Bayern leicht in diesem Augenblicke wieder gerathen könnten! — und hatten auch dessen gar kein Hehl, zum Entzücken der „Patrioten" und zur erschütterndsten Erheiterung des bayerischen Publikums. Ganz München lachte, nur die fremden Herren nicht. Bourdelot-Jakobi und Comenius-Niethammer, königl. Ober-Schul- und Kirchenrath, thaten ihre Schritte. Letzterer hatte in vertraulichen Schreiben erst noch den 1. September 1808, bei Gelegenheit zweier Vacanzen am Münchener

Gymnasium, schmerzlich bedauert: „Katholiken müssen die Ausländer nothwendig seyn, die ich hier als Lehrer*) aufzustellen wagen darf, wenn ich nicht für sie und mich zu viel wagen will", war aber nachher doch auf Auswege, unter Anderm zu Gunsten des Herrn Thiersch, verfallen. Derlei häufig practicirte Wagehalsigkeit war es, welche ihm doch allerlei Unannehmlichkeiten zuziehen mußte, die ihn endlich bewogen, um „ein Plätzchen in Halle oder Göttingen" „für einen abgebrannten theologischen Professor" (nunmehrigen Beherrscher alles bayerischen Schulwesens) sich umzusehen, denn: „mein Leben in dieser Barbaria wird mir alle Tage schwerer, ich werde es nicht aushalten können." Er hielt es aber aus, und seine Lage wurde sogar von Jahr zu Jahr glänzender, in demselben Maße, als die Opposition gegen die propagandistische Fremdherrschaft ermattete. Die Clique dieser „Berufenen" konnte bis zum Jahre 1816 die bayerischen Schulen, und besonders die Universitäten, bereits so ganz ihrer Willkür preisgegeben und nach ihrem Belieben zugeschnitten sehen, daß sie allen Ernstes an allgemeine Einführung des Protestantismus in Bayern dachte. Gerade jener königl. Ober-Schul- und Kirchenrath Niethammer und Feuerbach, der soeben den glänzendsten Triumph seines niedrigen Charakters gefeiert hatte, sollen im Uebermuthe sogar vor Zeugen auf „den Untergang des Katholicismus" sich zugetrunken haben. Es war dieß damals, als Feuerbach, um seine Abtretung an Oesterreich zu hintertreiben, nach München kam, den Tag über sich todtkrank und halbverrückt stellte, Nachts aber vermummt die Maskenbälle besuchte, und mit dem preußischen Gesandten wegen eines „Rufes" nach Berlin verhandelte. Damals war es auch, daß man eine Art von bayerischem Unterrichts-Ministerium schaffen, und — wer

*) Es handelte sich um einen Rektor und um einen zweiten Professor der Philologie.

sollte es glauben! — diesen Menschen „zum Präsidenten aller bayerischen Schulanstalten" machen wollte. Das bayerische Schulwesen in den Händen eines Feuerbach und eines Niethammer! *) Uebrigens erklärt sich schon daraus die unbändige Wuth der Clique über das bald darauf abgeschlossene bayerische Concordat.

---

*) Mir liegt ein vertrauliches Schreiben von einem genauen Bekannten Feuerbach's (datirt am 13. Juni 1816) darüber vor. Ich entnehme demselben Folgendes: „Man wollte den Feuerbach allerdings der österreichischen Regierung aufladen. Als er es merkte, kam er im Jänner hieher, ward oder stellte sich krank, und erklärte in seiner Naserei allen von König, Königin, Kronprinz, Minister an ihn geschickten Spionen, Staatsräthen, Gesandten, Generalen, die ihn in seiner Krankheit trösten wollten: „„der König habe zwar beschlossen, ihn nach Salzburg zu senden; er aber (F.) habe unabänderlich beschlossen und beschließe, hier in Bayern zu bleiben."" „„O, mein Gott!"" erwiderten die Tröster, „„bedenken Sie, was wollen Sie thun?"" Feuerbach bat in einer Eingabe um Abänderung des Entschlusses. Resolution: die Versetzung nach Salzburg bleibt unabänderlich. Neue Fieberraserei! die sich äußerte: „„Ich Johann Anselm beschließe nochmal feierlich, in Bayern zu bleiben, und untersteht sich Jemand, anders zu beschließen, so werde ich im Angesicht Europa's erklären, daß Bayern außer dem Völkerrecht sei, daß kein Staat mehr Bündnisse mit ihm schließen könne, weil es die feierlichst eingegangenen insgeheim furchtbar verletze u. s. w."" Abermals allerunterthänigste Eingabe: Seine Majestät möchten doch von allergnädigster Strenge der Versetzung nach Salzburg abgehen. Neue Resolution: unabänderliches Verbleiben hiebei; alsogleich abgehen; wo nicht — so! Dritter heftigster Paroxysmus: „„Ha, ha! ihr meint, ich spasse; aber so wahr ich Anselmus heiße, ich beschimpfe euch vor Europa, wenn ihr nicht widerruft. Ihr glaubt: dem wollen wir das Maul schon stopfen! Ja, den Leib könnt ihr tödten, aber hört und staunt, wie pfiffig Anselmus ist: einen Koffer so hoch und so dick habe ich schon vor'm Jahr nach Frankfurt geschickt an einen wichtigen Mann; in dem Koffer so hoch und so dick sind lauter Papiere, worauf es geschrieben steht, was ihr für Lumpen seid, und wenn der wichtige Mann Wind be-

Es ist demnach leicht zu ermessen, daß die Geschichte der Stockholmer Akademie den Herren tief in das Herz schnitt. Wie sie sich aber stets des höchsten Schutzes erfreuten, so

---

kommt, daß ihr mich caput gemacht habt, flugs läßt er Alles drucken, damit die ganze Welt nun urkundlich erfahre, was sie freilich schon weiß, daß ihr Sch. . . . seid, und zwar die größten, und daß man für den Justizminister ein neues Zuchthaus bauen müsse, weil die alten allzu gut für ihn sind."" Nach diesem Paroxysmus gegen die Tröster — drittes allerunterthänigstes Ersuchen um Verbleibendürfen in Bayern. Da die Aerzte meinten: ein vierter heftigerer Paroxysmus werde den Kranken in die größte Lebensgefahr bringen, so beschloßen Seine Königliche Majestät „„wegen neu eingetretener wichtiger Umstände"" Herrn Anselmus in Bayern zu belassen. Dieses hat mir Herr Anselmus selbst erzählt, und weiter sagte er mir: „„Kehre Napoleon zurück, so falle er ihm mit Haut und Haar zu; denn Schelme, Schlingel und Lügner wären wir Andern hier auch, aber noch recht dumm dazu; es sei gescheidter, einem gescheidten, als einem dummen Schelm sich zu verschreiben; wer wisse, ob er, wenn er wieder käme, nicht damit umgehen werde, die Völker zu befreien."" Er sagte mir auch: man habe ihn zum Präsidenten aller bayerischen Schulanstalten machen wollen. Man erzählt: dieß wäre ohne folgenden Vorfall geschehen. Feuerbach und Niethammer waren mit Mehreren in Gesellschaft, und dieser habe ein Glas ausgebracht: „„auf den Untergang des Katholicismus""; sie hätten sich zusammen der Universitäten bemächtigen wollen, um den Katholicismus mausetodt zu machen, und den Protestantismus einzuführen u. s. w. Einige Veranlassung zu diesem Gerücht bestätigen manche Umstände." — Der Schreiber des Briefes fügt Diesem noch bei: „Sollten die Herren für den schlechten Katholicismus, den sie erschlagen wollen, uns nichts Besseres geben und geben können, weil sie selbst kein Christenthum haben und kennen, so mögen sie uns nur ungeschoren lassen." Und über die bayerischen Zustände im Allgemeinen bemerkt er: „Wir gleichen einer ausgehungerten Festung, in welcher die Verhungerten den H.....n durch die Schießscharten zeigen, daß man glauben möge, sie hätten wohlgenährte Gesichter."

waren ihre Schritte auch jetzt wieder von den Maßregeln der Staatsgewalt gefolgt. Das General-Commissariat des Isarkreises forderte von Aretin das recensirte Buch, und auf seine Erwiderung: er sei eben im Begriffe, die angezeigte Schrift drucken zu lassen, deren Belege in den Memoiren der Königin Christine von Archenholz zu finden seien, erging von höchster Stelle das Verbot des angekündigten Drucks. Dabei hätten nun die ausländischen Gelehrten es klüglich bewandt seyn lassen sollen, konnten aber dem Kitzel nicht widerstehen, den von der Regierung über die Sache geworfenen Schleier zu heben. Sie wollten durchaus als verfolgte Märtyrer vor dem großen Publikum erscheinen. Den 20. Jänner 1810 erschien daher, von Jakobs und Niethammer verfaßt, in einer Extrabeilage zum „Morgenblatte“ die famose „Rüge eines literarischen Falsi“, und den 19. Februar der „fortgesetzte Bericht über die Rüge“ u. s. w. Sie hielt sich vor Allem darüber auf, daß ein „gar nicht existirendes Buch“ recensirt werde; daß dem Archenholz noch dazu allerlei angedichtet werde, wie er denn z. B. nicht sage, daß Christine durch ihre „Berufungen“ sich compromittirt habe, wogegen aber des Archenholz eigene Worte noch nachträglich zum weitern Notabene für die fremden Herren dienten: „Die Schweden sind mit Recht über die großen Einkünfte und andere zufälligen Erkenntlichkeiten eifersüchtig geworden, welche die Fremden genossen, und man muß sich diese Eifersucht der Schweden nicht befremden lassen, da es gewiß keine einzige Nation gerne sehen würde, daß Fremde sich Alles zueigneten und den Landeskindern alle Vortheile vor dem Munde wegschnappten“; daß die Recension „Anspielungen und stark markirte Parallelismen“ enthalte, deren Absicht und Deutung Niemand zweifelhaft seyn könne, dem „nur etwas von den Begegnungen bekannt geworden, welche mehrere protestantischen Gelehrten in Bayern seit der Erneuerung der Akademie erfahren hätten“, wogegen Aretin freilich bemerkt: wie ihnen denn „etwas

Hartes" hätte begegnen können, bei der Sorgfalt, mit welcher die Regierung den leisesten Luftzug von den fremdländischen Häuptern abwehre, und ihnen auch jetzt wieder die oberste Behörde des Isarkreises zu Gebot gestellt habe; endlich daß man „gegen sie den Fanatismus zu entflammen und den alten Religionshaß wieder zu beleben" suche, ohne daß auch nur die Censur dagegen eingeschritten wäre.

Während das „Morgenblatt" so ellenlange „Rügen" über „Rügen" brachte, wies es jedes Wort zur Vertheidigung Aretin's consequent und unter den nichtigsten Vorwänden ab. Ebenso machten es die „National-Zeitung der Deutschen" und der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen". Die Halle'sche „allgemeine Literatur-Zeitung" war mit einem Artikel vom gröbsten Korne durch Jakobs und Niethammer selbst versehen und sorgsam unterrichtet worden: die „Rüge" aus dem „Morgenblatte" abzudrucken, „mit ein paar Worten des Erstaunens über das Faktum", dann mehrere Artikel in kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen, und endlich eine Hauptrelation mit Endurtheil, denn „die Sache fange an, ernsthafter zu werden, und rufe von selbst die öffentlichen Blätter auf, sich ihrer anzunehmen." Die bayerische Regierung — fährt Niethammer fort — müsse jetzt öffentlich, so gut und stark als möglich, von „Richtern, die von ihr unabhängig sind", gewarnt werden, daß „sie durch Nachsicht gegen solchen Unfug nicht ihre eigenen Zwecke zerstöre", daß „ein solcher Mensch" (wie Aretin, dieses „Ungeheuer von einem politischen Ketzermacher") „in den gegenwärtigen Zeiten sehr leicht gefährlich werden könne", und daß „er die Regierung mit einem Schandfleck in der Geschichte bedrohe"; besonders gute Wirkung möchte es auch thun, wenn Aretin „als sehr schlechter Patriot" in der Weise erklärt würde, weil er „in seinen Pamphlets die Bayern als ein höchst verfinstertes Volk (man denke!) darstelle, das an solchen Schändlichkeiten eine Freude haben könne." Die „öffentlichen Blätter"

parirten Ordre auf's Wort. Nur Zschokke brachte in seinen „Miscellen“ außer dem Artikel der fremden Herren in München auch einen aus unparteiischer Feder über die „traurige und oft so zarte Saiten berührende Fehde“, in welche das „schon lange unter der Asche glimmende, durch häufige Reibungen des fremden Uebermuthes mit gekränktem Nationalstolze unterhaltene Feuer“ endlich ausgebrochen. Alsbald erging aber das allgemeine Halloh über ihn, und Herr Zschokke kroch eilig zum Kreuz: er werde nun nichts mehr über diese Sache aufnehmen; der „Patriotismus“ sei verwerflich, der sich gegen den „Geist einer der aufgeklärtesten Regierungen unseres Welttheils“ erhebe, und sich schrecklicher Gefahr aussetze, den National- und Religionshaß der Menge zu erregen, und den kaum abgewehrten Vorwurf der Intoleranz wieder auf Bayern zu laden; das „Volk könne nicht prüfen, nicht richten“, darum hätten die „Patrioten“ sich an die „höchsten Behörden“ wenden, d. h. den Teufel bei seiner Großmutter verklagen sollen *).

Indeß waren die „Patrioten“, welchen die Macht der von den Gegnern occupirten großen Journalistik abging, zu München in ihrer Art thätig; es regnete Pasquille. Aretin selbst hatte öffentlich erklärt, er werde sich weiterer Schritte enthalten, da die ganze Fehde „nichts weniger als literarisch, sondern rein politisch sei“, und nicht auf dem Papier ausge-

---

*) S. die interessanten Briefe bei F. K. J. Schütz: Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes. Halle 1835. II, 280, 283; — Aretin's „Erklärung“ im Intelligenz-Blatt zur Oberdeutschen Literatur-Zeitung vom 27. Jan. 1810; — Zschokke's Miscellen vom 14. März 1810 und vom 17. März 1810. — Der „Auserlesene Briefwechsel Jakobi's“ enthält davon nichts, da der Herausgeber der auch sonst in der bedauerlichsten Weise verstümmelten Correspondenz (Friedr. von Roth) alle diese „gehässige Sache“ betreffenden Briefe unterdrückt hat.

fochten werden könne. Die Fremden gedachten aber nicht zu ruhen. Der König und sein erster Minister waren zur Zeit in Paris; also vermeinten sie, dießmal sich mit stadtgerichtlichem Schutze begnügen zu wollen. Ein nicht nur in München unentgeldlich vertheiltes, sondern auch allen protestantischen Gemeinden des Landes zugeschicktes Flugblatt „An das Publikum“ meldete die Injurienklage gegen Aretin an. Dieser hob in seiner „Letzten Vertheidigung gegen die unsichtbaren Gelehrten in Bayern“ (vom 7. Febr. 1810) den hingeworfenen Handschuh auf, indem er jedoch wiederholt erklärte: „Ich habe es nur mit einigen protestantischen und norddeutschen Gelehrten in Bayern zu thun.“ Die Klage selbst stützte sich auf die von mir bereits angeführten Schriftstücke gegen die Fremden, von den „Planen Napoleons“ bis zur Recension der „Geschichte der schwedischen Akademie“, und stellte dem königlichen Stadtgerichte vor *): der fragliche Rechtsfall sei nicht nur für die Kläger, „sondern für den bayerischen Staat überhaupt von unzuberechnender Wichtigkeit“, überschreite sogar „mit seinem Interesse die Gränzen des Königreiches;“ Aretin erscheine als „Calumniant von nie erblickter Gräßlichkeit und Größe mit Criminationen, die an Ehre und Leben greifen“; er mache aber auch zugleich „eine zahlreiche Religionsgesellschaft bayerischer Staatsbürger und den ganzen Norden Deutschlands, ja Europa's selbst“, zu Mitschuldigen der Kläger, und darum werde die Haltung des königlich bayerischen

---

*) S. die Sammlung der Aktenstücke in Sachen des Präsidenten der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München, Fr. H. Jakobi und fünf Consorten, nämlich des Generalsekretärs Schlichtegroll, Hofraths Breyer, Hofraths Jakobs, Hofraths Hamberger und Ober-Schul- und Kirchenraths Niethammer, als Kläger gegen den königl. bayer. Oberhofbibliothekar Christoph Freiherrn von Aretin als Beklagten puncto injuriarum atrocissimarum et satisfactionis. Bayern 1810.

Stadtgerichts „in diesem Rechtsfalle von einem großen Theile des bayerischen Publikums beachtet und — von Deutschland selbst mit Aufmerksamkeit fixirt."

Nichts desto weniger erfolgte alsbald die Abweisung der Klage als unstatthaft, was um so mehr Heiterkeit erregte, weil ihre Fassung von dem als juridische Celebrität „berufenen" Feuerbach herrührte. Den 16. Februar zeigten daher die betrübten Eltern: Anselm Bachfeuer und Friderike Henriette Bikoja den Tod ihres Töchterleins Eulalia Inepta Obscura an, das nach neuntägigem Leben an organischen Fehlern in der ganzen Struktur verschieden sei. Auch das Appellationsgericht ließ sich zu nichts herbei, und die fremden Herren mußten schmerzlich bereuen, anstatt, wie sonst, bloß bei Hof und bei der Polizei Schutz zu suchen, dießmal mit der bayerischen Justiz angebunden zu haben. „Wenn gleich" — schreibt Schlichtegroll den 8. April 1810 seufzend nach Halle — „Herr von Aretin nicht sagen sollte, „„die Sache sei gegen uns entschieden"", wie er in einer neulichen Erklärung thut, so bleibt doch — dieser Mißgriff immer fatal." Nicht als wenn die Herren sich nicht auch dießmal wieder direkt an den König gewendet hätten! Das war seit dem 12. Februar 1810, also noch vor der Bescheidung über die gerichtliche Klage, in einer Reihe von Vorstellungen und mit dem besten Erfolge geschehen. Als daher Aretin die gegnerische Klagschrift drucken ließ, wurden sogleich alle Exemplare auf höchsten Befehl confiscirt, und die Verbreitung jeglicher Schrift über den Handel bei hundert Thalern Strafe und Cassations-Verhängung gegen Staatsdiener verboten. Den fremden Herren aber war jetzt wieder um so wohler, als sie von Zeit zu Zeit königliche Gnadenerweise und Unschulds-Erklärungen und Schutz-Versicherungen aller Welt zu vermelden hatten. Schließlich thaten sie das mit der gränzenlosesten Unverschämtheit noch den 6. September 1810 in einem Artikel: „An die Leser des Morgen-

blattes", versichernd: „Das Publikum lobt die Mäßigung der verläumdeten Akademiker, welche die königliche Erklärung dem richterlichen Ausspruche vorgezogen haben, der in Injuriensachen oft unvollständig genug ist."

Aretin beseitigte sich inzwischen, der Eindringlinge und ihres Uebermuthes müde, selbst von der vortrefflich geführten Oberleitung der Centralbibliothek, an der er durch seine gelehrten Leistungen das monopolisirte nordische „Verdienst" so gründlich überstrahlt hatte, und kam als Regierungs-Präsident nach Neuburg, wo er sich erst im Jahre 1815 wieder gegen die fremden Dränger erhob. Sonst hielt nur der Gothaer Jakobs, durch seine Insolenz in eine respektable Anzahl von Injurien-Processen verwickelt und sogar unter polizeiliche Aufsicht gerathen, für gut, hin zu gehen, wo er her gekommen war, zu welchem Zwecke übrigens Seine Majestät noch selbst wegen Aufhebung des Stadtarrests und stadtgerichtlicher Entlassung gegen Caution intercediren mußte. Voll „Schmerz und Schwermuth" über diesen „Nationalverlust" schrieb den 30. November 1810 Schlichtegroll nach Halle: „Wir haben viel zu kämpfen, aber ich hoffe, man soll einst von uns sagen, daß wir einen guten Kampf gekämpft haben, für den uns alle Protestanten und alle Gelehrten Dank sagen müssen*)."

Der Kampf war aber noch nicht ausgestritten! Zum Glücke überhebt mich die Besprechung, welche die „Historisch-politischen Blätter" jüngst dem „berufenen" Criminalisten Anselm von Feuerbach gewidmet haben, der Schilderung jener Scenen, welche der allgemeine Unwille mit der herrschenden Fremden-Sippe sofort durchspielte, bis mit dem „gräulichen" Attentat auf Thiersch die Katastrophe hereinbrach. Ich verweise Dich auf die bezeichneten Artikel! Was

*) S. die Schütz'sche Correspondenz. I, 212; II, 434.

insbesondere dieses Attentat betrifft, so war, wie alle Redaktionen verwandter Blätter, auch Schütz in Halle über den Vorfall instruirt worden, und zwar durch Feuerbach selbst. Schütz dankte Gott, daß wenigstens Freund Jakobs der Massakre noch glücklich nach Gotha entronnen sei, die nun von dem bayerischen Fanatismus bevorstehe. Der gerettete Jakobs selbst aber rescribirte (den 17. März 1811): Thiersch, der jugendliche Blutzeuge, habe, wie von leiser Ahnung des nahenden Martyriums erfüllt, noch kurz vor seiner Abreise gegen ihn geäußert: „wenn nun unsere Gegner Alles erschöpft haben, was bleibt ihnen noch übrig, als Mordbrand und Dolchstiche?“ Ueber die Urheberschaft des Meuchelmordes bemerkte er dem halle'schen Freunde, der den Freiherrn von Aretin doch halb und halb eines solchen Verbrechens für unfähig hielt: „Als ich Zweifel äußerte, ob die Catilinarier an dem Attentat gegen Thiersch Antheil hätten, ließ mir Weishaupt sagen: „„er wundere sich über meine Gutmüthigkeit; man müsse von diesen Schurken immer das Schlimmste glauben, wenn man das Rechte treffen wolle““ — und wer konnte sicherer Auskunft geben, als Freund Weishaupt, das alte Haupt des bayerischen Illuminatismus, der den neuen Regeneratoren Bayerns an dem thüringischen Wittwensitze großer Geister zu Handen saß, und als flüchtiger Hochverräther seine — bayerische Pension verzehrte.

Jedenfalls blieb dem guten Schütz der Schrecken in den Gliedern stecken. Das zeigte sich, als ihn gerade ein Jahr nachher die Nachricht traf, daß Hamberger in München wahnsinnig geworden sei. Zwar waren schon früher allerlei Gerüchte über häufige „Diätfehler“ des ehemaligen Adlatus Aretin's bis nach Halle gelangt; aber doch äußerte Schütz jetzt gegen Jakobs (den 11. Februar 1812) den dringenden Verdacht: „Sollte denn etwa gar, da das Stilett den Professor Thiersch verfehlt hat, sich nun ein Teufel gefunden haben, der dem Hamberger mit einer Art von aqua Tofana

zugesetzt hätte *)?" — Ueberhaupt beschäftigte man sich seit dem großen Streite mit den fremden „Gelehrten" in der protestantischen Journalistik auf eine Weise mit Bayern, die nachgerade der Regierung selbst unbequem werden mußte. Ein „norddeutscher Magister", der, „mit dem reichlichen Gehalt nicht zufrieden, den ihm der Staat gewiß über sein Verdienst bezahlte, sich noch mit Klatschereien im Morgenblatte ein paar Louisdör'chen verdienen wollte" (wie es scheint, Herr Thiersch selbst), veranlaßte endlich die Verordnung vom 22. August 1811, welche den Staatsdienern verbot, Nachrichten über die bayerischen Staaten in ausländische Zeitschriften einrücken zu lassen, ohne sie vorher der Censurbehörde vorgelegt zu haben. Nur gegen einige Pastoren im Ansbachischen, denen dadurch eine Erwerbsquelle versiegt wäre, trat Nachsicht in der Art ein, daß die Regierung sich mit der Angabe ihrer Correspondenz-Zeichen begnügte **). — Das war einer der ersten Flecken an dem Westerhemde der bayerischen Freisinnigkeit; er wurde scharf genug gerügt.

Unter den Anklagen, welche die „Patrioten" gegen die fremden Akademiker öffentlich erhoben hatten, war diesen das Unleidlichste: sie stünden in geheimen Verbindungen mit dem Auslande zu politischen Zwecken, und der sogenannte „Tugendbund", dem sie angehörten, sei ein Ausfluß der Freimaurerei, wie denn auch sonst dem an sich nicht politischen Freimaurer-Orden hier und dort höhere geheime Grade von politischer Tendenz eingepfropft worden seien. Den 24. August 1810 schärfte die „Oberdeutsche Literatur-Zeitung" noch ganz besonders ein: nicht nur der „Tugendbund" sei ein Ausfluß der Freimaurerei, sondern eben denselben Ursprung

*) S. a. a. O. I, 211 ff.; 284; 292.

**) S. die „Allemannia". 1815. I, 200.

hätten auch die Studenten-Verbindungen, mit welchen jetzt ein höchst gefährlicher Unfug sogar auf Gymnasien getrieben werde. Dachte man sich im Allgemeinen „Freimaurerei" als gleichbedeutend mit „protestantischer Propaganda", so erklärte man sich insbesondere auch die politische Haltung aller freimaurerischen Ausläufer aus religiösem Grunde, nicht etwa aus deutschem Nationalitäts-Gefühle. Auffallend war allerdings die Stellung voll bitterster Feindseligkeit, welche die zumal im Norden Deutschlands gewaltige Maurerei jählings gegen Napoleon einnahm, den sie noch kurz zuvor auf das Höchste venerirt, und seit dem Einbruche der Franzosen in Deutschland mit allen Mitteln subventionirt hatte. Ein unverdächtiger Zeuge, der preußische Generallieutenant von der Marwitz auf Friedersdorf, bemerkt z. B. darüber aus eigener Anschauung: „außer der französischen Unsitte und Verderbtheit" sei den Franzosen damals „noch ein Band der Affinität" sehr zu Statten gekommen, die Freimaurerei. Er definirt dieselbe als eine der ältesten Verbindungen „gegen jede positive Religion", angeblich, um die menschliche Vernunft auf den Thron dieser Welt zu setzen, in der That aber, um die bestehende Ordnung in Kirche und Staat umzustürzen, und die Herrschaft über beide den an der Spitze stehenden Betrügern in die Hände zu spielen. „Napoleon", erzählt er weiter, „welcher wohl wußte, welchen Schaden der Orden anrichten könne, und wozu er sich brauchen ließe, hatte ihn unter Aufsicht gestellt und seinen Schwager Murat zum Großmeister aller Logen in Frankreich wählen lassen. Der säumte nun nicht, so viele verschmitzte Kerle, als er unter den Officieren, Commissarien und Employé's nur auftreiben konnte, ebenfalls in den Orden aufnehmen zu lassen, und wie nun dieser Schwarm in unser Land kam, besuchten sie die Logen, redeten dort als Freunde der Menschheit, wurden bekannt, stifteten Freundschaften, und so kamen sie ganz unvermerkt zu allen Nachrichten, deren Napoleon be-

durfte, und selbst hinter Staatsgeheimnisse" *). Die plötzliche Wendung zum grimmigen Hasse der deutschen Freimaurerei

---

*) S. den Marwitz'schen „Nachlaß" (Berlin 1852). I, 194 ff. — Was der ruhige und klar sehende Marwitz von dem Orden selbst weiter urtheilt, mag manchen Wink auch über die oben besprochenen Vorgänge in Bayern geben. „Im Ganzen", sagt er, „steht es mit der Sache so: Obenan stehen die Bösen, welche Reichthum, Herrschaft und Genuß für sich selbst verlangen, und welchen alles Uebrige nur Mittel zum Zweck ist. Dann kommen die Enthusiasten, welche die Herrschaft der Vernunft verbreiten wollen, es koste, was es wolle. Dann die Sentimentalen, welchen es um das Glück der Menschen zu thun ist, und welche glauben, es durch Redensarten befördern zu können. Endlich die Albernen, welche mit etwas Geld Gutes thun, dabei aber sich selbst amüsiren wollen. Jede dieser Hauptstufen glaubt, mit ihr sei der Orden abgeschlossen, und ein Meister vom Stuhl unter den Albernen würde Maul und Nase aufsperren, wenn er erführe, daß es über ihm noch Enthusiasten gibt; ebenso würden die Sentimentalen es als eine Lüge bestreiten, wenn sie behaupten hörten, daß die Bösen ihre Hauptleiter wären. Wie gefährlich ein solcher Orden ist, springt in die Augen: denn selbst die Unschuldigsten unter ihnen, die Albernen und Sentimentalen, stiften doch immer den Schaden, daß sie sich gegenseitig durch die Welt helfen, sich einander zu Anstellungen empfehlen, und andere ehrliche Leute verdrängen. Es ist wirklich erstaunlich, welche Menge schlechter und unbrauchbarer Kerle auf diese Weise zu Anstellungen und zu Einkünften gelangen, und wie nachsichtig sonst rechtschaffene Vorgesetzte gegen Untergebene sind, mit denen sie in der Loge verkehren. Von den höheren Graden vernahm man in Zeiten der Ruhe und Ordnung nicht viel. Sie verstärkten ihren Haufen, und lebten auf Kosten der Betrogenen. Aber sie treten schon in den achtziger Jahren als Illuminaten auf, dann als Jakobiner in Frankreich, als Carbonari in Italien, als Leiter der Burschenschaft in Deutschland, als Juste milieu in Frankreich, als Liberale in Spanien, als Giovine Italia, als St. Simonisten, und frecher noch als diese eben jetzt (1836) als junges Deutschland. — Ich will hiemit nicht sagen, daß der gesammte Freimaurer-Orden alle diese Verirrungen und Verbrechen angestiftet hat; aber sie gingen von nicht wenigen Mit-

gegen Napoleon aber konnte nicht ausbleiben, als sie hinter den Betrug und zu der Einsicht kam: er sei durchaus nicht gesonnen, wie sie von ihm erwartete, den modernen Protestantismus zu proclamiren und sofort ein freimaurerisches Welt-Ordens-Reich gründen zu helfen, sondern die Macht der Freimaurerei in den unterjochten Ländern werde von ihm nur im Scheindienste des Liberalismus zu den Zwecken seines eigenen, napoleonischen Weltreiches ausgebeutet.

Sei aber Dem, wie ihm wolle! So viel ist gewiß, daß die fremden Akademiker in München und ihr Anhang bei jenen „öffentlichen und geheimen Anklagen gegen jede deutsche Tugend und Großheit" sich gebehrdeten, wie von der Tarantel gestochen. Der Regierung selbst scheint dabei unheimlich zu Muth geworden zu seyn, wenigstens wurden unter Andern auch Aretin und Professor Schultes aufgefordert, gerichtlich zu deponiren, was ihnen von jenen geheimen Verbindungen bekannt sei, und bald darauf erhielt man höchsten Orts die „vollständigen rechtsförmlichen Beweise." So behauptete wenigstens die wohlunterrichtete ministerielle „Allemannia", als sie im Jahre 1815 mit dem officiellen Organ des „Tugendbundes", den Brockhausischen „Deutschen Blättern", zusammenstieß, welche die Partei der „Allemannen" als Obscuranten, Illuminaten-Verfolger, Jakobiner-Riecher, Hyperaristokraten, Feinde der National-Repräsentation, der deutschen Einheit unter Einem Herrn und des Volksglücks, als Satelliten des Despotismus u. s. w. bekämpften. Was übrigens die angeführten Aufstellungen über die politischen Ausläufer der Freimaurerei selbst betrifft, so secundirte der „Allemannia" gerade damals Niebuhr's Schrift: „Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staate." Daß die bekannten fremden Her-

---

gliedern desselben aus, und hatten ihre Wurzel in den Grundsätzen des Ordens, ihre Helfer in seiner Mitte, ihre Zuflucht bei seinen Gliedern."

ren in München jedenfalls die Grundzwecke der Freimaurerei mit allem Eifer verfolgten, bewies die augenscheinliche Uebereinstimmung ihres offenen und geheimen Treibens mit den um jene Zeit erschienenen Maurer-Schriften, welche den Ordenszweck als „Propaganda für protestantische Moral“ definirten, und den Satz ausführten: für die bürgerlichen Zustände der Gegenwart könnten Staat und Kirche nicht genügen; es sei noch eine dritte Institution nöthig, welche „die Moral aller Menschen in den lebendig machenden Geist des Protestantismus verwandeln müsse“ — und das sei die Freimaurerei.

Unter diesem Gesichtspunkte läßt sich wirklich die Propaganda der fremden Akademiker in München begreifen, und darum gab die Schrift des preußischen Rathes Grävel: „Was ist die Freimaurerei?“ schon im Jahre 1810 eine scharfe Waffe gegen sie ab. So war allerdings die Propaganda Feuerbach's geartet, bei dem wir einmal auch die Worte: „Freimaurer-Parole“ treffen, da, wo der geheime Rath Sömmering im Begriffe gestanden haben soll, mittelst eines Pistolenduells das caput mortuum des Criminalisten zu den Affenschädeln in seinem Präparaten-Kabinett zu versammeln. So war die Propaganda aller andern fremdländischen Protectoren Weiller's, z. B. des holdseligen Weltschmerz-Poeten Schlichtegroll, der gar nicht genug Vocationen in Antrag bringen konnte, und schon den 6. September 1807 den Hallensern zusäuselte: „O! es ist des Guten in Bayern so viel im Keim und sichtbarer Entwickelung, daß mich jeder Erwerb eines Priesters im Tempeldienst freut, innig freut.“ Er wußte eben, daß alles Heil „für die ganze Menschheit“ von Preußen kommen müsse, weil „die Summe von Licht und Weisheit und Sitte, die dort bis in die Landpfarrer und Dorfschulzen verbreitet sei, doch nirgends auf einem ebenso großen Erdfleck“ sich finde. Aber auch den unvergleichlichen Weiller unterschätzte er nicht. Den 25. Okto-

ber 1812 sendete er die jüngste Rede desselben, deren Druck wegen ihrer zügellosen Schmähsucht gegen die alte Kirche selbst in Bayern Anstand gefunden hatte, an Schütz in Halle und andere Freunde, mit dringender Empfehlung: „Sie kommt mir wie ein Evangelium des Friedens vor, wie Worte eines wahren Weisen; wenn hie und da Philosophen von Profession *) das auch fänden, so wollte ich, daß es recht laut gesagt würde.“ So war endlich die Propaganda eines Jakobs und anderer in Bayern eingedrungenen Freunde des alten Illuminaten-Vaters Weishaupt. Die Dringlichkeit ist bezeichnend genug, mit der Jakobs (den 13. Dez. 1815) der Halle'schen Literatur-Zeitung das schmutzige Pamphlet des giftigen Ritters von Lang, weiland preußischen Archivars: Amores P. Jac. Marelli, „ergriffen von so vielen Gedanken, die ihm dabei aufstiegen“, empfahl, als eine schwere Waffe gegen das „Ungeziefer“ der Jesuiten, die ja am preußischen Rhein sich festzusetzen drohten: „Die Sache verdient es gewiß, daß man sie mit gehörigem Ernste beleuchtet.“

Daß überdieß nicht Feuerbach allein unter den „protestantischen und norddeutschen Gelehrten“ in Bayern nach der geschilderten Weise mit der Verfassungssache der katholischen Kirche des Landes sich befaßte, beweist die Kümmerniß des-

*) Das war von dem großen Schl. auf den armen Schelling gemünzt. Ueber die Gründe des Hasses solcher Creaturen gegen ihn äußert Görres im Jahre 1805 in der Vorrede zu seiner „Exposition der Physiologie“ kurz und gut: „Man kenne schon, haben die Pfiffigern ausgeklugt, die Conspiration der Dichter und Philosophen, allen alten Aberglauben wieder aufzuwärmen: die Ersten den Mysticism unter dem Namen des Romantischen, und mit ihm jede Art von religiöser Schwärmerei, Geisterseherei, das Wunderwesen und den Heiligenkram; die Andern unter dem Verirwort Idee allen cabalistischen Unsinn, Alchymiam, Astrologiam und Chiromantiam; so werde die Menschheit in ihrem Gange regressiv, und das ganze Packet wohl zugeschnürt wolle man dann den Jesuiten übergeben.“

selben Jakobs' über das — bayerische Concordat. „Ich bin" — schreibt er den 17. Dezember 1817 nach Halle — „seit einigen Tagen ganz verstimmt durch das bayerische Concordat. Zwar habe ich von München aus noch gar nichts darüber gehört; aber mich dünkt, ein größerer Rückschritt sei in neuerer Zeit gar nicht vorgekommen. Welche Reaktionen muß das geben! Welch ein Chaos! Wer mag die Folgen einer solchen Inconsequenz berechnen? Diese obere Bücher-Censur der Bischöfe; dieses Recht der Kirche zu erwerben; diese Freiheit in dem Verkehre der Unterthanen mit dem päpstlichen Stuhle! Klöster sogar! Ein Nuntius! Wie mag schon jetzt der Phalanx der Geistlichkeit vordringen! Wie triumphirend! Und welcher Geistlichkeit! Das sind mir Minister!" — Man hat hiebei die Grundzüge des Preß-Höllenlärms beisammen, der sofort unter Feuerbach's Direktion und der getreuen Mithülfe aller Genossen der protestantischen Invasion gegen das Concordat aufgeschlagen wurde, und zum Ziele führte. Im nächsten Jahre reiste Jakobs selbst nach München, und traf Alles voll freudiger Zuversicht, daß der „unwiderruflich abgeschlossene und feierlich ratificirte Vertrag" „nie so zur Ausführung kommen werde, wie es in Rom gemeint war." „Merkwürdig ist" — berichtet er den 8. September 1818 — „daß es Niemand gemacht haben will, und daß vielleicht Niemand unzufriedener damit ist, als der König selbst, der eben, um ihm ein Gegengewicht zu geben, die Publikation der Verfassungsurkunde mit größtem Eifer betrieb" *).

Schließlich glaube ich, daß hiemit aus der jüngsten Vergangenheit Bayerns genugsam erörtert sei, gegen welche

---

*) Vgl. zu dieser Auseinandersetzung über die freimaurerisch-protestantische Propaganda: die „Antwort einiger Allemannen auf die Flugschrift: die neuen Obscuranten im Jahre 1815. Ostdeutschland. 1816." S. 21 ff., 2, 19 — und die Schütz'sche Correspondenz. II, 432 bis 441; I, 230 bis 237.

„Berufungen“ in Bayern wie in jedem andern Lande Opposition sich nothwendig erheben muß, und welche „Berufenen“ im Lande „fremd“ sind und für alle Zeit „fremd“ bleiben werden; von Fällen gar nicht zu reden, wo man unverdiente Fremdlinge tüchtigen und verdienten Eingebornen vorzog und diese verkümmern ließ. Auch der auffallenden Erscheinung brauche ich nicht weiter zu erwähnen, daß jetzt wieder, wie damals, aus dem Norden eingewanderte Fremdlinge beschuldigt werden, in Bayern gegen die Interessen des Landes und zu Gunsten der Gelüste ihrer Heimath Einfluß üben zu wollen; ihr giftiger Haß gegen die alte Religion des Landes und gegen alles mit ihr Verwandte ist offenkundig. Ich habe meine Briefe aus einer Periode der bayerischen Geschichte geschrieben, in der eine wahrhaft tückische Regierungs-Tyrannei ohne Gleichen, von verblendeten und vor lauter „Aufklärung“ um ihren gesunden Menschenverstand gekommenen Leuten geleitet, auf der alten Kirche lastete, und in der das Sprüchwort entstanden ist: „Bei Gott und Bayern ist Alles möglich!“ Wie glänzend König Ludwig das allgemeine Misere durch eine lange und glückliche Regierung unterbrochen und auch bessere kirchlichen Zustände trotz aller, nicht zu unterschätzenden, Ungunst der Zeit, wie der Sachlage wenigstens angebahnt hat, ist bekannt; nicht weniger, wie die liberalen Lecker dafür an ihm sich gerächt haben. Dagegen dauert das ekelhafteste, von den Einen wohl überlegte, von den Andern gedankenlos nachgesprochene Lob jenes traurigsten Regiments, das bis dahin über Bayern gekommen war, auf allen Tribünen und auf allem Papier der Liberalen und der Katholikenfeinde bis zu dieser Stunde fort. Warum? das liegt auf platter Hand! Sie wollen offenbar zum Rückfall und zur Nachahmung jener angeblich „populären“ Regierung verlocken. Einige Jahrzehnte hinter jeder Regierung tritt aber die unparteiische Geschichte auf, und ich habe in Einigem gezeigt, was *sie* einst sagen wird.

XXXII.

L. P. W. Lütkemüller

und seine neueste Schrift: „Unser Zustand von dem Tode bis zur Auferstehung" *).

(Ein Beitrag zur Geschichte der „Fortschritte des Protestantismus".)

Es ist seit einiger Zeit an der Tagesordnung, daß man auf großes Rühmen von protestantischen Eroberungen stößt. Will man damit sagen: „wir haben nicht Zeit, die freilich rathlos verwirrten Angelegenheiten im eigenen Hause zu ordnen, weil wir ganz von dem Sammeln der Lorbeern in Anspruch genommen sind, welche uns von Außen zufallen?" Fast scheint es so, als wenn man die tödtlichen Schäden im Innern mit solchen bramarbasirenden Lügen verdecken wollte! Denn als Lügen haben sich alle die Berichte über massenhaften Abfall von der Kirche, wie früher in Schlesien, so neuerlich in Frankreich, herausgestellt. Gerade jetzt kommt uns wieder aus der sechsten General-Conferenz der fast über ganz Europa verbreiteten Evangelical-Alliance, welche jüngst in Dublin tagte, zu Ohren: wie die „irisch-redenden Agenten" der Alliance

*) Leipzig bei Reclam sen. 1852.

„des Nachts, wenn die Priester schlafen," ihre Raubzüge unter die „Römischen" gemacht und 50,000 Irländer gekapert hätten, deren arme Seelen sie, wenn das wahr ist, ohne Zweifel auch gleich baar bezahlt haben.

Aus der jüngsten Gustav-Adolf-Vereins-Versammlung zu Wiesbaden vernimmt man, neben zahlreichen Asotien gegen die Kirche, sogar: wenn die Türken an der Börse aufrichtig miteinander sprechen wollten, pflegten sie sich auszudrücken: „wir wollen protestantisch miteinander reden!" in so hohe Achtung habe sich der Protestantismus in der Türkei bereits gesetzt. Kurz — man thut das Ungeheuerlichste zur gegenseitigen Ermuthigung. Wenn sich, wie gewöhnlich, hintennach das Alles als leerer Wind herausstellt, so braucht man gar nicht aufkommen zu lassen, daß man den „letzten Hauch von Mann und Roß" daran gewendet, um mit der gerade jetzt wieder überaus kriegslustigen „Kreuzzeitung" zu reden; man kann sich dann ja einfach, wie dieses Blatt über die mögliche Sprengung des Zollvereins und Isolirung Preußens, mit der Sentenz trösten: „Einsamkeit ist besser als schlechte Gesellschaft." — Wie man aber zum Zwecke solcher Ermuthigung nothwendig nach Außen greifen muß, weil sich im Innern nur höchst Niederschlagendes findet, hat erst in diesen Tagen z. B. die energische Erwiderung des Breslauer Domkapitels auf den Erlaß des Berliner Oberkirchenraths gegen den kranken Cardinal und Fürstbischof Melchior gezeigt. Also „Fortschritte" und „Aufschwung" trotz solcher Zurechtweisungen, welche vernichtend einfallen, sobald man Miene macht, willkürlich das ureigene Feld der durchgehenden Negation zu verlassen! Ja! so lange man, wie auf der Berliner Generalsynode von 1846, „nach einem den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden neuen Glaubensbekenntniß suchte", da konnte man allerdings von „protestantischen Fortschritten" sprechen! Man hat auch gesehen, wohin diese geführt!

Jedenfalls fällt aber gewiß mit Recht schon das auf, daß

unter allen den großen Schaaren nagelneuer Convertiten auch nicht ein Einziger ist, den man bei Namen nennen dürfte, geschweige denn, daß man nur ein einzigesmal sagen könnte: auch N. N. befindet sich darunter, der in der Literatur nicht unbekannt ist, oder dergleichen. Da stellen wir Katholiken uns bekanntlich doch ganz anders; wir schätzen auch stets nicht nach der Quantität, sondern nach der Qualität. Und wie zum Troste ist uns in demselben Augenblicke, als wir von den Siegen der „irisch-redenden Agenten" 2c. lasen, ein Buch zu Gesicht gekommen, das ein Hr. Pastor L. P. W. Lütkemüller geschrieben hat, und in dem er nachweist, daß der Protestantismus vor dem Richterstuhle der Geschichte und der Wissenschaft, der Bibel und des Gewissens nicht bestehen könne, und wahre apostolische Lehre gerade das sei, was die Firma des Berliner Oberkirchenraths „verworfenen Wahn" zu heißen beliebt. Man sieht: wir nennen unsern Mann, und wir sind begierig, zu hören, was die Stimmführer der protestantischen Parteien dazu sagen werden, denn der Name „Lütkemüller" ist seit vierzehn Jahren unter ihnen wohl bekannt. Unser Interesse nimmt der Träger desselben um so mehr in Anspruch, als er stets in einer äußern Stellung lebte, welche der Verstockung unter den inveterirten Vorurtheilen aus einer kirchenfeindlichen Erziehung am meisten förderlich zu seyn pflegt. Er steht zur Zeit im besten Mannesalter und als evangelischer Pfarrer zu Selchow bei Storkow in der Mark Brandenburg. Wir nehmen nämlich keinen Anstand, ihm den Titel: „evangelischer" Pfarrer, zu lassen, und wollen sehen, ob die preußische „Landeskirche" dasselbe thun wird.

Von väterlicher und mütterlicher Seite aus alten Predigerfamilien stammend, hatte sich der junge Lütkemüller aus kindlichem Gehorsam dem theologischen Studium zugewendet, gegen welches er in Wahrheit um so tiefere Abneigung fühlte, als er völlig in dem vulgären Rationalismus untergegangen

war. Diese Richtung dominirte auch auf den theologischen Kathedern zu Halle; nur der bald darauf suspendirte Professor Guerike widerstand unter Spott und Hohn. Aber gerade durch ihn wurde Lütkemüller gewonnen, und seit 1833 noch dazu in den pietistischen Zirkeln Berlins gestärkt, trat er, sobald der berüchtigte Agendenstreit losbrach, aus der preußischen „Union" zu den Altlutheranern über. Als hervorragendes Mitglied der separirten Gemeinde zu Berlin übernahm er bald darauf eine Mission nach Sachsen, wohin er denn auch sofort zu Dr. Scheibel und Dr. Rudelbach in Glauchau völlig übersiedelte. Von seinem Streite mit der Partei des Pastor Stephan zu Dresden berichtet eine eigene Schrift*); er war bereits eine vielbesprochene Persönlichkeit, als er im Mai 1839 auf den Ruf von drei oder vier lutherisch Gesinnten nach Brüssel gieng, um daselbst mit Hülfe der Société evangélique Belge eine flämische Gemeinde zu gründen. Dort arbeitete er mit einem Seeleneifer, welcher der guten Sache werth gewesen wäre, hielt aber unter den Plackereien der „evangelischen Brüder" von andern Sekten, namentlich den independentischen, nur wenig über ein Jahr aus. Mit Noth dem Hunger entronnen, aber reich an schätzbaren Erfahrungen, kehrte er nach Preußen zurück. Er hatte auf dem kirchlich-republikanischen Boden der Separation nun selbst gewirkt und die heimlichen Tücken eines vielköpfigen Regiments, voll von allen schlechten Leidenschaften unter geistlicher Maske, gekostet; es wollte ihn unter Anderm bedünken, darin seien die Papisten doch noch klüger, daß sie nur die verstorbenen Weiber als Heilige in der Gemeinde Gottes wollten mitreden lassen. Und nun gar die Lage eines Predigers in der Separation! Ohne höheres Ansehen, ohne feste Stellung, jeder Laune des Moments schutzlos preisgegeben, kann er

*) Lütkemüller: die Lehren und Umtriebe der Stephanisten. Altenburg 1838.

stündlich entlassen und brodlos seyn, ohne Recht zu finden, und erfahren, daß die schnödeste Behandlung, die ärgsten Injurien, wo es nicht nach dem Kopfe der Stimmführer geht, als Gottes Wort und Stimme des heiligen Geistes gelten, und daß so Weiber, Schuster und Schneider über das Predigtamt und Doktorat der Theologie sich erheben. „Das muß man erlebt haben!" — seufzte Lütkemüller, und es erschien ihm die Disciplin einer „Landeskirche" und eine Kirchenverfassung als große Wohlthat, bei der doch auch bürgerliches Recht wenigstens respektirt werden muß.

Er sah nun, daß ja auch in der preußischen „Union", welche er bisher beharrlich und öffentlich bekämpft hatte, das rein lutherische Bekenntniß gepredigt werden könne, und als man ihm mit ehrenvollen Anträgen entgegenkam, trat er sofort in geistliche Dienste unter dieser „Union".

Inzwischen setzte er auch in dieser Stellung seine Studien mit großem Eifer fort, und namentlich beschäftigten ihn die mannigfaltigen kirchlichen Parteien, die er aus eigener Anschauung im Inlande und im Auslande in Unzahl kennen lernte. Die beste Gelegenheit dazu hatte er bei seinem Aufenthalte in Belgien und Holland gehabt; auch jetzt machte er noch mehrere semesterlangen Reisen, einmal sogar „auf höhere Kosten zur Erweiterung seiner kirchlichen Kenntnisse." Da er nicht bloß um eines großen literarischen Namens willen, sondern zuvörderst für das Heil seiner Seele forschte, so konnte es nicht fehlen, er mußte in der preußisch-„evangelischen Kirche" wie die Magnetnadel, bevor sie ihren Pol findet, innerlich in fortwährend unstäter Bewegung seyn. Eine Art von Ruhepunkt fand er noch einige Jahre lang in der Ueberzeugung, daß im Papstthum das volle mysterium iniquitatis lebendig geworden sei; an heftigen Declamationen gegen die alte Kirche in genuin lutherischer Sprachweise und aus der unerschöpflichen Fundgrube anerzogener Vorurtheile erholte er sich von

seinen protestantischen Irrfahrten. Das Buch, in dem er seine niederländische Mission beschrieb*), ist voll von dieser Praxis.

Gerade vor zehn Jahren ist es erschienen. Natürlich war ihm damals Luther noch der Engel der Apokalypse, der mitten durch den Himmel geflogen und das ganze ewige Evangelium wieder an's Licht gebracht hat. Er hatte auf seinen weiten Reisen die herrlichsten Monumente alter Frömmigkeit und Kunst gesehen; was aber eigentlich zu seinem Herzen sprach, das waren: Luthers Patmos auf der Wartburg, die steinerne Kammer an der alten Kirche in Schmalkalden, wo er krank gelegen, die Kanzel, auf der er gepredigt, und der Schwedenstein bei Lützen. Dem „an sich abgeschmackten und geschmacklosen, bornirten Hierarchismus" wirft er vor, daß er sich, voller Tücke, von Außen „mit den fremden Federn der Kunst" aufschmücke, und eine läppisch-ernste Discussion über die Frage: ob eine rechte Christin ein Goldringlein zum Andenken an ihren verstorbenen Verlobten tragen dürfe? gibt Veranlassung, am Papste „unverzeihlich" zu finden: „daß er auch dieses Heiligthum des Herzens nicht hat unangetastet und unberaubt gelassen, sondern es auf das verkehrte kirchliche Gebiet (als Reliquien-Verehrung) verpflanzt und zu Abgötterei und Egoismus ausbeutet." Den Papst und die Seinen hat eben überhaupt „das tägliche Handwerk der abermaligen Kreuzigung gefühllos gemacht, wie Henkersknechte."

Es ist nöthig, sich diesen streng lutherischen Standpunkt lebhaft zu vergegenwärtigen, auf dem Herr Lütkemüller anfieng, zu studieren, um wirklich zu lernen, zu forschen, um bei der Wahrheit sich zu vergewissern, aber auch recht von Herzen zu beten, daß Gott ihm gnädig aus allen Zweifeln helfe — wenn man das große Gnadenwunder begreifen will,

*) Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. Ein Lebensbild der deutschen, belgischen und holländischen Kirche. Leipzig bei Reclam 1842.

das an ihm geschehen, und das eine so durchgehende Umwandlung seiner ganzen Anschauung innerhalb zehn Jahren bewirkt hat. Damals war es Görres, und besonders dessen Athanasius, was den ganzen Lütkemüller in Aufruhr versetzt hatte; kaum ein Capitel des Buches von 1842 schließt ohne Hieb auf Görres und seine Jesuiten. Er warf diesem vor, einzelne Erscheinungen in's Allgemeine hinübergespielt und so ein wahres Monstrum in einer Windmühle geschaffen zu haben, gegen welche er nun als gegen die protestantische Kirche zu Felde ziehe. Jetzt aber malt er selbst wo möglich mit noch schwärzeren Farben, als einst Görres gethan. Nur Eines lobte er damals an den Katholiken als nachahmungswürdig und beschämend für die wahren Christen: ihr treues Anhalten im alten Glauben, ihren aufopfernden kindlichen Gehorsam, ihren Sinn für Wahrung des Rechts; das sei es, was — auf purem Menschengrund und ohne Evangelium! — dennoch die „äußerliche weltliche Stärke" bewirke, welche heutzutage von Neuem wieder in Erstaunen setze, und im Gegenhalte zu der offenbaren Auflösung und Zersplitterung im Protestantismus auf manche trefflichen Leute solchen Eindruck mache, daß sie zu „katholisiren" schienen, wie z. B. Böhmer in Frankfurt, der große deutsche Historiker. Jetzt sieht er, daß das „Evangelium" allein in der katholischen Kirche gerettet worden, und daß der Protestantismus es sei, der, wenn er noch Kraft verrathe, bloß „äußerliche weltliche Stärke" habe und nur auf „Menschengrund" beruhe.

In der Regel sind es nicht pur dogmatische Bedenken, welche genauere Untersuchungen über das katholische Kirchenwesen unter Protestanten zuerst veranlassen; man ist in solchen Fällen eben gewohnt, sich bloß und in letzter Instanz an die willkürlich ausgelegte Bibel zu halten. Bei Herrn Lütkemüller aber stand ohnehin, schon durch seine äußern Erlebnisse, die kirchliche Verfassungsfrage zu sehr im Vordergrunde, als daß nicht sie zunächst ihm eine unbefangenere Würdigung

der alten Kirche hätte nahe legen sollen. Das Resultat der rein objektiven Anschauung, zu welcher er sich forcirte, war, daß er endlich gerade das kirchliche Verfassungssystem für das richtige halten mußte, welches er stets am heftigsten bekämpft hatte — das Papal-System nämlich. Das fand er jetzt deutlich und klar in der Bibel ausgesprochen, wie er zuvor das Gegentheil deutlich und klar aus derselben Bibel herausgelesen hatte; denn unter protestantischer Auslegung enthält die Bibel eben nur vorgefaßte Meinungen. Als die „preußische Cäsareopapie" eine neue Kirche, „Union" genannt, zu befehlen beliebte, hatte Herr Lütkemüller das unselige Princip einer solchen Kirchenherrschaft erkannt und aus dem Gewissens-Conflikt mit der staatlichen Kirche auf den Boden der altlutherischen Opposition sich salvirt. Diese mußte nun selbst eine kirchliche Verfassung wählen! Welche sollte sie nehmen? Die Cäsareopapie war von der Opposition, die bischöfliche Verfassung von den symbolischen Büchern verworfen! Es blieb nur die demokratische übrig. Die Häupter der Altlutheraner griffen zur Bibel und siehe da! die Bibel sagte deutlich und klar: die demokratisch-kirchliche Verfassung sei die ächt apostolische. Freilich widersprachen bald die trübseligsten Erfahrungen; man gerieth aus der Scylla in die Charybdis, und Herr Lütkemüller flüchtete in die „evangelische Landeskirche", also unter die „Cäsareopapie", zurück. Nicht als ob er damit bereits aufgehört hätte, die apostolisch-kirchliche Verfassung für eine rein demokratische zu halten! Nur betrachtete er sie jetzt als ein pures Ideal, dessen Realisirung bei den veränderten politischen Umständen unmöglich geworden sei; nach diesen habe sich ja schon das alte orthodoxe Lutherthum gerichtet. Als aber nun die „politischen Umstände" sich neuerdings und gründlich änderten, als der im J. 1848 revolutionirte und von allem Christenthum losgezählte Staat dennoch die „Kirche" regierte, von Unten nach Oben demokratisch-volksbeglückend die „Kirche" reorganisirte, da zerrissen ihn

neuerdings die quälendsten Zweifel, Tag und Nacht tiefnagender Kummer. Er nahm wieder die **Bibel** zur Hand; sie sollte ihm jetzt sagen: ob denn wirklich die Demokratie die Verfassung der heiligen apostolischen Kirche sei, und ob diese wirklich in ihrer cäsareopapistischen Verstaltung jedem Atheisten, Socialisten und Rothrepublikaner Folge zu leisten habe? Dießmal sah ihn nun freilich die Bibel wieder ganz anders an; wie Schuppen fiel es ihm auf einmal von den Augen; er fand „vom ersten Buche Mosis bis zur Offenbarung Johannis die **monarchische** Einrichtung des Reiches Gottes" und für die Kirche auf Erden das monarchische Princip als Verfassungsprincip vorgeschrieben; der Primat im Papstthum und die bischöfliche Ordnung in der katholischen Hierarchie stand ihm jetzt in der — **Bibel** klar und deutlich!

Man könnte dieser Veränderlichkeit biblischer Stimmungen mißtrauen! Scheinen ja doch auch nichttheologische Autoritäten jetzt wieder ganz andere Dinge aus der Bibel herauszulesen, als sie im J. 1848 klar und deutlich in derselben gesehen! Wenn Herr Lütkemüller bei „veränderten politischen Umständen" damals das Papal-System in der Bibel fand, könnte er nicht bei abermals „veränderten politischen Umständen" wieder eine andere kirchliche Verfassung für apostolisch und biblisch erkennen? Gewiß wäre das denkbar, wenn sich nicht zugleich seine religiöse Grundanschauung umgewandelt hätte! Aber gerade in Uebereinstimmung mit jener Lösung der kirchlichen Verfassungs-Frage ergab sich ihm: „daß man in Glaubensdemuth sich nicht selbst die Befähigung zutrauen dürfe, die Wahrheit der heiligen Schrift von dem subjektiven Standpunkte aus vollkommen zu finden." Man denke doch — fährt er fort — „um sich zu veranschaulichen, wohin der Grundsatz von der sogenannten freien Schriftforschung die Vernunft ohne die Autorität der wahren Kirche führt, an den Abendmahlsstreit. Jede Partei, Luther, Zwingli und Calvin rufen: „„Es ist Alles deutlich, die Bibel hat sonnenhelle Klar-

heit!"" Jeder Partei ist deutlich, daß die Auslegung der andern verkehrt und gottlos sei. Wer hat Recht? Wer soll entscheiden? Luther? Er gesteht offen selbst zu, daß ihn die Lust zum Widerspruche zur Gestaltung seines Lehrbegriffs antreibt!" „Sehe man doch, was die freie Schriftforschung und das Geschrei: Geist! Geist! gegen den Geist der Kirche anrichtet. Jeder behauptet von sich, die Bibel zu geben, aber die That und unzählige Zersplitterung zeigt das — Widerspiel vom Pfingsttage."

Also — Anerkennung der göttlichen Institution der katholischen Hierarchie! Herr Lütkemüller kennt die volle Bedeutung seines Zeugnisses. „Was werden" — fragt er — „meine mir unvergeßlichen Freunde, selbst über Deutschland hinaus, in Dänemark, Belgien, Holland, Frankreich und der Schweiz, wenn sie es hören, sagen zu diesem meinem ehrlichen Geständnisse? Ich bekenne offen, daß ich seitdem die katholische Kirche in einem ganz andern Lichte betrachte; ich verehre, wo ich früher — ich meinte, in einem ehrenhaften ritterlichen Kampfe — das Schwert zog. Ich kann die heilige Kirche nicht mehr als ein Unhistorisches annehmen, als eine unsichtbare, oder wenn sichtbar, als ein todt Abstraktes, formulirt in einer subjektiven Auffassung von einer „„Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht"" werden. Dieses ist ebenso unbestimmt und aller Deutungen fähig, wie der Paragraph einer modernen Constitution. Aber so viel ist klar, daß in der Augsburgischen Confession, der diese Worte entnommen sind, die Kirche als die Versammlung aller Gläubigen wieder unhistorisch aufgestellt ist, als ein Ideal, als ein nur in der Idee Vorhandenes, etwa gerade so, wie man auch von einer allgemeinen Vernunft spricht." Das ganze neue Testament sagt ihm jetzt, „daß die Kirche hier auf Erden kein solches bloßes Hirngespinst ohne Fleisch und Bein, sondern eine wirkliche,

historische ist." — Und an die neugewonnene Ueberzeugung knüpft sich ihm unmittelbar, wie ein Lichtblitz im dunkeln Gebiete der Politik, die Bemerkung: „Die anglikanische Kirche steht durch Beibehaltung ihrer bischöflichen Verfassung, wenn dieselbe auch inconsequent ohne Zuspitzung gelassen wurde, höher als alle andern protestantischen Kirchen. Von diesem erhaltenen Bestandtheile der heiligen Kirche aus er-erklärt sich nun auch die blühendere Aristokratie in England, wie denn schon das Ritterthum überhaupt eine Blüthe war, welche die katholische Kirche auf weltlichem Boden getrieben hat. Eine Mahnung für alle Fürsten und Edeln, daß sie besser thun, mit ihren hohen Ahnen und mit deren Glauben, in welchem sie nicht, Gott verzeih' mir, des Teufels geworden sind, auch nicht ihres kirchlichen Ausgangspunktes zu vergessen." Er macht bemerklich, wie schon die Männer der Reformation nur zu gut wußten, daß unser Adel und Ritterthum eine Blüthe der katholischen Kirche auf weltlichem Boden sei; daher die alsbald auftretende giftige Feindseligkeit gegen die sociale Stellung des Adels, welcher gemäß Luther selbst im Jahre 1522 vorschlug: der Unterschied zwischen dem adeligen und dem Bürgerstande solle wegfallen.

Es war, wie gesagt, ein schwerer Kampf, bis Herr Lütkemüller durch das Princip der Apostolicität und Katholicität die inveterirt protestantischen Vorstellungen von einem parcellirten, territorialen oder Landes-Kirchenthum und von der unsichtbaren Kirche der Gläubigen überwand, mit welcher Lehre man seit Luther der heickeln Frage auswich: wo war denn die wahre Kirche während der mehr als tausendjährigen Periode evangelischer Verlassenheit? und wo ist sie jetzt bei dem ungeheuern Widerstreit der Meinungen? oder ist denn etwa die heilige Kirche jemals abhanden gekommen, welcher doch der Herr die Verheißung ertheilt hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen? Angegriffen von allen Seiten, von Reformirten, Pietisten, Rationalisten,

Altlutheranern und Unionisten, seitdem er als Lutheraner bei der preußischen „Union“ stand, war er auf die innern Widersprüche im Lutherthum selbst aufmerksam geworden, und indem er nach den Ursachen der allgemeinen Zertrümmerung forschte, die endlich in ein gänzliches Atomisiren auslaufen müsse, so sah er mehr und mehr eitel subjektives, nur persönliches Christen- und Kirchenthum im Protestantismus seit der Reformation. Die Geschichte der lutherischen Kirchenverfassung ward ihm jetzt klar. Luthers falsche, aber von den Parteien bis zur Stunde beibehaltene Bibelübersetzung: ecclesia als „Gemeinde“ statt „Kirche“, hatte das demokratische Princip in die Kirche getragen; die Wiedertäufer und die rebellischen Bauern vom Jahre 1525 bauten consequent darauf fort, wie in neuester Zeit die „freien Gemeinden“; Luther aber verläugnete, entsetzt vor dieser Consequenz, sein eigenes Princip; und seitdem ist Inconsequenz und Abschließung gegen alle Consequenzen das Loos der Lutheraner, ihr Daseyn daher eine fortgehende Niederlage geworden. „Das Verbot der freien Gemeinden innerhalb der Union bei uns ist eine neue Auflage der Inconsequenz Luthers selbst, so lange dieselbe die falsche lutherische und reformirte Bibelübersetzung („Gemeinde“ statt: „Kirche“) fortbestehen läßt. Sehen wir recht: was ist denn unsere sogenannte evangelische Kirche in den preußischen Landen Anders, als ein großes Bündel freier Gemeinden? Das Kirchliche macht es ja, nicht der Unterschied in der bis jetzt überdieß nur für interimistisch erklärten Verfassung, nicht der staatliche, polizeiliche Hinterhalt, den wir haben und welchen jene jetzt entbehren.“

Seitdem Herr Lütkemüller im Jahre 1848 praktisch gelernt hatte, daß die Welt nur zu wählen hat, entweder zur Rechten oder zur Linken des Herrn zu stehen, daß es in diesem Falle kein rechtes und kein linkes Centrum gibt, kein Buhlen und Hinken nach zwei Seiten — erst seitdem sieht er überhaupt auch die preußische „Union“ im rechten Lichte an: wie

sie mit ihrem heillosen Indifferentismus und praktischen Unglauben schon im Princip Christus verschachert, wie sie kirchlich auf dem absoluten Nullpunkt steht, in ihrem Wesen kirchliche Privilegirung der rein persönlichen Willkür, in ihrem Resultate der absolute kirchliche Banquerott ist, der sich bereits auf der Berliner Generalsynode vom Jahre 1844 schlagend genug herausstellte. Irgend welche kirchliche Reform vermag in ihr gar nicht mehr zu Stande zu kommen; die preußische „Landeskirche" ist rein — „unverbesserungsfähig." Was soll man daher von den neulichen Repristinations-Versuchen halten? „Die Union ist mehr als hundertjährige Tendenz in Preußen. Nachdem sie da ist, ist sie die Sackgasse, in die sich bei uns der Protestantismus zu seiner rettungslosen Auflösung verlaufen hat. Wollte eine fromme Landesregierung auch die Union wieder auflösen, so wird sie doch nicht mehr im Stande seyn, aus der kirchlichen Demoralisation unter der Union die Massen zu einem verlassenen, bereits erloschenen confessionellen Bewußtseyn zurückzuführen."

Daß die sich befestigende Ueberzeugung von der göttlichen Institution der Hierarchie von speciellen dogmatischen Untersuchungen gefolgt seyn mußte, versteht sich von selbst; die allseitige Frage war: „Hat die katholische Kirche oder der Protestantismus die wirkliche christliche Wahrheit?" Merkwürdiger Weise consentirte Herr Lütkemüller gerade in jenen zwei Punkten zuerst und zunächst, mit welchen die anerzogene protestantische Anschauung sonst am allerschwersten sich befreundet. Es ist: die Verehrung der Heiligen und das Fegfeuer. Die Firma „Berliner Oberkirchenrath" hat erst jüngst noch dem erhabenen Kirchenfürsten von Breslau in specie diese zwei Lehrpunkte als „verworfenen Wahn" vorgehalten; Herr Lütkemüller aber erklärt: daß die katholische Kirche diese zwei Dogmen aufstelle, sei schon der allein genügende Beweis, daß sie die volle christliche Wahrheit besitze. Zur Erkenntniß gelangte er in dem ersten Punkte auf prak-

tischem Wege durch seine innige Frömmigkeit, in dem zweiten, was sehr sonderbar scheinen möchte, zunächst durch eine gelehrte Liebhaberei für das Studium der Edda! Daß er beide Lehren nachträglich klar und deutlich in der Bibel stehen sah, ist natürlich!

Schon als Jüngling war Herr Lütkemüller voll glühender Liebe zum Heilande und reinen Eifers für Alles, was ihm als Wahrheit galt. Als er einsam und verlassen in Brüssel stand, und das geistige Babel unter seinen Glaubensgenossen täglich sehen und erfahren mußte, da marterten ihn bald die trübsten Gemüthsstimmungen. Wir können uns von der trostlosen Lage solcher innerlich zerrissenen Seelen nicht leicht einen Begriff machen, und es wird uns schwer, Beschreibungen von Scenen richtig zu würdigen, in denen zwei solcher Betrübten zufällig zusammentreffen, halbe Tage lang nebeneinander sitzen, unter heißen Thränen über biblische Erfahrungen und Bibelworte sprechen, und es endlich kaum über sich bringen, sich wieder zu trennen. Herr Lütkemüller beschreibt solche Scenen. Er war ein starker Beter, und fühlte sich besonders mächtig von der Lektüre der alten Mystiker angezogen. Aus den wachsenden Nöthen strebte er wie ein Verzweifelter nach lebendigerer Gemeinschaft mit Christus, und als die Geistesqual auf's höchste gestiegen war, wurde ihm klar, „wie in der römischen umgekehrten Kirche ein äußerliches Gebot dem Priester gebiete, täglich eine Messe zu lesen." Er überwand endlich die Scheu, das Sakrament sich selber zu reichen, und suchte nun in „oft täglichem Abendmahlsgenusse" Heilung zu finden, wie er sagt, mit großem Erfolge. Aus dem Schatze der Kirche, die er lästerte, weil er sie nicht kannte, floß ihm die Gnade zu, ohne daß er es wußte. Durch sein redliches und bewußtes, von aller Gefühlsschwärmerei freies Ringen wurde indeß sein Glaube immer objektiver, in demselben Maße aber für ihn, zumal als geistlichen Mann und „namentlich (später) unter

dem unnennbar nichtigen Zustande in der unirten evangelischen Kirche", die Anfechtung schwerer und das Seelenleiden quälender, trotz des fortgesetzten Abendmahlsgenusses. Er that nun einen starken Schritt näher zum Gnadenborne der Kirche. „Einsam und elend" — erzählt er selbst davon — „mußte ich endlich, sollte ich in der Versuchung nicht innerlich und äußerlich unterliegen, niederfallen und mit Origenes sprechen: „„Ich will niederfallen auf meine Knie, und da ich es um meiner Missethat willen nicht wage, Gott selbst mein Gebet darzubringen, so will ich alle Heiligen um ihren Beistand anrufen. O, ihr Heiligen des Himmels, ich flehe euch an in meiner von Seufzen und Thränen erfüllten Betrübniß, fallet dem Herrn der Barmherzigkeit zu Füßen für mich elenden Sünder."" So übte ich den apostolischen Glauben zum erstenmale vollständiger, und so erschienen mir im feurigen Ofen Engel des Trostes, daß mir kein Haar versengt ist. Seit der Zeit weiß und liebe ich die Gemeinschaft aller Heiligen, nämlich nicht bloß die auf Erden, und staune darüber, durch eine schmählich unrichtige kirchliche Erziehung so lange daran gehindert worden zu seyn. O wie reich und selig bin ich seitdem in meiner hiesigen größten Verlassenheit und geistlichen Einöde!"

Jetzt erfuhr er an sich selber, wie kläglich durch die Verwerfung der Gemeinschaft mit den Heiligen des Himmels „auch dem Gebete die Flügel gewaltsam verschnitten worden seien", und er sah, daß die Reformation auch „hierin wieder, wie noch bis jetzt die eifrigen Klopffechter des Protestantismus, der katholischen Kirche den durch ihr Princip unverschuldeten Mißbrauch aufgemutzt, um damit zugleich den Gebrauch zu stürzen, also wieder, ächt revolutionär, das Kind mit dem Bade auszugießen." Auf die seit Reformationszeiten ständige Phrase aber: die Verehrung der Heiligen entziehe Christo die Ehre! entgegnet er jetzt: gerade umgekehrt nähmen diejenigen in Wahrheit Christo die Ehre, welche gegen die Ver-

ehrung der Heiligen als gegen eine Abgötterei eiferten, weil gerade sie Christus mit jedem Heiligen vollkommen gleichstellten, und als ungeschickte Gesellen ihn täglich und in jeder Angelegenheit nur direkt anlaufen wollten, als sei er ganz unseres Gleichen, aus unserer Gnade ein Wahlmann, nur so zu sagen ein nordamerikanischer, von uns gedungener Methodisten-Prediger. Und in der That braucht man, um diese Bemerkung faktisch begründet zu finden, nur etwa an die ekelhaft unverschämte und bis in's Blasphemische gehende Familiarität vieler protestantischen, und besonders der herrnhutischen, Kirchenlieder mit dem Herrn des Himmels und der Erde sich zu erinnern.

Schon früher, wie es scheint, hatten seine Studien über die Mythen der alten Völker, namentlich über die altnordische Edda, seiner geistigen Anschauung eine Richtung gegeben, welche dem protestantischen Standpunkte über kurz oder lang tödtlich werden mußte. Seit frühester Jugendzeit übte die uralte Sagenwelt auf ihn einen eigenthümlichen Reiz, und erst vor Kurzem gab er sich noch alle Mühe, eine Reise nach Island zu ermöglichen, um selbst an den Stellen zu weilen, von wo die erhabenen Urkunden des germanischen Naturglaubens auf die Nachwelt übergingen. Es war auf einer Collektenreise von Brüssel nach Holland, daß die Fluthen der Nordsee, welche ihn übertrugen, die Wunder der Saga des Nordens in seinem Herzen wieder wach riefen, und die trüben Wolken für den Moment verscheuchten, die aus der Trostlosigkeit seines missionarischen Wirkens auf den Geist drückten. Da wurde es ihm denn auf einmal, als ob er in den theuern Jugendgespielen etwas Ernsteres erblicken dürfe, das auch dem Manne noch anzusehen gezieme; als ob die Funken des göttlichen Logos, der uralten Offenbarung, darin ruhten; als ob in diesen Mythen noch ein Gemeingut der Völker, ein Abglanz und Rest und Widerschein von der Uroffenbarung selbst liege, für Jeden, der nur Augen habe,

den verborgenen Schatz zu erkennen. Er nahm sich sogleich auch das Nibelungenlied, die Ilias und die Odyssee zur Dolmetschung vor, und man sieht, wie wohl es ihm thut, auf dem festen Boden der Geschichte den Fuß anzusetzen. Sein Ton wird hier plötzlich wie umgestimmt und von der herben Bitterkeit frei, die sonst sein streiterfülltes Buch von 1842 charakterisirt. Während er sich aber von jener Zeit an viel und oft damit beschäftigte, den Uroffenbarungskern aus den Mythen des Nordens und des Südens herauszuschälen, wurde ihm allmählig das Maß seines protestantischen Lehrbegriffes zu kurz. Er fand in seinen Mythen tiefe Lehren einstimmig und auf das bestimmteste vorgetragen, von denen er in seinen „symbolischen Büchern" keine Spur, vielmehr deren Verwerfung und Verdammung erblickte. Wie sollte er sich das reimen? Mußte sich doch die ganze Uroffenbarung in der christlichen Lehre, nur geläutert und vergeistigt, wiederfinden! Es war besonders die mythische Lehre von der Unterwelt, die ihm zum Prüfsteine wurde. Er griff zu den „symbolischen Büchern" und zu den Schriften Luthers! Denn „nicht die Philosophie" — sagt er — „stellt diese Mythen auf, wie sie auch die Opfer bei den Heiden für ihre Todten nicht begründet hat, sondern wir finden in unsern angeführten Mythen die Tradition der Uroffenbarung, nur in volksthümlichem Gewande. Enthüllen wir sie, streifen wir das Kleid ab, so gibt uns auch Virgilius im 6. Buche seines Aeneis über die Läuterung in der Unterwelt mehr als eine altmütterliche Fabel; auch Homer; selbst Ovidius im 2. Buche seines Festkalenders; und Aristoteles; ja selbst der Alcoran! — Sollen wir diesen als Christen nachstehen? oder sind wir durch bloßes Läugnen mehr als sie?" Und in Wahrheit! nichts als „bloßes Läugnen" fand er in den „symbolischen Büchern" und bei Luther höchstens noch die (von seinen Anbetern unterthänigst gehorsamst fortgepflanzte) widersinnige und antibiblische Lehre vom „Seelenschlafe". Dagegen fand er Alles,

was die Mythen von der „Unterwelt" ihm andeuteten, und was die Bibel ihm davon sagte, und was er umsonst suchte im Lehrbegriff der protestantischen Parteien — das Alles fand er als Dogma in der katholischen Kirche vor und im — Tridentinum!

Nun leuchtete die große und entscheidende Thatsache vor seiner geängstigten Seele auf: daß es der Lehre der Kirche stets eigen sei und bleibe, ihr heiliges Reis auf den alten Stamm einpfropfen zu können, auf die Grundlage der Edda so gut wie auf das alte Testament; daß dagegen solches mit den willkürlichen und rein subjektiven Einfällen der Reformatoren platterdings unmöglich gewesen. Ihre „rationalisirende, nur auflösende, nur zersetzende Subjektivität" war das „Gottes-Wort", aus dem die „glaubensstarken und frommen Väter" des Berliner Oberkirchenraths „verworfen haben". Sie, die „Männer des Volks", beachteten den natürlichen volksthümlichen Stamm der Religion ganz und gar nicht. „Unfähig zu unterscheiden", und mit der Tradition, die so alt als das Menschengeschlecht ist, ihrem todten Bibelwort zu Hülfe zu kommen, wurden sie die Gründer eines christlichen Judenthums, und verlästerten die seit Urzeiten von Mund zu Mund im Volke fortgepflanzten Spuren der Uroffenbarung und „damit die nachgewiesene apostolische Weisheit der katholischen Kirche, als heidnisches Rom, als Heidenthum, Abgötterei, als den Antichrist u. s. w." Ihr Werk, eine todte Negation, die nicht erzeugen, nur zerstören kann, hat überall nur ausgeräumt, und, was am Alten nicht zu entbehren war, „nachgeahmt in äußerlicher Mosaikarbeit"; es hat, wie die Revolution, tabula rasa gemacht, um sich mit usurpatorischer Willkür an die Stelle des naturwüchsig-Christlichen, Legitimen, Historischen zu setzen, „den wurzellosen todten Freiheitsbaum statt des natürlichen, wurzelnden, immer grünen, veredelten Lebensbaumes aufzupflanzen."

Und allerdings ist der Gegensatz, mit kurzen Worten be-

zeichnet, der, daß der Katholicismus als die nothwendige Entwicklung der göttlichen That in der Menschheit der Weltgeschichte eingefügt ist, der Protestantismus aber daneben steht, wie die zufällige Carrikatur neben dem Original. Die pur subjektive Willkür der Reformatoren ist Herrn Lütkemüller vornehmlich an der Lehre von der „Unterwelt“ klar geworden. Luther z. B. gestand unumwunden, daß er die wichtige Stelle 1. Petr. 3, 19 ff. nicht zu erklären wisse; die Kirche wollte er aber dennoch nicht fragen, „vielmehr thut er ganz, als hebe diese mit ihm erst an“. Was er durch alle denkbaren Widersprüche und Fälschungen zu seinen dogmatischen Zwecken mit der Lehre von der Unterwelt machte, dazu fanden sich die Reformirten schon in Folge ihrer gänzlich unchristlichen dualistischen oder manichäischen Grundanschauung gedrängt; bei den neuern Theologen aber stößt man auf eine „wahre Tradition“; jeder nach seiner Sonderrichtung schreibt seine Vorgänger aus, und zwar „in der Neuzeit mit Verschweigung der Namen“. Und zum Schlusse erklärt Herr Lütkemüller: „Wir sehen, daß bei uns nur noch eine abstrakte, subjektive, willkürliche Auffassung des großen Reiches Gottes, der heiligen Kirche, wie unter der Erde, so auf und endlich über der Erde, geblieben ist, wo eine solche überhaupt noch geblieben ist.“ „Die Lehre von der Unterwelt hat man mit Stumpf und Stiel schnöder Weise ausgerottet, um dafür unter dem Rufe: Freiheit! Freiheit! seinem gläubigen Volke wahrhaftig mit der absoluten Hölle auf den Nacken zu rücken.“

Nach dem Entwicklungsgange, durch den Herr Lütkemüller zu durchweg katholischem Verständniß der Offenbarung gelangt ist, kann es nicht verwundern, wenn er die Lehre von der Unterwelt nach dem Wortlaute des Tridentinums für den „Wurzelstamm des wahren christlichen Glaubens“ hält, und ihre Verwerfung für die Quelle des ganzen Lehr- und Bibel-Babels außer der Kirche. Der Inbegriff der ka-

tholischen Dogmen bildet einen so enggeschlossenen Kreis um das Centrum, den göttlichen Geist in der Kirche, daß man jeden Punkt in der Peripherie zum Ausgangspunkt des ganzen Systems machen kann. Herr Lütkemüller hat die Lehre vom Fegfeuer als den Radius zur Hand genommen, mit dem der Kreis zu beschreiben sei; von ihrer Wiederannahme hofft er eine vollständige katholische Restauration. Der ganze Sturm des sechszehnten Jahrhunderts ist ihm eigentlich, wie gegen eine Bastille, gegen den Kerker Gottes in der Unterwelt, gegen das Fegfeuer, gegangen; die Lehre von diesem eigenthümlichen Theile der Kirche Gottes ist aber der Fundamentalstein für das Christenthum; zieht man ihn heraus, so stürzt das ganze Lehrgebäude ein; eben um es zu zerstören, hat der Protestantismus willkürlich nur einen Himmel und eine Hölle angenommen; er hat sich dabei auf die „freie Schriftforschung" gegen die Bibel selbst berufen; auf Grund desselben „Rechtes" ist es aber endlich und consequent auch zur Verläugnung des Himmels und der Hölle, wie der Bibel *),

---

*) An einem andern Orte äußert Herr Lütkemüller: „Wir haben zu viele Beweise von der falschen Uebersetzung, absichtlichen Fälschung und von dem Mißverstande der heiligen Schrift ohne die heilige Kirche gehabt, als daß ich darauf nicht noch einmal bei unserm Protestantismus zurückkommen sollte. Steht dieses frei, warum nicht auch die Kritik der „freien Schriftforschung" über die Bibel selbst? Ihre Ergebnisse liegen zu Tage, seit Luther zuerst den Brief des heiligen Jacobus, bloß weil er nicht zu seiner Ansicht stimmte, eine „stroherne Epistel" nannte. Nahm er dieses auch später zurück, so begrüßen ihn die Rationalisten doch noch heute als ihren kritischen Vater in Betreff der Bibel. Jeder liest nun die Bibel nach seinem Kopf, und paßt Etwas mit demselben ganz und gar nicht, so daß keine Verdrehung und Umzauberung des Textes möglich bleibt, so hilft man sich durch die Kritik. Man erklärt das dem Kopfe nicht Zusagende für unächt! Genug, um zu sehen, daß der Stern der heiligen Kirche bis zu der Lehre von der Kirche im Protestantismus vom Himmel gefallen, und in todte,

gekommen. Begreift Herr Lütkemüller aus der apostolischen Lehre von der Unterwelt zunächst das katholische Dogma vom unblutigen Opfer, indem er erklärt: „Wer die Messe für ein späteres papistisches Machwerk ausgibt, der muß die Zeugnisse der heiligen Kirche von dem heiligen Paulus ab verläugnen", und ordnet sich ihm darnach die ganze Anschauung von dem Verhältnisse des Menschen zu Gott, so behauptet er consequent auch noch: daß außerhalb des lebendigen Glaubens der Kirche gar nicht einmal eine richtige Seelenlehre aufgestellt zu werden vermöge, und eben so wenig eine wahre Theorie von der jetzigen Natur und ihrer Entwicklungsgeschichte.

Im Wesentlichen ist, wie gesagt, nichts dagegen einzuwenden, wenn Herr Lütkemüller das katholische Lehrgebäude auf Grund der Lehre von der Unterwelt sich reconstruirt. Wenn er aber den historischen Gang der von Luther eingeleiteten dogmatischen Verwüstung in's Auge faßte, so würde sich ihm herausstellen, daß ihr sowohl im Allgemeinen, als auch insbesondere bezüglich des Fegfeuers, die aus den eigenthümlichen Seelenzuständen des desperaten Mönchs entstandene neue Rechtfertigungslehre zu Grunde liegt. Es ist auch nichts Anderes, was entschiedener über die rein persönliche Willkür jener Neuerungen Zeugniß gäbe, als diese nicht weniger bibelwidrige und unvernünftige, als antikirchliche Lehre. Und doch möchte man jetzt wieder gerade in ihr das Band erblicken, mit welchem die tausendfachen Splitter, in die der stolze Bau des Protestantismus zerplatzt ist, zusammenzufassen und zum allgemeinen Sturme gegen die alte

---

abstrakte, rein persönliche Begriffe, statt der Sache selbst in ihrer Wahrheit, erloschen ist. Daher nun die fortgehende Auflösung des schon an sich Todten!" — „Die Aufopferung der Redlichgesinnten hiergegen schafft nichts, weil ihnen irgend welcher kirchliche Anhaltepunkt fehlt, je länger, je mehr!"

Kirche aufzuführen wären. Gerade sie ist der Kern des „lautern, reinen Gottesworts", durch das Dr. Hengstenberg auf dem Bremer-„Kirchentage" zur Stunde Sieg gegen Rom verheißt; auf sie und ihren süßen Trost gegen den strengen Ernst der katholischen Lehre gestützt, erklärt er der blassen und polizeisüchtigen Jesuitenfurcht: „Man rufe lieber den Jesuiten ein Glückauf! zu; denn sie treiben uns das Wild, die armen durch sie geängstigten evangelischen und katholischen Seelen, in die Netze!"

Wenn nun nach jener Lehre der Specialglaube an die stellvertretende Genugthuung Christi ohne Concurrenz der werkthätigen Liebe, also ohne Rücksicht auf die sittliche Qualität, das sündenbemäntelnde Kleid der fleckenlosen Gerechtigkeit Christi sofort an sich reißt, wie sollte da die Vorstellung von einem Reinigungsorte, oder einem Mittelzustande nach dem Tode Platz greifen können? Entweder hat der Sterbende im Moment des Abscheidens den Specialglauben, daß Christus für ihn gerecht gewesen und genuggethan, und dann fährt er von Mund auf gen Himmel, oder er hat diesen Specialglauben nicht, und dann geht es schnurgerade zur Hölle. Es handelt sich ja nur um die „angezogene" Gerechtigkeit Christi, und die wird man doch nicht erst noch „reinigen" wollen. Am grassesten trat die Praxis dieser Rechtfertigungslehre darum auch im lutherischen Krankentrost und in der Vorbereitung der zum Tode verurtheilten Verbrecher hervor. Erklärte der Malefikant auf dem Schaffot, daß er den Specialglauben habe, und schwebte der Name: „Jesus!" auf seinen Lippen, wenn der tödtliche Streich ihn traf, dann war kein Grund vorhanden, den Hingerichteten nicht sofort unter die Heiligen zu versetzen. Daher die „heilige Diebs- und Mörder-Schaar" bei Woltersdorf („Der Schächer am Kreuz." Budissin 1761)! Es war ohne Zweifel ein beneidenswerthes Loos, so, mit vollkommenster Gewißheit der sofortigen Aufnahme in die ewige Seligkeit, zu sterben!

Der sicherste Tod war der durch Henkershand, weil man sich da mit vollem Bewußtseyn auf den bestimmt vorhergesehenen letzten Augenblick gefaßt machen und mit dem Specialglauben, noch dazu nach Anweisung des Predigers, ausrüsten konnte. Sonst konnte ja leicht ein unversehener Tod auch den eifrigsten Christen in sündlicher Vergessenheit des Specialglaubens, also ohne das Kleid der Gerechtigkeit Christi, überraschen und direkt in die Hölle abliefern. Daher kam denn im vorigen Jahrhunderte, unter Anderm gerade in Berlin selbst, nicht selten der Fall vor, daß durchaus unbescholtene lutherisch-gläubigen Christen plötzlich die schrecklichsten Mordthaten begingen, nur, um auf dem Blutgerüste zu sterben und so des unverzüglichen Eingangs in die ewige Seligkeit zweifellos gewiß zu seyn. Entsetzlich, aber wahr! Es existirt eine eigene (freilich wenig gekannte) Literatur über diese gräulichen Vorkommnisse, und es ist nicht genug zu bedauern, daß die Fortsetzung der Döllinger'schen „Reformation", des codex diplomaticus der „schmachvollen Geschichtschreibung", noch immer auf sich warten läßt. Auch die Uebersetzung Luthers: „Abgestiegen zur Hölle", d. h. unter die Verdammten, an welcher Herr Lütkemüller gerechten Anstoß nimmt, hängt mit jener Rechtfertigungslehre zusammen. Es war nur eine Consequenz seiner Imputationstheorie, wenn Luther die (von Calvin nachher noch weiter ausgebildete) Lehre aufstellte: Christus habe wirklich die Strafe der Verdammten gelitten, welche Lehre z. B. in Hamburg schon unter dem Superintendenten Aepinus einen heftigen Kanzelkrieg hervorrief.

Schließlich wendet Herr Lütkemüller sich noch einmal zu der Betrachtung der Zustände im Protestantismus, in dem das bange Gefühl des Todes in Folge der Losgerissenheit von der ganzen großen Geschichte der Offenbarung, der leeren Abstraktion und reinen Subjektivität immer allgemeiner, die Sehnsucht immer brennender werde, nach einem Manne, der das Rechte herausfinde, zubereite und dann copulire. „Läng-

nen wir nicht, meine protestantischen Mitbrüder! daß sich in unsern christlichsten Versammlungen, z. B. (auf dem Kirchentage) zu Elberfeld, der Wunsch nach dem Erstehen eines wirklichen Reformators für uns, aus dem eigenen Bedürfnisse unseres Herzens, fühlbar, ja selbst privatim sehr lautbar machte." Es ist dieß derselbe Wunsch, den der bekannte unionistische Oberconsistorialrath Nitzsch aus Berlin auf dem in diesem Augenblicke versammelten „Kirchentage" zu Bremen sogar offen und unumwunden ausgesprochen hat. Man braucht aber nur zu sehen, wie es auf diesem „Kirchentage" selbst hergeht, um an der Wiederbelebungs-Fähigkeit eines solchen Religionswesens zu verzweifeln. Kaum haben die Eiferer, wie Dr. Wichern aus Hamburg, zur Hebung desselben Vorschläge gemacht (z. B. auf Einführung der Privatbeichte, Einrichtung der Liturgie „nach dem Gesetze der Schönheit" u. s. w.), so verwerfen Andere solche Reden mit Abscheu als — „katholisch". Und kommt der „Kirchentag" mit endlich erzielten Beschlüssen bittweise an die „Bischöfe" (d. h. an die betreffenden Landesfürsten), so werden sie in so grober und wegwerfender Weise abgewiesen, daß selbst eifrige Kirchentags-Männer seufzen: „Deutschland (?) könne durch solche Vorgänge nur blamirt werden." Was soll da eine auch wie immer „große Persönlichkeit" des zu erwartenden „Reformators", was eine Grundreform „von einem Mittelpunkte aus!" Da, wo das Wesen — Autoritäts-Flucht ist! Wo, wie Herr Lütkemüller klagt, auch bei dem redlichsten Willen alle Grundlehren des Heils „eine Verwandlung in persönliche Meinungen erleiden müssen." Er freilich fordert das Lutherthum geradezu auf, die Opposition abzuwerfen, und zu dem Princip der Apostolicität und Katholicität zurückzukehren; „die Ehe der Priester dürfte", wie er meint, „so lange die Ehe in der katholischen Kirche als ein Sacrament gilt, keine Schwierigkeit bilden." Er ruft zur Wiederanerkennung der Autorität auf, welche „uns

Deutschen hoch noth thut;" auf dem einzig möglichen Wege: dem der geistigen Uebung an den alten Heroen christlicher Erkenntniß, des „unablässigen" Exercitiums in den „Stationen der Buße", des „täglichen Abendmahlsgenusses der ersten apostolischen Kirche", kurz in der Uebung der Demuth!*) Das räth Herr Lütkemüller; aber ach! plötzlich unterbricht er sich selbst mit den traurigen Worten: „O! wie entsetzlich todt sind wir doch in dem Protestantismus, daß mich hier die Masse seiner Theologen nicht einmal verstehen wird!"

Der Raum verbietet, uns weiter in Specialitäten einzulassen; wir müssen daher den Leser auf das merkwürdige Buch selbst verweisen. Es fragt sich nur noch: wie betrachtet denn Herr Lütkemüller seine eigene nunmehrige Stellung zu den bisherigen Glaubensgenossen? Die Antwort ist im Grunde sehr einfach; er stellt sich eben auf den „evangelischen" und unionistischen Boden der „freien Schriftforschung"; daß er im apostolischen Symbolum jetzt die katholische

*) „Wodurch wir einzig und allein Rettung finden können, das ist: die Aufnahme der sogenannten „„deutschen Theologie"" — jener Theologie, die uns ein Thomas a Kempis gibt, ein Tauler, aus der einst Luther geistliches Leben in sich gewann — der Mystik. Sie gab mir einst die rechte Buße in der praktischen Ausübung zurück und führte mich ein, mit Jakob Böhme zu reden, in das mysterium magnum. Nun genoß ich als Geistlicher in schweren Anfechtungen oft täglich, in fortgehender Bußübung, das heilige Abendmahl zu einem ungemeinen innerlichen Segen und Wachsthum. — Später sah ich, zu meiner Freude und Beschämung zugleich, daß in einer ähnlichen Uebung der Gottseligkeit die Frömmigkeit in den katholischen Klöstern gedeiht, ja daß die Patres der Jesuiten, diese Garde der katholischen Kirche, nach einer ebenso kirchlichen wie wissenschaftlichen hohen Bildung, aus einer Uebung dieser Mystik in einem besondern Grade ihren Muth, ihre Kraft, ihre Ausdauer, ihre Weihe für die Abhaltung der Missionen vorzüglich nehmen."

Lehre ausgesprochen findet, kann ihn — sollte man meinen! — nicht verdammen! Ueberdieß will er „noch das Aufgestellte als rein wissenschaftliche Frage behandelt" wissen: „Denn ich stehe noch untersuchend und bin dabei, so lange man mich in meiner Praxis beläßt, evangelischer Pfarrer zu Selchow bei Storkow in der Provinz Brandenburg Königreich Preußen. Ich fordere also nur zu einem freundschaftlichen Turniere auf. Heraus, heraus! meine theologischen Brüder! in Gottes Namen, und erweist euer evangelisches Christenthum gegen mich in der That. Ich behaupte in dem Punkte der Unterwelt dasselbe zu haben. Dieses sei der eigentliche Kampf." Man wird nun freilich ziemlich allgemein der Meinung seyn, daß der „Kampf" und Proceß mit Herrn Lütkemüller ein sehr kurzer seyn werde, mag er sich auch noch so laut, wie weiland Luther in Worms, auf eine „Widerlegung aus Gottes Wort" berufen. Er selbst aber meint: eine Widerlegung wäre am allerwenigsten „das Judengeschrei: Kreuzige, steinige, exilire! d. i. setze ab!" „Denn es wäre doch nichtswürdig vor aller Welt, namentlich bei der nicht ausschließlichen Geltung Eines Bekenntnisses in der evangelisch-unirten Kirchengesellschaft und bei der Abschwächung beider Bekenntnisse, des lutherischen und reformirten, in der Union, mich gerade hier amtlich zu belangen, weil ich die Mittelstufe zwischen der Erniedrigung und der Erhöhung unseres Heilandes, das descendit ad inferos, „„niedergegangen in die Unterwelt"", mit dem apostolischen Glaubensbekenntnisse und ebenso die Katholicität der Kirche: „„eine heilige allgemeine Kirche"", mit der befohlenen Agende der evangelischen Kirche wirklich zu bekennen wage. Sonntäglich muß ich diesen Glauben vorgeschriebener Maßen an dem heiligen Altare in meiner Kirche sogar vor der Gemeinde verlesen, also auch mitbekennen. — Es wäre doch mehr als seltsam, ja eigenthümlich charakterisirend, wenn Protestanten jede Unklarheit, jeden Irrthum über diesen Punkt, jede Läug-

nung, und deren Zahl ist Legion bei ihnen, sogar als biblische Wahrheit frei passiren ließen, aber einzig und allein die positive, wirklich apostolische Glaubenswahrheit verdammten, ja der pflichtmäßig bekennenden Person dieselbe entgelten lassen wollten, ja mich schlachtend von dem Altare der Kirche ob meiner treuen Funktion reißen, während die Katholiken allein es bleiben, welche der Wahrheit die Ehre gäben."

Nachschrift der Redaktion.

Wie vorauszusehen war, hat die faktische „Widerlegung aus Gottes Wort" nicht lange auf sich warten lassen. Die „Kreuzzeitung" vom 16. September berichtet nämlich, wie folgt: „Storkow, 14. September. Heute früh ist der Prediger in Selchow bei Storkow, L. P. W. Lütkemüller, durch den Consistorial-Rath Bachmann aus Berlin plötzlich von seinem Amte suspendirt worden. Es war derselbe eben im Begriffe, von der vielbesprochenen Schrift: „„Unser Zustand von dem Tode bis zur Auferstehung, Gespräch zwischen zwei preußischen evangelischen Geistlichen. Ein Fragepunkt zwischen der protestantischen und katholischen Kirche"" — welche kürzlich bei Reclam in Leipzig erschienen war, eine zweite Auflage vorzubereiten. Man bringt die gedachte, hier viel Aufsehen erregende Maßregel mit dem Erscheinen der vorbezeichneten Schrift in Verbindung." — Zur nähern Erklärung des Faktums entnehmen wir einem zuverlässigen Privatbriefe aus Berlin (vom 17. Sept.) Folgendes: „Da die Schrift des Hrn. Lütkemüller nicht allein in dem Piusvereine zu Berlin, wie der katholisch „„kirchliche Anzeiger"" meldete, freudig begrüßt, sondern auch von den Protestanten in der Provinz mit der auffallendsten Hast gesucht und gelesen wurde, so beeilte sich der am Orte wohlbekannte militärische Dilettant in Theologie, F. von Bülow, auf dem Annoncen-Klatsch-Markte der „„Tante Voß"", die in der Mark ein zahlreiches Publikum hat, den Verfasser zu interpelliren: „„Dr. M. Luther hat das Daseyn eines Fegfeuers,

als nicht auf Christi Lehre und Evangelium begründet, mit Recht verworfen. Da sich nun zur Zeit der protestantische Prediger **Lütkemüller** ꝛc. in einer zeitigen Schrift, das Daseyn eines Fegfeuers betreffend, zur katholischen Kirche hinneigt, und gegen Dr. Martin Luther in dieser Hinsicht auftritt"", so frage es sich, ob er „„noch geeignet sei, den Kindern seiner Gemeinde protestantischen Religionsunterricht zu ertheilen?"" Angehängt war der Wunsch: der Herr Prediger möge „„zum eigenen Frieden, und dem seiner Gemeinde nach seiner Ueberzeugung vollständig zur römischen Kirche übertreten; was man seyn soll, muß man ganz seyn."" Herr F. von Bülow setzt zwar sonst seinen Hauptruhm darein, als rüstiger Widersacher alles positiv Kirchlichen vor dem großen Publikum sich herumzutummeln, und dieß besonders gegen protestantische Theologen, welchen eine amtliche Verfügung theologische Debatten in einer solchen Zeitung untersagt. Dießmal aber gefiel es ihm aus klaren Gründen, die unfehlbare Autorität **Luthers** gegen einen Mann anzurufen, der wiederholt gebeten, ihn auf dem Standpunkte des wissenschaftlichen Forschers zu belassen, freilich, wie von der „„evangelischen Freiheit"" zu erwarten war, vergebens. Die Behörden können das liebe Publikum doch unmöglich in Angst und Sorge lassen von wegen Gefährdung der „„theuren Hinterlage des Worts."" Das königliche Consistorium hat also die Absicht des Soldaten-Theologen F. von Bülow unverzüglich begriffen und mit unglaublicher Hast executirt, ohne alle und jede vorherige Anfrage, geschweige denn Untersuchung, bei dem Malefikanten. Hr. Lütkemüller ist suspendirt, Amtssiegel und Kirchenbücher sind ihm abgenommen und dem **Küster** übergeben, die Hälfte seines Pfarrgehalts, der Summa Summarum 150 Thaler betragen haben soll, ist ihm entzogen. Die Sache macht noch aus einem eigenthümlichen Grunde ungemeine Sensation. Herr Lütkemüller ward nämlich 1847 der Nachfolger eines Pfarrers, der, als er einst der Jagd nachging und dabei ein Pfarrkind beim Holzstehlen ertappte, in das Amt des Holzwärters eintreten zu müssen glaubte und den armen Holzfrevler durch zwei Schüsse tödtete. Dieser geistliche Todtschläger wurde von demselben königlichen Consistorium zwar suspendirt, aber noch über drei Jahre mit Amtssiegel und Kirchenbüchern betraut und im vollen Genusse der Pfar-

rei belassen; er durfte sogar den Confirmanden-Unterricht forter-theilen, bis man ihn endlich mit 150 Thalern Pension emeritirte. Damit vergleicht man nun die Hrn. Lütkemüller widerfahrene Behandlung, dessen Verbrechen in einem wissenschaftlichen Werke und in dem Beweise besteht, daß er der eidlichen Verpflichtung getreu nachgekommen, als Geistlicher „„fortwährend dahin zu trachten, in der Erkenntniß des Wortes Gottes und der Glaubensartikel, und in den ihm nothwendigen Wissenschaften fortzuschreiten."" Ja, das Consistorium soll sogar gesonnen seyn, auf Grund des Lütkemüller'schen Dialogs gegen diesen mehrere Klagen beim Staatsanwalte anhängig zu machen. Es mag eine Schilderung des preußischen Polizei-Kirchenregiments seyn, die so hart getroffen hat. Inzwischen gehen im Volke allerlei Reden: vom Loslassen des Barabbas u. s. w.; die Theilnahme für Hrn. Lütkemüller ist außerordentlich, und um sein Buch bemühen sich selbst schlichte Gutsbesitzer in nicht geringer Zahl, welche sonst kein theologisches Buch angesehen haben. Das Werk ist daher in erster Auflage bereits vergriffen. Im Uebrigen ist man gespannt auf das Verhalten des Oberkirchen-Rathes." So unsere Zuschrift aus Berlin! — Sollte vielleicht die „Kreuzzeitung" belieben, auch vorstehenden Artikel ihrer Beachtung zu würdigen, so wünschen wir um ihrer eigenen Ehrenhaftigkeit willen, daß dieß in anderer Weise geschehe, als mit unserm Aufsatze über die Frantzische „Staatskrankheit" (in Num. 220, Spalte 7 des Blattes) der Fall war. Die Waffen der Verdrehung und Fälschung würden wir keinem unserer Mitarbeiter erlauben, wenn je einer sie zu gebrauchen versuchte, wie es der Schreiber des angezogenen Artikels der „Kreuzzeitung" gethan hat, indem er uns sagen läßt: (die weltliche Autorität sei nie mehr als eine abgeleitete), und — „selbst von dem Kaiser Oesterreichs könne man nicht mehr sagen, als daß er die Autorität für sich habe." Man vergleiche damit unsere Worte S. 409. Z. 16 ff. Zur Verscheuchung der Zweifel an unserer politischen Orthodoxie aber verweisen wir den betreffenden Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" auf den Artikel: „Das göttliche Recht der Könige" Band I, S. 218 ff. der hist.-polit. Blätter. Wir erfreuen uns nämlich in allen Dingen einer normgebenden — Tradition!

XXXIII.

Pfälzische Umtriebe gegen das Haus Oesterreich in den Jahren 1618 und 1619.

Der Vertrag von Asti (1615), nach den Feindseligkeiten zwischen dem spanischen Landpfleger von Mailand und dem Herzog von Savoyen, legte diesem Verminderung seiner Kriegsmacht auf. Da derselbe unter mancherlei Vorwänden der Erfüllung des Verabredeten sich entzog, fiel Don Pedro von Toledo abermals in sein Land ein. Carl Emanuel fand Hilfe bei dem König von Frankreich und bei der Republik Venedig, die in ihrem Krieg gegen Erzherzog Ferdinand in Friaul die spanische Macht als einen gemeinsamen Feind ansah. Zugleich suchte der Herzog Beistand bei den unirten Fürsten Deutschlands, die er sogar (obwohl katholisch) um Aufnahme in ihre Verbindung anging. Diese wurde ihm versagt, jener durch das Betreiben von Churpfalz gewährt. Graf Ernst von Mansfeld, des Grafen Peter Ernst Bastard, erhielt die Mittel, für den Herzog 2000 Mann zu Fuß und einige hundert Reiter zu werben. Dieß bahnte eine Verbindung der Häupter der Union, des jungen Churfürsten Friedrich von der Pfalz, des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach und des Fürsten Christian von Anhalt, mit jenem

an, die in der Folge zu keinem geringern Zweck führte, als zu dem Bestreben, das Haus Oesterreich um die Nachfolge im deutschen Reich, um die Kronen der Ungarn und Böhmen, um einen Theil der Erblande zu bringen, in dieser Absicht, sämmtliche Mächte Europa's, sogar die Türken, wider dasselbe zu waffnen.

Schon bei der Wahl des Kaisers Mathias ging von Pfalz der Gedanke aus, das Geschlecht der Habsburger von derselben auszuschließen und die Krone dem Herzog von Bayern, zuletzt auch dem von Lothringen oder dem von Savoyen zuzuwenden. Der Fürst von Anhalt ließ hierüber zu Aschaffenburg in Gegenwart des Churfürsten von Cöln einige Worte fallen; der Churfürst von der Pfalz erbot sich, seine Collegen von Brandenburg und Sachsen dazu zu bereden. Den wesentlichsten Vorschub für diesen Entwurf erwarteten aber die pfälzischen Räthe von Frankreich, dessen Regenten sie an die Zusagen erinnerten, welche der vorige König (Heinrich IV.) durch den Grafen von Nanteuil, kraft seiner Verbindung mit den Unirten, hierüber gemacht habe. Allein dieser Anschlag wurde zu Wasser, Mathias am 3. Juni 1612 gewählt.

Im Februar 1616 hatte Erzherzog Maximilian seinem Bruder Mathias Gedanken mitgetheilt, auf welche Weise Erzherzog Ferdinand der Nachfolge sowohl an dem Kaiserthum als in den Königreichen könnte versichert werden *). Darin war bemerkt: sollten auch Pfalz und Brandenburg der beabsichtigten Königswahl nicht geneigt sich erweisen, so sey man befugt, mit der Stimmenmehrheit auch ohne sie vorwärts zu gehen. Diese Denkschrift fand aus dem kaiserlichen geheimen Rath ihren Weg in das Reich, und weckte gegen das ernstlich betriebene Vorhaben unerwartet Hindernisse. Der ge-

---

*) Des Erzherzogs Gutachten findet sich bei Londorp Acta publ. 1, 350.

heime Sekretär Grapler mußte eidlich erklären, daß er dieselbe Niemand mitgetheilt habe. Da fiel des Erzherzogs Argwohn auf den Cardinal Klesel und wurde vermuthlich die wesentlichste Veranlassung zu dem nachherigen Verfahren wider den mächtigen Minister. Pfalz aber schlug Lärm bei allen Churfürsten: ihr vornehmstes Kleinod, das Wahlrecht, sey gefährdet, man gehe damit um, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. Da dann bald darauf Ferdinands Krönung als König von Böhmen erfolgte und nicht verkannt werden konnte, daß hiemit zur Nachfolge im Kaiserthum ein wesentlicher Schritt geschehen sey, der Besuch desselben (welchen Pfalz sogar zu verhindern sich bestrebte) in des Kaisers Begleit zu Dresden die Vermuthung weckte, es möchte zu Förderung derselben der Churfürst von Sachsen gewonnen worden seyn, eilte Friedrich von der Pfalz nach Sedan zu seinem Oheim, dem calvinischen Herzog von Bouillon, um mit diesem in Beiseyn eines englischen Gesandten sich zu berathen, auf welche Weise die Absichten des Kaisers sich vereiteln ließen. Mit der Rückkehr nach Heidelberg gab er den unirten Fürsten von den Besprechungen Nachricht. Die Folge war, daß durch ihn dem Herzog von Lothringen die Reichskrone angetragen wurde. Dieser lehnte aber den Antrag nicht nur ab, sondern ließ dem Pfalzgrafen entbieten, er möchte dergleichen Bestrebungen, die ihm übel anständen, und eher Schaden bringen als Hoffnung auf Gewinn wecken könnten, aufgeben *). Diese Warnung war umsonst gesprochen. Friedrich reiste zu Ende des Jahres nach Dresden und Berlin, um wenigstens den beiden Mitchurfürsten die Nothwendigkeit vorzustellen, bei einer bevorstehenden Wahl von dem Haus Oesterreich abzugehen. Zugleich hatte er nach des Herzogs von Lothringen Ablehnen sein Auge auf Maximilian von Bayern geworfen, der durch seinen Bruder, den Erzbischof von Cöln, zuerst dafür sollte

*) Khevenhiller Ann. Ferd. VIII, 1151.

vorbereitet werden. Darauf gingen Briefe und Boten an denselben ab. Aber Maximilians Räthe wollten nicht glauben, daß der Antrag „aus einem guten aufrechten Gemüth hergeflossen sey, nicht vielmehr gefährliche Nebenabsichten demselben zu Grunde lägen. Es sey weder gegen die goldene Bulle noch gegen die deutsche Freiheit, daß man bei des Kaisers Lebzeiten einen römischen König wähle." Der Pfälzer machte sodann den Versuch, den Stammesvetter persönlich für seine Absichten zu gewinnen. Er kam im Februar 1618 selbst nach München, konnte aber bei fünftägigem Aufenthalt nichts anderes erwirken, als eine Antwort des Herzogs: „der Vorschlag sey zu wichtig, als daß er sich sogleich erklären könnte; derselbe erfordere reifliche Ueberlegung; deßhalb wolle er Alles Gott und der Zeit anheimstellen *)." Hiedurch ließen sich weder der Churfürst noch seine Räthe um so weniger entmuthigen, da man wußte, daß aus Veranlassung der obersten Leitung der Liga zwischen dem habsburgischen und dem wittelsbachischen Hause einige Spannung eingetreten sey; die Kaiserkrone sollte sie zum Bruch erweitern. Ludwig Camerarius und der bayerische Canzler Jöcher kamen nicht lange nachher zu Besprechung des pfälzischen Antrages an einem dritten Orte zusammen. Die Geschäftsmänner des Herzogs waren aber ebenso getreue Katholiken, als diejenigen des Churfürsten entschiedene Calviner. Zu Beseitigung des Mißtrauens unter den Reichsständen, bemerkte Jöcher, gäbe es ein einziges Mittel: Wiederherstellung der Einheit der Religion. — Vielleicht gibt es noch heutzutage katholische Staatsmänner, die dieser Meinung sind, nur mit dem Unterschied, daß sie die Einheit in gemeinsamem Indifferentismus und in einer Alles zulassenden Leberecht-Religion suchen.

Der Churfürst, besonders sein Statthalter der obern Pfalz und Lenker seiner Person, der Fürst Christian von Anhalt,

---

*) Wolf: Maximilian IV, 113. 122.

war von Abneigung gegen das Erzhaus durchdrungen. In diese verschmolz sich bitterer Groll gegen alles Katholische, sofern es nicht als Mittel zum Zwecke konnte benützt werden. Beide gedachten Alles daran zu setzen, jenem fortan den Kaiserthron unzugänglich zu machen. Mit unermüdlicher Regsamkeit sann Anhalt auf Entwürfe, die selbst den Charakter der unwürdigsten Ränke anzunehmen sich nicht scheuten. Der Churfürst gab sich wenigstens willfährig dazu her. Wie weit jene gingen, wie Unglaubliches dieser Fürst des heiligen Reiches deutscher Nation dabei sich erlaubte, ist bisher noch von keinem Geschichtschreiber im vollen Umfange und nach Verdienen gewürdigt worden, ungeachtet die authentischen Belege dazu schon seit zweihundert und dreißig Jahren vor Jedermanns Augen liegen.

Dieselben fielen nach der Schlacht am weißen Berge in die Hände des Siegers Sie enthielten so Unglaubliches, gaben über den Zusammenhang der fortdauernden böhmischen Rebellion mit den anderweitigen Bestrebungen gegen das Haus Oesterreich so überraschende Aufschlüße, daß Herzog Maximilian von Bayern seinem geheimen Rath Dr. Wilhelm Jöcher eine Zusammenstellung der gemachten Entdeckungen auftrug, um hiedurch den Unirten für ihre letzte Zusammenkunft zu Heilbronn den Beweis zu liefern, wie sie von den Häuptern der eigenen Verbindung seyen hintergangen worden, namentlich die Städte zu keinem andern Zweck, als von ihnen die Geldmittel zu den eigenen Entwürfen herauszulocken. Man sagt, der Herzog habe bei dem Auseinanderlesen der Aktenstücke seinem geheimen Rath in eigener Person mitgeholfen. Die gemachten Entdeckungen hatten im folgenden Jahre eine Schrift zur Folge unter dem Titel: „Fürstlich Anhaltische geheime Canzlei, das ist: gegründete Anzaig der verdeckten vnteutschen, nachtheiligen consilien, anschläg vnd practiken, welche der correspondierenden Vnion Häupter vnd Directores in der Böhaimischen Vnruhe, zu derselben Cron, auch

des H. Römischen Reichs höchster gefahr, geführt, vnd auß sonderbarer Verordnung Gottes, durch die den 8 Nouember jüngst fürgangne ernstliche, nambhafte Böhaimische Niderlag vor Prag, in der Anhaltischen geheimen Canzlei in originali gefunden vnd der Welt kundtbar worden." Dabei wurde einige Schonung darin beobachtet, daß der Herzog von Savoyen und die Republik Venedig durchweg nur mit N. und N. N. bezeichnet sind, und nur zwischenein das Grellste in den eigenen Worten der Betheiligten herausgehoben wurde.

Diese Enthüllungen fielen zu unbequem, warfen auf die für den Augenblick unterlegene Partei allzu dunkle Schatten, als daß es an Versuchen, die hervorgehobenen Thatsachen zu entkräften, um zu reden, in ein minder grelles Licht zu stellen, hätte fehlen können. Es war vornehmlich der in diesen Angelegenheiten vielfach gebrauchte und innig mit denselben vertraute geheime Rath Dr. Ludwig Camerarius, welcher als churpfälzischer Publicist in einem „Bericht und Antwort auf die Bayer-Anhaltische geheime Cantzley, sammt einem Rathschlag der Liga in Frankreich, vor Jahren zu Chalons gehalten," zuerst auftrat, dann noch einige Schriften verwandten Inhalts folgen ließ, wodurch der Streit zuletzt in das Gebiet der Persönlichkeiten sich hinabzog, wie in dem „Purgier-Tränklein von der besten Rhabarbara wider die übergeschossene Galle, welche Dr. Ludwig Camerarius in seiner Apologia verspühren lassen, von Fabio Hercyniano zugetrunken." Empfindlicheres glaubte man der mißliebigen Entdeckung dadurch entgegenzustellen, daß man einige aufgefangenen Schreiben aus Rom, Madrid und München unter dem Titel „spanische Canzlei" drucken ließ, obgleich dieselben an sich und ihrer Bedeutung nach wesentlich anderer Natur sind, als die in der anhaltischen Canzlei aufgefundenen Documente, und das Seitenbild mehr in der Ueberschrift als in dem Inhalt zu suchen ist. So sah man sich endlich bayerischer Seits genöthigt, die erbeuteten Documente nach ihrem vollen Wortlaut abdrucken

zu lassen, unter dem Titel: „Acta secreta, das ist der Unirten Protestirenden Archiv, darin der Unirten Protestirenden vornehmste Thathandlungen, Anschläg und zu des H. Röm. Reichs, der Römisch Catholischen, Kaiser, Fürsten und Stände, auch Anderer höchsten Praejuditz vnd Verfang, vor und nach der Union, unter Chur-Pfalz Directorio geführte und von langer Zeit hero verborgen gehaltene Consilia aus ihren selbst eigenen, von Wort zu Wort beikommenden Originnalschrifften an Tag gelegt werden. Zu abgetrungener nothwendigster Rettung der vor diesem außgangnen Anhaltischen Cantzley" — eine gegen die vormalige Union gerichtete katholische Staatsschrift, bei der die CXLIX zugegebenen Actenstücke von der höchsten Wichtigkeit sind, und die wir nun etwas näher in's Auge fassen wollen.

Zwei Bemerkungen müssen wir vorausschicken. Die erste: daß diese merkwürdige Sammlung bisher von keinem einzigen deutschen Geschichtschreiber gehörig gewürdigt worden ist. Selbst Senkenberg, der in seiner Fortsetzung Häberlin's einen seltenen literarischen Reichthum aufweist und manchen minder wichtigen Verhandlungen mit einem bisweilen ermüdenden Detail folgt, erschöpft diese Acta secreta bei weitem nicht, und läßt gerade das Schlagendste unberücksichtigt. Heinrich in seiner deutschen Reichsgeschichte übergeht das Wesentlichste dieser Veröffentlichung völlig. Ebenso wenig widmet ihr Menzel diejenige Aufmerksamkeit, die sich sonst von ihm vorzugsweise hätte erwarten lassen. Daß Pfister diese undeutschen Bestrebungen, die doch unverkennbar zur Geschichte von Deutschland gehören, ganz aus der Acht läßt, wird nicht befremden, am wenigsten, daß der Heidelberger Professor bei seiner Geschichte der Pfalz an denselben vorübergegangen ist, als wären sie gar nicht vorhanden, oder als berührte dasjenige, wovon sie Kunde geben, die Geschichte der pfälzischen Fürsten nicht im mindesten. Nur der alte Caspar Enß, dessen Fama Austriaca im Jahre 1627

zu Cöln erschien, hat von diesen Documenten gehörigen Gebrauch gemacht; aber wie Wenige kennen sein Werk! Vielen, die geschriftstellert haben, waren diese Enthüllungen nicht brauchbar; diejenigen hingegen, denen sie brauchbar seyn konnten, haben nur selten geschriftstellert, sind gewöhnlich nicht beachtet worden. — Die andere Bemerkung: man kann tausend und tausend Staatsbriefe deutscher Fürsten und Geschäftsmänner aus dieser Zeit, an eben solche gerichtet, zur Hand nehmen, und in keinem wird man eine andere Sprache finden, als die deutsche. Diese calvinistischen Fürsten und ihre Rathgeber aber, wie der churpfälzische Obersthofmeister Albert Graf von Solms, die geheimen Räthe Vollrad von Plessen, Christoph von Dohna, bedienen sich in ihren gegenseitigen Mittheilungen beinahe durchweg der französischen Sprache. Das Aufgeben der Landessprache, die Nachweisung, von wem und aus welchen Ursachen dieser edle Gebrauch sei eingeführt worden, wäre auch ein Stück, wenigstens ein Stücklein, deutscher Geschichte, welches tiefer eingegriffen hat, als oberflächliche Anschauung ahnen dürfte. Doch scheint es, daß man es nicht wagte, die französische Sprache auch gegen Mainz, Sachsen, Bayern in Anwendung zu bringen; denn die Schreiben an diese Fürsten sind insgesammt deutsch. Die französische Sprache war bloß die Hofsprache der Unions-Camarilla.

Wenden wir uns zu unserer Aufgabe! Der Madrider Friede, im September 1617 geschlossen, machte sowohl dem Krieg Venedigs gegen Erzherzog Ferdinand, als demjenigen zwischen Savoyen und Spanien ein Ende. In Folge dessen mußte der Herzog seine Kriegsmacht vermindern. Dieß konnte er bei der Wachsamkeit des Landpflegers von Mailand in dem eigenen Lande nicht umgehen. In Deutschland dagegen war es leicht; er behielt den Haufen, welchen Mansfeld für ihn geworben, in seinem Solde. Der Churfürst von der Pfalz hatte aber vor dem Ausbruche der böhmischen Unruhen

den Baron Christoph von Dohna an den Herzog gesendet, um von demselben eine Summe von drei Millionen Dukaten als Hülfsgelder zu verlangen. Ob dieses mit jenem in Zusammenhang gestanden habe, wissen wir nicht, nur so viel, daß dem Herzog die Summe unerschwinglich schien *).

Im erwünschtesten Augenblicke aber, da eben die Böhmen in vollem Aufruhr begriffen waren und der Herzog hievon noch nicht einmal Kenntniß hatte, überraschte Mansfeld den Markgrafen von Anspach mit der Nachricht: jener überlasse dem Churfürsten von der Pfalz die 2000 Mann, „damit er dieselben anwende, wo er es gut, den gemeinen Sachen nützlich und verträglich finden werde.“ Ihre Löhnung werde der Herzog ferner über sich nehmen, auch nichts darwider haben, wenn der Churfürst die Truppe auf eigene Kosten vermehren wolle. Doch sollten hierum nicht alle unirten Fürsten wissen, einzig die Eingangs erwähnten drei Häupter. Dieß berichtete der Markgraf von Anspach dem Fürsten von Anhalt am 31. Juli (a. St.) freudig, mit dem Bemerken: „würden die Venetianer zu einer ähnlichen Verbindung sich verstehen, dann gewönne unser Schifflein gutes Fahrwasser.“ Dem Churfürsten bemerkte er: „er werde dieses Volk bei den böhmischen Unruhen nützlich gebrauchen können, auch große Reputation bei den Böhmen gewinnen, da sie solcher Hülfe bedürften.“ In diesem Anerbieten wurde Savoyens dankbare Gesinnung gegen Pfalz und „Erweisung sonderlicher Affection zu deutscher Libertät“ anerkannt, dem Herzog bezeugt: „daß hievon die Aufrechthaltung des in Böhmen Vorgefallenen, das Fortbestehen oder der Untergang des gesundern und bessern Theils von Europa (de la plus saine ou bonne partie de l'Europe) abhänge.“

---

*) Dieß erhellet aus der Instruction für Mansfeld's Sendung nach Turin Num. LI.

Um denselben zu noch thätigerem Mitwirken für den böhmischen Aufruhr zu gewinnen, sollten der Graf von Mansfeld und der Baron Christoph von Dohna zu weiterer Unterhandlung nach Turin gehen, ihnen der englische Resident Isaak Waat als Unterhändler dienen. Ohne Hülfe, mußten sie dem Herzog vorstellen, könnten die Böhmen ihr begonnenes Werk nicht durchführen. Fiele dem Herzog die vorgeschlagene Summe zu schwer, so solle er die Venetianer zu Uebernahme der Hälfte bewegen, wodurch sie sich den Paß nach Deutschland öffnen, das adriatische Meer mit dem atlantischen Ocean in Verbindung bringen könnten. Zuletzt möchte er doch 4000 Mann unterhalten und während des böhmischen Krieges monatlich wenigstens 20—30,000 Ducaten heraussenden. Verstehe er sich hiezu, so wolle man in den böhmischen Sachen nicht ohne seinen Rath vorgehen, ohne seine und der Venetianer Zustimmung in keinen Vertrag sich einlassen. Zugleich sollten sie den (für „deutsche Libertät so wohl affectionirten") Herzog vor Sachsen warnen, indem der Churfürst und seine Räthe ganz vom kaiserlichen Hofe abhiengen. Lasse sich in den Archiven etwas auffinden zu Gunsten des Reichsvicariats in Italien, so werde Pfalz zugestehen, was dem Herzog angenehm seyn könne. Ferner wäre zu erwägen: Ob man nicht mit dem Herzog in irgend etwas rücksichtlich des eben in dieser Zeit gefangen genommenen Cardinals Klesel eintreten könnte (nicht aus Theilnahme für diesen), um hiedurch die andere Partei verhaßter zu machen (pour rendre la partie adverse tant plus odieuse); auch ob er es zweckmäßig finde, daß die Unirten einen Agenten zu Venedig unterhielten?

Da der Herzog früher hatte durchblicken lassen, wie unter Mitwirken der Venetianer, außer jenen 4000 Mann, noch weitere 16,000 auf den Beinen könnten gehalten werden, sollte auch dieses zur Sprache kommen, und zwar: 1. im Hinblick auf Böhmen, 2. auf ein bevorstehendes Reichsvicariat, 3. auf Erledigung der protestantischen Reichsbeschwerden.

Nur dürfe man nichts zur Unzeit vornehmen (d. h. so lange Kaiser Mathias am Leben sei). Komme aber die gelegene Zeit, stehe man alsdann waffengerüstet, so werde ein Unternehmen gegen die geistlichen Reichsstände und die Pfaffen (la prestraille) als Gegner dieser Partei, Urheber der Beschwerden und Veranläßer unerschwinglicher Reichslasten, nicht zu vermeiden seyn; zugleich, weil die Erhaltung so vielen Volks auf dem eigenen Gebiet unmöglich wäre. Man dürfe aber weder bei dem Herzog noch bei den Venetianern, die in diesem Punkt nicht anders gesinnt, als die Spanier, den Argwohn aufkommen lassen, als gingen die drei Fürsten damit um, die katholische Religion auszurotten. (Somit lag ein solcher Gedanke dennoch in dem Hintergrunde; der großbritannische Gesandte sprach am Unionstage zu Heilbronn im Juni 1619 denselben unverblümt aus.) Eine dritte Instruction für die Gesandten trug ihnen auf, dem Herzog zu bemerken, wie jene stärkere Bewaffnung auch dazu dienen könnte, dem Pfalzgrafen die Krone von Böhmen zu sichern. (Vergessen wir nicht, daß dieses am 13. August (a. St.) 1618, ein Jahr und drei Tage vor der böhmischen Königswahl, geschrieben wurde.) Zwar trage er nach derselben nicht das mindeste Verlangen; aber Staatsrücksichten bewögen ihn zur Annahme, für den Fall sie ihm angeboten würde. Auch wisse man, daß die Böhmen dieses sehr wünschten, Ferdinand (der das Jahr zuvor gekrönt worden) schwerlich dazu gelangen dürfte. In diesem Falle müßte der Churfürst von der Pfalz den Herzog für seinen Wohlthäter anerkennen, ihm noch mehr verpflichtet sich fühlen. Dieses könnte er im Werk beweisen, da er alsdann bei einer Kaiserwahl zwei Stimmen hätte, über diejenige von Brandenburg ohnedem verfügen könne; dann dürfe nur noch durch England und die Generalstaaten Trier gewonnen werden. (Alles zur „Förderung der deutschen Libertät"; die Folgerung blieb unausgesprochen.) Dieß und die Bewaffnung würde sich gegenseitig die Hand reichen, nur

noch der göttliche Segen erforderlich seyn. In allem Diesem sollten jedoch die Gesandten behutsam zu Werke gehen (aller fort sobrement du commencement pour les causes qu'il diront de bouches).

Daß aber das Auge der Unirten längst schon auf die geistlichen Besitzungen am Rheinstrom und in Franken gerichtet war, ist eine, zwar niemals gehörig berührte, aber dennoch leicht nachweisbare Thatsache. Der Plan, den einst Franz von Sickingen vollführen wollte, war nicht aufgegeben, nur an andere Leiter übergegangen. Die Sache der drei Klöster, welche seit so vielen Jahren den zähen Streitpunkt an den Reichstagen bildete, sollte eine Ausdehnung erhalten, die sie bei günstigem Erfolge jeder Erörterung an denselben mit einemmale entrückt hätte. Deßhalb bestimmte der Receß von Ahausen vom 4. Mai 1608*) in seinem eilften Artikel: „Die Stätt, Schlößer, Vestungen oder andere liegende Güter, große Geschütz und dergleichen, deß soll biß zu unserer Verordnung in handen behalten und, wo nit alßbaldt, doch nach Außgang deß Kriegs vnder den Unirten Chur-Fürsten und Stenden, nach höhe eines jeden Anlag gleich außgetheilt werden?" Gegen wen stellte man sich damals in Kriegsverfassung, und von wem hoffte man zu erobern? Doch nicht von einer angränzenden Macht, wie von Polen oder Frankreich, auch nicht von einem der größeren Reichsstände, wie Sachsen, Bayern, wohl gar Oesterreich? Gegen wen dieser Artikel sich anwenden lasse, lag denjenigen, die diesen Receß abgeschlossen, klar vor Augen — auf die geistlichen Fürsten war es abgesehen. (Nachher ist in diesen Entwürfen, wie in dem antiösterreichischen Directorium, Preußen an die Stelle der Pfalz getreten, in Beidem mit ausgiebigerem Erfolge als diese.) In der merkwürdigen Verhand-

*) Abgedruckt in Sattler's würtemb. Gesch. Bd. VI. Beil. 5.

lung, welche zwei Jahre später in der Herberge zum eisernen Kreuz in Paris heimlich geführt wurde (Hist.-pol. Bl. Bd. XXVII, S. 166 ff.), durfte man den Zweck nicht verhüllen, er wurde offen ausgesprochen. Vergessen wir dabei nicht, daß an dieser Verhandlung die gleichen Leute sich betheiligten, die acht Jahre später dem Herzog von Savoyen die erwähnten Eröffnungen machten — der Fürst Christian von Anhalt, die vornehmsten churpfälzischen Räthe. Dann wieder, als der Herzog von Bayern zu Anfang des Jahres 1616 von der Liga sich lossagte, bekannten es die Unirten selbst: „wäre dieser nicht gewesen, so würden sie die Bisthümer und Klöster anders heimgesucht haben" *), und waren diese selbst über Maximilians Entschluß um so betroffener, als sie sich jetzt den Andern schutzlos preisgegeben sahen.

Daß aber solche communistischen Gelüste (damals freilich bloß noch von einem Theile der Fürsten und der Ritterschaft getragen) mehr als sehnsüchtige Wünsche gewesen seien, erhellet daraus, daß die Weise der Ausführung bereits öffentlich besprochen wurde **). Es solle nämlich der Krieg „in schnellem Anlaufe", da, wo man dessen am wenigsten sich versehe, begonnen werden. Inzwischen müsse man vor den papistischen Fürsten alle Liebe zum Frieden, und daß man in etlichen Reichssachen willig ihnen weichen wolle, zum Schein vorwenden, überhaupt so sich benehmen, daß jeder Argwohn verhütet werde. Die Holländer sollen den Anfang machen und mit einer starken Flotte auslaufen, zugleich zu Land in das Bisthum Münster einbrechen; der Landgraf von Hessen

---

*) Aretin: Bayerns auswärtige Verhältnisse I, 102.

**) Es erschien im Jahre 1618 eine Druckschrift mit dem Titel: „Politischer Rathschlag an die Churfürsten, Fürsten, Grafen und Ritterschaft, auch evangelische Republiken, wie man die Sache und Händel wider die Catholische Römische Päpst füglich und wol möge hinausführen."

aber mit den Grafen von der Lippe und von Bentheim und der westphälischen Ritterschaft in Paderborn einfallen; so würden ihnen alle Schätze und Reichthümer der Kirche unfehlbar zur Beute werden. Dieses Alles vollführt, könne es gegen Cöln gehen. Dem Churfürsten von der Pfalz werde es leicht werden, das sicher sich wähnende Trier mit seiner reichen Clerisei einzunehmen, unter dem Vorwande, es sei als Gränzstadt des Reichs gegen das Ausland zu schützen, eine Besatzung hineinzulegen. Ist Trier eingenommen, so hat man die Mosel in seiner Gewalt, kann fremde Soldaten abhalten und Mainz sammt Andern gleichsam in den Sack schieben. Gegen den Herzog von Lotharingen könnten Baden, Würtemberg und die Straßburger in's Feld sich legen und, wollte er Trier helfen, sein Land mit Feuer und Schwert verheeren. Der Herzog von Bayern ließe sich durch die Schweizer schrecken. Bamberg und Würzburg wären durch den Herzog von Koburg anzugreifen. Ritterschaft und Bürger sollen zur Theilnahme an dem Krieg eingeladen, Freiheit der Religion und Besitznahme der Kirchengefälle zugesagt werden. Nach Theilung der Landschaften und Bisthümer möge jeder Fürst gemäß eigener Einsicht eine Reformation anstellen. — Niemand wird für diese Schrift eine andere Bedeutung als diejenige von Entwürfen eines müßigen Kopfes in Anspruch nehmen, aber sie zeigt wenigstens, daß die Anschläge auf die geistlichen Besitzungen nicht in verborgenem Dunkel ausgeheckt wurden, daß sie keine Kabinetsgeheimnisse waren, daß offen und ungescheut, wie einst von dem mordbrennerischen Einfall der freischärlerischen Banditen in den Kanton Luzern, lange vorher, ehe es zur Ausführung kommen sollte, davon gesprochen wurde. Daß diese unterblieb, ist weder dem guten Willen der Betreffenden, noch einer Rückkehr derselben zu einiger Achtung vor dem Recht, sondern einzig den sich dazwischen drängenden Ereignissen zuzuschreiben.

Um den Beschirmer „der deutschen Libertät" willfähriger zu machen, wurde ihm eine Uebersicht der gegen das Haus Oesterreich zu verwendenden Kriegsmacht vorgelegt. 10,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd wären von den Böhmen aufgestellt, 2000 und 1500 von den schlesischen Ständen, 4000 und 500 befehlige Mansfeld, Oberösterreich, ganz auf der Böhmen Seite, könne eben soviel stellen; die Lausitzer würden gleichfalls nächstens in's Feld rücken; von Mähren lasse es sich erwarten; die Stadt Wien habe dem Kaiser Geschütz und Kriegsvorrath aus ihrem Zeughause versagt; die Union sei ganz für die Böhmen gestimmt; sie würden von dem König von England, von den Holländern, den Hansestädten begünstigt; Bayern mische sich nicht in die Sache; dem Kaiser werde überall die Werbung verweigert; 2 bis 3000 Mann, die ihm etwa aus den Niederlanden oder aus Italien zuziehen könnten, seien nicht zu fürchten. Den Böhmen ständen alle Päße offen; die Gutgesinnten (heutzutage „Gesinnungstüchtigen") des Landes hätten die Leitung des Staats und des Kriegs in ihren Händen; sie besäßen genugsamen Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsbedarf. Dabei hätten die Katholiken für Leben, Habe, Ehren und Würden nichts zu besorgen. Zuletzt sollte noch von einer Pension für den jungen Anhalt gesprochen, über dem Gemeinsamen der persönliche Vortheil nicht außer Acht gelassen werden.

Wie die Gesandten zur Abreise sich anschickten, kam die Nachricht von Dampierres Einzug in Böhmen. Da fand man für besser, Mansfelds Volk auf 4000 Mann zu erhöhen, ihn unverweilt ebenfalls in das Land einrücken zu lassen, worauf er sich vor Pilsen legte und die Stadt zwei Monate hindurch belagerte, am 21. November sie eroberte. Dohna, der nun einzig nach Turin zu gehen hatte, doch erst zu Anfang Oktober, meinte, es wäre besser, dem Herzog von Savoyen einfach „Widerstand gegen die spanische Tyrannei" als Zweck der großen Bewaffnung zu bezeichnen. Dagegen fand der

Markgraf von Ansbach es für nöthig, zu bemerken, die Böhmen sollten unter der Hand mit Geld, Waffen und Kriegsbedarf unterstützt werden. Rath brachte ihnen aus Heidelberg der Graf von Solms; zu militärischen Anordnungen sollte der Fürst von Anhalt nach Prag gehen. Da aber zu dieser Zeit von dem Kaiser Anträge zu gütlicher Beilegung des böhmischen Aufstandes ausgingen, meinte der pfälzische Churfürst, die Böhmen könnten nur mit großer Vorsicht in dieselben eintreten. Besonders sey darauf zu achten, daß während eines Waffenstillstandes kein Theil seine Standquartiere verlasse. Denn dürften die Kaiserlichen während eines solchen in Städte und Märkte (der Rebellen) sich begeben, so würde es ihnen leicht werden, Ränke anzuzetteln, Zwiespalt und Zertrennung zu stiften. Würden die Böhmen auf dieses ihr Augenmerk nicht richten, so müßten sie nach dem Waffenstillstand in einer schlechteren Stellung sich finden als zuvor, den Ständen und vornehmlich den Directoren große Gefahr drohen, die Kaiserlichen mittelst eines Vertrages mehr gewinnen, als durch die Waffen.

Da die Geschichtschreiber es nicht der Mühe werth gefunden haben, diese Acta secreta nach ihrem vollen Umfang und Inhalt zu berücksichtigen, so haben sie auch nicht bemerken können, daß der 4. Artikel der Bedingungen der Böhmen über Eingehung eines Waffenstillstandes (wie dieselben in Khevenhiller's Annalen IX. 312 ff. zu lesen sind) demjenigen, was der churpfälzische Rath Vollrath von Plessen unter dem 11. Sept. a. St. dem Fürsten von Anhalt in Betreff der böhmischen Sache schreibt, wörtlich gleichlaute. Könnte die Evidenz der pfälzischen Betheiligung an der böhmischen Rebellion heller herausgestellt werden? In beiden Actenstücken ist nicht allein eine Uebereinstimmung der Anordnung, sondern auch der Beweggründe zu finden. Gerade zwei Monate später schrieb Camerarius dem churfürstlichen Canzler von der Grünn: nur die Noth zwinge Ferdinand (Mathias aber lebte

noch), den Böhmen „alle Satisfaktion zu thun, es werde hernach gehalten, wie es wolle." Er hoffe aber, die Länder würden ihre Vereinigung und Vertheidigung wohl in Acht nehmen. Wollte auch Ferdinand zu einer allgemeinen Versammlung seiner Länder sich bequemen, so wäre immer nöthig, daß Pfalz einen dieser Angelegenheiten kundigen Rath dabei hätte, denn leicht könnten solche Sachen vorfallen, daß auch des Fürsten von Anhalt Abwesenheit unbequem fiele. Immerhin sei den Böhmen zu rathen, keine Entwaffnung einzugehen, wenn nicht der Kaiser zugleich entwaffne (dergleichen nannte der Churfürst nachmals „treuliche Verwendung um einen gütlichen Vergleich") — und ohne Zustimmung der Länder nicht wieder sich rüsten dürfe. Man sollte sich anbei insgeheim erkundigen, ob die Böhmen, auch wenn ihnen völlig willfahrt würde, nichts desto weniger fest entschlossen wären, Ferdinand zu verwerfen. Das sey in Betreff einer künftigen römischen Königswahl ein wesentlicher Punkt. Er solle dieses noch, vor Dohna's Abreise, dem Fürsten Christian mittheilen.

Inzwischen hatte der englische Resident zu Turin in Betreff der Anschläge auf Venedig bemerkt: dort pflege man, sobald nur ein wenig die Sonne wieder lächle, mit wundersamer Kaltblütigkeit zu Werke zu gehen; wogegen der holländische Abgeordnete am churpfälzischen Hof die tröstliche Zusicherung gab, seine hochmögenden Herren hätten wegen Hülfe für Böhmen an die Herrschaft von Venedig geschrieben und auch mit deren Residenten im Haag gesprochen. Allein es sey zu fürchten, daß dieselbe die monatlichen Unterstützungsgelder an den Herzog von Savoyen einstellen würde, hiemit die Quelle seiner Freigebigkeit gegen die Unirten versiegen dürfte.

Nach der Eroberung von Pilsen mußte Mansfeld doch nach Turin gehen, um die allgemeine Bewaffnung ernstlicher zu betreiben *), zugleich dem Herzog Aussicht auf die Reichs-

*) Schon am 3/13. November 1618 schreibt Camerarius dem Fürsten

krone zu eröffnen. „Um die schädliche Erbfolge im Reich zu verhindern", schrieben Ansbach und Anhalt dem Churfürsten von der Pfalz, „könnten sie betheuern, daß, im Fall von gedachtem Fürsten von Saphoye dergleichen publica beneficia (das Mitwirken zu einem allgemeinen Angriff auf das Haus Oesterreich) conferirt, auch das particulare mit Böhmen continuirt, dazu noch ferner die Religionssachen in Frankreich, und was denselben anhängig, in ruhigen Stand gebracht (nämlich alle Forderungen den Hugenotten bewilligt) werden sollten, alsdann an S. L. weniger als an irgend einem andern Subjecto geirret werden könnte; in sonderbarer Betrachtung, dieweil dem H. Röm. Reich der größte Dienst und Nutzen dadurch widerfahren mag, wenn dasselbe wiederum einen starken Fuß in Italien bekommen könnte, und aber solches durch keine andere als obgedachte gegenwärtige Gelegenheit geschehen mag."

Hierüber bemerkten die beiden Fürsten in einem besondern Vorschlag: „nur dann lasse sich von freyer Wahl sprechen, wenn die Wählenden ernennen könnten, wen sie wollten. Ohnedieß würde die Kaiserwahl der Papstwahl an die Seite treten, von welcher der größte Theil der Christenheit der inwohnenden Erbsünde wegen, nicht in Italien geboren zu seyn, ausgeschlossen bleibe. Kaiser wolle sagen: General der Christlichen Heere. Ein solcher werde gewählt, ein König geboren. Habe doch selbst Augustus, als er seinen Nachfolger dem Senat empfohlen, beigefügt: si meruerit. Nun hätten in der Vergangenheit die Fürsten von Oesterreich wohl hintereinander die Kaiserkrone getragen, aber bloß ihrer Verdienste wegen. Fasse man dieselben gegenwärtig ins Auge,

---

Christian von Anhalt: „Savoya geht in seinen disegni tapfer und wol adversus Monarchiam Hispanicam, wollte Gott, daß alle Evangelischen einen solchen Eifer hätten."

so werde man finden, daß sie Rufs halber bankbrüchig geworden seien. Die Churfürsten wären indeß wirkliche Wähler, nicht Bestätiger der Ernennung eines Sohnes durch den Vater. Habe ja der gegenwärtige Kaiser dem Reich sogar die Schmach angethan, den Zwist der Venetianer mit König Ferdinand von Böhmen (so nannten ihn diejenigen, welche bald darauf seine Krönung für ungültig erklärten) durch den König von Spanien schlichten zu lassen. Es sey unerläßlich, einen Kaiser zu wählen, der nicht aus dem Hause Oesterreich, nicht ein Sclave Spaniens sey. Aber wem die Krone anbieten? An einen protestantischen Fürsten dürfe man nicht denken; das hieße den Zunder zu allgemeinem Krieg auswerfen. Bayern wäre mächtig, wohl gelegen, aber es würde Oesterreich nicht entgegentreten wollen, räume den Jesuiten allzugroßen Einfluß ein. Demnach bleibe Niemand übrig, als der Herzog von Savoyen. Er sey ein Fürst des Reichs, deutschen Ursprungs, aus sächsischem Stamme, ein großer Feldherr, Vater der Soldaten, welcher Europa gegen einen türkischen Einfall besser schirmen würde, als alle Basteyen Wiens. Den Katholiken müßte er angenehm seyn, die Protestanten könnten ohne Sorge leben, weil er den Jesuiten keinen Einfluß gestatte. Es wäre ein Meisterstreich der Fürsten, wenn sie auf diesen sich vereinigten. Auch dem König von Frankreich würde bei seiner Stellung zu Savoyen diese Wahl höchlich gefallen, derjenige von Großbritannien sie gerne sehen."

Des Churfürsten Beglaubigungsschreiben für Mansfeld an den Herzog lautete nur in den allgemeinsten Ausdrücken, das Wesentliche blieb der mündlichen Eröffnung und Besprechung anheimgestellt. Außerdem war er mit einem solchen nach Venedig versehen, wo er der Dienste des englischen Residenten Wotton sich bedienen, diesem aber nichts weiter eröffnen sollte, als: er komme, um Unterstützung für die Böhmen zu suchen, zu welchem Zweck auch pfälzische Abordnun-

gen an die Städte Ulm, Straßburg und Nürnberg gegangen waren. Dieselben sollten ihre „Hellergen" herausgeben.

Mansfeld reiste den 25. December von Heidelberg ab *), der Sekretär des Markgrafen von Ansbach, Balthasar Neu, begleitete ihn. Durch diesen schrieb der Fürst von Anhalt dem Herzog, um denselben zu gewinnen: „Die höchst wichtige Eroberung von Pilsen sey einzig ihm zu verdanken." Dabei war des Fürsten vornehmste Sorge: ob auch ihr Treiben genugsam werde geheim bleiben können? — Schreibt er am 27. Dec. dem Churfürsten: bis zum 6. Jan. hoffe er die Vermittlungssache mit Böhmen abgeschnitten zu sehen, so war dieses, wie aus andern Acten sich erweisen läßt, mehr als ein bloßer Herzenserguß an einen Gleichgesinnten. Man sieht, daß der Fürst hinsichtlich der Gesinnungen der Böhmen gut unterrichtet war, sie dagegen leitsam sich erwiesen.

Inzwischen hatten sich des Herzogs von Savoyen Gedanken weiter, als bloß auf Erwerbung der Reichskrone gerichtet. Er eröffnete Mansfeld, daß er auch die böhmische Krone zu erhalten wünsche. Wolle man ihm diese gewähren, dann werde er mit Credit, Waffen und Geldmitteln dahin wirken, daß dem Pfalzgrafen das ganze Elsaß, wo möglich ein Theil von Oesterreich, dazu die Krone von Ungarn zu Theil werde. Zu diesem Zweck erbiete er sich zu anderthalb Millionen Ducators und zum Unterhalt von 4000 Pferden unter Mansfeld, auf drei Jahre, so es nöthig seyn würde; die Kosten seiner 2000 Knechte nehme er von dem 18. Juni an für jeden Fall auf sich. „Wolle man etwas gegen die Pfaffen unternehmen, so möge man es vor seiner Ankunft

---

*) Trotz dessen, daß sich Mansfeld dort berieth, und daß ihm der Churfürst die Beglaubigungsschreiben zustellte, hat neulichst wollen gesagt werden, Friedrich habe zu den Verabredungen mit Savoyen nur den Namen hergeben müssen.

ins Reich vollführen, damit er jeder Verantwortung gegen den Papst enthoben bleibe. Wie er es dann finde, so wolle er es lassen." Später schrieb Neu: „Die Zusicherung der böhmischen Krone sey eine unerläßliche Bedingniß, dafern der Herzog zu irgend Etwas sich verstehen solle." Wiewohl man am Hof von Heidelberg derselben selbst sich versichert hielt, glaubte man doch, Elsaß und ein Theil von Oesterreich wären als Erbländer dem Wahlreich (wofür dort Böhmen im eigenen Interesse gelten mußte) vorzuziehen; handle es sich aber um einen Hauptschmuck, so ziere Ungarns Krone ebenso gut, als diejenige von Böhmen. So fand des Herzogs Begehren keinen Widerspruch. Dann verlangte derselbe ferner, daß dem Großherzog von Florenz in dem Gesuch um den Königstitel nicht entsprochen werde, weil dieses einen Schatten auf sein Haus werfen müßte, dasselbe hiezu noch eher berechtigt wäre. Die Vertraulichkeit mit ihm trug den Betreffenden ebenfalls ihre Früchte; Mansfeld erhielt das Marquisat Castelnovo und Butigliera, Anhalts Sohn *) aber einen Jahrgehalt von 10,000 fl., Alles zu Ehren der deutschen „Libertät."

In der Mitte Märzens 1619 hatte sich Balthasar Neu von dem Grafen von Mansfeld getrennt, und war als Unterhändler des Markgrafen von Ansbach und des Fürsten von Anhalt am 26sten jenes Monats zu Venedig angekommen, versehen mit einem Schreiben des Herzogs an seinen dortigen Residenten, daß er ihm in seiner Werbung beistehe. Dieser meinte, die Summe von drei Millionen Ducators sei zu hoch gespannt, daher sie Neu auf zwei herabsetzen zu dürfen glaubte, in gewisser Zuversicht, wenn man dieser versichert wäre, würde bei fortdauerndem Krieg auch die dritte Million nicht ausbleiben **). Der savoyische Resident führte

*) Christian II., der in der Schlacht am weißen Berg gefangen wurde.

**) Neu's (oder seines Sekretärs?) Schreiben in der geh. Anh. Canzlei, Londorp Num. LXXXVII.

ihn bei der Versammlung der Pregadi ein, an welche er zugleich Namens der böhmischen Stände das Ansuchen stellte, sie möchten sich dem Zuzug spanischer Hülfsvölker für Ferdinand widersetzen*); denn der Vicekönig von Neapel hatte verlauten lassen, er werde 7000 Mann nach Triest überschiffen, und das Gerücht sagte, die Venetianer würden den Durchpaß gestatten. Neu erhielt die Antwort: die Herrschaft halte mit großen Kosten ein starkes Geschwader auf dem Golf, um jene Ueberfahrt zu hindern; dadurch hoffe sie den Böhmen, welchen sie den glücklichsten Erfolg wünsche, zu dienen. Dafür erließen die Utraquisten unter dem 12. April an den Doge Priuli ein Dankschreiben, mit 36 Siegeln versehen**).

Als Neu am 12. Mai durch den savoyischen Residenten bei dem venetianischen Collegium abermals eingeführt wurde, trug er vor: der Fürst Christian von Anhalt werde an der Spitze der Union Alles thun, um dem Haus Oesterreich die Reichskrone zu entreißen. Allein zu mehr als zu bloßen allgemeinen Erklärungen scheint es der ansbachische Abgeordnete in Venedig nicht gebracht zu haben.

Unter den Entwürfen, wie sie bei dem Herzog von Savoyen während seiner Verhandlungen mit Mansfeld wuchsen, fielen ihm Gerüchte von Herstellung des Friedens in Böhmen höchst unbequem. Dieser hatte daher „genugsam zu thun, um ihn auf guten Weg wieder zu bringen." Jedenfalls verlangte Carl Emanuel, in einen Vertrag schweigend, so daß er nicht zu nennen, nur zu verstehen sei, inbegriffen zu werden; denn leicht möchte seine, durch Mansfeld geleistete Hülfe zu des Hauses Oesterreich Kenntniß kommen, er

*) Ueber Neu's Verrichtungen zu Venedig geben die Annali di Venezia, Handschr. der k. k. Hofbibl. Aufschluß.

**) Auch darin liegt ein Beweis des engen Zusammenhangs dieser Häupter der Unirten mit den böhmischen Rebellen.

sodann deren Gewährung zu entgelten haben. Daß aber jenes Gerücht von gütlicher Beilegung nichts weiter sei, als leeres Gerücht, dafür hatte Pfalz schon gesorgt.

Die Nachrichten aus Turin zwangen dem Markgrafen von Ansbach gegen den Fürsten von Anhalt das Freudengejauchze ab: „In Kurzem haben wir die Mittel in den Händen, die Welt umzukehren." Nach wenigen Tagen lud er denselben zu einer Unterredung ein. Schleunige Entschließungen thäten jetzt mehr noth, als je. „Wer Handel treiben will", sagte er ihm, „muß sich auf dem Jahrmarkt einfinden." Anhalts Freude über die mitgetheilten Briefe aus Turin war so groß, daß er in dem Entziffern derselben beinahe während eines ganzen Tages des Essens vergaß. Camerarius mußte ihm eine Zusammenkunft aller drei Fürsten, und zwar zu Kreilsheim, wo sie weniger Aufsehen mache, als in Heidelberg, vorschlagen. Denn nicht bloß Mansfeld's, auch des Herrn (Achatius) von Dohna Berichte von seiner Sendung nach England und den Niederlanden gäben zu einer Berathung genugsamen Stoff. „Die verständigsten und besten Discours helfen wenig, vielmehr gar nicht, heroische Resolutiones müssen von oben herab großen Herren in's Herz gegossen werden", schrieb ihm der geheime Rath. Um den seinigen bei allen Vorfällen zum äußersten zu treiben, daran ließ es wenigstens Camerarius nicht fehlen.

(Schluß folgt.)

XXXIV.

Pfälzische Umtriebe gegen das Haus Oesterreich in den Jahren 1618 und 1619.

(Schluß.)

Die Zusammenkunft fand den 19. März (a. St.) an besagtem Orte statt. Dort sollten die weitern Schritte gegen den Herzog von Savoyen, welcher zu diesem Zweck einen Herrn von Bausse nach Heidelberg hinausschickte, verabredet werden. Die eben einlaufende Nachricht von dem Ableben des Kaisers *) drängte zu rascherem Vorangehen. Da hieß es: obwohl Pfalz von Seite der Böhmen „gar große Inclination zu seiner Person befinde", wolle man doch dem Herzog ein Genügen thun. Bei der Kaiserwahl gedenke der Churfürst den Wahleid vor Augen zu haben, und wolle „denjenigen vorschlagen und eligirn helfen, der dem ganzen Reich zur Erhaltung der Freiheit und Autorität am nützlichsten." Es mußte wirklich der Reichsfreiheit zu besonderm Schirm dienen, wenn Savoyen, dieser Fürsten Rath zufolge, bei Frankreich sich verwendete, „keinen Wahltag zuzugeben, bevor

*) Dieser starb den 20. März; die Zusammenkunft zu Kreilsheim hatte den 19. a. St., somit den 29. statt.

die Unruhe in Böhmen gestillt wäre;" oder wenn dieses „seine nützlichen Praeparatoria, Churtrier zu ebenmäßigem Zweck füglich zu disponiren", fortsetzte. Der Angriff auf Elsaß möge einstweilen noch auf sich beruhen. Doch könne vorläufig die Zeit, Weise, Zahl des Kriegsvolks verabredet, darüber ein Vertrag mit vierwöchentlicher Ratification für die Pfalz abgeschlossen werden. Die drei, wenigstens zwei Millionen Ducators, die Hinterlegung der Hälfte an einem sichern Ort in Deutschland wären die Hauptsache; „ohne diese könnte der Lärm nicht angehen." Auch sei zu wissen, was die Signoria von Venedig zu thun gedenke, ob sie zu einem Angriff auf Friaul geneigt sei? Denn es sei höchst wichtig, daß Krieg in Italien ausbreche, damit Spanien und der Papst dort beschäftigt würden. Sollte jene Geldhülfe nicht erfolgen, dann bliebe den Böhmen nichts übrig, als Frieden zu schließen, im Reich mit der andern Partei nach Nothdurft sich zu vertragen. — Waren es sonach die katholischen Stände, welche den Krieg wollten, den Frieden bloß für einen unbequemen Nothbehelf hielten?

Denjenigen in Böhmen, „so sich mit diesem Werk interessirt gemacht", sollte unter Angelöbniß strengster Verschwiegenheit, eröffnet werden, welche Bewandtniß es mit der mansfeldischen Hülfe gehabt habe, und daß jetzt, um ihnen Luft zu machen, ein Angriff auf das Elsaß und auf die geistlichen Besitzungen beabsichtigt sei, hiezu Savoyen mit großen Geldmitteln an die Hand gehen werde. Zu schuldiger Dankbarkeit möchten „die Herren Böhmen" den Herzog mit der Krone bedenken. Es würde die Sache sehr fördern, wenn der Fürst von Anhalt demselben Namens der Directoren einige Hoffnung machen könnte; diesem dürften sie ihre Bedingnisse sogleich anfügen. Acht Tage nach diesen Verabredungen ließ der pfälzische Churfürst dem sächsischen durch Camerarius sagen: „er stelle in keinen Zweifel, S. L. hätten noch in frischer Gedächtniß, welcher Gestalt sie (des

Pfalzgrafen L.) nach entstandener Commotion im Königreich Böhmen ganz eifrig Sich hätten angelegen seyn lassen, damit dasselbe Wesen ohne gefährliche Ergreifung der Waffen wiederum gestillt und also das Feuer gleichsam in der Asche hätte gedämpft werden mögen." Ueber dieses Vermittlungswerk hätte er neulich mit seinen lieben Vettern von Ansbach und Anhalt zu Kreilsheim gehandelt. — Bayern ließ er durch seinen geheimen Rath Heinrich Dietrich von Schönberg vorstellen: „wie treueifrig und wohlmeinend er gleich Anfangs der weiland Römischen Kaiserlichen Majestät durch Schreiben und Schickung gerathen, auch sonst, wo er nur gekonnt, alle gute Officia (etwa durch Mansfeld's Belagerung von Pilsen?) angewendet und mit Fleiß unterbauet habe, damit die Waffen nicht ergriffen, sondern durch linde und milde Mittel und Weg diesem Unrath zeitlich abgeholfen und remedirt worden wäre."

Der wichtigste Beschluß aber, der zu Kreilsheim gefaßt wurde, war die Absendung des Fürsten von Anhalt nach Turin. Da die „Acten" das Tagebuch seines dortigen Aufenthalts vom 20. April bis 19. Mai (a. St.), mit den Gegenständen und dem Gang der Verhandlungen, enthalten, auch diese durch andere gleichzeitige Documente noch heller in's Licht gestellt werden, können wir der maßlosen Niederträchtigkeit und Nichtsnutzigkeit dieser Reichsfürsten und der gänzlichen Verläugnung jedes Rechtsgefühls und aller Ehrlichkeit auf den tiefsten Grund blicken.

Am 20/30. April langte der Fürst zu Rivoli, zwei Stunden von Turin, an. Der Herzog befand sich zu Vercelli. Dieser lud den Fürsten nach Chivas; beide trafen sich zum Erstenmal am 2. Mai bei dem Nachtessen, zu welchem Anhalt durch den Herzog eingeladen wurde. Am folgenden Tage las ihm der Fürst die Anträge an die böhmischen Stände und die Antwort vor, welche Achatius von Dohna von denselben zurückgebracht hatte. Am 5ten nahm Carl

Emanuel die schriftlichen Eröffnungen der Fürsten an, mit der Zusage, dieselben reiflich überdenken zu wollen, stellte aber alsbald die Frage: wie, wenn eine zwiespaltige Kaiserwahl erfolgen sollte? „Alsdann", erwiderte Anhalt sogleich, „müsse man zu den Waffen greifen, sie nicht rasten lassen, bis ein Theil ganz darniederliege; das sei ein Kampf um die Freiheit." Der Herzog sagte weiter: 70,000 Ducators monatlich wären doch für ihn eine schwere Ausgabe; ließe sich aber Trier durch eine ansehnliche Summe, die er aufzuwenden bereit stehe, gewinnen, dann wollte er wohl zu jenen sich verstehen. Ob es aber nicht anginge, Ferdinand zum Kaiser, ihn zum römischen König zu wählen? Statt hierauf Antwort zu geben, sprang Anhalt auf die Nothwendigkeit über, durch drei Heere in Italien, Deutschland und Böhmen zugleich den Krieg zu beginnen, Breisach durch den Markgrafen von Baden angreifen zu lassen. Persönliche Absichten kamen gleichfalls von beiden Seiten zur Sprache. Zuletzt rieth der Herzog, der Fürst solle mit den venetianischen Gesandten Zeno und Pesaro in Unterredung treten, jedoch vor dem französischen Residenten Mariani sich hüten, denn sein König richte das Auge ebenfalls nach der Kaiserkrone.

Am 6. Mai kam der Herzog wieder auf die Geldfrage zurück. Wenn Andere, welche die Sache noch mehr anginge, als ihn, das Ihrige ebenfalls leisten wollten, so würde er nach seinem Verhältniß gerne beitragen. Anhalt ging jetzt auf 1,200,000 Ducators herab, doch vorbehaltlich der Genehmigung der andern beiden Fürsten, und unter der Voraussetzung, daß die Venetianer mit nicht Minderem sich herbeilassen würden. Immer stellte der Herzog die böhmische Krone als Bedingniß, denn alsdann nur, wenn sie dieses sähen, würden seine Unterthanen zu Beisteuern geneigt sich finden lassen. Anhalt ließ daher den Fürsten den Rath zugehen, die Böhmen zu einer Sendung nach Turin mit den Bedingnissen zu veranlassen, den Achatius von Dohna Namens des Herzogs nach

Venedig zu schicken, um dort ebenfalls auf Leistung von 1,200,000 Ducators anzutragen.

Am 7. Mai kam zur Sprache: das Haus Oesterreich eile entweder seinem Verfall zu, oder es stehe ihm eine Erhebung bevor, die Andern zum Untergang gereichen müßte. Das wäre der Fall bei Ferdinands Erwählung zum Kaiser. Um dem vorzubeugen, müsse man die Gelegenheit ergreifen; sie sey gegenwärtig günstiger als je seit einem Jahrhundert, besonders wenn in einem Angriff auf Friaul Venedig Hand böte. Der venetianische Gesandte, welcher der Unterredung beiwohnte, versicherte den Fürsten, die Herrschaft sey den Unirten besonders gewogen, da ja dasselbe Interesse beide Theile einige. Auf Weiteres könne er sich nicht einlassen. Nicht an gutem Willen, an Kräften fehle es, da die Republik gegenwärtig schon monatlich 400,000 Ducators aufzuwenden habe. Der Herzog erwiderte: das halte nicht Stich; sey es der Herrschaft Ernst, so habe sie binnen acht Tagen acht Millionen beisammen. Der Gesandte blieb aber bei seinem Satz und versicherte nur, die Herrschaft würde Durchzüge zu Land und Meer hindern. An einem Angriff auf Friaul zweifle er, da die Republik zu Wasser kriegsgerüstet stehen müsse. Er soll gesagt haben: um Oesterreich die Unbequemlichkeit des Rauches in seinem Haus zu bereiten, werde die Herrschaft schwerlich das ihrige anzünden wollen. Doch nahm der Gesandte beifällig die Bemerkung auf: jetzt, da Ferdinand in Böhmen und in Oesterreich*) zugleich beschäftigt sey, ließe sich mit 5000 Mann in jener Landschaft mehr ausrichten, als früher mit 20,000. Dohna sollte hierüber mit dem Gesandten weiter unterhandeln. Dieser versprach ihm die Unterstützung der Böhmen und die Verhinderung von Durchzügen zu Venedig in Anregung zu bringen. Die Geldhülfe

*) Die dortigen Protestanten weigerten sich, ihn als des Erzherzogs Albrecht Stellvertreter anzuerkennen und die Huldigung zu leisten.

an die Unirten lehnte er abermals ab. Dem Herzog übergab der Fürst drei Punkte: 1. daß Churpfalz die freie Stimme bei der Kaiserwahl sich vorbehalte; 2. daß er, auf Ratification hin, mit 1,200,000 Ducators sich begnügen wolle; 3. daß die Frage von der böhmischen Königswahl von der Kaiserwahl getrennt bleibe. Dem stimmte der Herzog bei.

Eintretende Krankheit hinderte den Fürsten an der Abreise, was Gelegenheit gab, noch Anderes zur Sprache zu bringen, besonders einen Ueberfall auf Genua, wodurch man 32 Millionen, demnach die Mittel zu einem langen Krieg, erbeuten würde. Der Herzog äußerte sich, er habe dieses Vorhaben mit dem Marschall Lesdiguieres besprochen; auch sey er dazu vollkommen berechtigt. Die Genueser wären schuld, daß er Oneglia verloren, wollten einige Dörfer, die ihm gehörten, nicht herausgeben, über Weidegerechtigkeiten auf den Gebirgen sich nicht vergleichen. Anhalt scheint nicht widersprochen zu haben, denn die Sache wurde mehrere Male berührt. Einmal sagte der Herzog: er habe bereits Anstalten dazu getroffen, bedürfte aber holländischer Fahrzeuge zur Ausführung; Soldaten gedenke Lesdiguieres in Frankreich zu werben. Das Unternehmen würde monatlich 50,000 Ducators kosten. Dohna reichte am 20. Mai dem Herzog eine Denkschrift in Betreff desselben ein, welche ihm besonders wohl gefiel. Er äußerte sich: sey Lesdiguieres dafür zu gewinnen, so stehe er bereit. Am Tage vor Anhalts Abreise erbot er sich, denselben etwa durch einen Courier über den Fortgang dieser Sache zu unterrichten.

Weniger tröstlich konnte dem Fürsten Carl Emanuels Mittheilung seyn: sein Gesandter in London berichte ihm, man habe die Absicht, dem Churfürsten von der Pfalz die böhmische Königskrone, ihm blos die Reichskrone zuzuwenden. Am 16. Mai äußerte sich der Herzog: er habe zwei wichtige Gründe, nicht an die böhmische Krone zu denken: 1. weil der König von England sie für seinen Tochtermann wünsche, der-

selbe dadurch der gemeinsamen Sache könnte gewonnen, zugleich eine Heirath des großbritannischen Prinzen mit seiner Tochter Maria zu Stande gebracht werden; 2. weil er, falls er mit den Böhmen einträte, unfehlbar die spanische Macht auf den Hals sich lüde. Da Ferdinand gekrönter und anerkannter König jenes Landes sei, würde es heißen, er trachte nach dem, was einem Andern zugehöre. Von der Reichskrone lasse sich dieses nicht sagen, gegenwärtig habe sie Niemand. Am 18. Mai erfreute er den Fürsten durch die Nachricht: die Ungarn und Mähren träten auf Seite der Böhmen, die Fürsten der Union rüsteten. Er billigte besonders den Plan, die Wahl aufzuschieben, inzwischen die Vicariats-Rechte zu erweitern und durch den Marschall Lesdiguieres Frankreich zu gewinnen. Gelinge dieses, so könnte die beabsichtigte Heirath mit England zu Stande kommen, die Union befriedigt, den Böhmen Hülfe geleistet werden.

Am 25. Mai theilte der Herzog dem Fürsten mit: der französische Resident habe ihm einen Brief gezeigt, wonach der König geneigt wäre, zu seiner Sache mitzuwirken, vorausgesetzt, daß er nicht allzu rasch vorangehe. Der König gedenke zu Unterstützung „der guten Partei in Deutschland" 15,000 Mann aufzustellen. Es sei besser, einen Türken, ja selbst den Teufel auf den Kaiserthron zu setzen, als ihn Ferdinand zu überlassen. Tags darauf wurde mit großem Vergnügen von der Absicht des Herzogs von Ossuna gesprochen, gegen Spanien sich aufzulehnen, und das Königreich Neapel an sich zu reißen. Das, bemerkte Carl Emanuel, würde den Böhmen Luft machen, sein Unternehmen gegen Genua, selbst gegen Mailand, begünstigen. Ferner vernahm er, daß die Venetianer durch einen Patricier den Böhmen anrathen ließen, sich eine republikanische Verfassungsform gleich der ihrigen zu geben, und daß sie den Sultan angingen, sein Kriegsvolk an die Gränzen vorrücken zu lassen, um die Ungarn von Ferdinand abzuziehen.

Am Tage vor seiner Abreise übergab Anhalt dem Herzog noch eine Denkschrift, worin er die Nothwendigkeit berührte, um von allen Seiten dem habsburgischen Haus entgegenzutreten, daß die Holländer den mit Spanien und dem Erzherzog Albrecht eingegangenen Vertrag brächen. An guten Vorwänden hiezu fehle es nicht; solche böten Barnefeld's Umtriebe (practiques), dann die Angelegenheiten von Jülich und Emden. Venedig müsse auf jegliche Weise zu einem Einfall in Friaul bewogen werden. Um zu den großen Vortheilen zu gelangen, die jetzt sich darböten, dürfe man keine Zeit versäumen. Die Churfürsten, Fürsten, Ritter und Städte des Reichs müßten sich — es handle sich ja um ihre Erhaltung und Freiheit — selbst helfen und allen Truppen, die aus Flandern kommen dürften, den Durchzug verwehren; denn diese wären die einzige Hülfe, auf die Ferdinand sich angewiesen sehe, zumal wenn von Italiens Seite Venedig auf der Hut stehe. Die Sache der Böhmen komme von Tag zu Tag in bessern Stand. Der Wohlfahrt und Freiheit des deutschen Reichs zu lieb halte der König von Frankreich 30,000 Mann und 6000 Pferde in Bereitschaft. In Neapel stehe die Revolution vor der Thüre. — Der Fürst konnte am Ende Turin mit der Ueberzeugung verlassen, daß er und der Herzog durch neunundzwanzig Tage miteinander au plus fin gespielt hätten, denn zu etwas sicher Verabredetem war es nicht gekommen. Volle Uebereinstimmung bestand nur darin, daß keinerlei Mittel dürfe unbenützt bleiben, wodurch dem Hause Habsburg beider Linien Abbruch geschehen könne.

Angesichts dieser Verhandlungen, welche den Zweck hatten, die Kaiserkrone von dem Hause Oesterreich zu bringen, Ferdinand diejenige von Böhmen zu entreißen, Friaul und noch anderes Gebiet den Venetianern zuzuweisen, den Frieden in den Niederlanden zu brechen, die Türken wider Ungarn zu hetzen — schrieb der Churfürst von der Pfalz dem

König von Spanien: Spero testes mihi futuros omnes, quicunque vitae et instituti mei rationes norunt, de meo *ardenti desiderio conservandae pacis publicae* et amoliendis ingruentibus turbis atque dissidiis, meque *unice laborare, ut pax et concordia conservari*, omnes causae discordiarum rescindi et aboleri possint. Caeterum, uti mihi constat, majores meos in inclytam Domum Austriacam omni officio paratos perpetuo fuisse, ita non minori studio feror ad testificandum ipsi quavis occasione promptam voluntatem meam. Wenn das Politik ist, dann muß jeder ehrliche Mensch Gott tagtäglich inbrünstig bitten, daß Er ihn vor jedem Antheil an derselben gnädiglich behüten wolle.

Aber auch mit dem Herzog von Savoyen gingen diese musterdeutschen Fürsten nicht ehrlicher zu Werke. Während ihm gesagt wurde: der Churfürst von der Pfalz verzichte zu seinen Gunsten der Aussicht auf die böhmische Krone, suchte dieser durch englischen Einfluß ihrer sich zu versichern. Während dem Herzog die Kaiserkrone gleichsam angetragen, und dieses durch die Behauptung gerechtfertigt wurde: er sei deutschen Herkommens, sandte Anhalt vierunddreißig Beweggründe heraus, „weßhalb den Böhmen nicht zu rathen sei, Savoyen zu erwählen" (freilich gingen halb so viel bejahende denselben voran). Allererst hieß es: der Herzog sei fremd „und zu weit entsessen". Er sei voll Unbeständigkeit. Mit einemmal sollte derjenige, von dem man so eben noch drei Millionen Ducators verlangte, kein Geld, nur Schulden haben. Der große Feldherr, der Vater der Soldaten, sollte jetzt wohl viele Kriege geführt, damit aber nichts anderes ausgerichtet haben, als seinen Schatz zu erschöpfen und sein Land zu verderben; auch sollte er keinen Vorrath von Kriegsrüstung, kein Zeughaus, kein Schanzzeug, kein Pulver und keine Magazine besitzen. Derselbe Mann, der (14 und 15) langsam in Resolutionen war, viel Zeit unnütz verfließen ließ, war zugleich (32) sehr rachgierig (jaloux) und geschwind,

imbarquit sich eilends (11), und läßt hernach das Werk stecken. — Der bibelfeste Fürst, der das Jahr zuvor ganz damit einverstanden sich zeigte, daß kein Vorzüglicherer zum Kaiser könne erwählt werden, erinnerte sich erst jetzt (23), daß die heilige Schrift bemerke: „ein Volk handle nicht weislich, wenn es fremde Herren, die seiner Sprache und Sitten nicht kundig wären, zur Regierung berufe."

Nicht dieses allein! Noch während Anhalt zu Turin unterhandelte, wurden die Versuche bei Herzog Maximilian von Bayern erneuert, und wiederholt, sobald man sich überzeugt hatte, dort sei auf das, was ursprünglich gehofft worden, nicht Rechnung zu machen. „Maximilian", schrieb vom Unionstage zu Heilbronn Camerarius an Jöcher, „Maximilian sei der Herkules, welcher den gordischen Knoten zu lösen vermöge, der Löwe aus dem Stamm Juda." Aber des Herzogs Räthe waren noch der gleichen Ueberzeugung, wie vor anderthalb Jahren: die Person der Anbietenden mache das Angebot verdächtig. „Diese Offerta", sagten sie mit ehrenwerther Aufrichtigkeit ihrem Herrn, „kommen nicht von denen, welche durch Gottes Fürsehung dergleichen handeln und manegiren, als von päpstlicher Heiligkeit, Cardinälen, Nuntius, auch durchaus sonst von keinem katholischen Chur- und Fürsten." Konnte Maximilian die seinen Schwager und Jugendfreund Ferdinand von allen Seiten umringenden Bedrängnisse dadurch vermehren, daß er als dessen Nebenbuhler für die höchste weltliche Würde der Christenheit auftrat!

Bei der Zusammenkunft von Kreilsheim war noch davon gesprochen worden, daß während der Unruhen in Böhmen Ferdinand zur Kaiserwahl nicht einzuberufen wäre; hiefür sollte Camerarius Sachsen gewinnen, zugleich dasselbe bewegen, dem kaiserlichen Kriegsvolk (welches aber immer spanisches genannt, wie auch immer Spanien als Schreckbild vorgestellt wird) keinen Durchzug zu gestatten; denn es habe das Ansehen, als wolle man die Wahl mit gewaffneter Hand

durchsetzen, indeß niemals Einer, der unter den Waffen gestanden, früher sei erwählt worden. Es frage sich daher, ob ein Wahltag könne ausgeschrieben werden, bevor das Kriegsvolk entlassen sei? „Was zur Verhinderung von König Ferdinands Wahl dienlich", solle der Abgeordnete nicht in seinem Vortrag, sondern „im Nebengespräch mit des Churfürsten von Sachsen L. in Acht nehmen und dazu gehörige persuasiones gebrauchen, was den Evangelischen insgemein zu befahren, weil König Ferdinand durch die Jesuiten regiert und getrieben würde, wie sie nur wollten." In diesem „Nebengespräch" solle er „S. L. die Opinion nehmen, als ob Churpfalz zu der Römischen Krone aspirirte, dabei aber sich bemühen, von andern Subjectis zu reden und so S. L. zu dem Zweck zu bewegen, welchen Pfalz, wie dem Rath bewußt, längst vorgehabt."

Der Churfürst von Sachsen erzeigte dem Abgesandten alle mögliche Ehre, scheint aber mit demselben persönlich nicht viel sich eingelassen, sondern ihn an seine Räthe, besonders den Präsidenten Caspar von Schönberg, den geheimen Rath Esajas von Brandenstein und die Gebrüder Loß gewiesen zu haben, die im Gegensatz zu den pfälzischen Räthen als geradsinnige deutsche Männer sich bewährten. Sachsen, sagte Schönberg (und eine Menge Acten seit der Mitte des Jahres 1618 geben der Wahrhaftigkeit seiner Rede Zeugniß), lasse sich eine gütliche Beilegung der böhmischen Unruhen bestens angelegen seyn; neulichst noch habe sich König Ferdinand dazu erboten, sei sehr entgegengegangen, woraus dessen Verlangen nach Frieden genugsam zu verspüren sei, daher die Böhmen zu diesem sich bequemen, nicht Alles auf das Aeußerste treiben sollten. Begehren, wie er (Camerarius) sie stelle, hätten auch die böhmischen Stände an S. churfl. Gnaden gelangen lassen. (Abermaliger Beweis des engen Zusammenhangs der böhmischen Rebellen mit Churpfalz und den Häuptern der Union.) Eine Zusammenkunft

der drei weltlichen Churfürsten vor der Wahl würde Alles auf die Spitze stellen. Sachsen verlange neutral zu bleiben und den Frieden herbeizuführen. Für Mainz spreche die goldene Bulle (daß drei Monate nach Ableben des Kaisers die Wahl vorzunehmen sei). Der Churfürst halte sich nicht für befugt, dem Erzcanzler Ordnung vorzuschreiben. „Wir seind", berichtet Camerarius, „in solcher Disputation ziemlich weit kommen, und ich hab rund und beweglich geredt, das Final ist aber allzeit bei ihm gewest: Gott werde es wunderbarlich zu führen wißen?" Er hat es in der That „wunderbarlich geführt", wenn wir alle Umstände zusammen nehmen. Es käme nur darauf an, daß solches mit schlichten Verstand anerkannt würde, zumal von Seite derjenigen, welchen diese „wunderbarliche Führung" jetzt noch am meisten zu gut kommt.

Ebensowenig Eindruck machten die Bemerkungen des Abgeordneten: „was auf die Geistlichen zu bauen sei, lehre die Erfahrung"; „Hispanus werde im Reich Meister werden, und dasselbe nach seinem Willen unter das antichristische Joch bringen"; „er hätte sich einer bessern Resolution versehen, wenigstens einer Prorogation der „„eilfertigen"" (sie war ganz nach Vorschrift der goldenen Bulle anberaumt) Wahl." Es konnte einem in die geheimen Plane seines Herrn eingeweihten churpfälzischen Rath schwerlich angenehm klingen, daß Hr. von Schönberg zum drittenmal wiederholte: „man könne es selbst Spanien nicht verdenken, wenn es bei dem Seinigen sich erhalten und nicht davon drängen lassen wolle." Wie viele Mühe Camerarius sich gab, seine Anträge beliebt zu machen, er konnte nichts Anderes, als den Bescheid erzielen: „man solle den Churfürstentag erwarten; das sei das gewöhnliche und einzig rechtmäßige Mittel, dem Uebelstand zu begegnen, alles wieder zum Frieden, zur Ruhe und Sicherheit zu bringen." Doch versicherten die Räthe, das Vernommene ihrem Herrn unverweilt berichten zu wollen. Dieser erwies

dem Abgeordneten noch alle mögliche Höflichkeit, ließ sich aber in Nichts weiter mit ihm ein.

Daß an Bayern durch den Churfürsten von der Pfalz Heinrich Dietrich von Schönberg gesendet worden sei, haben wir bereits erwähnt. In München war natürlich anders zu Werk zu gehen, als in Dresden; einzig die Versicherung des redlichen Willens zur Beilegung der böhmischen Unruhen und das Lamentiren über die spanische Vergewaltigung lautete übereinstimmend. Sonst wurde die Gefahr für die freie Wahl, die Möglichkeit eines innerlichen Krieges, die Besorgniß hervorgehoben, wenn unter solchem der Türk in die österreichischen Länder einfallen sollte. Gegen Böhmen wolle der Herzog in der bisherigen Neutralität verharren und keine Durchzüge fremder Truppen, „um die böhmischen Stände zu incommodiren", gestatten. Neben der öffentlichen Verrichtung hatte der Abgeordnete noch diejenige eines geheimen Spähers zu übernehmen. Er sollte nachforschen, ob nicht Würzburg und Bamberg dem Herzog die Direction der Liga wieder übertragen hätten, und unter welchen Bedingungen? Ob und wie der Herzog zum Krieg gerüstet sei? Ob nicht zwischen ihm und dem Herzog von Vaudemont wegen Direction der Liga Eifersucht und Mißverstand obwalte?

Sobald der Erzcanzler den Wahltag auf den 20. Juli ausgeschrieben, lud der Churfürst von der Pfalz denselben durch seinen abgesendeten Canzler von der Grün zu einer vertraulichen Unterredung ein; denn, bevor das flammende Feuer gelöscht wäre, eine Wahl zu veranstalten, müßte „seltsame Judicia und Discours verursachen." Chursachsen habe bereits erklärt, bei der Wahl nicht persönlich erscheinen zu können; ihm dürfte es ebensowenig möglich werden.

Der letzte Zweck des Pfälzers war aber nicht bloß Verschiebung des Wahltages, sondern Verhinderung der Erwählung Ferdinand's; das Erste sollte nur der Erreichung des Letztern als Mittel dienen. Er hoffte auf Brandenburgs

Mitwirken. Da zu dieser Zeit der Churfürst in Preußen sich befand, eröffnete er den geheimen Räthen desselben: es sei gewiß, daß auch Ferdinand zu der Wahl sei eingeladen worden, ebenso, daß die geistlichen Churfürsten zu einer Prorogation schwerlich zu bringen wären. Sie möchten daher eine baldige Entschließung ihres Herrn bewirken.

Der Bericht, den der pfälzische Churfürst von Camerarius über dessen Sendung nach Sachsen erhalten, schreckte denselben von einem neuen Versuch nicht ab. Der Anzug fremden Kriegsvolkes, bemerkte er dem Churfürsten in einem Schreiben, mehre sich; wie unter solchen Umständen ein Wahltag möglich sei, derselbe friedlich ablaufen könnte? Gehe die Wahl der Herstellung des Friedens voran, so könnten leicht die evangelischen Stände in den Krieg verwickelt, der Gedanke geweckt werden, als hätten die Churfürsten sich übereilt, oder ihre Wahl unter Furcht vor den Waffen getroffen. Ihm (dem Churfürsten von Sachsen) könnte es vielleicht doch noch gelingen, Mainz zu einer Verschiebung des Wahltages zu vermögen. Zwei Tage später hoffte Friedrich seine Gründe durch die Anzeige zu verstärken: bereits belaufe sich das in's Reich geführte Kriegsvolk auf 14,000 Mann, dazu würden noch weitere 8000 Mann in den burgundischen Landen geworben, und hätten zugleich die geistlichen Fürsten Werbungen angeordnet; es sehe einem großen Blutbad ähnlich. Bei Mainz wurde der Versuch ebenfalls erneuert.

Kräftigere Unterstützung für die gehegten Plane hoffte man von einer Zusammenkunft der Unirten zu Heilbronn am 9/19. Juni. Von dort aus ging der Churfürst von der Pfalz, gleichsam Namens sämmtlicher Unirten, die geistlichen Churfürsten nochmals an, „unter gegenwärtiger Gefahr, Zerrüttung, Uebelstand und Unruhe", vor allen Dingen „mehrere Tranquillität zu pflanzen", dann „ein solches Haupt zum König und künftigen Kaiser zu wählen, welches er seinen hohen Pflichten nach dem heiligen Reich nützlich und vor-

ständig erachten würde." Sachsen versicherte er, weder die ordentliche Wahl eines Hauptes hindern, noch ein Zwischenreich verlangen, nur jene nicht unter dem Getöse fremder Waffen „zum Praejudiz des Reichs und Vernichtung derselben Ständ Libertät" vornehmen zu wollen. Die Prorogation könne weder Ungelegenheit verursachen, noch sei sie der Reichsverfassung zuwider. Das Letztere besonders suchten die brandenburgischen geheimen Räthe, die zufällig am gleichen Tage an den Churfürsten von Sachsen schrieben, darzulegen. Sie bemühten sich, ihn durch den Satz zu födern: habe auch Mainz einen Wahltag ausgeschrieben, so stehe es doch nicht dabei, daß er gelten müsse, „wenn es den Herren Reichsvicarien anders gefiele." Camerarius hätte sie belehren können, daß Sachsen hierin anderer Ueberzeugung sei.

Zu Heilbronn hatte sich auch der englische Botschafter zu Venedig, Ritter Wotton, eingefunden. Er erbot sich, Namens seines Herren, durch Waffen, Bücher (also damals schon Tractätlein!), Predigten und engere Verbindung auf Abbruch der katholischen und Erweiterung der evangelischen Religion (faire bresche et diminution à la papauté pour l'advancement et propagation de la religion evangelique) hinzuarbeiten; sodann eine Verbindung der Union mit Venedig und Graubündten einzuleiten. Er versicherte ferner, die Herrschaft werde den Golf so bewachen, daß keine Kriegsmacht über denselben kommen solle, was von den Fürsten mit hohem Dank gegen Se. großbritannische Majestät, nebst der Bitte um fortgesetzte Verwendung, angenommen wurde. Ebenfalls von Heilbronn schrieb der Fürst von Anhalt *) dem Herzog von Savoyen: „Trotz der Kürze der noch bevorste-

*) Wahrscheinlich der Aelteste der fünf Brüder, Johann Georg von Dessau; denn in dem Brief kommt der frere Christian vor, der seine Truppen (nach der Niederlage, die kurz zuvor Mansfeld durch Bucquoi erlitten) bald wieder ergänzt haben werde.

henden Zeit, hoffe er doch, das vorgesetzte Ziel werde erreicht werden. Die Ratification des zu Rivoli Verabredeten durch Pfalz und Ansbach hänge von dem Endentschluß der Böhmen ab, bei denen Mansfeld's Unfall (Bucquoi's Sieg über denselben bei Budweis) Verwirrung, Furcht und Meinungsverschiedenheit hervorgerufen habe. Der Herzog wolle zur Vermehrung der Truppen Geld übermachen." Von den zu Heilbronn anwesenden Fürsten und Städten wurde ferner den Generalstaaten ein Bürgschein über 200,000 Gulden, die sie den Böhmen leihen wollten, zugestellt *), dem Churfürsten von der Pfalz Vollmacht ertheilt, zur Verschiebung des Wahltages Alles anzuwenden. Zu diesem Zwecke müsse man die böhmischen Stände heimlich aufmahnen, von dem Churfürsten-Collegium das Gleiche zu verlangen, demselben zu bedeuten: sie trügen Bedenken, Ferdinand als König anzuerkennen. Das Beste wäre immer, den Wahltag durch Waffengewalt zu verhindern. Allein es sei nicht möglich, vorher mit den Rüstungen aufzukommen, daher müsse man wenigstens die Stadt Frankfurt besetzen, wozu, der Aeußerung ihrer Abgeordneten zufolge, dieselbe wohl Hand bieten würde. Sollte dieses den Gegentheil nicht hindern, einen andern Wahlort zu bestimmen, so müßte doch Verzug eintreten, unter welchem man sich weiter berathen könnte. Zugleich dürften sich die Generalstaaten bewegen lassen, ihre Hülfsvölker an die Gränze vorzuschieben, hiedurch den Churfürsten von Cöln in seinem Land zurückzuhalten. Auf Trier ließe sich durch Frankreich einwirken. Sollten alle diese Mittel den Zweck nicht erreichen, so werde J. Ch. Gn. wenigstens darob wachen, daß in die Wahlcapitulation nichts Verfängliches eingerückt werde.

*) Einen solchen erhielt von ihnen einige Monate später die Reichsstadt Nürnberg über eine ähnliche Summe.

Daß von Sachsen für Erreichung der Unionsplane nichts zu erwarten sei, konnte der Pfälzer gleich nach seiner Rückkehr von Heilbronn einem Schreiben entnehmen, worin ihm jener Churfürst anzeigte, er werde seine Gesandten so abfertigen, daß sie den 10/20. Juli in Frankfurt einträfen; denn eine Verschiebung des Wahltages wäre nur bei Einwilligung sämmtlicher Churfürsten möglich. Churpfalz antwortete: er müsse dieses geschehen lassen; man werde es ihm aber nicht verdenken, wenn er ebensowenig persönlich erscheinen, sondern alsdann „zu Trost und Rettung seiner armen Unterthanen" nach seinem Fürstenthum Oberbayern sich begeben werde. Ein großbritannischer Abgesandter werde „auf des Königs von Spanien Begehren" bei Ferdinand und den böhmischen Ständen den Versuch zur Herstellung des Friedens machen. „Wir haben", schließt der pfälzische Churfürst abermals, „Wir haben jederzeit zum Frieden treulich gerathen, auch das Unsere nach Möglichkeit dabei gethan, seind es auch noch ferner zu thun erbietig."

Nur fünf Tage später berichtet Camerarius dem Fürsten von Anhalt: sein Herr habe (bloß einen Tag später, als er Chursachsen dieser „treulichen" Friedensbestrebungen versicherte) mit dem Landgrafen Moritz von Hessen eine Zusammenkunft in Mannheim gehabt*). Dort sei, neben andern Verabredungen, davon gesprochen worden, man solle mit der Mannschaft, die man einstweilen beisammen habe, Ferdinand entgegenziehen (hatte zu diesem Zweck der Abgeordnete nach Mainz bei dem Erzcanzler sorgfältig sich erkundigen sollen, welchen Weg der König nach Frankfurt einschlagen werde?), der Stadt Frankfurt sich bemächtigen, die Wahl durch alle Mittel verhindern. Darüber sei nach langem Hin- und Her-

*) Dieß war derjenige, welcher, um Oesterreich und die Katholiken zu vernichten, eine Vereinigung der Protestanten aller Länder vorschlug.

reden eine Schlußnahme niedergeschrieben worden; wie es sich aber um deren Unterzeichnung gehandelt habe, sei der Pfalzgraf zu Bett gegangen, der Landgraf in der Nacht abgereist; am folgenden Morgen habe jener die Schrift mit sich nach Lautern genommen, so daß es im Zweifel stehe, ob er sie unterzeichnen werde. „Es ist", jammert Camerarius, „mit den Herren durchaus nicht fortzukommen, das muß man Gott befehlen, bis es beßer wird." Den Räthen sei bange, daß die Geldmittel bald versiegen dürften, Pfalz alsdann die Last einzig werde zu tragen haben.

Dagegen versicherte Anhalt den Herzog von Savoyen, ihre Rüstungen gingen fröhlich fort. Es sei zu Heilbronn die Aufstellung von 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Pferden sammt erforderlichem Geschütz beschlossen worden. Lasse sich auch der Wahltag nicht hindern, so werde es dennoch Ferdinand's Gönnern, sobald sie zum Werk schreiten wollten, an Hindernissen nicht fehlen. Hr. von Bausse (Abgesandter des Herzogs) werde den Grafen von Mansfeld nach Prag begleiten, um den Böhmen das Verabredete mitzutheilen und einen guten Entschluß derselben zu veranlassen. Mansfeld leiste sehr nützliche Dienste, daher er ihm dessen richtige Bezahlung sehr empfehle. Den Böhmen mangle es an Geld. Daß man über Ferdinand's Abreise nach Frankfurt noch nichts vernehme, sei ein Zeichen, daß seine Sachen im eigenen Lande nicht zum besten stünden.

Wie einschmeichelnd und vertraulich der Fürst dem Herzog schrieb, so lautete es doch ganz anders in einer gleichzeitigen Zuschrift des erstern an den Markgrafen von Ansbach: „Wollen", sagt er ihm, „die Böhmen einen welschen französischen König nehmen, so sehe ich nicht ein, wozu es unserer Ratification der durch mich mitgebrachten Punkte bedarf? Die Kosten der Rüstungen fallen doch auf uns; wollen die Böhmen ja sagen, so wird Savoyen lieber sich selbst, als uns helfen."

Das störte den Schein fortdauernder Vertraulichkeit nicht im mindesten. Der Herzog berichtete dem Fürsten von Anhalt: er vernehme, daß Ossuna im Begriff stehe, die Maske abzuwerfen. Die Venetianer hegten die besten Gesinnungen. Er selbst gedenke seinen Versprechungen nachzukommen, er erwarte aber, daß das Gleiche gegen ihn und so geschehen werde, daß er nicht unnöthiger Weise sich bloßzustellen habe. Die Fürsten sollen ihm eröffnen, was ihre Klugheit für zweckmäßig erachte. Geld, um einen der geistlichen Churfürsten zu gewinnen, und um Mansfeld zu befriedigen, werde er nach Nürnberg übermachen. — Dafür wurde seinem Abgeordneten aus Amberg, wohin sich, um Böhmen näher zu seyn, der Churfürst mit seinem ganzen Hofstaat erhoben hatte, eine Denkschrift zugestellt, worin gesagt war: „sollte Ferdinand dennoch gewählt werden, so werde man sich mit allen Mitteln seiner Krönung entgegensetzen, auch die Huldigung der Fürsten verhindern. Ohne Rath und Zustimmung des Herzogs werde man keinen Frieden oder Vergleich eingehen, ihn als einen der Schiedsrichter und Vermittler ernennen. Auch anderweitige Wünsche und Interessen desselben sollen berücksichtigt, er hinfort als Reichsvicar in Italien zu den Fürstenversammlungen berufen werden. Bei den Generalstaaten wolle man sich verwenden, daß sie so schleunig als möglich den Vertrag mit Spanien brächen, weil hiezu so schöne Gelegenheit sich darbiete, und es dem allgemeinen Wohl so besonders zuträglich wäre."

Bevor der Churfürst Heidelberg verließ, wurde dort durch vier Tage in dem geheimen Rath erwogen, welche Stellung er bei der bevorstehenden Wahl einnehmen solle *)? Es

*) Das Protokoll dieser Berathungen fiel bei der Einnahme Heidelbergs ebenfalls in die Hände des Siegers. Es findet sich unter dem Titel: „Acta consultatoria Bohemica, sammt beigefügten

wurde erörtert: ob derjenige, „der in Consideration komme", nicht abtreten solle, damit die übrigen Stimmen desto freier wären? Daß Pfalz in Gegenwart dessen, auf welchen etliche Stimmen fallen möchten, seine Meinung gebe, sei schwierig; aber Ferdinand könne es dem Reich nicht für zuträglich halten. „Weil Pfalz keinem Päpstischen seine Stimme mit gutem Gewissen geben, jenes aber nicht hindern könne, müsse man es geschehen lassen." Immer müsse der Gesandte etwas Schriftliches bei sich haben. Pfalz könnte auch Mehrere in Vorschlag bringen, als: Erzherzog Albert, Bayern, Dänemark, Sachsen (erst am folgenden Tage wurde Savoyen, dem die Krone selbst angeboten worden, genannt). Es gäbe drei Wege: 1. den andern Stimmen beizutreten; 2. seine Meinung rundweg zu sagen; 3. von der Wahl wegzubleiben. Das erste, meinte der Churfürst, lasse das Gewissen nicht zu; bei dem andern wäre kein Dank zu gewinnen; beinahe lieber wäre ihm das dritte. Als Hauptfrage erschien des andern Tags: wie Pfalz bei der Wahlhandlung selbst sich zu verhalten hätte? Zu erklären, „daß Ferdinand nicht bonus, justus, habilis sei", bringe Gefahr, man müsse umsichtig handeln. Dieß geschähe, wenn es Bayern, als katholisch, vorschlüge. Das Wegbleiben hingegen könnte zum Ausschluß führen, gäbe den Schein einer Opposition.

Noch viel Anderes kam bei diesen Verhandlungen zur Sprache. Zum Beispiel, man solle in Böhmen Freiheit der Unterthanen und Aufhebung der Leibeigenschaft verkünden, dann werde es weder an Geld noch an Volk fehlen *). Ob

---

Glossen", bei Londorp III, 183 ff. Ein Auszug fand sich bei der anhaltischen Kanzlei.

*) Diese Frage war früher auch in Wien aufgeworfen worden. Hier hatte sie einen Sinn: die Unterthanen von den rebellischen Oberherren zu trennen und dem Kaiser zu gewinnen. In Heidelberg hatte sie keinen Sinn, da gerade diejenigen, welche dort begünstigt

man nicht suchen sollte, König Ferdinand und Erzherzog Leopold gefangen zu nehmen? Man solle die Ungarn bewegen, in Steyermark, Kärnthen und Krain einzufallen, die Klöster zu zerstören, Religionsfreiheit auszukünden, die Jesuiten niederzuhauen, oder zur Auswechslung gegen Andere gefangen zu nehmen, der Stadt Grätz sich zu bemächtigen. Wieder wurde angetragen, Bethlen Gabor in die Union zu ziehen, demselben Aussicht auf die böhmische Krone zu eröffnen.

Daß Pfalz an dem Wahltag durch eine Gesandtschaft sich vertreten lasse, konnte nicht vermieden werden. Camerarius war bei derselben. Da das Bestreben der Böhmen, Ferdinand von der Theilnahme an der Wahl auszuschließen *), an der Festigkeit von Mainz scheiterte, auch der Versuch, erst die böhmische Sache beizulegen, keinen Anklang fand, die Bemühungen des in der Nähe weilenden Landgrafen von Hessen zur Hemmung der Wahl erfolglos blieben, die sächsischen Gesandten gegen die pfälzischen sehr verschlossen sich erwiesen, auch Frankfurts Rath, Burgerschaft und Besatzung den üblichen Sicherheitseid endlich geleistet hatten, seufzte Camerarius gegen den Fürsten von Anhalt: „ich sehe Election Ferdinandi vor Augen, Gott wolle dann Miracula thun, so geschehen könnte, wann Ferdinandi abdicatio (Verwerfung von Seite der Böhmen) erfolgen sollte.“ Sie müßte aber alsbald dem churfürstlichen Collegio förmlich angezeigt werden. „Dieß dürfte die Churfürsten wohl stutzig machen.“

---

wurden, die heftigsten Gegner einer solchen Maßregel gewesen seyn würden. Von einer Volksfreiheit im heutzutägigen Sinne hatten sie keinen Begriff, es galt ihnen nur, die Rechte des Oberherrn auf das kleinste Maß zu beschränken.

*) Schon am 1. Juni hatten sie dem Churfürsten von Sachsen als Reichsvicarius angezeigt: unter den gegenwärtigen Verhältnissen könne Ferdinands Churstimme nicht anerkannt werden.

„Kompt also das Römisch Reich je länger je mehr umb sein Libertät, Reputation, Fried und Sicherheit, zwar durch der Geistlichen Trieb, qui sunt homines ad servitutem nati, aber vornemlich durch Sachsens Verschuldung, so es gegen Gott und der Posterität schwerlich wird zu verantworten haben.“ Eine durch das churfürstliche Collegium beschlossene Vermittlung in der böhmischen Sache habe man (d. h. eben die Leute, welche fortwährend so ernstlich um dieselbe sich bemüht zu haben und noch zu bemühen vorgaben) nicht verhindern können. Gehe es mit Ferdinand's Verwerfung vorwärts, dann nur sei ein Strich durch die Wahl gezogen. An diesem Strich lag somit zu Erhaltung „des Reichs Libertät, Reputation, Fried und Sicherheit“ — Alles.

In einer Nachschrift machte Camerarius nochmals seiner Galle gegen Sachsen Luft. Einzig dieses sei an allem Unheil Schuld. Er tröstet sich damit, daß die Erwählung Ferdinanden eher zum Fall, als zum Vortheil dienen werde. Dabei wären die Böhmen und ihre Verbündeten zu ermuntern, „es darum nicht für verspielt zu halten.“ Jetzt sei es noth, daß sie eine Resolution faßten nach Art der Generalstaaten. Alles liege daran, daß „etwas Tapferes geschehe“, bevor „der Feind“ aus Italien und von anderswo noch mehr Volk erhalte. Er habe sich zwar bei Trier bemühet, daß vor der Wahl noch von Andern, als von Ferdinand, gesprochen werde, hiezu aber wenig Neigung gefunden.

Wie am Wahltage selbst der pfälzische Gesandte ein weitläufiges, von des Churfürsten eigener Hand geschriebenes Votum ablas, in welchem der Herzog von Bayern als der Geeignetste bezeichnet wurde, sammt der Erklärung: sollte die Wahl auf Ferdinand fallen, so werde vorausgesetzt, daß dieses ohne Abbruch der Wahlfreiheit geschehe, und wolle auf solchen Fall der Churfürst aller Gebühr nach sich betragen — ist im siebenten Band von Moser's „patriotischem Archiv“ zu lesen. Der Canzler von der Grün fand hierauf, die

Geistlichen hätten mit der Wahl so geeilt, daß man sie nicht habe aufhalten können, ohne Zweifel, weil sie gewußt, daß in Böhmen die eines neuen Königs vor sich gehen werde. (Somit hätte die gleiche Ursache, welche Pfalz zur Verzögerung der Wahl, die übrigen Churfürsten zu deren Beschleunigung getrieben. War der eine Theil mehr berechtigt und zugleich fürsorglicher, als der andere?) Ob Pfalz die böhmische Wahl annehmen werde, stehe noch dahin (doch nennt der Canzler den Churfürsten bereits König). Dohna habe in der Stille nach England gehen müssen, um des Königs Rath darüber zu vernehmen.

Ferdinand wurde am 28. August im St. Bartholomäusdom auf den Altar gesetzt, um als Kaiser begrüßt zu werden. Dazwischen schrillte die dunkle Sage: die Böhmen hätten den Churfürsten von der Pfalz zum König gewählt; Sachsens Redlichkeit hatte den Antrag abgelehnt. Es war am 26. August, da solches geschah; am 27. des Morgens verkündete Kanonendonner und Glockenklang dem böhmischen Volke, es habe dem größeren Theil seines Adels beliebt, ihm einen andern König zu geben. Als diesem die Nachricht hievon zukam, zeigte er sich verblüfft, unschlüßig, niedergeschlagen; des Fürsten von Anhalt Wort richtete ihn auf: „Setzen sich E. L. fröhlich in den Stuhl, wer wird Dieselben so bald wieder heraustreiben?“

XXXV.

Schicksal der katholischen Schule in Magdeburg.

Wie Seite 168 ff. des neunundzwanzigsten Bandes dieser Blätter bereits gesagt worden ist, wurde die Schule der katholischen Gemeinde in und um Magdeburg von dem vormaligen St. Agneten-Kloster in der Neustadt-Magdeburg vollständig unterhalten.

Als in Gemäßheit eines kaiserlichen Decrets vom 18. Februar 1812 derjenige Theil der Neustadt, in welchem die Klostergebäude lagen, zerstört werden sollte, machte der Pallast-Bischof Freiherr von Wendt unter dem 7. März 1812 den Minister des Innern aufmerksam auf die Erhaltung der katholischen Kirche und Schule, und der Minister gab ihm unter dem 8ten desselben Monats die Versicherung: daß er nach Zerstörung der Klostergebäude für das Bedürfniß der katholischen Gemeinde sorgen werde. Nach der Zerstörung des katholischen Schulgebäudes schrieb die Präfectur am 10. April 1812 an die Mairie der Stadt Magdeburg: „Die katholische Schule in der Neustadt hat in Folge der Demolirung desjenigen Theils der Stadt, welcher die meisten Einwohner dieser Confession enthielt, und da das dazu bestimmte Gebäude mit abgebrochen werden mußte, nach der Altstadt verlegt werden müssen. Es besteht der Plan, sie hier in der Stadt mit einer der protestantischen Schulen zu verbinden, inzwischen aber ist es dringend nothwendig, für ein angemessenes Lokal zu

sorgen &c. &c." Der Maire antwortete hierauf unter dem 11. Mai desselben Jahres: „Ew. &c. Befehl vom 10. v. Mts. gemäß habe ich mich bemüht, für die katholische Schule, welche aus der Neustadt hierher verlegt worden, ein interimistisches Lokal auszumitteln, und es ist mir solches gelungen. Da nämlich gegenwärtig keine Regimentsschulen erforderlich sind, so könnte der eine hierzu eingerichtete und mit Tischen und Bänken versehene Saal im Seidenkrämer-Innungs-Hause entbehrt werden, und ich habe solchen dem katholischen Schullehrer einräumen lassen, der denn auch gestern angefangen hat, Schule darin zu halten." Ueber die projectirte Vereinigung der katholischen mit einer protestantischen Schule bemerkt der Maire, daß dieselbe Schwierigkeiten haben würde. In Folge einer Verfügung der Präfectur wurde der katholischen Schule von der Mairie unter dem 16. Sept. 1812 in der vacanten zweiten Predigerwohnung der Heiligengeistkirche ein Lokal angewiesen, und am 12. April 1813 wurde dem Schullehrer von der Mairie aufgegeben, wegen Wiederbesetzung der zweiten Predigerstelle bei der Heiligengeistkirche das bisher zur Schule benutzte Lokal zu räumen und die vacante zweite Predigerwohnung bei der St. Petrikirche zu beziehen. Dieß Lokal war aber sehr beschränkt; es war nur 19 Fuß lang und 19 Fuß breit, konnte daher auch die 250 bis 260 schulpflichtigen Kinder der katholischen Gemeinde nicht aufnehmen. Der Pfarrer Deleker wendete sich deßhalb unter dem 21. Dezbr. 1814, 21. Februar und 17. März 1815 an das königl. preuß. Civilgouvernement zu Halberstadt mit dem Gesuch um Gewährung eines geräumigern Schullokals. Am 31. Dezember 1814 wurde in Folge dessen der Gouvernements-Rath Franke in Magdeburg mit Ermittelung eines passenden Lokals beauftragt. Nach seinem gutachtlichen Bericht vom 11. Mai 1815 war das damals unbenutzte zweite Predigerhaus der Katharinen-Gemeinde für den fraglichen Zweck geeignet, weßhalb der Gouvernements-Rath Franke von dem Civil-Gouvernement unter dem 21. Mai 1815 beauftragt wurde, „wegen miethsweiser Ueberlassung dieses Hauses an die katholische Gemeinde mit dem Kirchenvorstande der Katharinen-Gemeinde in Unterhandlung zu treten." Von dem Kirchenvorstande der katholischen Gemeinde wurde dagegen nach einem Berichte vom 9. Juni 1815

das Fischer-Innungs-Haus für passend gehalten, und die Einrichtung desselben beantragt. Der Gouvernements-Rath Franke war sehr eifrig bemüht für Beschaffung eines geeigneten Schullokals, und in einem Bericht an das Civil-Gouvernement vom 20. Okt. bemerkt derselbe: „Ich fürchte fast, daß die katholischen Glaubensgenossen über Zurücksetzung klagen werden, wozu sie auch fast Veranlassung haben." Im Auftrage des Civil-Gouvernements schrieb die Gouvernements-Commission zu Halberstadt am 2. November 1815 an den bischöflichen Generalcommissarius Prior van Eß zu Huysburg, daß bei dem königlichen Ministerium des Innern auf Genehmigung der Vorschläge zur Verbesserung der katholischen Schule in Magdeburg bereits angetragen, und daß der Gouvernements-Rath Franke vorläufig beauftragt worden sei, mit dem Magistrate einen Miethss-Contract abzuschließen über das Fischer-Innungs-Haus. Unter dem 4ten November 1815 ersuchte der Gouvernements-Rath Franke das Civil-Gouvernement um Beschleunigung der Genehmigung seiner gemachten Vorschläge, weil nach einer Anzeige des Pfarrers Deleker die Schule wegen Mangel an Raum und dem erforderlichen Heitzungsmaterial geschlossen werden müsse; das Civil-Gouvernement verfügte aber in einem Rescript vom 10. November 1815: „daß es durchaus nicht zulässig sei, die katholische Schule bis nach vollendeter Einrichtung des neuen Schulhauses zu schließen, und daß die Schulen bis dahin, daß die Entscheidung des königlichen Ministeriums des Innern über den demselben vorgelegten Verbesserungs-Plan eingegangen, in dem bisherigen Lokale, so gut es thunlich sei, fortgehalten werden." Demgemäß ersuchte der Gouvernements-Rath Franke am 15. und 20. November 1815 den Pfarrer Deleker, den Feuerungs-Bedarf für das Schulzimmer ihm anzuzeigen, und versicherte, daß er denselben sogleich einstweilen anschaffen lassen werde; auch gibt er unter dem 30. Dezbr. 1815 die Nachricht, daß die Zahlung der für Ankauf, Anfuhr und Kleinmachen des nöthigen Holzes zur derzeitigen Winterheitzung der katholischen Schule berechneten 38 Thlr. 16 Gr. auf die Provinzial-Hauptkasse angewiesen worden sei. Uebrigens wurde das Brennmaterial nur für den Winter 1815 bis 1816 gewährt; ein Gesuch vom 25. Oktober 1816 um Gewährung des Brennmaterials für den Winter 1816 bis

1817 wurde von dem königlichen Oberpräsidium unbeantwortet gelassen.

Wegen der Miethe des Fischer-Innungs-Hauses machte der Magistrat anfangs Schwierigkeiten, und später, als der katholischen Gemeinde die Liebfrauenkirche eingeräumt worden war, wurde von der Miethe dieses Hauses abgestanden, weil es von der Kirche zu weit entfernt war, und es wurde der Antrag gestellt, daß ein Haus in der Nähe der Kirche beschafft werde. Das königliche Oberpräsidium unterstützte den deßfallsigen Antrag der Gemeinde, insofern es sich um die Miethe eines katholischen Pfarr- und Schulhauses handelte, lehnte es aber in einem Rescripte vom 8. Oktober 1816 ab, den Antrag um Ankauf eines Hauses zu stellen, weil zur Gewährung desselben keine Hoffnung vorhanden sei. Am 1. November 1816 rescribirte das Ministerium des Innern dem Oberpräsidium, daß sich das Finanzministerium bereit erklärt habe, aus den Revenüen des aufgehobenen St. Agneten-Klosters zur Beschaffung eines Lokals und des Feuerungs-Materials für die katholische Schule zu Magdeburg einen jährlichen Zuschuß von 140 Thlrn. zu gewähren, wenn dazu die Allerhöchste Genehmigung ertheilt würde; das Ministerium des Innern könne sich aber nicht bewegen finden, in einem Falle, wie in dem vorliegenden, an des Königs Majestät zu berichten, wo noch unzählige gleichfalls dringende Bedürfnisse des Schulwesens, und noch weit gerechtere Ansprüche auf die Allerhöchste Gnade zu befriedigen seien. Die katholische Gemeinde in Magdeburg sei daher abschläglich zu bescheiden.

Die zweite Predigerwohnung der Petri-Gemeinde wurde am 29. Dezbr. 1816 der katholischen Gemeinde gekündigt, und da die Präfectur, resp. die Mairie, diese Wohnung dem betreffenden Personale als Dienstwohnung angewiesen hatte, so wurde die Kündigung unter dem 31. Dezbr. 1816 dem königlichen Oberpräsidium übersendet mit dem Antrage, für Beschaffung eines andern passenden Lokals Sorge zu tragen, und die Betheiligten vorläufig in ihrer jetzigen Wohnung zu schützen. Der Oberpräsident von Bülow rescribirte am 28. Januar 1817 den Kirchenvorstehern, daß wegen Beschaffung eines Lokals für die katholische

Schule auf Kosten des Staates von ihm nichts mehr geschehen könne; es müsse ihnen daher überlassen bleiben, für das erforderliche Schullokal selbst zu sorgen, und sich deßfalls mit dem Prior van Eß in Communication zu setzen, von welchem er die ferneren Anträge in dieser Angelegenheit erwarte.

Nach Ablauf der Kündungsfrist mußte die zweite Predigerwohnung der Petri-Gemeinde geräumt werden, und die katholische Gemeinde sah sich genöthigt, auf ihre Kosten von dem altstädter Scholarchat das unter Num. 23 der Petersstraße belegene sogenannte Klinzemann'sche Haus für die Zeit von Ostern 1817 bis Ostern 1818 zum Schullokal zu miethen, für den jährlichen Miethzins von 210 Thalern, während der Miethzins für das frühere Schullokal von der preußischen Regierung in Magdeburg entrichtet und dadurch factisch anerkannt worden war, daß der Fiscus verpflichtet sei, ein Haus für die katholische Schule zu beschaffen. Das spricht auch der Civil-Gouverneur von Klewitz in einem Rescript vom 29. November 1814, in welchem die Anweisung zur Zahlung der Miethsentschädigung von 60 Thlrn. für den Pfarrer Delefer ertheilt wird, ausdrücklich mit den Worten aus: „Ich habe mich um so mehr hierzu bewogen gefunden, da der Staat durch Einziehung und Abbrechung des Klosters St. Agnes und durch Aufhebung der katholischen Kirche auf der Citadelle nebst den dazu gehörigen Gebäuden rc. rc. die katholische Kirche beeinträchtigt hat, und daher zu deren Schadloshaltung verpflichtet ist."

Die bedeutende Summe von 210 Thalern jährlichen Miethzinses für das Schullokal zu beschaffen, war der Gemeinde unmöglich, und es wurde für vortheilhafter gehalten, das gemiethete Haus durch Ankauf zu erwerben. Die Vorsteher der St. Marien-Kirche wurden denn auch unter dem 1. Juli 1818 von der königlichen Regierung autorisirt, mit dem Scholarchat den Kaufcontract vom 24. März ejusd. a. abzuschließen, nach welchem der katholischen Gemeinde das fragliche Haus für 2000 Thaler Gold überlassen werden solle, mit der Bestimmung, daß die Hälfte dieses Kaufpreises sofort bezahlt werde, während die andere Hälfte auf dem Grundstücke stehen bleiben und mit fünf Procent verzinset werden sollte. Die zur Abtragung bestimmten 1000 Thaler konn-

ten aber weder durch die Gemeinde aufgebracht, noch auf eine andere Weise beschafft werden; es wurde deßhalb der Antrag gestellt, daß die ganze Kaufsumme auf dem Hause stehen bleiben möchte, was mit Genehmigung der königlichen Regierung auch angenommen wurde.

Am 6. Januar 1817 wendeten sich die Vorsteher der katholischen Gemeinde an die Commission, die zur Entschädigung der durch Zerstörung der Neustadt betroffenen Eigenthümer bestellt war, mit dem Antrage um Entschädigung für das zerstörte katholische Schulhaus und einen drei viertel Morgen haltenden Garten. Dieser Antrag aber blieb unbeachtet, während die wallonisch-reformirte Gemeinde für das verlorene Schulhaus 6000 Thaler Entschädigung erhielt, und selbst die Bewohner der sogenannten Colonisten-Häuser des St. Agneten-Klosters für den Verlust dieser Wohnungen, die nicht ihr Eigenthum waren, entschädigt wurden.

Auf eine Eingabe der Kirchenvorsteher vom 19. März 1817, in welcher man den Staatskanzler Fürst von Hardenberg um Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von 140 Thlrn. aus den Einkünften des eingezogenen Klosters Neuzell ersuchte, wurde unter dem 5. September 1817 rescribirt, daß die königlichen Ministerien der Finanzen und des Innern bei des Königs Majestät auf Bewilligung einer außerordentlichen Unterstützung antragen würden. Der darauf erfolgte Bescheid vom 6. März 1818 lautet: „Durch Kabinets-Ordre vom 13. v. Mts. haben Seine Majestät Ihre höchste Willensmeinung dahin zu erkennen gegeben, daß, wenn auf den eingezogenen Gütern des St. Agneten-Klosters zu Magdeburg die Verbindlichkeit haftet, ein Schulgelaß und den Feuerungsbedarf für die katholische Schule daselbst zu beschaffen, dieser Verbindlichkeit vollständig und fortdauernd genügt werden soll, aus bloßer Gnade aber Seine Majestät Sich nicht bewogen finden, den Antrag zu bewilligen.“ Die königliche Regierung wurde daher beauftragt, das rechtliche Verhältniß der katholischen Gemeinde gegen das ehemalige St. Agneten-Kloster auszumitteln. Im Auftrage der königlichen Regierung wurde diese Ermittelung von dem Landrathsamte vorgenommen, und hatte sich nach dem deßfallsigen Bericht vom 21. Dezember 1818 aus den vorhan-

denen Acten und den Aussagen der vernommenen Zeugen Folgendes ergeben:

1) Das Kloster St. Agnes war Patron der hiesigen katholischen, zum Kloster gehörigen Pfarrkirche.
2) Es hat, ohne irgend einen Beitrag von der Gemeinde, die Schulgebäude erbaut und unterhalten.
3) Auch die Lehrer so besoldet, daß der ganze Unterricht frei ertheilt wurde.
4) Außerdem aber zur Aufmunterung der Eltern und Kinder, die Schule zu benutzen, den letzteren nicht unbedeutende Unterstützung an Schulbedürfnissen, an Speisen und Kleidung alljährlich zukommen lassen.
5) Das erforderliche Holz zur Wirthschaft und Heizung der Schulzimmer den Lehrern frei geliefert.

Der Landrath Franke bemerkt dann in seinem Berichte: „Da nun der Staat durch Aufhebung des Klosters St. Agnes in den Genuß des ganzen Vermögens desselben getreten ist, wovon doch billigerweise der Marien-Kirche soviel als Aerarium zurückzugeben seyn dürfte, als zur Erhaltung der Kirchen- und Schulgebäude und zur Unterhaltung des Gottesdienstes, der Geistlichen und Schulbedienten erforderlich ist, indem sich aus dem oben Gesagten ergibt, daß das Kloster von jeher diese Ausgaben aus seinen Mitteln bestritten hat, so scheint die Gewährung des Gesuchs der katholischen Gemeinde, ihr Behufs der Beschaffung des Schulgelasses und des Feuerungsbedarfs einen jährlichen Zuschuß von 140 Thlrn. zu bewilligen, nach meiner Ansicht nicht nur in der Billigkeit, sondern auch in der Gerechtigkeit gegründet."

„Ich halte es daher als Landrath für meine Pflicht, diese so höchst bescheidene Bitte auf das dringendste zu unterstützen, da die katholische Gemeinde, meines Erachtens, nach dem oben erwähnten Sachverhältniß, wenn sie als Pfarrgemeinde fortbestehen soll, ein jus quaesitum auf einen so großen Antheil an dem Vermögen des Klosters St. Agnes hat, als erforderlich ist, um die ihr jetzt als Entschädigung überwiesene Marien-Kirche in Bau und Besserung zu erhalten, die verlornen Schulgebäude zu ersetzen, die

als Ersatz erworbenen einzurichten, die Kosten des Cultus zu bestreiten und die Geistlichen, Kirchen- und Schulbedienten zu besolden."

Trotz der ermittelten Rechtsansprüche der katholischen Gemeinde und trotz der kräftigen Befürwortung des Landraths Franke blieb das Gesuch der Gemeinde ohne Erfolg.

Gegen das Ende des Jahres 1818 entwarf der Magistrat einen Plan zur Verbesserung des Schulwesens in Magdeburg, und wurde auch der katholische Schulvorstand eingeladen, diesem Verbesserungsplane beizutreten. Es sollte zu diesem Zwecke eine allgemeine städtische Schulkasse gebildet werden, in welche alle Fonds der bis dahin bestandenen Stadt- und Parochial-Schulen fließen sollten; die vermögenden Eltern sollten monatlich ein billiges Schulgeld entrichten, und wenn diese Einnahmen zur Bestreitung der Ausgaben nicht ausreichten, sollte die Stadt-Kasse eintreten mit einer Summe von circa 5000 Thalern. — Es sollten acht Parochial-Schulen gebildet werden.

Unter dem 1. Januar 1819 gab der katholische Kirchenvorstand die Erklärung ab, daß er mit Freuden dem von dem Magistrat entworfenen Unterrichts-Verbesserungs-Plane beitrete. Die beiden Kapläne, Natalis Storck und Pius Pape, dagegen billigten die beabsichtigte Vereinigung der katholischen mit den protestantischen Schulen nicht, und gaben am 29. Juli 1819 die Erklärung zu Protokoll: daß die Mitglieder der katholischen Gemeinde zur Zeit des St. Agneten-Klosters freien Schulunterricht gehabt hätten, und dieselben zur Entrichtung von Schulgeld nicht angehalten werden dürften, daß außerdem die ohne Vorwissen des bischöflichen Commissariats gepflogenen Verhandlungen nicht gebilligt werden könnten. Der Oberbürgermeister Franke ersuchte daher am 9. August 1819 den bischöflichen Commissarius van Eß um seine Genehmigung zur Ausführung des entworfenen Schul-Vereinigungs-Plans, was aber in einem Antwortschreiben vom 22. August 1819 abgelehnt wurde, weil die beabsichtigte Verbesserung des Schulwesens hauptsächlich auf Weltweisheit berechnet sei, und dem ersten Grundsatze des Christenthums widerspreche: „trachtet hauptsächlich nach dem Reiche Gottes"; und weil außerdem die Mitglieder der katholischen Gemeinde zu Magdeburg von dem St. Agneten-Kloster

seit undenklichen Zeiten freien Schulunterricht genossen haben, und denselben daher auch künftig kein Schulgeld abgefordert werden dürfe. Auch die königliche Regierung verweigerte ihre Genehmigung der projectirten Schulvereinigung, bei welcher der katholischen Schule noch eine Art von Selbstständigkeit bleiben sollte. Nach dem deßfallsigen Rescript vom 19. Oktober 1819 sollte es der katholischen Gemeinde überlassen bleiben, ob sie dem Schulverbande beitreten, oder sich selbst ein Schulhaus für ihre Kinder erbauen wolle; und so lange dieß nicht der Fall sei, sollten die Kinder der katholischen Gemeinde zum Besuch der vorhandenen städtischen Schulen angehalten werden.

In der Voraussetzung, daß die Vereinigung der Schulen zu Stande kommen werde, hatte der Magistrat an dem katholischen Schulhause einige Reparaturen ausführen und das Brennmaterial für einen Winter ankaufen lassen. Da nun der Vereinigungsplan scheiterte, reclamirte der Magistrat unter dem 13. und 29. Dezbr 1819 von der katholichen Gemeinde 66 Thlr. 2 Pf. Reparaturkosten und 21 Thlr. 9 Gr. für Brennmaterial; auch erinnerte derselbe am 23. ejusd. m. an Zahlung der Zinsen von den auf dem Schulhause ruhenden Kaufgeldern, die erst pro termino 30. Sept. 1818 berichtigt waren und pro term. 30. März und 30. Sept. 1819 mit 100 Thlr. Gold restirten.

Um diese Forderungen des Magistrats zu befriedigen, fing man an, Schulgeld zu erheben, was anfangs jedoch mit Schwierigkeiten verbunden war, weil die Gemeinde das uralte Recht des freien Schulunterrichts nicht verlieren wollte. Die von dem Magistrat für Brennmaterial ausgelegten 21 Thlr. 9 Gr. wurden am 6. Juni 1820 zurückgezahlt; es restirten aber noch 2000 Thlr. Gold Kaufgeld nebst 250 Thlr. Zinsen und 66 Thlr. Reparaturkosten. Bis zum 1. April 1822 betrugen die Zinsen 350 Thlr., im Mai desselben Jahres wurden 200 Thlr. bezahlt und 150 Thlr. wurden von dem Magistrat niedergeschlagen. In den Jahren 1815 bis 1820 incl. waren zur Unterhaltung der Schule erforderlich 1421 Thlr. 12 Gr. 9 Pf. An Schulgeld waren eingegangen 81 Thlr.; der Fürstbischof Franz Egon zu Hildesheim hatte auf ein Unterstützungsgesuch vom 2. September 1820 eine milde Gabe von

100 Thlr. übersendet, die übrigen 1240 Thlr. 12 Gr. 9 Pf. aber konnten nicht aufgebracht werden.

Auf Grund der §§. 29 bis 32 und 34, Tit. 12, Thl. II. des Allg. Preuß. Landrechts wurde nun der Versuch gemacht, von sämmtlichen katholischen Hausvätern, ob sie Kinder hatten, oder nicht, nach den Vermögensverhältnissen vertheilte Beiträge einzuziehen, um eine Kasse bilden zu können zur Besoldung der Lehrer und Unterhaltung der Schule. Im Widerspruche mit den gesetzlichen Bestimmungen verweigerte aber die königliche Regierung unter dem 3. Februar 1821 ihre Genehmigung dazu, unter Berufung auf §. 10, Tit. 12, Thl. II. des Allg. Preuß. Landrechts, weil ein solches Verfahren „dem Geiste der Duldung unserer aufgeklärten Legislation zuwider ist, nach welcher es den Eltern jeder Confession freisteht, ihre Kinder in einer andern Confession unterrichten zu lassen", und sie gestattete nur, daß künftig die bemittelten Eltern, welche ihre Kinder in die katholische Schule schicken wollten, 1 Sgr. und 6 Pf. Schulgeld wöchentlich zu entrichten angehalten werden könnten. Durch allgemeine Beiträge zur Unterhaltung der Schule sollten also die katholischen Eltern nicht indirect genöthigt werden, ihre Kinder in die katholische Schule zu schicken, sondern es sollte denselben freistehen, resp. leicht gemacht werden, ihre Kinder in die protestantischen Schulen zu schicken.

Unter dem 9. Okt. 1821 erinnerte der Magistrat an die Zahlung der rückständigen Zinsen von 300 Thlr. Gold mit der Drohung, daß eventuel auf Subhastation des Schulhauses angetragen werden müsse; auf den Antrag des Pfarrers Deleker aber ersuchte das Oberpräsidium unter dem 11. Nov. und 22. Dez. 1821 den Magistrat, vorläufig von dem fernern Verfahren gegen die St. Marien-Gemeinde abzustehen, bis zur höhern Entscheidung über den der Gemeinde aus dem Retablissementsfond pro 1812 zu gewährenden Ersatz, weil die Entschädigungs-Forderung der St. Marien-Gemeinde wegen des verlornen Schulhauses in der Neustadt von dem königlichen Ministerio des Innern zwar zurückgewiesen worden, die königliche Regierung indessen bei dem Retablissementsfond pro 1812 so viel zu erübrigen hoffe, daß der Gemeinde

für den gehabten Verlust wenigstens einiger Ersatz aus den Ersparungen zu Theil werden könne.

Inzwischen bedurfte der Magistrat eines Lokals für die mittlere Töchterschule; das sogenannte Klinzemann'sche Haus wurde dazu für geeignet gehalten, und es wurde der katholischen Gemeinde von dem Magistrate ein Tausch angeboten; das zuerst offerirte Gebäude in dem Strumpfweber-Innungs-Garten wurde abgelehnt, dagegen aber das sub Nro. 17 der großen steinernen Tischstraße gelegene Kloster-Berge'sche Armen-Schulhaus angenommen, das der Magistrat zuvor für 2500 Thaler gehörig ausbauen und zweckmäßig einrichten ließ. Dieß Haus wurde der katholischen Gemeinde von dem Magistrate als freies Eigenthum überwiesen, wogegen ihm die Gemeinde nichts geben konnte, als die Hoffnung, einst aus den Ueberschüssen des Retablissementsfonds entschädigt zu werden.

Am 27. Dezember 1825 wurde das königliche Ministerium ersucht, die Unterhaltung der Kirchen- und Schulgebäude der St. Marien-Gemeinde auf Staatskosten zu übernehmen, und es erfolgte endlich das Seite 173 bis 174 des neunundzwanzigsten Bandes dieser Blätter befindliche Ministerial-Rescript vom 23. Dezember 1827, voll Wahrheit und Gerechtigkeit, durch welches die königliche Regierung angewiesen wurde, sämmtliche Baukosten der katholischen Kirchen- und Schulgebäude zu Magdeburg auf den etatsmäßigen Kirchen- und Schul-Patronats-Baufond zu übernehmen.

Auf Grund dieser Anweisung sind an den betreffenden Gebäuden Reparaturen ausgeführt worden, bis zum Jahre 1851, wo eine jede deßfallsige Verpflichtung des Fiscus wieder ganz in Abrede gestellt, und in einer weitläufigen Deduction vom 31. Oktober 1851 versucht wurde, den Nachweis zu liefern, daß die katholische Gemeinde in Magdeburg dem ehemaligen St. Agneten-Kloster rücksichtlich dessen etwaiger Verpflichtungen zur Unterhaltung einer Schule nicht als Berechtigte gegenüber gestanden habe, und darum einen deßfallsigen Anspruch an den Fiscus nicht machen könne.

Die Eltern der die Schule besuchenden Kinder sind, mit wenigen Ausnahmen, unbemittelt, so daß sie das, außerdem widerrecht-

lich ihnen auferlegte, Schulgeld nicht entrichten können. Die Schulkasse hat daher gar keine Mittel, an dem Schulhause nur die kleinste Reparatur ausführen zu lassen, und das erforderliche Brennmaterial zu beschaffen.

Das alte Schulhaus steht nun da ohne Schutz- und Schirm-Herrn, und schaut sehr traurig aus; es kommt dem Grabe immer näher, und in banger Erwartung sieht es der Entscheidung entgegen, ob es bald gehörig restaurirt, oder polizeilich geschlossen werden wird.

Mancher Leser wird vielleicht mitleidig ausrufen: du arme katholische Schule in Magdeburg! Doch getrost, du alte Matrone! du hast bisher ein schweres Schicksal gehabt; trotz deines wohlbegründeten, uralten Rechtes, in deinem Daseyn geschützt und erhalten zu werden. Oft wurdest du auf die Straße hinausgewiesen; als eine Verlassene und Verachtete mußtest du umherirren; ja, du wurdest verurtheilt, entweder auf der Straße umzukommen, oder in der Vereinigung mit den protestantischen Schulen unterzugehen: und dennoch hat dich Gott auf eine fast wunderbare Weise erhalten. Nach den auf der untern Hälfte der Seite 175 des neunundzwanzigsten Bandes dieser Blätter befindlichen Worten mag man dich wohl nicht gerne sehen; du hast aber kein Verbrechen begangen; du hast dein schweres Schicksal geduldig ertragen und hast, soweit es dir in deiner Armuth möglich war, deine Kinder unterwiesen in der Lehre: „Fürchtet Gott, und ehret den König." Gott, der dich bisher erhalten hat, wird dich vielleicht zu wichtigem Zwecke auch künftig erhalten. Mit deiner bisherigen Unterweisung der Kinder harre darum aus in Geduld und im Vertrauen auf Gott, der die Herzen der Könige wie Wasserbäche lenkt, der am nächsten ist, wenn die Noth am größten ist, der auch für dich wohl noch einen Wohlthäter und Retter senden wird zu rechter Zeit. Suche daher deinen Trost stets in dem schönen Liede, das die katholische Gemeinde sang, als sie nach Zerstörung ihrer Kirchen- und Schulgebäude in der Neustadt am 15. März 1812 voll Wehmuth und Trauer in Procession in die Altstadt zog, nämlich: „Weine nicht, Gott lebet noch."

XXXVI.

Literatur.

I.

Das dreieine Leben in Gott und jedem Geschöpfe, durch katholische Speculation als Interpretation nachgewiesen von Dr. Carl Maria Mayrhofer. Aus dessen wissenschaftlichem Nachlasse zusammengestellt von zwei Professoren der Theologie in Oesterreich. Zwei Bände. Regensburg (Manz) 1851. XIV. 309. 354.

Das eben bezeichnete Werk kündet sich selbst als das Vermächtniß eines bereits Hingeschiedenen an. Beanspruchen derartige Erscheinungen mit Recht eine gewisse, unmittelbare Pietät von Seite des Publikums, so erscheint auch entgegen die Voraussetzung gerechtfertigt, es werde die fremde Hand aus dem literarischen Nachlasse eines Todten nur dasjenige zur Veröffentlichung auserlesen haben, was, den früheren Leistungen desselben würdig und ebenbürtig, in jeder Hinsicht geeignet ist, dem Verblichenen ein ehrenreiches Gedächtniß zu bewahren. Doppelt hohes Interesse dürfte jedoch ein Fall, wie der gegenwärtige, erwecken, in welchem das wissenschaftliche Erbe zugleich des Erblassers fast einziges und erstes Erzeugniß ist, wodurch dessen Ruf nicht sowohl gesichert und in seiner Weise abgeschlossen, sondern vielmehr erst begründet werden soll. Dieses eigenthümliche Verhältniß verpflichtet

eben auch den Referenten, ehe er an die Charakteristik des Buches selbst gehen kann, vorerst die nothwendigen Aufschlüsse über den Verfasser mitzutheilen.

Carl Maria Mayrhofer, geboren zu Wien 1801, widmete sich, ausgestattet mit reicher Geistesbegabung, mit Vorliebe dem Studium der Naturwissenschaften und der Medicin. Zu diesem Bestreben gesellte frühzeitig sich ein ungleich höheres, das, wenn auch nicht in der Form eines äußeren Berufes zum unmittelbaren Dienste der Kirche verwirklicht, dennoch vorwiegend die gesammte Lebensthätigkeit des Verfassers beherrschte, und, wie es in der That auf jedem Blatte des uns vorgelegten Werkes sich wiederspiegelt, in der Hand der Vorsehung das Mittel war, welches ihn bewog und befähigte, zu leisten, was er leisten wollte und sollte. Dr. Mayrhofer hatte seine wissenschaftliche Vorbildung in den gelehrten Schulen des Benedictinerstiftes Kremsmünster empfangen. Hier, unter den Eindrücken klösterlicher Umgebung, wurde ihm der Gedanke vertraut: „wer Priester und Arzt in Einer Person wäre, könnte mächtig auf Leib und Seele zugleich, also auf den ganzen Menschen einwirken.“ Um diesem seinem Ideale sich zu nähern, trat er als Novize in das Benedictinerstift Kremsmünster, und studirte nach vollendetem Noviziate, als Stiftsclerifer Frater Maurus, zu Linz drei Jahre lang Theologie. So stand der Jüngling, dessen ausgezeichnete wissenschaftliche Erfolge sein nachgelassenes Werk beurkundet, an den Pforten des Priesterthums und des Ordensstandes, als das Hereinbrechen von körperlichen Leiden und eine sie begleitende innerliche Umstimmung ihn entmuthigte, und zum ersten und einzigen Lebensberufe, dem Studium der Medicin, ihn zurückführte. Dr. Mayrhofer blieb indeß auch als Arzt (er wirkte vom Jahre 1833 bis zu seinem Tode, 18. Mai 1838, als praktischer Arzt in Laibach) seinen Lieblingsstudien nach immer noch Theologe. Wohl war der unbefangene, glückliche Friede des gläubigen Gemüthes auch ihm nicht ohne

schmerzliche Unterbrechung erhalten worden. Er hatte nach seinem Austritte aus dem Kloster im Verkehr mit der Welt seinen kindlichen Glauben in dem Kampfe zwischen „Glauben und Wissen“ erprobt, und die Bahn dieses Streites hatte, wenn nicht bis an die Gränze des Atheismus, doch nahe an all jenen „Irrgängen des Scepticismus“ ihn vorübergeführt, aus denen so Manche nicht mehr den Rückweg zur Einen, lautern Quelle der Wahrheit finden. Eine edlere Lösung war unserm Autor am Ziele geworden. Ohne Hochmuth, aber auch ohne jene falsche Weichmüthigkeit, welche sich dem Kampfe versagt, nur, weil er schmerzlich ist, wendete jetzt Mayrhofer die volle Stärke seines Geistes und das gesammte Material seines Wissens als Naturforscher, wie als einstiger Jünger der Theologie, der Aufgabe zu, „die äußere, scheinbare Feindschaft zwischen Wissen und Glauben zu überwinden.“ Und die Gnade fehlte nicht dem redlichen Bemühen. Weit entfernt, den Ausgangspunkt, wie die Einzel-Ergebnisse der von unserm Autor versuchten Speculation über die Dogmen der Kirche bereits dadurch vor dem Urtheile der Kirche und ihrer Wissenschaft als schlechthin und allseitig bewährt zu bezeichnen, dürfen wir dennoch als eine freudige Bürgschaft des subjectiven Ernstes und innerer Aufrichtigkeit die Thatsache hinnehmen, daß der Verfasser, als bis zum Tode getreuer Sohn der Kirche sich erkennend, mit ganzem Herzen die Kirche geliebt, und, wie er nur für die in ihr beschlossene göttliche Wahrheit und nach derselben gelebt, geforscht und gewirkt hat, so auch die Resultate seines Forschens im Ganzen und Einzelnen, mit erklärtem Willen, dem Urtheile der Kirche unterstellt haben wollte.

Das ist ohngefähr die Skizze eines kurzen, aber in mannigfachem Bezuge verehrungswürdigen Lebens. Das geistige Erbgut aus demselben trägt, wie es uns vorliegt, durchweg das Gepräge der äußern, wie innern Zustände und Kräfte desselben. Das Werk selbst bildet durchaus kein formell ein-

heitliches Ganze, wiewohl die in seiner Ueberschrift ausgesprochene Idee des „dreieinen Lebens" die einzelnen, scheinbar sehr verschiedenen Abhandlungen auf das Innigste durchwirkt und somit zusammenschließt. Der Verfasser hatte diese Ideen allerdings für die Oeffentlichkeit bestimmt. Er legte sie als Materialien zerstreut in Briefen zwischen den Jahren 1833 bis 1838 an einen Freund nieder, welchen er im Vorgefühle eines frühen Todes mit der Ausantwortung dieses seines einzigen geistigen „Erbgutes" betraute. Nach langer Jahre Frist wird uns durch den ungenannten Freund, mit Beihülfe eines zweiten, dasselbe aus ganz gegründeter Pietät in seiner unvollendeten Gestalt mitgetheilt, und es ist nun die Aufgabe, das Werk selbst, so weit es hier gestattet seyn mag, zur Anzeige zu bringen, und auf dessen wesentliche Bedeutung aufmerksam zu machen.

Der äußern Anordnung nach ist es in zwei Abtheilungen zerlegt. Den ersten Band bilden, von der Grund-Idee des dreieinen Lebens ausgehend, speculativ-dogmatische Abhandlungen, unter denen durch Umfang, wie durch die Wichtigkeit des Gegenstandes besonders drei bemerkbar werden: die erste über „das Geheimniß der Drei-Einheit Gottes", und zwei andere, betitelt: „Gedanken über die christliche Cosmologie" und „über das Weltallleben und sein Verhältniß zum göttlichen Leben." Im zweiten Bande finden wir in drei Abtheilungen theils vollständige Tractate, theils Bruchstücke „historisch-kirchenrechtlichen Inhalts", wie die Herausgeber sie bezeichnen, gesammelt; näher jedoch dürften diese Abhandlungen als Versuche und Materialien zur Geschichte und Philosophie der Societät sich charakterisiren.

Die Aufgabe, die geoffenbarten Wahrheiten und die göttlichen Thaten über der Menschheit, wie selbe der Glaube empfängt und aufnimmt, soweit möglich zur Erkenntniß, zur Gnosis im reinen Sinne des Wortes, zu vermitteln, die Pflege der speculativen Dogmatik, beschäftigte von jeher die

Thätigkeit derjenigen Geister, welche mit einem gewissen, wir möchten sagen natürlichen, Sinne und Gefühle für das Wahre, Gute und Heilige begabt, zugleich in Folge glücklich gewonnener äußeren Bildung und Gelehrsamkeit, sich allseitig in den Stand gesetzt sahen, ihren inneren Beruf zum Vortheile und Ruhme der christlichen Wissenschaft zu verwirklichen. Auch der selige Mayrhofer darf, nach dem Zeugnisse seiner uns vorliegenden Geistesschöpfung, unzweifelhaft in seinem Charakter, wie in seinen Bestrebungen in die Reihe der speculativen Dogmatiker des Christenthums gezählt werden, und zwar nicht ohne mit eigenthümlichen Vorzügen zu glänzen. Wollen wir einen und den andern dieser Vorzüge sonderheitlich namhaft machen, so ist es vornächst die Unabhängigkeit, in welcher sich die Mayrhofer'sche Speculation bewegt, und eine Methode befolgt, die sie, abgesehen von den außer- und gegenkirchlichen Systemen sogenannter Religionsphilosophie, selbst in Hinsicht auf die im katholischen Lehrgebiete in neuerer Zeit berühmt gewordenen Schulen nicht schlechthin als Jüngerin oder Abzweigung einer derselben erscheinen läßt. Den wesentlichen Charakter, in welchem die Originalität der Speculation Mayrhofer's gründet, deuten die Herausgeber ganz richtig an durch die Bezeichnung „katholische Speculation als Interpretation." Ueber den Sinn dieser Charakteristik seiner speculativen Versuche sprach sich der selige Verfasser, wie das Vorwort (S. VIII) mittheilt, selber am klarsten aus: „Nachdem ich einmal", sagt er, „von der Göttlichkeit der christlichen Lehre fest überzeugt war, betrachtete ich jedes Dogma wie ein heiliges, unwandelbares Naturgesetz höherer Ordnung, und befolgte in der Speculation über die Dogmen ganz denselben Gang, den ich als Naturforscher in der Speculation über die Natur und ihre Gesetze zu gehen gelehrt wurde. So wie Baco sagte: non inveniendum aut excogitandum, sed *observandum*, quid natura ferat vel faciat, so machte ich mir zum Grundsatze meiner theologischen

Speculation: Non inveniendum aut excogitandum, sed observandum, quid fidei dogmata vel admittant vel negent." Es ist merkwürdig zu beachten, wie in solcher, allerdings scheinbar, gleich dem Columbus-Ei, Jedem naheliegender Lösung der Fundamentalfrage nach dem Principe einer katholischen Speculation, zwei so verschieden organisirte christlichen Denker, die beide von einander völlig unabhängig geforscht, gleichzeitig und beinahe wörtlich übereinstimmen; wir meinen unsern Mayrhofer und den gleich ihm frühe verewigten Spanier Balmes. Freilich würde der ebenso scharfsinnige, als ruhige spanische Dialektiker nimmer dem deutschen Gnostiker in alle die Höhen und Tiefen der Speculation über das Innere der göttlichen Mysterien nachgefolgt seyn, wohin auch diesen nicht allzeit der einfache klare Pfad der logischen Folgerichtigkeit oder sicher bemessener Auslegung, sondern öfter wohl der Flug der Phantasie und poetische Stimmung geleitet hat; darin jedoch stehen sie beide auf Einem Boden, der den Aufbau ihres Systemes ohne Wanken zu halten im Stande ist, daß sie als das erste und bleibend Gewisse aller Speculation das geoffenbarte Wort, die durch den historischen Beweis zur Evidenz, als in der Kirche dargegeben, erwiesene göttliche Wahrheit, und die hohen Thatsachen der Gnade erkannt haben. Hier gilt es allerdings nicht das Erdenken, das Ersinnen eines Systems a priori, an das sich mit dem Ruhme des Welt-Weisen, wie ein geheimnißvoller Fluch, auch stets der nie endende Widerspruch, das Geschick gegenseitiger Auflösung und Zerstörung geheftet hat. Es ist einfach das Nachdenken des gegebenen, als Offenbarung uns zugesprochenen göttlichen Gedankens, das Hineinblicken in die vom Lichte des Glaubens erhellten ewigen Ideen des persönlichen Gottes. Eine Forschung, welche mit dem redlichen Bemühen nach Erkenntniß die ächte Demuth nicht verliert, wird auf diesem Wege Wahrheit finden, Wahrheit, wenn auch nur in Bruchstücken, Ahnungen und wie



im Spiegel-Bilde; sie wird aber, so gewiß der Genuß der lauteren, vollen Klarheit erst einer höheren Verklärung aufbehalten bleibt, immerhin auch vor der Gefahr beschützt seyn, statt der Wahrheit schlechthin der Selbsttäuschung, der Lüge und Verneinung huldigen zu müssen. Wie vielseitig, und nicht selten mit überraschender Kühnheit der sel. Verfasser in diesem Buche auch seiner interpretativen Speculation gefolgt ist, kaum dürften wir ihn auf einer Richtung betreten, von der wir befürchten müßten, sie werde ihn geradezu in den Gegensatz der von der Kirche verbürgten Wahrheit und Lehre hineinnöthigen. — Ein zweiter, an unmittelbarer Wirkung den ersteren übertreffende, Vorzug ist die bewunderungswürdige Folgerichtigkeit und Treue, mit welcher die Speculation unsers Autors die von ihm erschaute Grundwahrheit entwickelt, und als durch die verschiedensten Sphären des wirklichen Seyns hindurchwirkend nachweist. Diese Grundwahrheit ist ihr in der Idee des Lebens gegeben, welche sich als eine drei-eine darstellt: Seyn, Werden und Wesen (Thätigkeit, Wirken). Darin liegt nun der Schlüssel, mit welchem Mayrhofer sich den Blick zu eröffnen hoffte in das geoffenbarte Mysterium des göttlichen Lebens, als des drei-persönlichen, in Vater, Sohn und Geist, dem ewigen Seyn (Macht), dem ewigen Werden (Leben, Liebe), der ewigen That (Wesen). Wir müssen es den theologischen Zeitschriften überlassen, den dogmatisch-speculativen Werth oder Unwerth dieser Betrachtung des erhabensten Mysteriums in nähere Verhandlung zu nehmen; läugnen wird jedoch Niemand, daß Mayrhofer jeden Falles das Problem, im Vergleiche zu den eben jetzt noch in der katholischen Speculation so vielfach verhandelten Löse-Versuchen, auf einer neuen Basis und mit ebenso großer Geistesschärfe, als ausgebreiteter theologischer Gelehrsamkeit durchdacht habe. Jedoch auch nach Außen, in der göttlichen Handlung in Beziehung auf die Geschöpflichkeit, bemüht sich der Forscher, die Signatur, das Abbild des göttlichen dreieinen Lebens zu

erkennen. Da entspricht dem unendlichen Seyn in Gott, die Schöpfung, die Setzung des endlichen Seyns; dem ewigen Werden (Logos) das zeitliche Werden, die Entwicklung des im endlichen Seyn potential liegenden Werdens, die Erhaltung des endlichen Seyns; dem ewigen, unwandelbaren Wesen (Lebendigkeit) entspricht die im Seyn und Werden des Endlichen hervorgerufene Thätigkeit, die Regierung der Welt — Pater creator, Filius conservator, Spiritus S. Gubernator. Wieder ist es sodann der Microcosmus, der Mensch, in dessen Seele, als Gottes-Bild, die göttliche Trias ihr Gleichniß ausgeschaffen hat. Drei Hypostasen scheinen der Einen menschlichen Seele zu eigen, deren jeder wieder ein dreifaches Vermögen eigenthümlich zukommt. „Die erste Hypostase, die dem Naturleibe am nächsten steht, und die wir den inneren oder geistigen Leib (Nervengeist?) nennen könnten, ist das principium vitale, was der Mensch bezüglich seines äußeren Lebens mit dem Thiere gemein zu haben scheint. Diesem Lebensprincipe kommen zu das Empfinden, Begehren und das Urtheil des Instinctes. Die zweite Hypostase ist die Psyche, die Seele im engeren Sinne; ihre Vermögen sind Gefühl, Liebe und Gewissen. Die dritte Hypostase ist der Geist, dem als Vermögen zukommen die Anschauung, der Wille und der Verstand“ (I, 147). Diese Aufstellung wird nun, nicht ohne überraschendes Zusammentreffen, interpretativ aus der heiligen Schrift zu begründen gesucht, wobei wir zugleich auf eine der feinsinnigsten Abhandlungen des ganzen Werkes, „über das Dogma von der Ursünde“, hinübergeführt werden. In diesem äußerst interessanten Tractate hat der sel. Verfasser, unsers Wissens, in solcher Art als der Erste in der Oeffentlichkeit, der Frage über Creatianismus und Generatianismus eine Grundlage und Fassung gegeben, wie sie allein des heutigen Standpunktes der Wissenschaft würdig seyn dürfte. — In den „Gedanken über das Weltallleben“ (I, 254 bis 263)

finden wir die Idee des drei-einen Lebens als Fundament der Naturphilosophie untergelegt, wie selbe sodann im zweiten Bande als „christliche Staats- oder Reichs-Verfassung" wenigstens die Analogie darbietet zu den Elementen der Societät, der drei-einen Gemeinschaft: Familie, Kirche und Staat, die sich in der väterlichen, priesterlichen und weltlichen Gewalt (Schwert-Gewalt) repräsentiren. Erscheinen solcher Gestalt die die menschliche Gesellschaft durchwirkenden Gewalten ideell als das Reich, das christliche (Gottes-) Reich, so sind sie im Concreten drei Reichs-Hypostasen, qualitativ (eigentlich relativ) verschieden, der Vater für die Familie, der Fürst für das Volk, der Papst für die Kirche (II, 244), denen in der Masse die drei Volksstände, Adel, Mittelstand und niederer Stand entsprechen. Die Einigung aller drei Gewalten, ohne Aufhebung oder Vermischung der Eigenthümlichkeit und Rechts-Sphäre jeder besonderen, ist dann in der Kirche, „dem gemeinsamen Vaterlande aller Christen", wornach die Idee des Papstes, wie der Verfasser sich überaus schön ausdrückt (II, 279), als die des „Vaters der Könige", weil zugleich des ältesten und geheiligten Herrschers, sich bezeichnen läßt. Es erweckt eine tief-ernste Stimmung, den sinnigen Forscher, ungestört von dem Lärme des politischen Alltag-Treibens, auf stillen, fast contemplativen Gängen das Ideal wieder entdecken zu sehen, das den großen Päpsten auf dem Gipfel ihrer Macht leuchtend vorgeschwebt, das sie in so mancher ihrer herrlichsten, wir möchten sagen, stolzesten Decretalen beurkundet haben. Der Verfasser dieser Abhandlungen, die einer Seits gerade aus diesem Anlasse ebensoviel Liebe, wie Haß und Spott ihm erwecken müssen, ist persönlich bereits dem Urtheile des Irdischen entrückt; wir sind es indeß seinem Angedenken schuldig, zu bezeugen, daß seine Tendenz nicht eine aufregende, hart verurtheilende war, sondern er eben, durch seine Ideen über das Staats-Recht, die „Vergangenheit mit der Gegenwart

aussöhnen, und einen freuden- und vertrauensvollen Blick in die Zukunft eröffnen" wollte.

Es bliebe noch manches nicht minder beachtenswerthen Tractats über die größten Fragen der christlichen Wissenschaft zu gedenken, worunter als Versuch speculativer Exegese der ältesten Urkunden im ersten Buche Moses namentlich die „Beiträge zur ältesten Geschichte der Menschheit" den ersten Platz einnehmen. Sie umfassen die „Geschichte der ante-diluvianischen Menschheit", ferner: die „Geschichte der Sündfluth", und die „Geschichte der nachsündfluthlichen Menschheit bis zur Theilung der Völker in Babel." Neben einer reichen philologischen und historischen Gelehrsamkeit hat der sel. Verfasser gerade in diesen Abhandlungen den Triumph seines combinirenden Scharfsinnes erreicht, jedoch nicht mit völliger Ausschließung jener dichterischen Gnosis, welche auch schon im Alterthume in dieses dunkle Gebiet der Uranfänge unsers Geschlechtes manche Hypothese hineinlegte, für die jeder sonstige Anhaltspunkt gebricht. Den Preis jedoch sowohl in historischer, als dogmatischer Beziehung erkennen wir in diesem Kreise der Untersuchung gerne der geistvollen Abhandlung „das Melchisedekische Priesterthum" (II, 20—48) zu.

Wir schließen unser Referat, indem wir die Ueberzeugung aussprechen, daß eine Leistung, wie die des sel. Dr. Mayrhofer, dem Gedächtnisse desselben zum bleibenden Nachruhme, seinem Vaterlande Oesterreich zu hoher Ehre gereiche, und die katholische Welt den uns unbekannten Herausgebern dieses wissenschaftlichen Erbgutes ihres Freundes zu Dank verbunden sei. Das Werk ist der allgemeinen Aufmerksamkeit in jeder Hinsicht würdig; es gehört eben so gut dem Theologen, wie dem Philosophen und dem Historiker an. Tritt dasselbe den Leistungen von Männern, wie Fr. v. Baader, Haller, Graf de Maitre u. s. w., auf dem Gebiete der Societätsphilosophie vielfach ebenbürtig zur Seite, so dürfte

es ihm auch nicht fehlen, in den Fragen der speculativen Dogmatik und Exegese fortan berücksichtigt zu werden. Die sprachliche Darstellung ist im Ganzen selbst außer den eigentlich gelehrten Kreisen verständlich. Möge somit dieses Buch, das bereits die Liebe und Bewunderung Vieler gewonnen hat, bei allen für die christliche Wahrheit empfänglichen Denkern die Aufnahme und jenes Studium gewinnen, wie es durch den Reichthum und die Sinnigkeit seines Inhaltes verdient.

II.

Lesebuch für katholische Volksschulen, nebst kurzer Gebrauchs-Anleitung, bearbeitet von J. Bumiller und Dr. J. Schuster (Freiburg im Breisgau bei Herder) 1852.

„Spät kommt Ihr; doch Ihr kommt!" Gilt dieß zwar beruhigende, doch immerhin auch anklagende Wort von uns Katholiken in gar mancher Sphäre geistiger Strebung, so besonders auf dem Gebiete pädagogischer Thätigkeit. Es ist natürlich nur die Rede von dem, was allgemein sichtbar sich darstellte; denn daß im Stillen und Verborgenen die erziehende Wirksamkeit von unserer Seite nie unterbrochen ward, deß sind die Anstalten und Institutionen Zeuge, die jedes Jahrzehent auf kirchlichem Boden erwuchsen. Wer aber eine Geschichte der Pädagogik seit der Aufhebung des Jesuitenordens schriebe, müßte, um Thaten und Männer zu finden, mehr in protestantischen Ländern suchen, als bei uns. Es ist damit keineswegs gesagt, daß, was dort geschah, auch immer Anspruch auf Wahrheit und Nützlichkeit machen könne; allein soviel ist unbestreitbar, daß die öffentliche Meinung Pestalozzi und seinen Nachfolgern die Palme zuerkannte. Wie im Laufe aller Geschichte diese öffentliche Meinung sich unzählige Male

täuscht, so auch hierin; allein sie übte ihre Gewalt und konnte es um so mehr, da durch viele Jahre hindurch die Mehrzahl katholischer Pädagogen hinter dem Triumphwagen der Bekränzten einherzog. Nur so Viele beugten das Knie vor dem Götzen der kalten und leeren Humanität nicht, daß der geschichtliche Faden bis zu unsern Tagen herablief. Blieb auch vielfach noch katholische Erziehung, so schien doch katholische Pädagogik verschwunden zu seyn. Die Pädagogik umfaßt auch die Methodik, und auf diesem Felde ist es in einzelnen Lehrgegenständen geradezu dahin gekommen, daß wir bei Protestanten zur Schule gehen müssen. Ich erinnere hier nur an den elementaren Rechenunterricht. Es ist uns Katholiken mit der Pädagogik ergangen, wie mit der schönen Literatur; nicht so fast aus Nachlässigkeit, als weil die frivole Richtung des Zeitgeistes im Ganzen und Großen den kirchlichen Geist völlig überwältigt hatte, wurden beide uns aus der Hand gewunden; sie haben ohne uns, aber auch verderblich genug, geherrscht. Noch ist die Zeit dieses Dominats nicht ganz abgelaufen; aber besser, um Großes besser ist es geworden. Hat die Periode der Restauration in Leben und Wissenschaft überhaupt begonnen, so ist auch die Pädagogik schon herangekommen, um in die große Strömung zur Kirche und zu Gott mit eingezogen zu werden. Soll sie uns ein besseres Geschlecht erziehen, so muß sie kirchlich seyn im Ausgang, Ziel und Weg, aber den Anderen ebenbürtig in der Anwendung der Mittel, in ihrem Wirken und Schaffen. Ist dieß, dann ist auch die Zeit gekommen, in der die Schule der Kirche gehört, trotz des Buchstabens der Schulgesetze und des Geschreies hochmüthiger Pädagogiker. Die Schule ist in der Wirklichkeit dessen, der sie meistert. Viele Erscheinungen gewähren Hoffnung auf die froheste Aussicht. Neuerrichtete katholischen Institute wirken mit entschiedenem Erfolge, der von Seite der Eltern und selbst weltlicher Behörden anerkannt wird. Religiöse Orden, die Erziehung und Unterricht zur Aufgabe

sich stellen, werden herbeigerufen und ihnen mit vollstem Vertrauen die Kinder übergeben. Es begründen sich Vereine von Schullehrern, die Erziehung und Unterricht auf kirchlicher Glaubensunterlage zu ihrem Lebenszwecke machen; sie fühlen sich geehrt und gehoben, wenn Priester als Ehrenmitglieder sich ihnen an die Seite stellen. Es erstehen pädagogische Zeitschriften, die mit Muth und Geschick erweisen, daß eine Erziehung ohne den Bund mit der Kirche eine verfehlte und irreleitende ist. Es ersteht eine katholisch-pädagogische Literatur; wir erhalten allmählig Männer, die den Namen „katholisch" so gut verdienen, als den Namen „Pädagog". Herr L. Kellner z. B., Verfasser der „Pädagogik in der Volksschule" und der „Poesie in der Volksschule" *), einer der ersten Schulmänner Deutschlands, ist Katholik. Wohl ist noch lange nicht Alles gut, allein des Guten ist viel geschehen, noch mehr ist im Werden.

Dieß ersehe ich unter Anderm an einem Werke, das den geoffenbarten Glaubensinhalt zum Marke sich gemacht, aber auch die Erfahrungen aus der Fremde wohl beachtet hat, an dem Lesebuche für katholische Volksschulen von J. Bumiller und Dr. J. Schuster. Es ist die das ganze Buch durchdringende Harmonie zwischen den Anforderungen des Glaubens und des methodischen Geistes, die so wohlthuend überall hervorleuchtet. Diese Harmonie ist der ewig alte Geist der Kirche; in der Pädagogik ist er, weil das Licht desselben längere Zeit unter dem Scheffel stand, ein neuer. Dabei konnte es nicht fehlen, daß die Verfasser des „Lesebuches" jener Richtung der heutigen Pädagogik ferne blieben, welche ich die abstrakte nennen möchte, und welche die soge-

*) Herr Kellner, früher Seminarlehrer in Erfurt, ist jetzt Regierungs- und Schulrath in Marienwerder; seine beiden oben genannten Werke sind zu Essen in den Jahren 1851 und 1852 erschienen.

nannte formelle Bildung in einer logischen Verstandespolirung sucht. Sie haben vielmehr jener Richtung sich zugeneigt, welche die wahre Bildung des Geistes in einer harmonischen Anregung und Leitung der Denk-, Gemüths- und Willenskräfte zugleich sieht, die eben deßhalb praktisch und für das Leben erziehend ist, und, weil sie von Anschauungen ausgeht, die empirische Richtung der Pädagogik genannt werden könnte. Darum sind die Lesestoffe durchgängig plastisch, objektiv, unmittelbar, poetisch. Der Ton, die Färbung, die in einem Lesebuch für die Jugend herrschen sollen, sind vortrefflich gefunden, und der Wunsch ist gerechtfertigt, daß das Buch nicht nur in der Schule gelesen werden, sondern auch Eingang in das Haus und in die Hand der Erwachsenen finden möge, um des poetischen Duftes willen, der es durchweht. Es ist für die Verfasser ein redendes Zeugniß vieler Begeisterung und vieler Liebe; darum wird sich ihr Werk Bahn in die Herzen brechen, wohin trockene Lehre und kalte Ermahnung nicht gelangen. So kann erreicht werden, was in unsern Tagen erstes Ziel seyn soll: der junge Mensch erhält den rechten Verstand für das Leben, ächte und reine Gemüthlichkeit, Charakter und Gesinnung. Das Lesebuch muß in edle Regionen führen, so daß die Gemeinheit selbst dem jungen Menschen verabscheuungswürdig erscheint. Durchaus gläubig und katholisch gehalten, ist eine solche Bildung auch Humanität, ebenbürtig jeder anderen, überragend aber jede durch ihre Strömung aus Gott, durch ihre Strömung zu Gott! Das ist die wahre „Divinität", die aber bestimmt weiß, daß Gott Gott, der Mensch eben Mensch ist. Ist dieß der ideale Zweck des Lesebuches, so muß es aber auch eigentliche Kenntnisse bieten; es muß der Jugend von der Schöpfung und ihren Gesetzen erzählen, von dem, was die Menschen auf ihr gebaut und gethan haben; es muß dem Kinde von dem Menschen und seinem Wesen selber Mittheilung machen; muß sagen, wie die Stoffe der Erde den Bedürf-

nissen des Menschen dienen; muß aus der Natur- und Menschenkunde so viel mittheilen, als der junge Geist zu tragen fähig ist. Dieß ist der reale Zweck eines Lesebuches, dem das vorliegende, so gut wie dem dritten oder technischen, vollkommen entspricht. Mögen besonders die „Bemerkungen zu dem Gebrauche des Lesebuches" von den Lehrern fleißig gelesen und beachtet werden! Sie enthalten treffliche Winke über die principielle Behandlung des Sprachunterrichtes, über Rechtschreibung, über die stillen Beschäftigungen in der Schule, über Urtheils- und Schlußbildung, über die Rechte des Hauses auf die Kinder gegenüber der Schule rc. Die in einer sechsten Abtheilung angehängte „Geschichte" dürfte eine sehr fühlbare Lücke in dem Unterrichte für die Sonntags- oder Fortbildungsschulen am besten ausfüllen.

Ein paar kritische Bemerkungen werden die Herren Verfasser nicht ungütig aufnehmen. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn sie bei folgenden Auflagen zu jedem Hefte ein Register anfügen, die einzelnen Lesestoffe mit fortlaufenden Nummern versehen und die Namen der Verfasser beisetzen wollten, denen einzelne Stücke entnommen sind. Ersteres macht das Buch bequemer zum Gebrauche; Letzteres ist eine leider! oft genug vernachläßigte Pflicht der Gerechtigkeit, ehrt die Namen der Schriftsteller und macht mit ihnen bekannt, wobei zugleich dem Lehrer Gelegenheit gegeben wäre, einige literarhistorischen Bemerkungen anzufügen. — Möge übrigens das auch sonst sehr empfehlend besprochene und von dem erzbischöflichen Ordinariate zu Freiburg ausdrücklich approbirte Lesebuch überall Eingang finden und werden, was es sich zum Zwecke gesetzt, ein Buch der Belehrung und Unterhaltung in Schule und Haus. Auch Ausstattung und Preis desselben (es kostet mit allen sechs Abtheilungen 48 kr. auf gewöhnlichem Papier, 1 fl. 30 kr. auf schönerem) empfehlen es.

XXXVII.

Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

Wiederum der Kölner Gesellen-Verein!

Es gibt Viele in unsern Tagen, welche die Uebel der Zeit scharf erkennen und deren Ursachen und Wirkungen klar auseinandersetzen können; aber sehr Wenige, welche wahrhaft guten Rath und praktische Hülfe wissen. Leicht begreiflicher Weise ist aber Einer, der wahrhaft Hülfe bringt, besser als Zehntausend, die in allen Tonarten und Modulationen lamentiren.

Wir haben es schon mehrmals in diesen Blättern gesagt: Einer dieser Wenigen, die besonders in Deutschland dünn gesäet sind, ist der Domvicar Kolping in Köln. Er läutet nicht bloß die Sturmglocke, indem er mit jener Lebendigkeit, welche nur die eigene Anschauung verleiht, auf die grauenvolle Gefahr aufmerksam macht, welche Deutschland von seinem Handwerkerproletariate droht, sondern er hat auch einen Löschapparat erfunden, der, ohne Zeitverlust und Zaudern angewendet, zur Stunde noch der Feuersbrunst ein Ziel setzen könnte. Dazu gehört aber, zwar immer keine Riesenanstrengung, jedoch ein mäßiger Grad von Opferfähigkeit,

christlicher Liebe und gesundem Menschenverstande von Seiten seiner Zeitgenossen und Landsleute. Wehe uns! wenn auch dieser Prophet tauben Ohren predigte, und wir auf's Neue den Beweis lieferten, daß es für die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts weder Rath noch Hülfe mehr gibt.

Vor Kurzem hat Kolping wiederum eine kleine als „Manuscript für wohlthätige katholische Christen" gedruckte Schrift ergehen lassen. Sie führt den Titel: „Für ein Gesellen-Hospitium", und wir halten uns verpflichtet, durch Mittheilung nachfolgender Stellen für das Bekanntwerden derselben auch in weiteren Kreisen wirksam zu seyn.

„Von Stunde an, als die neuen Freiheits-Ideen Eingang fanden, auch bei den niederen Ständen — es mögen ein paar Jahrzehende vor dem Beginne dieses Jahrhunderts seyn — sonderten sich Meister und Gesellen in einem Verhältnisse, das vielleicht Manchem nicht viel zu bedeuten scheint, und das doch eben von überaus tiefer Bedeutung ist. Bisher nämlich hatte der Meister sich zugleich als der Hausvater auch über die Gesellen betrachtet, er, der, Meister in der Werkstätte, am gemeinsamen Familientische Hausvaterrecht und Pflicht zu üben gewohnt war. — — Nicht lange dauerte es, bis jede direkte Familienverbindung zwischen dem Meisterhause und der Gesellen-Werkstätte aufhörte. Der Meister wurde „„Arbeitgeber"", der Geselle „„Arbeitnehmer"". Die Ausdrücke sind zwar neueren Ursprungs, das Verhältniß ist aber wenigstens schon ein halbes Jahrhundert alt. Gerade als die Handwerker-Familie in solcher Weise aus einander zu weichen begann, brach die französische Revolution aus, und überschüttete auch unser armes Vaterland mit ihrem Fluch und Unsegen. Von den „„Wohlthaten"" der Revolution spüren wir heute nämlich sehr wenig. In diesem Sturme wurde auch die alte Zunft zerschlagen, jeder Innungs-Verband (am Rheine) aufgehoben, die Güter gestohlen oder verschleudert, dafür aber die tolle Gewerbefreiheit, ein ächtes Revolutionskind, zu Recht proclamirt. Die Meister, oft kaum der Lehre entwachsen, oft geradezu ihr entlaufen, schossen wie Pilze aus der Erde

hervor. Das mußte das bereits angebahnte Mißverhältniß zwischen Meistern und Gesellen noch schlimmer machen. Und richtig, es bereitete sich bald ein Zustand vor, der unerträglich müßte genannt werden, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß die menschliche Natur bis auf eine gewisse Zeit das fast Unglaubliche ertragen könne. Mit dem getrennten Tische begann die getrennte Werkstätte, mit dieser Trennung die relative Selbstständigkeit der einzelnen Parteien und Individuen. Jede Faser eines christlichen Familienbandes ward abgerissen; auch bot keine Zunft mehr sittlichen Halt oder der Ungebühr Schranken, jede sittliche Ueberwachung sowohl des einen, wie des anderen Theiles fiel weg; der einzelne Handwerker, gleichviel, ob Meister oder Geselle, ward auf sich selbst gestellt, blieb sich selbst überlassen, sorgte nur für sich selbst und mußte seine Haut salviren, so gut oder so schlecht es immer gehen wollte. Am schlimmsten kam dabei der arme Geselle weg. Bald ward's auch noch mit dem kleinen Theile der Mahlzeit zu viel, welchen der Geselle aus dem Hause des Meisters auf seinen Arbeitsstuhl, und zwar oft genug für bedungenes Geld, geschickt erhielt, noch zu viel die elende Schlafstelle auf der Werkstätte selbst, oder doch im schlechtesten Winkel des Hauses; — hinaus ward er außer der Arbeitszeit gewiesen, der Geselle, der sich ja als „„Fremder““ im Hause gerirt, und den man zum „„Fremden im Hause““ gemacht hatte. Damit begann das Elend des armen Burschen erst recht, mochte er, nun wilder Freiheit überantwortet, es auch selbst nicht glauben. Im Wirthshause, oder auf der Straße, oder wo es ihm sonst nur gefalle, mochte er sein Unterkommen selbst suchen, und für seine sauer erworbenen Groschen die Pflege bezahlen, bis zur kleinsten Dienstleistung, die dem Menschen zukommt, und die er nun einmal nicht missen kann. In welche Versuchungen er unter solchen Umständen stürzt, welches Volk sich an ihn hängt und ihn auszubeuten sucht, kann der geneigte Leser selbst denken. Der Meister gibt dem Gesellen nur Arbeit, wenn er welche hat, läßt ihn draußen warten, wenn er keine, oder nur schwache hat, läßt ihm Luft und Licht und ein wenig Raum zur Arbeit, gibt ihm dann den knapp bedungenen, oft willkürlich festgesetzten Lohn. Im Uebrigen sind Meister und Gesellen völlig ge-

schiebene Leute. Das ist der Fall, wo die Gewerbefreiheit haust, das ist der Fall, wo die Zünfte noch in ihren äußeren Formen bestehen; diesen Zustand und die nothwendig daraus folgenden Uebel habe ich auf meiner neulichen Fahrt durch's deutsche Land eben überall in den größeren Städten angetroffen. Ich bitte augenblicklich nur, dieses thatsächliche Verhältniß mit jener alten meisterlichen Hausordnung zusammen zu stellen, und zuzusehen, was der antichristliche Geist in unseren gesellschaftlichen Zuständen angefangen. — — Das vorige Jahrhundert war das Jahrhundert der religiösen Oberflächlichkeit und der Frivolität im Gebiete der Sittlichkeit. Mit diesem Schlamme haben sich zumeist die oberen Schichten der Gesellschaft besudelt. Nun aber steht der Handwerker stets, nicht an der Thür der Reicheren, sondern mitten in ihren Wohnungen, und ist er um des Geschäftes willen Zeuge von ihrem Thun und Lassen; gewiß oft mehr, als ihm gut ist. Dabei hat er scharfe Sinne, und an Combination fehlt es ihm nicht, besonders wenn es sich um handgreifliche Dinge, um Thatsachen, handelt. Vielen Unrath hat er aus jenen Höhen in die Werkstätte geschleppt, der bald seine Verwüstungen angerichtet, lange bevor diese Fäulniß im öffentlichen Leben sich breit machte. Denn zwischen den vier enggeschlossenen Wänden einer Werkstätte bewegt sich eine eigenthümliche Welt, deren Gebiet, wenn nicht vom Meister und Hausvater, von keinem fremden Auge, selbst nicht einmal von der hundertäugigen Polizei, übersehen und überwacht werden kann, eine Welt voll eigenthümlicher Vorstellungen und Plane, die hier Tag für Tag, Jahr aus und Jahr ein verarbeitet werden, und nur an's Tageslicht treten, wenn der Sturm der Zeit die Wände durchbricht, und diese „„Gesellen““ in hellem Hauf auf die Straße treibt. Was man also oben in der Welt sah und hörte, das ward der Gegenstand des täglichen Gespräches auf den Werkstätten, das wurde dort commentirt und kritisirt; man sog mit an dem Gifte, und die Folgen sind nicht ausgeblieben. Ich selbst habe einen Meister gehabt, dessen Jugendzeit in den Anfang dieses Jahrhunderts fiel, und der lange Jahre auf den ersten Werkstätten mancher Städte herumgesessen. Derselbe Meister kannte aus der dort empfangenen Tradition — damals war das Lesen auf den Werkstätten noch

nicht Mode, wie dreißig Jahre später — die meisten jener hohlen, erbärmlichen Einwürfe gegen die Religion, womit das achtzehnte Jahrhundert prahlte, wußte eine Menge Anekdoten aus dem Leben frivoler Reichen, und hatte eine merkwürdige Kunde von allem Scandal, der seit einem Menschenalter in seiner, ziemlich weit gespannten, Umgebung vorgefallen war, und zwar bei Geistlich und Weltlich. Derselbe Meister war eingeweiht in die Geheimnisse der Lüderlichkeit, daß sich die menschliche Natur darob entsetzte, und schilderte das Leben seiner Handwerksgenossen auf den Werkstätten, den Herbergen und sonst wo, daß es mir damals vorkam und noch däucht, die Heidenwelt habe kaum ärgere Gräuel aufweisen können. Das konnte um so ungestörter auf den Werkstätten verhandelt werden, als schon damals der Meister sich fern hielt und schon gesorgt hatte, daß Weib und Kinder mit der Werkstätte in gar keine Berührung mehr geriethen. Wenn aber einmal Frivolität in Glauben und Sitte auf den Werkstätten heimisch geworden, die nachrückende Jugend, völlig sich selbst überlassen, immer wieder auf's Neue in vorhandenen Schmutz gesetzt wird, und seit zwei Menschenaltern sich keine Hand gerührt hat, hier einmal gründlich auszufegen, vielmehr Alles nur zusammenwirkt, jedes keimende Gute in der verwüsteten Umgebung zu ersticken: dann kann jeder denkende Mensch die naturgemäßen Folgen an den Fingern herzählen. Bald sollte ich die praktische Erfahrung selber machen. Der Eintritt in die größeren Werkstätten überzeugte mich nur, daß das oben geschilderte Unheil unaufhaltsam seine Wege gegangen. Meister und Gesellen, in derselben Schule gebildet, seit der Lehrzeit an die Vorstellung und an's Beispiel der Sittenlosigkeit gewöhnt, achteten weder Gottes Gebot, noch der Menschen Gesetz, traten die Sonntagsfeier so ungenirt unter die Füße, daß man in helles Gelächter ausbrach, als der Eine oder Andere es versuchte, sich dieser Gotteslästerung zu entwinden, übergossen mit Hohn und Spott jeden Versuch, guter Sitte ein Wort zu reden, und prahlten mit ihren Schandthaten so frank und frei, als ob man damit unsterblichen Ruhm zu erwerben gedächte. Ich kann und mag kein ausführliches Gemälde all des sittlichen Jammers entwerfen, der Jahre lang mir so entsetzlich vor Augen gestanden, daß sein Andenken mir sich unvertilgbar in

die Seele gebrannt hat. Nur das will ich noch beifügen, daß ich auf den größeren Werkstätten keinen einzigen ordentlichen, sittenreinen Gesellen angetroffen habe, aber wahre Ungeheuer von Sittenlosigkeit, und keinen Meister, der sich im Mindesten darum bekümmert hätte."

Es ist vollkommen richtig, daß der rechte und naturgemäße Platz des Handwerksburschen in der Familie des Meisters seyn sollte; aber wie, wenn er es nicht mehr ist, und das Verhältniß sich thatsächlich in der Weise gelöst hat, wie es hier so eben streng der Wahrheit gemäß geschildert worden ist? Dazu kommt noch, daß es sich hier nicht bloß um das Verderben eines einzelnen Standes handelt, sondern daß die Feinde Gottes und aller Ordnung auf Erden eben diesen Stand als Mauerbrecher gegen das gesammte Gebäude der Gesellschaft gebrauchen wollen.

„O, wie leicht war es, diese vernachläßigten, verachteten, armen Burschen, die ja nicht wußten, was christliche Liebe thue, die, eingetaucht in jeden Schmutz, das Aufblicken zum Himmel längst vergessen hatten, ächte Proletarier, gequält von einer unerträglichen Freiheit, zu übereden, daß es mit der Ewigkeit und dem Himmel nichts, daß alle Religion nur Pfaffentrug sei, um das arme Volk niederzuhalten; denn man übe das Christenthum ja an ihnen nicht, verstoße und verachte sie, während man selbst gut lebe 2c. 2c.! Verkommenen Menschen ist jede Logik willkommen, wenn sie ihrem Treiben nur zusagt. Von der Frivolität in der Sitte bis zum Unglauben ist überhaupt nicht weit. Also wurden nun hauptsächlich die Werkstätten und Herbergen auserkoren, um auf ihnen den Unglauben, den nacktesten, scheußlichsten Unglauben zu predigen. Dazu ist jedes Mittel angewandt worden, das Menschen nur ersinnen können, die ihren Zweck mit eiserner Consequenz verfolgen. Wurden früher auf den Werkstätten die unsittlichsten Bücher und Schriften gelesen, so wurden sie nun mit einer Literatur überschwemmt, die es planmäßig darauf abgesehen hat, vorerst jede Anhänglichkeit an die Religion zu ersticken, dann unauslöschlichen Haß gegen die bestehende,

sociale Ordnung einzuflößen. In dem letzten Jahrzehend wurden revolutionäre und communistische Handwerker-Verbindungen allenthalben organisirt, und diese durch halb Europa geleitet, die Mitglieder mit allen Mitteln der Ueberredung, der Furcht, des Schreckens, mit maßlosen Hoffnungen und Aufstachelung jeder Leidenschaft geworben und bei der Sache festgehalten. Das sind alles bekannte Thatsachen. Die äußere Staatsgewalt sprengte, wo es nur anging, diese Verbindungen zwar, aber es liegt auf flacher Hand, daß sie damit weder die Sache selbst beseitigt, noch weniger das Uebel an der Wurzel hebt. Dazu fehlen jeder bloß äußeren Gewalt die Mittel. Bis auf die Werkstätte dringt keine Polizei, noch weniger vermag sie in das Menschenherz hinab zu steigen; und doch sitzt noch heute auf mancher Werkstatt ein Handwerker-Verein, der in rothem Styl Propaganda treibt. Und das Ergebniß? Jetzt wiederhallen die Wände der meisten größeren Werkstätten, ohne besonders großen Unterschied der Gewerke, von Flüchen und Gotteslästerungen jeder Art Tag für Tag; jetzt ist der größte Theil der Gesellen in den größeren Städten und in den größeren Werkstätten mit dem rohesten Unglauben, der dabei seine absonderliche Species von Unsittlichkeiten treibt, angesteckt. Heut zu Tage gibt es in jeder größern Stadt eine Anzahl Werkstätten, auf denen es verpönt ist, auch nur den Namen Gottes, es sei denn zur Lästerung, zu nennen. Ich könnte diese Städte nennen im deutschen Vaterlande, leider macht keine eine besondere Ausnahme, und die Werkstätten dazu, wo es für einen braven, ordentlichen Gesellen entweder ein unbeschreibliches Martyrium, oder geradezu eine Unmöglichkeit geworden ist, einen Platz zu bekommen und zu behaupten. Ueberall dieselbe Sittenlosigkeit; überall dieser freche, gewaltthätige Unglaube. Dem nachdenkenden Menschen graut vor solchen Zuständen, oder er möchte zweifelnd den Kopf schütteln, und doch habe ich aus dem Munde von ordentlichen Gesellen eine ganze Reihe von Thatsachen gesammelt, die solche Zustände mit gräulichen Beispielen beleuchten. Hier ist eine Werkstätte, auf der man während der Charwoche (d. J.) die Ceremonien der katholischen Kirche auf's frevelhafteste nachäfft, bloß um einen armen Burschen, der nicht mithalten will, zu quälen, am heiligen Oster-

tage ihn aber fast erwürgt, damit er, seinen Glauben verläugnend, den Namen Gottes lästere; dort sitzt in jeder freien Stunde der erste Arbeiter mit einem demokratischen Teufelskatechismus in der Werkstätte, und prägt den Anderen seine gräulichen Lehren ein; wieder auf einer andern Werkstätte hat man sich verschworen, keinen „„Jesuiten"", d. h. keinen annoch gläubigen Gesellen, bei sich zu dulden, damit er nicht verrathe, was Andere auskramen; anderwärts wirft man diejenigen buchstäblich vor die Thür, welche noch mit einiger Ehrfurcht von Gott und göttlichen Dingen reden, und so geht es von Einem zum Andern fort, daß man mit Schauder und Entsetzen in ein solches Handwerksleben hineinschaut. Die Meister aber — sind „„Arbeitgeber"", keine Meister mehr, und kümmern sich um das Thun und Treiben der Gesellen blutwenig, wenn sie nicht gar von ähnlichem Schlage sind. Es gibt deren, die wagen nicht einmal den Fuß auf ihre eigene Werkstätte zu setzen. Arme Lehrlinge! wie wenig nützt euch die bessere Erziehung, die ihr in früher Jugend empfangen, wenn ihr einmal in einer solchen Werkstätte drin sitzt! Wie wenig hilft euch der menschenfreundliche Schutz, den man euch sonst will angedeihen lassen! Aber diese Gesellen, deren Zahl, wie mir ein Hochrother sagte, Legion ist im Lande (und ich glaube es ihm), diese Gesellen, sage ich werden einst Väter, wenn sie es nicht schon sind; diese Gesellen sitzen mitten in der niederen Volksklasse ihr Leben lang und streuen ihr Gift in tiefe Furchen! — „„Aber wo wollt ihr denn hin, die ihr den Glauben an die Ewigkeit mit den Lehren des Christenthums dran gegeben habt?"" fragte ich jüngst einen socialistischen Gesellen, der gerade alle neuen communistischen Bücher gelesen. „„Wohin wir wollen"", antwortete er mit der größten Kaltblütigkeit, „„sollt ihr zur Zeit schon sehen. Der Augenblick wird kommen, an dem wir an die Reihe kommen, Vergeltung zu üben. Wir schlafen mit wachenden Augen."" Also stets ein schlagfertiger Haufe, der nur des günstigen Momentes harrt, um wie ein blutdürstiger Tiger über die sociale Ordnung herzufallen. Verwegen genug sind diese Leute und haben, da sie Gott verloren, nichts weiter mehr zu verlieren. Wenigstens dürfte das zu ernstem Nachdenken stimmen."

Daß bloßes Bejammern nichts hilft, daß Hülfe geschafft werden muß, augenblickliche und reichliche Hülfe, dieß ist eine Wahrheit, welche zu läugnen evidenter Unverstand, wenn nicht noch etwas Uebleres wäre. Der Verfasser der uns vorliegenden Broschüre hat diese Hülfe in dem katholischen Gesellen-Verein gesucht und gefunden, welcher gegenwärtig schon in fünfundzwanzig Städten eingerichtet ist und über dreitausend Mitglieder zählt.

„Das Vereinslokal ist und soll seyn ein familienartiges Casino, in welchem die Mitglieder kostenfrei in anständiger Erholung und nützlicher Beschäftigung ihre freie Zeit zubringen können. Was das Haus des Meisters eigentlich bieten sollte, das suchen wir, so weit die Kräfte reichen, dem braven Gesellen zu gewähren. Ein katholischer Geistlicher ist Hausvater. An einen solchen Verein kann sich ein ordentlicher Geselle mit Ehren anschließen. Wir haben nur ordentliche Gesellen aufgenommen. Die anderen hassen und verhöhnen uns natürlicher Weise. Dadurch aber haben wir unter den Gesellen selbst eine ziemlich schroffe Scheidung bewirkt. Daß diese gebieterisch nothwendig ist, wird jeder nachdenkende Leser gern zugestehen. Wir haben die Freude zu sehen, daß außer der großen Zahl gänzlich verkommener Subjecte noch mancher brave, ordentliche Bursch herumgesessen hat, und sei es auch auf kleineren Werkstätten, der mit Freuden sich dem Vereine anschließt und, trotz jedem Hohn von Seiten der Widersacher, treu zur Sache hält. Wir zählen in Köln die Mitglieder bereits zu Hunderten, und Hunderte reden noch mit dankbarer Freude in der Ferne von dem segensreichen Einflusse des Vereines auf ihre ganze Jugend. Auf diese Hunderte, und im ganzen Vaterlande auf diese Tausende, setzen wir große Hoffnungen. Wir täuschen uns dabei nicht. Viel Böses ist da, und viel Böses wird bleiben; ja, das Böse wird vielleicht zahlreicher bleiben, als das verhältnißmäßig wenige Gute. Aber das Gute ist dauerhafter als das Böse, und dem Guten eine Macht schaffen, und sei sie im Anfang auch noch so gering, ist heut zu Tage, wenn je, Pflicht und ein sehr großer Gewinn. Wir haben den „„Gesellen-Verein““ auf den katholischen Glauben

gebaut und reden ihm das Wort. So lange es noch Menschen gibt, die an das unvertilgte Ebenbild Gottes in ihrer Seele glauben, wird das katholische Christenthum ein Echo finden in der Menschenbrust. Der katholische Glaube wird mit Gottes Hilfe den Verein halten und erhalten. Erweitern aber muß ihn die katholische Liebe, und der Verein ist der Erweiterung fähig und überaus bedürftig. Der Verein in der Form, wie er jetzt dasteht, deckt weder alle Bedürfnisse, noch bietet er jene Garantie für die Zukunft dar, die man ihm nicht bloß wünschen, sondern mit allen Kräften schaffen muß. Wenn es auf den Werkstätten vielfach so aussieht, wie oben berichtet worden, dann kann man sich leicht denken, wie es auf den Herbergen ausschaut; dort fließt natürlich Alles zusammen, was das Land an wandernden Handwerksgebrechen hat. Dazu hat die Zunft seit lange dort kein Wort mehr zu sagen. Die Burschen sind in den Händen eines Wirthes, der Wirth sucht seinen Vortheil, und da er sich in der Regel nach seinen Gästen bequemt, so sind Handwerksburschen, Herbergen und ihre Wirthe von einem und demselben Schlage. Die Klage aller ordentlichen Gesellen läuft darauf hinaus, daß kein ordentlicher Mensch sich mehr auf den Herbergen aufhalten könne."

In dieser Lage der Dinge hat der unermüdliche Stifter des Gesellen-Vereins an eine Erweiterung gedacht, die den Gesellen-Verein noch praktischer macht, und ihm eine noch größere Wirksamkeit im Leben sichert.

„Wir wissen eine gründliche Hilfe in dieser Noth und stehen im Begriffe, Hand an's Werk zu legen, und zwar im heiligen Namen Gottes. Wir beabsichtigen, sofort mit dem Gesellen-Vereine ein Gesellen-Hospitium, eine katholische Gesellen-Herberge, zu verbinden, die, nach christlichen Grundsätzen eingerichtet, den ordentlichen Gesellen ordentliche Unterkunft und Pflege bieten soll. Da wir den Beifall unseres allverehrten Oberhirten haben, wollen wir die Leitung dieser höchstnöthigen Anstalt selbst in die Hände nehmen und hoffen zu Gott, daß uns nun dazu die nöthige Hilfe und Unterstützung zu Theil wird. Hunderte, ich darf sagen, Tau-

sende braver Gesellen harren mit Sehnsucht nach der Eröffnung dieser Anstalt. Zugleich soll dieses Gesellen-Hospitium in Köln für auswärtige Leiter der Vereine Gelegenheit bieten, das Gesellen-Vereins- und Hospitien-Wesen praktisch kennen zu lernen. Wenn es dann Gott gefällt, das neue Werk zu segnen, werden im Laufe der Zeit auch anderwärts ähnliche Hospitien entstehen. Um diesen unsern Vorsatz aber auszuführen, bedürfen wir Mittel, und zwar reichliche Mittel. Wir müssen ein Haus haben, groß genug, um wenigstens 500 junge Leute versammeln zu können, abgesehen von den nöthigen Räumlichkeiten für das eigentliche Hospitium und die Wohnung des Vorstehers und der übrigen Bedienung. Wir müssen ein eigenes Haus haben, weil wir eine eigenthümliche, dem Zwecke entsprechende Einrichtung des Hauses treffen müssen; eine gemiethete Wohnung aber außerdem unsere Sache um nichts bessert. Das ist das erste und dringendste Bedürfniß, zu dessen Abhilfe wir hiermit im Namen Gottes und seines heiligen Glaubens auffordern. Wir wenden uns dabei an wohlthätige katholische Herzen, denen es darum zu thun ist, daß es wirklich und wahrhaft besser wird in der Bürgerschaft, und die überzeugt sind, daß nur eine thätige katholische Liebe, je reicher und freigebiger, um so besser, diese Besserung bewirken kann. Wir können und sollen nicht läugnen, daß unsere socialen Verhältnisse auch dadurch zum Theil so schlecht geworden sind, weil man der thätigen katholischen Liebe vergaß, weil wir dem armen Volke viel, sehr viel an liebender Pflege schuldig geblieben sind. Ein großes, fast unübersehbares Feld der Arbeit liegt vor uns; das menschliche Herz erschrickt vor der ungeheuren Aufgabe, die uns zu lösen obliegt. Aber unsere Hoffnung ruht auf Gott, der schwache Kräfte tausendfältig mehren kann, der die Seinigen auch in diesen Weinberg schicken wird. Wir zweifeln nicht einen Augenblick daran, daß das nothwendige geistliche Personal sich mit der Zeit einfinden wird; hat die Kirche doch immer den Bedürfnissen der Zeit abzuhelfen gewußt. Gott gibt den Beruf allein. Um was wir aber im Namen Gottes die vermöglichen Stände bitten, sind die materiellen Mittel, welche nöthig sind, das äußere Werk hinzustellen. Diese Mittel müssen wir Menschen, wir Christen, beischaffen. Das Bedürfniß

beläuft sich allerdings bereits auf eine ansehnliche Summe: kostet das Haus mit der nöthigsten Einrichtung doch ungefähr 18,000 Thaler. Wenn wir das erste Drittel aufgebracht haben, wird in Gottes Namen angefangen. Wenn der Gesellen-Verein bisher den Beifall der Gutgesinnten erworben und aus kleinen Anfängen sich bereits segensreich durch's ganze Land verbreitet hat; wenn alle Kundigen übereinstimmen, daß das zu unternehmende Hospitien-System ein wahres Zeitbedürfniß geworden — nun, dann laßt uns doch alle miteinander helfen, daß es seine volle Thätigkeit entfalten kann, daß unser Unternehmen auch für die Zukunft gesichert bleibt und seine annoch lose Existenz zu fester, von der Kirche gesegneter Consistenz gelangt. Das liegt im zeitlichen und ewigen Interesse der Kirche und des Staates, der Bürgerschaft und der Familie; das liegt in jedes aufrichtigen Christen Interesse. Wir rufen deßhalb um thätige, ausreichende Hilfe."

„Ueber die Gaben, welche der Unterzeichnete entweder selbst in Empfang zu nehmen bereit ist, oder die man baldigst an ihn wolle gelangen lassen, wird zur Zeit allen freundlichen Gebern Rechenschaft abgelegt werden. Zugleich wird dann auch über die weitere Einrichtung des Hospitiums, wie über die Grundsätze bei seiner Leitung ausführlich Bericht erstattet werden. Während dessen steht unsere Anstalt Allen offen, die ein thätiges Interesse an unserem guten Werke haben, und hoffen wir, daß der Augenschein uns die Herzen noch günstiger stimmt. Möge Gott der Herr unserem Worte Eingang in die Herzen verschaffen und unsere Bitte reichlich segnen, damit das Werk rasch kann unternommen werden. Um so schneller wird sein Segen lohnen."

Wie gesagt, an diesem Gesellen-Verein wird es sich zeigen: ob wir wirklich noch etwas Anderes und Besseres sind, als Graeculi, ein Volk von eiteln, schönredenden Sophisten.

XXXVIII.

Der neueste Kriegszug gegen den Indifferentismus.

Nicht ein Freischaarenzug, sondern eine officielle Expedition gegen den genannten Dämon ist es, welcher hier ein „Bildstöcklein" gesetzt werden muß. Der Indifferentismus ist die Quelle des baarsten Unglaubens, und im Grunde selbst schon Haß gegen die Offenbarung, der Todfeind aller Autorität; er hat sich bloß endlich einmal corporationsmäßig fixirt, indem er der Welt das sonderbare Schauspiel jener gottlosen Conventikel zeigte, welche die Religion der Religionslosigkeit feierten. Diesen indifferentistischen Incarnationen hat die Staatsgewalt nun fast überall äußerlich ein Ende gemacht, was nichts Anderes hieß, als von Sicherheitspolizeiwegen indirekt widerrufen, was von Staatswegen seit einem Jahrhundert im Interesse des Indifferentismus geleistet worden war. Daß da und dort auch direkt gegen das fressende Krebsübel eingeschritten werden würde, ließ sich von der Lehrhaftigkeit des Jahres 1848 erwarten. Preußen ist darin vorangegangen, freilich nur mit weniger als halben Maßregeln, gegen das Eldorado des Indifferentismus, die „negativ-verwischende Union" mit ihrer babylonischen Sprach-

verwirrung. Aber schon diese schüchternen Anfänge waren im Stande, die Redlichen unter den Klarsehenden im Lande mit hoffender Freude zu erfüllen. „Die Organisation des Krieges ist der Anfang des Friedens" — schrieb damals Herr von Gerlach in der „Kreuzzeitung". Gott verhüte nur, daß der officielle Kampf gegen den Indifferentismus nicht in protestantischen Zelotismus ausarte! Es bleibt die Aufgabe, den bereits über die Mensur hinausgeschrittenen Fuß des Herrn von Raumer zurückzuziehen.

Wer aber, nicht so fast dem Beispiele Preußens, als specifischen Regungen folgte, das ist Niemand anders, als unser engeres Vaterland. Ja, zunächst Bayern folgte von Staatswegen im Kampfe gegen den Indifferentismus, und dieß gleichfalls nicht auf katholischem Gebiete. Natürlich! denn man weiß, daß die katholische Kirche aus dem Wust durchgehender Erbärmlichkeit vorsündfluthlicher Zeiten in so weit sich erhoben hat, daß sie gegen den Feind auf eigenen Füßen zu stehen vermag, eine Erkenntniß, welche — die Oberflächlichkeit mag dagegen sagen, was sie will — nirgends weiter vorgeschritten ist, als in Bayern.

Also auf protestantischem Boden eröffnet sich der bayerische Kampf gegen den Indifferentismus! Es gehört wahrlich viel capitolische Befangenheit dazu, über diese Thatsache zu stutzen. Man kann nämlich zwar zweifeln, ob wirklich die zehnjährige Anklage: „Bayern stehe an der Spitze des Ultramontanismus in Deutschland", land- und leutverderblich gewesen; aber das muß doch — sobald nur einmal das Nebelgebilde von einem „katholischen Bayern" zerstäubt ist! — zugestanden werden, daß dem Eintritt in die bis jetzt vacante Stelle der Schirmvogtei des Altlutherthums nichts im Wege liegt, und ansehnliche Aussichten ihm bevorstehen.

So wird nämlich der jüngst eröffnete Kampf gegen den Indifferentismus in Bayern von den Angegriffenen gedeutet,

und zu diesen zählt sich, nach gewissen Blättern, die „überwiegende Mehrzahl" der Protestanten im Lande. Es ist besonders die Berufung des Dresden'schen Oberhofpredigers Dr. Harleß zum Präsidenten der obersten protestantischen Behörde im dießseitigen Bayern, welche jene Deutung veranlaßt hat. Selbst die altbekannte politische Freisinnigkeit des frühern Mitglieds der zweiten bayerischen Kammer, nunmehr Berufenen, kommt bei den Geängstigten nicht im Geringsten in Anschlag, noch seine erwiesene Animosität gegen „Rom"; sie erwägen gar nicht, daß der neue Consistorial-Präsident als solcher auch Mitglied der Reichsrathskammer und in dieser ein tüchtiger Führer der altliberalen Opposition schreiendes Bedürfniß ist; sie kümmern sich nicht einmal um die Frage, ob die Ereignisse seit ein paar Jahren den Berufenen nicht vielleicht um ein Ziemliches von Links nach Rechts gedrängt? Nichts von all' Dem! Herr Harleß hat selbst gesagt: es müßten höhere Rücksichten (als erhöhte Besoldung u. s. w.) seyn, welche ihn von Sachsen nach Bayern zögen. Um so mehr bangt man für die „evangelische Freiheit", ängstigt sich mit Schreckbildern der vom altlutherischen „Dogmatismus" und „Symbolzwang" ihr drohenden Gefahren, sieht in kummervollem Vorschauen die Erwürgung des beliebten confessionellen Indifferentismus in nächster Nähe, welcher im dießseitigen Bayern seit A. Feuerbach's Zeiten unter dem Namen der „Toleranz" und des „religiösen Friedens" faktisch sich etablirt hat. Solche Herzensangst leert man, unter angemessenem Respekt vor der bayerischen Preßfreiheit, in Berliner-Blättern aus. „An und für sich" — heißt es — „werde allerdings Harleß' Berufung als ein Sieg der antiklericalen Partei am Hofe und im Kabinete aufgefaßt"; aber ebenso gewiß sei es auch, daß, nach langen unmittelbaren Verhandlungen zwischen dem Kabinet und Harleß, dieser nur unter der Bedingung „der Aufhebung der jetzt zwischen den Gliedern der lutherischen und der reformirten Kirche in Bayern

bestehenden Sakramentsgemeinschaft" angenommen habe. Solcher lutherisch-orthodoxe „Fanatismus" sei aber nicht nach dem Sinne der ungeheuern Mehrheit bayerischer Protestanten, und es werde bereits aus allen protestantischen Theilen Bayerns die Besorgniß vor einer Spaltung laut, welche „die protestantische Kirche des Landes dem Katholicismus gegenüber noch machtloser und widerstandsunfähiger machen müsse, als sie bis jetzt schon dastehe." Kurz — man werde durch die staatlich etablirte Machtstellung der Harleß'schen Richtung gerade das Gegentheil von dem erreichen, was man habe bezwecken wollen, nämlich die Stärkung des „Ultramontanismus" statt seiner Unterdrückung! So raisonniren neben der „Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung" *) seit ein paar Monaten auch andere unionistisch-freisinnigen Blätter, ohne daß sie jedoch hinder-

---

*) So schreibt z. B. jene „Berliner Allgemeine Kirchenzeitung" Nr. 66 ferner aus „München, den 11. August: Wirklich erfolgt, wie dieses bereits alle Blätter melden, ist die Ernennung des Dresdener Harleß zum Präsidenten unseres Oberconsistoriums noch nicht; doch wird dieselbe nicht mehr lange ausbleiben. Der Gedanke hierzu ging vom König selbst aus, und es dürfte seinen Grund, wie so vieles Andere, was sich im kirchlichen Gebiete ereignet hat, zunächst in dem Streben finden, der ultramontanen Partei gegenüber Potenzen entgegengesetzter Richtung aufzufinden und auf den Posten zu stellen. Daß man übrigens mit Harleß (dem cidevant oppositionellen Kammermitglied auf den Landtagen von 1840 und 1843) in das protestantische Kirchenleben gerade dasselbe extreme Wesen hineinwerfen wird, das man jetzt im Katholicismus abzuwehren sucht, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Durch diese Berufung wird dem Treiben und den Absichten der bei uns zwar kleinen, aber rührigen Partei des orthodoxen Lutherthums eine gewisse Legalität verliehen, es wird eines der Häupter jener Richtung hereingezogen an die Spitze des Protestantismus, des Protestantismus, welchem die große Mehrheit unserer evange-

lichen Einfluß erlangt hätten. Harleß steht bereits an der Spitze des bayerischen Protestantismus — und zwar ist er in Bayern der Erste, welcher als Theologe diese bisher stets von Juristen versehene, hohe Stelle bekleidet, eine Veränderung der alten Observanz, die Herr Harleß anfänglich durch Creirung des Titels: „Landesbischof“ für sich und für den jeweiligen Oberconsistorial-Präsidenten auf alle Zukunft zu sichern getrachtet haben soll *). Zugleich ist seine Richtung im Oberconsistorium noch durch die Ernennung eines bekannten Streiters für lutherische Orthodoxie, des Professors Höfling in Erlangen, zum Oberconsistorialrath nach Bedürfniß verstärkt worden. Die glücklich zu Stande gekommene streng lutherische Restauration in Bayern hat denn auch bei der jüngsten Wittenberger-Conferenz der „lutherischen Kirchenver-

lischen Bevölkerung im Gegensatze zu dem Lutheranismus huldigt. Harleß gehört jetzt zu denjenigen, auf der protestantischen Landesuniversität unter den Theologen die Majorität bildenden Orthodoxen, die, wie wohl in neuerer Zeit vorgekommen, das Zulassen von Reformirten zum lutherischen Abendmahl für eine Sünde halten, die jetzt wieder mit dem Excommunizirer anfangen, und von denen man consequent erwarten muß, daß sie, wenn dieser Fanatismus so fortgetrieben wird, in unsern protestantischen Kirchen N. N. vom Genusse des Abendmahls ausschließen müssen“ — die Ehrfurcht verbietet uns nämlich, die hohe Person, gleich dem Correspondenten der „Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung“, mit Namen zu nennen, deren Excommunication in Aussicht gestellt wird, weil sie „bekanntlich der unirten Kirche angehört.“

*) Die akatholischen Juristen sehen — wie die Darmstädter „Allgemeine Kirchenzeitung“ (Augustheft) berichtet — sehr sauer zu jener Veränderung, und dieß nicht etwa nur aus Gründen des Eigennutzes. Einer derselben hat, nach der Behauptung der „Kirchenzeitung“, geradezu erklärt: „Wenn ein Theologe zum Präsidenten des Oberconsistoriums sich eigne, so qualificire er (der Herr Landrichter) sich eben so gut zum — Feldprediger.“

eine" große Freude erregt; man wollte dort wissen, daß sogar der „aus der bayerischen Landeskirche ausgeschiedene Pastor Löhe bei Nürnberg" noch in das Münchener Consistorium eintreten werde, derselbe Mann, welcher dem Oberconsistorium soeben abgelaufenen Styls straffällig und etwa würdig geschienen haben soll, nach Art des badischen Pfarrers Eichhorn gemaßregelt zu werden. Wenn aber Bayern jetzt für die „protestantischen Jesuiten" gegen die heillose Macht des Indifferentismus sich erhebt, so kann die erhebendste Rückwirkung auf die katholischen Verhältnisse gar nicht ausbleiben; ob sie zunächst intendirt ist oder nicht, bleibt gleichgültig. Bekanntlich bildete die kräftige Handhabung der protestantischen Orthodoxie eine schwere Beschuldigung gegen das Ministerium Abel; wie in vielen andern Dingen, ist es nun auch hierin gerächt. Ob man jetzt vom protestantischen oder vom katholischen Boden aus anfängt, den Indifferentismus zu bekämpfen, die Consequenzen werden nie ausbleiben.

XXXIX.

Classisches Alterthum und Philologie,

und ihr Verhältniß zu Christenthum und christlicher Erziehung.

Vierter Artikel.

Verhältniß des Menschen zur Gottheit. Sündenfall und Erlösung.

Wenn wir speciell das Verhältniß der Götter und Menschen in's Auge fassen, so wird auch hier unsere Betrachtung ausgehen müssen von dem Glauben der Griechen hinsichtlich der Entstehung des Menschengeschlechtes. Die griechische Vorstellungsweise von der Entstehung der Welt überhaupt schließt von vornherein den Gedanken an eine göttliche Schöpfung des Menschengeschlechts aus. Derselben allein gemäß ist die Annahme, daß die Menschen ähnlich wie die Himmelskörper, Flüsse u. s. w. im Verlaufe der gesammten Weltentwicklung in's Daseyn getreten, und vielleicht in der Epoche des Kronos von Titanen entstanden seien. Daß dieß der gemeinsame Glaube des griechischen Volkes gewesen, darauf deutet der Brauch, bei Eingehung einer Ehe das erste Opfer dem Himmel und der Erde darzubringen, als dem Vater und der Mutter alles Lebens; darauf deuten auch die im vorigen

Artikel angeführten Worte des Pindar: „Es ist ein Geschlecht der Götter und Menschen, beide athmen nur einer Mutter entsproßt"; das ist ebenfalls von Aeschylus ausgesprochen, indem er in seinem Prometheus sagt, Zeus habe das Menschengeschlecht von der Zeit des Kronos her auf Erden vorgefunden; und damit stimmen auch die mancherlei Angaben in den hesiodischen Gedichten überein. Nach der Theogonie zeugte der Titane Japetos vier Söhne: Atlas, Menoitios, Prometheus und Epimetheus, d. i. die ausdauernde Kraft, der trotzige Muth, die Klugheit und Unbesonnenheit; in ihnen ist der Charakter und das Schicksal des Menschengeschlechtes symbolisch dargestellt; sie sind das typische Vorbild desselben in ihrem Thun und Leiden, in ihrem Verhältniß zur Welt und zur Gottheit; und wenn später die Dichter und der Cultus die drei übrigen Brüder unbeachtet ließen, so hoben sie den Prometheus um so bedeutsamer hervor und concentrirten in seiner Person, was bei Hesiod auf die vier Brüder vertheilt ist. Aber auch schon bei Hesiod ist Prometheus die Hauptperson. Er erscheint in der Theogonie und in den „Werken und Tagen" als der Mittler, oder vielmehr als der Repräsentant des Menschengeschlechtes, und was er als solcher bei dem wichtigsten Act, der Götter und Menschen miteinander in Berührung bringt, thut, das hat für ihn wie für die Menschen gemeinsame Folgen. In einigen Versen verlorengegangener hesiodischer Dichtungen wird aber Prometheus geradezu zum Stammvater der Menschen, oder wenigstens der Griechen, gestempelt, indem er der Vater des Deukalion, und Pandora bald seine Gattin, bald seine Tochter genannt wird. Darnach wäre dem Prometheus ungefähr die Rolle des Noah, oder genauer, die von Noah's Vater zugetheilt. Doch wurde er auch so niemals als bloßer Mensch aufgefaßt, sondern als ein göttlicher Titane, der unsterblich ist, und im Gefühle seiner göttlichen Kraft und Intelligenz mit Zeus zu rechten wagt; auch können sich die

nach der deukalionischen Fluth lebenden Menschen nicht alle insgesammt der Abstammung von ihm rühmen, sondern nur das Herrschergeschlecht des Deukalion selbst bildet seine Nachkommenschaft. Das Volk, welches diesem unterthan ist, war entstanden, indem, unter wunderbarer Veranstaltung der Gottheit, die Steine, die Deukalion und Pyrrha hinter sich warfen, in Menschen verwandelt wurden. Diese Art der Menschenschöpfung kommt auch sonst in der griechischen Mythologie vor, sie findet sich namentlich in den äginetischen Mythen, wo Aeakos, der Sohn des Zeus, dadurch ein Volk erhält, daß Zeus auf seine Bitten Ameisen zu Menschen werden läßt.

Dieses Absondern des Herrschergeschlechtes von der großen Masse des Volkes, so auffallend es seyn mag, war durchaus in der Grundanschauung der Griechen begründet, und ein wesentlicher Theil der griechischen Mythologie, so wie des griechischen Cultus steht damit im Zusammenhange. Der religiöse Sinn fühlte das Bedürfniß, jede große Erscheinung und namentlich jede über das gewöhnliche Maß hinausragende menschliche Persönlichkeit unmittelbar auf die Gottheit zurückzuführen, und die der ganzen kosmogonischen Vorstellungsweise entsprechende Form war die Zeugung. Demgemäß gestaltete sich die Lehre von den Heroen als Menschen, die dem einen Theil nach entweder vom Vater, oder von der Mutter göttlicher, und dem andern Theil nach menschlicher Abkunft seien. Alle vornehmen und berühmten Geschlechter, ja ganze Volksstämme führten so ihren Ursprung auf einen Gott und einen Göttersohn zurück, und verehrten jenen als den Stammgott, diesen als den Stammheros. Bis in die spätesten Zeiten bestand der Glaube, daß in solchen Geschlechtern die besondere Kraft und der Segen der Gottheit sich fortpflanze, und daß aus ihnen auch für andere Menschen Heil und Hülfe erwachse; besonders aber wurde der Stammheros, als der nächste und unmittelbare

Sprößling eines Gottes, für den vollkommensten Träger göttlicher Eigenschaften angesehen, in welchem die göttliche Natur am reinsten und durch irdische Bestandtheile noch am wenigsten getrübt zur Erscheinung komme. Die einzelnen Stämme und Geschlechter rüsteten ihren Stammheros mit allen Vorzügen aus, die ihnen selbst für die höchsten galten, und schauten in ihm das Ideal ihrer eigenen Bestrebungen, ihrer eigenen Vorstellungen von Größe und Ruhm und Glück. Demgemäß verehrten sie ihn als Vorbild ihres Ringens und Strebens, als Gründer eines gotterfüllten Geschlechtes, und als stets gegenwärtigen Helfer und Schützer seiner Nachkommen. Manche solcher Göttersöhne aber wurden als Urheber von Glück und Spender von Gaben auch über die Schranken ihres Geschlechtes hinaus verherrlicht; mehrere Stämme, ja das ganze Volk betrachtete einen solchen als den gemeinsamen Schutzpatron, und widmete ihm seine ausgezeichnete Verehrung. So erweiterte sich die Vorstellung des Herakles vom Stammvater der Herakliden zum Stammheros der Dorier und zum Hort aller Griechen. Herakles erscheint als der Götterheld, der dem Vater Zeus im Kampfe mit den Giganten beisteht, und sich freiwillig in Knechtsdienst begibt, um die Erde von Ungeheuern zu reinigen, Länder und Meere zugängig zu machen, dem Menschengeschlecht alle Arten von Wohlthaten zu erweisen; der darauf in den Olymp aufgenommen, unter Göttern göttlich verehrt wird, und auch dort noch den Mittler und Fürbitter für die Erdenbewohner macht. Ihn redet Pindar (n. VII, 95) folgendermaßen an: „O Glückseliger! dir geziemt es, Hero's Gemahl und das blauaugige Mädchen zu überreden, und du kannst Abwehr schrecklicher Uebel den Sterblichen oft verleihen." Und Hesiod sagt im „Schilde des Herakles", Zeus habe ihn erzeugt, „um Göttern und sündhaften Menschen einen Abwender des Fluchs zu erwecken." Diese Worte und der ganze Ton, welcher in genannter Dichtung herrscht, zeugen laut

genug für den wahren Sinn, welcher den Mythologemen von Heroenzeugungen und dem gesammten Heroencultus zu Grunde lag. Es handelte sich nicht darum, einen frivolen Kitzel zu befriedigen — (das war bloß bei den Dichtern der späteren Zeit der Fall, denen der Glaube der Altvordern zu einem Mährchen geworden), sondern das treibende Moment war die Idee, daß alles Große und Hehre in der Menschheit dem unmittelbaren Einwirken der Gottheit zuzuschreiben, und daß die wahre Erhebung der gesunkenen Menschheit, die Erlösung derselben von allen physischen und moralischen Uebeln, nur durch substantielle Mittheilung der göttlichen Wesenheit an die menschliche Natur möglich ist. Der Ausdruck dieser Idee war roh und verworren, wie er dem anthropomorphistisch-heidnischen Bewußtseyn nicht anders gelingen konnte.

Hier sehen wir also im Besonderen wiederkehren, was im Allgemeinen schon Gegenstand unserer Betrachtung gewesen: wir fanden nämlich, daß die pantheistische Grundlage der griechischen Weltanschauung die Idee eines ewigen Gottes und einer Weltschöpfung durch denselben ausschloß, aber nicht verhinderte, zum Glauben an eine, wenn auch selbst gewordene und aus einer Vielheit von Personen bestehende, doch über alle anderen Wesen weit erhabene, Gottheit und an eine Weltregierung zu gelangen. Dieß zeigt sich nun am auffallendsten in dem speciellen Verhältniß des Menschen zu Gott. Nach der kosmogonischen Grundanschauung wäre zu erwarten, daß das Leben der Götter und Menschen auf ganz selbstständigen, von einander gesonderten Bahnen verlaufen, und daß die einen unabhängig von den andern nur nach immanenten Gesetzen ihres Daseyns Kreise vollziehen würden, daß also Götter wie Menschen ihr Wohl und Wehe in sich tragen und von nichts bedingt seyn würden, als durch ihre eigene Natur oder von jener dunklen Macht, von welcher die

gesammte Weltentwicklung ausgegangen und jede Art von Wesen ihre Eigenthümlichkeit, ihren bestimmten Antheil am Seyn erhalten hat, d. h. vom Schicksal. Diese Idee lebte auch wirklich im griechischen Bewußtseyn. Die Moira waltete mächtig und geheimnißvoll über Göttern und Menschen; sie hatte Beiden von Anfang an ihren Antheil, ihre Sphäre zugewiesen und jedem einzelnen der zu dieser oder jener Gattung gehörenden Wesen eine bestimmte Individualität, ein bestimmtes Maß von Kraft und ein bestimmtes Ziel des Wirkens gegeben. Aber die abstracte, unfaßbare Moira trat vor den plastischen lebensvollen Gestalten der olympischen Götter mehr und mehr in den Hintergrund; sie schrumpfte zusammen zu dem Begriff allgemeiner Gesetzmäßigkeit, welche die Götter und Menschen zwar nicht verletzen durften, welche die Götter aber auch nicht verletzen wollten, sondern frei in ihren Willen mit aufnahmen und darüber wachten, daß sie auch von den Menschen respectirt wurde. Dieß gilt namentlich vom Gott der Götter, von Zeus. Er war der Wächter des Schicksals und bestrafte die Verletzung der von ihm gegebenen Schranken an Göttern und Menschen; er wurde aufgefaßt als Vater der drei Moiren und ertheilte durch diese seine Töchter oder auch unmittelbar allen Menschen ihr Loos zu. Schon bei Homer kommt oft die Moira des Zeus identisch vor mit dem Willen des Zeus, und bei späteren Dichtern, z. B. bei Pindar ist dieß der gewöhnliche Sprachgebrauch.

So wurden die olympischen Götter aufgefaßt als die Herren und Lenker alles natürlichen und menschlichen Lebens, und der als Regent der Welt im gesammten Welthaushalte väterlich waltende Zeus erhielt das stehende Epitheton: „der Vater der Götter und Menschen.“ Zeus, und unter ihm die übrigen Götter, traf alle Ordnungen, verlieh alle Gaben, welche zum Glück des Menschen als physischen, moralischen und intellectuellen Wesens nöthig waren, und das nicht bloß im Großen und Ganzen, sondern die göttliche Hülfe war dem Menschen

immer nahe, von der Geburt bis zum Grabe, im Glück wie im Unglück, und die göttliche Gnade war es, die im Menschen alles Gute und Große vollbrachte. Aber Zeus war auch der strenge Wächter über Gesetz und Recht, der Hort und Lenker der moralischen Weltordnung, welcher das Gute belohnte, das Böse bestrafte; doch war er zugleich ein barmherziger Richter, der Reue und Sühne annahm, und nicht nur den einzelnen Sündern verzieh, sondern auch das ganze Geschlecht der Menschen aus seiner Versunkenheit emporzuheben und durch Mittheilung göttlicher Kraft substantiell zu erneuen suchte.

Dieß ist der Kern aller griechischen Mythen und gottesdienstlichen Gebräuche, zwar verdeckt und entstellt durch mancherlei heidnisches Beiwerk, aber nicht unschwer zu erkennen, schon bei den ältesten Dichtern und in den ältesten Culten. Die Grundlage aller Beziehungen der Menschheit zur Gottheit bildete das Bewußtseyn der totalen Abhängigkeit der ersteren von der letztern, und das ganze religiöse Leben erhielt seinen Impuls durch das Gefühl der Schuld und das Bedürfniß und den Glauben der Erlösung.

Das Gefühl der Schuld war aber nicht nur partiell, nicht bloß das Resultat bestimmter Vergehungen einzelner Menschen, sondern es äußerte sich als das Bewußtseyn von Sündenschuld, die auf dem ganzen Menschengeschlecht laste, und in Folge deren das Wesen desselben alterirt, und der gesammte Zustand desselben verdorben und verschlechtert sei. Den Vorgang dieses Sündenfalls mit seinen unglückseligen Folgen erzählt der Mythus von Prometheus.

Prometheus, der Prototyp und Repräsentant des Menschengeschlechts, machte den Mittler zwischen Göttern und Menschen, als diese das erste Opfer darbringen wollten; da legt der Arglistige auf die eine Seite das Fleisch und die Eingeweide des Opferthieres, mit der Haut umwickelt, auf die andere die Knochen mit gleißendem Fett lockend überdeckt,

und heißt nun den Zeus wählen, welchen Theil er wolle, in der thörichten Hoffnung, dieser werde sich durch den Schein betrügen lassen. Zeus nimmt wirklich den schlechteren Theil, aber nicht, weil er sich wirklich hatte täuschen lassen, sondern weil er die frevelnde Arglist strafen, und sie deßwegen sich ganz erfüllen lassen und ohne Ausrede überführen will. Da sie erfüllt ist, bestraft er die Menschen (mit deren Wissen und Willen der Betrug geübt worden) dadurch, daß er ihnen das Feuer vorenthält. Aber der schlaue Prometheus weiß ihnen auch wider Willen des Zeus das Feuer zu verschaffen; er entwendet es heimlich und bringt es in einer Ferulstaude zu den Menschen, und zugleich gibt er ihnen Anleitung, mit Hülfe desselben nicht bloß ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, sondern eine Menge Künste zu betreiben, wodurch sie sich zu Herren der Natur machen, und diese nach allen Seiten ausbeuten können. Dadurch werden sie in dem Wahn, der Götter nicht zu bedürfen, und in dem Hang zu Materialismus und Genußsucht noch mehr bestärkt. Da beschließt Zeus, sie durch ihre eigene Thorheit zu strafen. Er sendet ihnen die Pandora. Epimetheus kann diesem reizenden Gebilde nicht widerstehen; er nimmt sie auf, gegen die Warnung seines schlauen Bruders, und Pandora öffnet sofort das Faß, worin die Uebel bisher eingeschlossen; diese stürmen heraus, die Hoffnung dagegen bleibt darin zurück, und nun beginnt das menschliche Leben von jeder Plage und Noth heimgesucht zu werden. Denn während alle physischen und moralischen Uebel dasselbe schrankenlos beherrschen, hält Zeus den Menschen zugleich alles, was sie sonst im Ueberfluß und ohne Mühe hatten, vor, und sie müssen unter Schweiß und Kummer sich selbst mühsam erringen, was die Nothdurft des Lebens erheischt. Prometheus selbst wird dadurch bestraft, daß er aller Gemeinschaft mit Menschen entzogen und mit Ketten an den Kaukasus angeschmiedet wird, und als er sein Vergehen noch durch Trotz gegen Zeus stei-

gert, schlägt ihn der Blitz des Zeus unter die Erde, und darauf frißt ihm einen Tag um den andern ein Geier die Leber aus.

Dieser Mythus stellt die Idee des Sündenfalls auf eine sehr sinnreiche Weise dar. Habsucht und arglistige Vermessenheit, die Allwissenheit der Gottheit auf die Probe zu stellen, bilden den Beweggrund zum Vergehen; und dieß wird begangen auf die allerfulminanteste Weise; es wird nämlich begangen beim Opfer, und zwar bei dem ersten Opfer, welches die Menschen den Göttern darbringen, also gerade beim feierlichen Acte der Huldigung, der demüthigen Anerkennung der göttlichen Superiorität von Seiten der hülfsbedürftigen Menschheit. Zur Strafe wird den Menschen das Element entzogen, mit dem sie so freventlich Mißbrauch getrieben bei ihrem Scheinopfer, und ohne welches ein wahrhaft menschliches Leben nicht möglich ist. Anstatt zu bereuen, wenden sie sich desto mehr jenem verführerischen Erdgeiste zu, der ihnen das Feuer wieder verschafft, und ihrem auf das Irdische gerichteten Sinne volle Befriedigung gibt, zugleich aber auch den Riß zwischen Göttern und Menschen unendlich vergrößert. Aber so klug der übermüthige Egoismus auch scheint, er ist doch blind, und gräbt sich in seiner Verblendung sein eigenes Grab. Dem Prometheus (Vorbedacht) steht ein Epimetheus (Nachbedacht) zur Seite, und so greift die verblendete Sinnlichkeit begierig nach dem Geschenke, welches die Götter zur Strafe bereitet hatten; Pandora wird die Stammmutter des weiblichen Geschlechtes,

„welches den sterblichen Männern der Leiden viele gebracht hat; —
denn es lebten zuvor die Stämme der Menschen auf Erden
fern von jeglichem Uebel und fern von Mühen und Arbeit,
auch von schrecklicher Krankheit fern, die den Männern den Tod gibt.
Aber das Weib nahm weg vom großen Fasse den Deckel,
Und es entschlüpften die Uebel, den Menschen zum großen Verderben."

So war also die Folge des Sündenfalles für die Men-

schen der Tod, ein Leben voll Mühen und Leiden, ein Zustand der entfesselten Leidenschaft, der moralischen Versunkenheit. Aber auch den Verführer traf furchtbare Strafe, und diese ward gesteigert, als er seinem Truge noch Trotz hinzufügte. Doch kam endlich dem gefesselten Prometheus der Tag der Versöhnung mit Zeus und der Erlösung von seinen Leiden. Herakles, der mächtige Hort der Wehrlosen und Schwachen, tödtete den Geier, und Cheiron, der sinnige Gott, der die Heroen in allen edlen Künsten unterwiesen, dem aber Herakles unversehens eine schmerzhafte Wunde beigebracht hatte, erfüllte für Prometheus die Sühne, indem er freiwillig für ihn in den Hades hinabstieg.

Prometheus aber war ein Prototyp der Menschheit nicht bloß hinsichtlich der Sünde, sondern auch in Bezug auf die Erlösung. Diese ward in vielfacher Weise durch die Gottheit selbst vermittelt, hauptsächlich durch die nach Weisung der verschiedenen Götter selbst gegründeten Heiligthümer mit ihren reinigenden, sühnenden Opfern und Weihen, und durch die substantielle Erhebung des Menschengeschlechts mittelst der Zeugung von Heroen, so wie durch die heilbringenden Thaten, welche diese bei ihren Lebzeiten ausübten, und nach ihrem Tode als mächtige Schutzpatrone ihren Verehrern zuwiesen. Und hier sehen wir, daß nicht zufällig Herakles der Erlöser des Prometheus war; denn er war auch für die Menschen im Leben wie im Tode unter allen Heroen der größte Helfer und Retter.

Wichtig sowohl für die Beurtheilung der Motive der Bestrafung wie der Erlösung sind folgende Verse der Theogonie des Hesiod:

Herakles tödtete diesen (den Geier) und wehrte das furchtbare Leiden
Ab vom Japetioniden und macht' seinem Jammer ein Ende.
Nicht ohne Willen des Zeus, der königlich thront im Olympos:
Daß noch hehrer der Ruhm des thebanischen Herakles blühe,
Als er zuvor schon erfüllte die nahrungspendende Erde.

Darum übte er Gnade zu Ehren des herrlichen Sohnes,
Und er verbannte den Zorn, den mächtigen, den er einst faßte,
Weil sich Jener vermaß zu vereiteln den Willen Kronion's.

Hier bietet die griechische Religion in Mythen und Cultushandlungen vielfache Analogien zum Christenthume; gerade hier zeigt eine sorgfältigere Betrachtung, daß jene zu diesem nach ihrem innersten Wesen nicht in absolutem Gegensatz steht, sondern daß die griechische Religion zur christlichen sich verhält wie ein Bild, eine Ahnung, umrankt von Auswüchsen einer reichen, aber getrübten Phantasie, zur Wirklichkeit und Wahrheit in aller Klarheit und Fülle. Daher kann auch gerade hier die griechische Religion in ihrem Kern und ihrer tiefsten, eigentlichsten Bedeutung nur vom Standpunkte des Christenthums aus erkannt werden. So interessant es indeß ist, diese Analogien zu verfolgen, so ist doch hier nicht der Ort, sie auszuführen, und wir müssen uns mit den gegebenen Andeutungen begnügen, um noch Einiges vorzubringen über die Art und Weise, wie nach griechischem Glauben die Gottheit in das menschliche Leben selbst helfend und strafend eingriff, und dem Menschen auf dem Wege nach seiner Bestimmung stets mächtig zur Seite stand.

Zuvor müssen wir jedoch einen flüchtigen Seitenblick auf einen Mythus werfen, der in Bezug auf Entstehung der Menschen, in Bezug auf das Verhältniß von Heroen und Menschen und noch in manchen andern Punkten von den dargelegten Ideen nicht wenig abweicht. Dieß ist der in den „Werken und Tagen" des Hesiod erzählte Mythus von den fünf Weltaltern. Darnach wären die Menschen in's Daseyn gerufen durch einen Act der göttlichen Schöpfung, oder vielmehr durch mehrere Acte, die in zwei Linien vor sich gehen, von denen die zweite zur ersten, und innerhalb deren wieder jede folgende Stufe zur vorhergehenden in depotenzirender Weise erfolgt. In erster Linie stehen das goldene, silberne, eherne Geschlecht, geschaffen durch die Götter, welche unter

Kronos herrschten, in zweiter Linie stellt sich das heroische und eiserne Geschlecht dar, geschaffen durch Zeus. Das Auffallendste an diesem vereinzelt dastehenden Mythus ist, außer der bestimmten Angabe der göttlichen Schöpfung, die völlige Isolirung der verschiedenen Geschlechter, wornach zum Beispiel die Heroen vor Troja und die Griechen der geschichtlichen Zeit in gar keinem geschlechtlichen Zusammenhange stehen, indem letztere erst auftreten, nachdem erstere sämmtlich von der Erde verschwunden sind; und so ist es bei allen Geschlechtern: die Gottheit vertilgt erst das eine und schafft dann das andere. Merkwürdig ist ferner, daß wohl hie und da der Gedanke auftaucht, daß die Verschlechterung eines Geschlechts durch die eigene Schuld eintrete, vorherrschend ist jedoch die Ansicht, daß die stufenweise Verschlechterung der verschiedenen Geschlechter in dem Willen und Schaffen der Götter selbst seinen Grund hat. Endlich macht sich durchweg eine so düstere und mit den bestehenden Verhältnissen im Welt- und Menschenleben so unzufriedene, so gänzlich zerfallene Stimmung bemerklich, wie sie in dem Grade sonst sich nirgends ausgesprochen findet, und auch dem griechischen Charakter durchaus nicht gemäß ist.

Das Gefühl der gänzlichen Abhängigkeit des menschlichen Lebens von höheren Mächten kann sich kaum stärker äußern, als wir es in dem religiösen Bewußtseyn der Griechen ausgedrückt finden. Nach griechischem Glauben übten die Götter nicht nur über das ganze Menschengeschlecht, nach den Grundbedingungen seines physischen und moralischen Seyns, Macht und Vorsicht, sondern das Geschick und die Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker und Staaten, ja aller einzelnen Menschen, war durch Götterwillen gegeben, und selbst der Impuls zu einzelnen Handlungen, sowie der Erfolg derselben ging von der Gottheit aus. Wir finden diese Idee in gleicher Stärke von allen griechischen Dichtern ausgesprochen, von Homer bis auf die Tragiker, nur mit dem

Unterschiede, daß sie immer reiner und wahrer hervortritt, je mehr die Vorstellung von den Göttern selbst sich läutert. Während nämlich bei Homer die Abhängigkeit der Menschen von der Gottheit neben richtigeren und reineren Begriffen vielfach nur als sclavische Unterwürfigkeit unter despotische Willkür und selbst unter dämonische Bosheit erscheint, so sehen wir, wie fast jeder Ode des Pindar die Idee einer moralischen Weltordnung und der Lenkung des menschlichen Lebens durch eine allmächtige, weise und gütige Gottheit zu Grunde liegt, und in den Tragödien des Aeschylus und Sophokles wird uns geradezu der Schleier von den Augen gezogen, so daß wir freien und klaren Blickes in das innere Getriebe des göttlichen Haushaltes schauen, und mit Staunen und Ehrfurcht das Walten der Allmacht und Weisheit in den Schicksalen der Menschen erkennen, ja das persönliche und leibhaftige Eingreifen gütiger und gerechter Götter in das menschliche Leben gewahren. Es ist interessant, diesen Fortschritt zu der wahren und geläuterten Vorstellung von der göttlichen Vorsehung in der Auswahl, der Darstellung und selbst der Veränderung der Mythen bei den griechischen Dichtern zu verfolgen. Am einfachsten und unzweideutigsten aber finden wir den Kern des griechischen Glaubens in dieser Beziehung ausgesprochen in jenen direkten Aussprüchen, die in reichster Anzahl und in herrlicher Form von den griechischen Dichtern aller Zeiten und Gattungen ausgegangen sind. Wir haben einige hierher gehörigen schon im vorigen Artikel angeführt, und es ist nichts leichter, als eine reiche Blumenlese nicht bloß aus Pindar und den Tragikern, sondern auch aus Homer und Hesiod und andern älteren Dichtern zusammenzubringen.

So hat, um nur ein Beispiel zu geben, das mächtige Walten der Gottheit in allen menschlichen Verhältnissen treffend Theognis in folgenden Versen geschildert:

Selbst ist, Kyrnos, ja Keiner des Glücks Urheber und Unheils,
Sondern die Götter allein geben dieß Doppelgeschick;

Und kein Sterblicher mühet im Schweiße sich, wissend im Geiste,
  Ob es zum fröhlichen Ziel oder zum herben geräth;
Mancher bereits schien Schlimmes zu thun und bewirkte das Edle,
  Und wer Edles vermeint, hatte das Schlimme bewirkt.
Und nicht Einem der Menschen ereignet sich, was er begehrt;
  Denn schwer liegen um ihn engende Bande der Noth.
Sterbliche sind wir und sinnen Vergebliches, tappend im Finstern,
  Und wie es ihnen genehm, lenken die Götter das All.

Aber wie hehr und gewaltig die Macht des Schicksals und der Wille der Gottheit geschildert wird, und so sehr dagegen das Beginnen der Menschen als ein eitles und nichtiges erscheint, dennoch ist der griechischen Weltanschauung ein Fatalismus, wie er sich bei den Muhamedanern, oder bei den Calvinisten, oder gar in unseren neueren Schicksalstragödien findet, völlig fremd. Die Freiheit des menschlichen Willens, diese unumstößliche Thatsache des Bewußtseyns, haben alle Dichter und Weisen, die man als Repräsentanten des griechischen Glaubens betrachten kann, niemals geläugnet, sondern wohl mit der göttlichen Allmacht zu vereinen gewußt. Sie schrieben jede menschliche Individualität, jede besondere geistige, wie physische Begabung einer höhern Macht zu, und machten alles Gelingen menschlichen Thuns von ihrem Einfluß abhängig, ja sie führten die Anregungen dazu auf göttliche und dämonische Wirksamkeit zurück; zugleich aber vindicirten sie dem Menschen das Vermögen der Wahl, der eigenen Entscheidung, des freien Willens, wodurch er in den Stand gesetzt sei, selbstständig sein Leben zu gestalten, und was ihn zu einem zurechnungsfähigen Wesen mache, das sein Wollen und Thun selbst zu verantworten habe. In großartigster und anschaulichster Weise haben die griechischen Tragiker, vor allen Sophokles, den Verein menschlicher Freiheit und göttlicher Allmacht zur Erscheinung gebracht. Aber schon Homer hat das Wahre erkannt und unter Anderm trefflich im Anfange der Odyssee ausgesprochen. Da läßt er

nämlich in der Götterversammlung den Zeus reden, und legt ihm den Tadel gegen die Menschen in den Mund, daß dieselben sich mit Unrecht immer über die Götter beschwerten; denn sie seien einzig und allein an ihren Leiden und Plagen selbst Schuld. So habe er den Aegisthes gewarnt vor seinem Frevel gegen Agamemnon, und die Strafe, welche ihn treffen würde, voraus wissen lassen; dieser aber habe nicht darauf gehört, sondern seiner Leidenschaft nachgegeben, das Verbrechen begangen, und damit die angedrohte Strafe verwirkt. Diese Worte, um so bedeutungsvoller, da sie dem Zeus selbst zugeschrieben werden, zeugen nicht nur für das Walten einer göttlichen, um Tugend und Wohlfahrt der Menschen besorgten Vorsehung, nicht nur für den Glauben an eine sittliche Weltordnung, wornach auf die Sünde die Strafe folgt, sondern auch dafür, daß der Mensch fähig sei, göttliche Warnungen zu vernehmen, und durch freie Befolgung des göttlichen Gebotes sich vor Sünde und Verderben zu bewahren. Solche Stellen sind wohl geeignet, den Compaß abzugeben, der uns zum Kern der homerischen Weltanschauung führen wird, und an den wir uns halten können, wenn anderwärts die Wahrheit verdüstert und alterirt erscheint. Und was den vorliegenden Fall betrifft, so ist sie es in den homerischen Gedichten allerdings oft genug und zwar nach beiden Seiten hin: indem eines Theils die Einwirkung der Götter nicht immer eine gute und aus lauteren Beweggründen hervorgehende ist, sondern gar oft Täuschung und Verwirrung bezweckt, und aus Neid und Haß erfolgt; anderen Theils aber auch der Mensch diesen Einflüssen keine Kraft entgegenzusetzen hat, und völlig als ein willenloses Spiel des Schicksals erscheint.

Sehr unzweideutig tritt übrigens die reine Ansicht auch in den hauptsächlichsten der hierher gehörigen mythischen Darstellungen bei Homer hervor, namentlich in dem Wirken der Ate und der Erinnys.

Ate ist nach Homer eine Tochter des Zeus, aber sie ist keines von den Kindern des Götterkönigs, welche im Olymp ein seliges Leben führen; sondern sie ist vom Vater aus den himmlischen Wohnungen verstoßen, weil sie sich unterstand, diesen selbst zu verblenden. Seitdem schweift sie mit flüchtigem Fuß und frechem Blick auf Erden herum, und geht darauf aus, die Menschen zur Sünde zu verführen. Dieß geschieht durch Verblendung; nicht durch Paralysirung der Willenskraft, sondern durch Verwirrung des Urtheils, in welcher der Mensch seine Verhältnisse nicht mehr übersieht, gut und böse nicht mehr unterscheidet, und Handlungen begeht, die ihm und Andern Verderben bringen. So bethörte sie den Glaukos, seine goldenen Waffen gegen eherne zu vertauschen, so den Agamemnon, sich gegen den Achilles zu vergehen. Demnach wird die Verführung zu Thorheit und Sünde nicht dem Zeus, oder sonst einem der olympischen Götter beigelegt, sondern einem aus dem Olymp verstoßenen und dämonisch auf Erden hausenden Wesen. Zwar handelt sie nicht immer aus eigenem Antrieb, verführt die Menschen nicht immer zu ihrer eigenen Lust, sondern bisweilen thut sie es auf Befehl des Zeus, der Moira und der Erinnys. Aber damit will Homer nicht etwa sagen, daß Zeus nach Laune und Belieben die Menschen zum Bösen antreiben lasse; solche Annahme wird durch die Schilderung der Umstände und durch die Erwähnung jener beiden Göttinnen, in deren Gemeinschaft Zeus in solchen Fällen handelnd erscheint, ohne weiteres befestigt. Es liegt darin vielmehr die tiefsinnige Idee, daß die Sünde die Strafe der Sünde ist, d. h. die Strafe einer Sünde in der Verlockung und in dem Versinken zu neuen Sünden besteht. Denn Zeus hetzt die Ate nicht an ganz schuldlose Menschen, noch thut er es willkürlich, sondern in der Weise, wie das Gesetz des Lebens und die in dem Dienste desselben waltende Gerechtigkeit es erfordert. Moira nämlich ist, wie schon früher bemerkt, der Inbegriff

der allgemeinen Gesetzlichkeit, an dem alle Menschen in bestimmter, individueller Weise Antheil haben, und Erinnys (oder auch in der Mehrzahl die Erinnyen) ist im weitern Sinne überhaupt die Dienerin der Moira, die Vollstreckerin und Vermittlerin ihres Willens, im engeren ist sie die Rächerin jeder bösen That, insbesondere jeder Impietät gegen Vater und Mutter, gegen alte und unglückliche Personen. Sie ist den unterirdischen Göttern, dem Hades und der Persephone, zugesellt, ihre Wohnung ist im Erebos und ihr gewöhnliches Epitheton die „im Dunkel Wandelnde, die unerbittlichen Herzens ist." Daß bei Homer die Erinnyen noch nicht jene rächenden Gottheiten seien, welche den verfolgen, der irgend etwas Böses gethan, sondern bloß Bestraferinen solcher, die sich an den Göttern selbst vergangen haben — ist eine ganz unrichtige Behauptung, hervorgegangen aus der falschen Auffassung eines homerischen Verses und aus der völligen Ignorirung aller andern Stellen, in welchen die Erinnyen vorkommen.

Die Strafe der Sünde besteht nun nach griechischer Ansicht vor Allem in der Pein des bösen Gewissens, und die Erinnyen erscheinen hauptsächlich als Personification der Gewissensqualen; aber auch äußere Strafen an Leben und Gesundheit, Gut und Ehre hat die Sünde in ihrem Gefolge, die guten, segensreichen Götter wenden sich ab von dem Sünder und strafende Dämonen verfolgen ihn von Ort zu Ort, oder Zeus sendet unmittelbar Unglück und Verderben. Und wie der Grieche glaubte, daß in Folge des Betruges beim ersten Opfer das ganze Menschengeschlecht durch alle Generationen büßen müsse, so trug er die Idee der Solidarität in Bezug auf Schuld und Strafe auch auf alle Lebensverhältnisse über, und war der Ansicht, daß die Völker für die Sünden ihrer Fürsten, die Nachkommen für die Vergehungen ihrer Vorfahren büßen müßten. Dieser Gedanke zieht sich durch die meisten und bedeutendsten Mythen, z. B.

durch die der Pelopiden und Labdakiden; er lag auch den meisten Cultushandlungen zu Grunde, und ist mannigfach von Dichtern direkt und indirekt ausgesprochen worden. So unter andern von Solon in folgenden Versen:

Ihr, des Olympischen Zeus und Mnemosyne's strahlende Kinder,
 Musen, Pierischer Chor, höret mich Flehenden an!
Segen mir schenkt durch die Huld Unsterblicher; doch von den Menschen,
 Daß mir bei Allen zumal blüh' ein untadlicher Ruf.
So mag süß ich Befreundeten nah'n, Feindseligen herbe,
 Jenen verehrungswerth, fürchterlich diesen zu schau'n.
Güterbesitz zwar locket mein Herz; doch erwerben mit Unrecht
 Mag ich ihn nicht: denn stets folget die Strafe darauf.
Reichthum, welchen die Götter verleih'n, er läßt von dem Manne
 Nimmer, und hebt sich vom Grund sicher gewurzelt empor.
Ist er jedoch von den Menschen erzeugt, entstammt er dem Frevel
 Wider das Recht, dann folgt zögernd er sträubenden Schritts,
Unfreiwillig der schmählichen That; bald mischt sich ihm Unheil.
 Schwach zwar glimmt es zuerst, gleich wie ein Feuer empor;
Doch aus verächtlichem Keim bricht unheilschwere Vollendung.
 Denn nie mögen dem Mann frevele Thaten besteh'n;
Sondern das Ziel bringt Zeus von Jeglichem: denn wie auf einmal
 Nahend die Windesbraut rasch theilet das Nebelgewölk,
Früh in dem Lenz, die des Meeres unwirthliche Wogenerbrandung
 Wild in den Tiefen erregt und durch das Waizengefild'
Freudige Saaten verheert, — zu dem Sitze der Götter sich auch hebt,
 Hoch zum Himmel und jetzt wiederum heiter gewährt,
Daß neu Helios' Kraft herglänzt auf gesegnete Fruchtau'n
 Herrlich, und nirgend die Spur düsternder Wolken noch dräut:
Also erscheint Zeus' Rachegericht; doch auf Jeglichen niemals,
 Gleich wie der sterbliche Mann, zürnet er eifernden Sinns.
Aber verhüllt bleibt Keiner ihm ewiglich, welcher verwegnen
 Muth in sich hegt, und er kommt endlich zum Lichte gewiß.
Nur büßt dieser sogleich, der später dann: ja wenn sie selbst auch
 Flohen und nimmer sie mehr faßte der Götter Geschick,
Kommt es doch einmal endlich, und schuldlos büßen die Unthat
 Eigene Kinder noch ab oder das Folgegeschlecht.

Hier finden wir zugleich den Gedanken ausgesprochen,

daß die Strafe nicht endlos ist, sondern daß die Schuld gesühnt werden kann. „Nicht wie ein sterblicher Mann zürnt Zeus eifernden Sinnes", und nach dem verheerenden Sturm läßt er den segnenden Strahl der Sonne wieder scheinen. Und schon Homer sagt, daß die Götter nicht das Verderben, sondern das Glück der Menschen wollen. Als die Bedingungen, das Strafgericht für begangene Sünden abzuwenden, galten Geständniß und Gebet, Reue und Buße, Besserung und Genugthuung; und bestimmten sacramentalen Handlungen (Reinigungen, Sühnopfern ꝛc.) schrieb man die Kraft zu, die Folgen der Schuld von dem Menschen hinwegzunehmen und ihn mit der Gottheit zu versöhnen.

Das Wesen und die Macht des Gebetes ist schön von Homer dargestellt in der Erzählung von den Liten. Auch sie sind Töchter des Zeus, und der völlige Gegensatz zur Ate. Unansehnlich von Gestalt, lahm und hinkend, gehen sie hinter der hoffärtigen Ate einher, und suchen wieder gut zu machen, was durch jene Böses gestiftet worden; wer auf sie hört und ihnen nachgibt, dem vergelten sie es durch Fürbitte bei Zeus; wer sie aber hart und unversöhnlich abweist, den klagen sie an bei Zeus und veranlassen ihn, daß er die Ate über ihn schickt.

Wir müssen es uns versagen, diesen Gegenstand hier noch weiter zu erörtern, und verzichten auf die Beleuchtung desselben nach seiner positiven Seite, d. h. auf die Darstellung der Art und Weise, wie nach griechischer Ansicht die Gnade der Götter in den Menschen wirke, und wie die Gunst derselben von den Menschen erworben werden könne. Dieß, so wie eine Darlegung der gottesdienstlichen Gebräuche, die den Menschen von der Geburt bis zum Grabe in innigster Verbindung mit der Gottheit erhielten, würde den Raum einer besondern Abhandlung in Anspruch nehmen. Die gegebenen Andeutungen werden genügen, eine ungefähre Vorstellung zu gewähren von der Ansicht der Griechen über eine

göttliche Vorsehung und moralische Weltordnung. Doch können wir diesen Artikel nicht schließen, ohne Folgendes zu bemerken.

Um den Vorwurf des Idealisirens abzuschneiden, haben wir unsere Darstellung absichtlich auf die allgemeinste Grundlage basirt, und nichts mit hereingezogen, was qualitativ von den ältesten und allgemein verbreitetsten Kundgebungen des religiösen Bewußtseyns der Griechen verschieden wäre. Jene Grundlage aber war eine Weltanschauung, welche noch nichts von einer ewigen Bestimmung der Menschheit weiß, sondern die Aufgabe derselben auf dieses Erdenleben beschränkt, und nach demselben wohl noch eine Fortdauer annimmt, aber eine solche, die nicht eine Fortsetzung, Entwicklung und Vollendung des Erdenlebens bildet, sondern nur in einem traumartigen, vegetativen Zustande besteht, alles Dessen baar, was das Leben erst zum Leben macht. Es ist klar, daß auf diesem Boden die Idee einer moralischen Weltordnung und einer Erlösung der Menschheit nur sehr unvollkommen zur Erscheinung kommen konnte. Die Griechen haben indeß auf dem Höhepunkt ihres geschichtlichen Lebens diesen beschränkten Standpunkt überschritten und — auf welche Weise? ist noch nicht hinlänglich erklärt *) — den Glauben an die Unsterblichkeit des Geistes, und damit die Idee einer ewigen Bestimmung der Menschheit gewonnen. Und solche Ideen haben nicht etwa nur einige bevorzugte Denker erfaßt

---

*) Bedeutsame Spuren einer höheren Ahnung über das Leben nach dem Tode finden wir schon in den ältesten griechischen Heroenmythen. In denselben wird nämlich erzählt, wie mehrere Heroen sich schwer an den Göttern versündigt und dafür in der Unterwelt ewige Strafen erleiden müssen, während andere durch ihre Tugenden sich die Huld der Götter in dem Grade erwarben, daß sie, wie Herakles, in den Olymp aufgenommen, oder bei ihrem Absterben auf die Inseln der Seligen zu einem göttlichen Daseyn versetzt wurden.

und einem kleinen Kreise von Schülern anvertraut; nein, sie wurden von den Dichtern bei Cultushandlungen in begeisterten Gesängen vorgetragen, und fanden selbst in einem großartigen, hochgefeierten Cultus, der in vielen Stücken, namentlich in der Zulassung von Fremden und wahrscheinlich auch von Sclaven, über die althellenische Weise hinaus ging, eine mächtige Stütze und zwar in der Weise, daß durch denselben nicht nur der Glaube an die Unsterblichkeit in den Gemüthern angefacht und belebt, sondern auch die Hoffnung, zum ewigen Heile zu gelangen, den Gläubigen und Geweihten zugesichert wurde. Dieß geschah in den eleusinischen Mysterien. — Von den Dichtern aber, welche jene Ideen zur Basis ihrer Lebensansicht machten und dieselben in herrlichen Liedern aussprachen, hat dieß keiner so klar und entschieden und überwältigend gethan, als Pindar, und zwar zumeist in seinen Leichengesängen (Threnen), von denen wir freilich nur noch einige kostbaren Bruchstücke besitzen, und in der zweiten olympischen Ode, dem prachtvollen Siegesgesang auf König Theron von Akrigent. Hier lehrt er, daß sofort nach dem Scheiden aus diesem Leben den Menschen ein strenger Todtenrichter erwartet und ihm vergilt, nach dem er gehandelt hat, und welcher die guten Menschen an einen Ort der seligsten Ruhe, die Bösen an einen Ort der schrecklichsten Qualen verweist; darauf kehren die Seelen wieder auf die Erde zurück, treten wieder in bestimmte Verhältnisse des Lebens ein, und werden nach ihrem abermaligen Absterben abermals einem Gerichte unterworfen. Erst wer diesen Kreislauf dreimal vollendet und die Prüfung gut bestanden hat, geht ein in das Reich der vollen Seligkeit und Vollendung. In demselben thront als Herrscher Kronos. Die Titanen sind mit Zeus versöhnt, und Zeus läßt es geschehen, daß Kronos und mit ihm die hochverehrte Göttermutter Rhea den erhabeneren Thron im Reiche der Vollendung einnimmt, während er selbst sich mit der Herrschaft im Reiche

des Werdens begnügt. Also lehrt Pindar in folgenden Versen:

— — Denn was in Zeus' Gebiete
Verruchtes ward begangen,
Dem fällt in der Unterwelt unerbittlich
den Spruch ein strenger Richter.
Doch stets, des Nachts wie am Tage, umstrahlt
eine Sonne die Guten, es schauet ihr Aug'
Nie Qual und Noth, nimmer durchwühlet den Boden
die Kraft ihrer Hände, noch die wogende Fluth —
Zu fristen ein kärglich Loos. Thränenlos weilen dort
mit machtvollen, allverehrten Göttern vereint,
Die Treue und Glauben heilig bewahrt —
die Andern erdulden grausige Pein.
Doch denen dreimal gelungen, vor Unrecht
so hier wie dort sich zu wahren das Herz,
Die wallen auf Zeus' Bahn zum Thurme des Kronos;
wo der Seligen Inseln Okeanos' Hauch
Stets lieblich umwehet, und Blumen von Gold erglüh'n:
die einen dem Land an Stauden entsproßt,
Die andern des Wassers nährendem Naß:
mit ihren Gewinden schmücken sie dort
Sich Arm' und Haupt, auf Rhadamanthys' Wort,
den zum trauten Genossen erkor
Der Allvater Kronos, Rhea's Gemahl, die hoch
vor Allen prangt auf hehrestem Thron.

XL.

Literatur.

Die römische Revolution vor dem Urtheile der Unparteiischen. Aus dem Italienischen, nach den Ausgaben von Florenz und Neapel, übertragen von M. W. A. Augsburg 1852. Schmid'sche Buchhandlung. S. VI. 339.

Die römische Revolution von 1848 ist nicht nur im Allgemeinen eine der lehrreichsten Erscheinungen in der neuesten Geschichte, sondern sie bietet auch in ihren Einzelheiten ein äußerst interessantes und lebendiges Bild der heutigen Zustände Europa's, und der italienischen Halbinsel im Besonderen, dar, so daß mehrfache und vielseitige Darstellungen derselben immer sehr wünschenswerth bleiben müssen. Hatten bereits mehrere Schriften, wie namentlich das reichhaltige Werk von Alphons Balleydier (Histoire de la revolution de Rome, Tableaux religieux, politiques et milit. des années 1846 à 1850 en Italie, Paris 1851, 3. ed.), viele einzelnen Parthien des großen Drama's in sehr anziehender Weise hervorgehoben, hatte Bresciano's „Ebreo di Verona" dem gebildeten italienischen Publikum die Abgründe des demagogischen Treibens und den widerchristlichen Geist, der diese Revolution beseelte, in ausgedehnten Schilderungen

und mit den lebendigsten Farben vor Augen gestellt — anderer Bearbeitungen, wie sie auch diese Blätter brachten, nicht zu gedenken — so war immer noch eine für einen weiteren Leserkreis berechnete Schrift Bedürfniß, die, mit gehöriger Präcision und Klarheit die wichtigsten Thatsachen in einen Rahmen zusammenfassend, aus unzweifelhaften Documenten das Princip, von dem jene Bewegung ausging, und das Ziel, auf das sie hinsteuerte, auch den minder hell Sehenden verdeutlichte und den vielfachen Illusionen kräftig entgegentrat, die auch nach dem kläglichen Ausgange des frevelhaften Beginnens noch bei Vielen übrig bleiben konnten. Und in der That, es mag in Italien und auch anderwärts nicht Wenige geben, die wirklich sich einreden lassen, es wäre die anfangs so grauenvolle Revolution in ihrem späteren Verlaufe denn doch noch zahmer und lieblicher geworden, es hätte die auf blutgedüngtem Boden gegründete Republik, wenn man ihr nur Zeit gelassen, jene Segnungen des Friedens und der Wohlfahrt schon noch ergossen, die sie den bethörten Massen hochprahlenden Tones verhieß — Leute, die alles Ernstes dem Wahne sich hingeben, es lasse die Natur des Wolfes oder des Tigers sich irgend mit der des Lammes vertauschen. Fehlt es doch nie an einer bedeutenden Zahl von Menschen, an denen die eindringlichsten Lehren der Geschichte spurlos vorübergehen, und die derlei Dinge eher wieder vergessen haben, als sie dieselben auch nur annäherungsweise erfaßten. Die mazzinisch-gesinnten Blätter Italiens versäumten auch, seitdem die „glorreiche" Republik einem so frühzeitigen Tode erlegen, nie, die evidentesten Thatsachen theils frech wegzuläugnen, theils zu rechtfertigen und zu entschuldigen, oder wenigstens doch die Bitterkeit der Erinnerungen zu mildern. Um so verdienstlicher ist das oben angezeigte und nun in einer gelungenen Uebersetzung vor uns liegende Werk. Der Verfasser wählt aus der Fülle der Thatsachen und Ereignisse nur die bedeutendsten aus, und

zeigt daran den durchaus antichristlichen, blutgierigen und unmenschlichen Charakter des revolutionären Regiments, welches damals im Kirchenstaate wüthete.

Wie treu die nun allgemein bekannt gewordene Instruktion des berüchtigten Giuseppe Mazzini vom Jahre 1846 von den Bundesbrüdern bis in das Kleinste befolgt ward, dafür geben die Vorgänge in Rom und in ganz Italien seit diesem Jahre den deutlichsten Beleg. Methodisch und mit der schlauesten Berechnung ward der große Plan einer religiösen und politischen Umwälzung in's Werk gesetzt, beim ersten Schritt blieb stets der zweite noch verborgen, und bei diesem der dritte. Gewissenlose, theils ehrgeizige, theils genußsüchtige Priester, die in manchem Winkel lauerten, wurden sorgfältig erspäht und eine Zeitlang für die jedesmaligen Zwecke des geheimen Bundes benützt; die eifrigsten Welt- und Ordensgeistlichen aber, darunter vor Allem die Jesuiten, fortwährend verdächtigt, alsbald laut verhöhnt, dann mißhandelt und endlich vertrieben, manche meuchlerisch getödtet. Denn am meisten stand in Italien dem demagogischen Treiben der Clerus entgegen; sein Einfluß mußte vor Allem paralysirt werden. Zwar war er der entschieden größeren Mehrzahl nach in seinen Grundsätzen unverdorben, und das casino dei preti fand nur wenige Theilnehmer; aber er hätte allerdings weit mehr wirken und leisten können, als er im Ganzen wirklich geleistet hat, wie unser Verfasser (S. 45) keineswegs verhehlt. Nur muß man dabei nicht vergessen, daß durch künstlich erzeugtes allgemeines Mißtrauen fast alle gewissenstreuen Priester bald völlig ihres Einflusses sich beraubt sahen, wie es sofort auch allen wahrhaft katholischen Laien erging. Viele redlich gesinnten Männer legten ihre Stellen nieder, theils durch unaufhörliche Drohungen, Verläumdungen und öffentlichen Insulte bewogen, theils durch falsche, mittelst bestochener Zeugen geführte Anklagen genöthigt, ohnehin schon durch die Erfolglosigkeit ihres Wirkens entmuthigt;

die leer gewordenen Posten wurden natürlich eiligst mit radikalen Volksfreunden besetzt. Das wenige Militär, das der päpstlichen Regierung zu Gebote stand, ward successiv corrumpirt und von den eigenen Befehlshabern zur Felonie verleitet. Nichts aber förderte die Revolutionäre mehr, als die Schlauheit, mit der sie den Jubel ausbeuteten, dem das Volk für Pius IX. sich überließ, als er sich in seiner ganzen arglosen Liebenswürdigkeit zeigte, und mit rüstiger Kraft die vielfachen Schäden und Mißbräuche zu reformiren anfing, welche in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten eingerissen waren, und schon Gregor XVI. Kummer und Mühe genug gemacht hatten. Diesem Jubel schürten die Brüder des geheimen Bundes zu, bis das Volk in einen förmlichen Freudentaumel gerieth, während sie andererseits die unbestrittenen Mißbräuche in den grellsten Farben schilderten, täglich neue anzeigten, die Berichte über die alten ausdehnten, und stets augenblickliche Abstellung begehrten, immer im Namen der Religion und des Volkswohls. Als das Geschrei endlich unbefriedigt bleiben mußte, stellte man dem Volke vor, wie böse Räthe den angebeteten Pius IX. umgarnten, und durch fortgesetzte Lügen war es nun, einmal den Keim der Begehrlichkeit und der Unbotmäßigkeit in die Massen geworfen, leicht, die Bewegung zur hellen Lohe anzufachen. So viel Niedertracht, so große Heuchelei, so grelle Widersprüche sind schwerlich jemals in Uebung gewesen, wie in jenen Tagen gegen Pius IX.; nichts ist lehrreicher, als aus den Instruktionen Mazzini's, z. B. der vom osservatore di Ginevra veröffentlichten, einen Einblick in das innere Getriebe der römischen Revolution zu gewinnen; sie liegt Linie für Linie auf jenen Papieren vorgezeichnet, wie sie hernach in's Leben trat. Daß die Provinzen sogleich Alles nachahmten, um im Fortschritt nicht hinter der Hauptstadt zurückzubleiben, dafür war schon längst alle Vorsorge getroffen. Jede Concession der Regierung ward nur benützt, um eine neue

„Verbesserung" zu ertrotzen; immer mehr brachten die Lenker der Klubs die Zügel des Staates in ihre Hände, und immer unsinniger drängte sich der leichtgläubige und durch jede, auch noch so absurde Lüge bethörte Hause unter das Joch seiner wüthenden Henker. Dem ersten Taumel der Verblendeten folgte Ueberraschung, Schrecken und Muthlosigkeit; das Verhängniß glaubte man bald nimmer abwehren zu können, und stumpfsinnig sah die Masse dem weitern Treiben zu. Bei unbedeutenderen Anläßen hatten inzwischen die Klubs ihre Macht erprobt; es ward ihnen leicht, in kürzester Frist unter Fluchen und Heulen große Haufen zu beliebigen Zwecken zusammen zu rotten. Und als Graf Mamiani in das Ministerium trat, da war schnell Gesetzgebung, Polizei und Administration, und selbst die bewaffnete Macht, in ihren Händen. Seit der berühmten Allocution vom 29sten April, worin der Papst sich feierlich gegen den Krieg mit Oesterreich erklärte, waren die überschwänglichen Lobeserhebungen, die in den letzten Monaten schon um Vieles matter geworden, ganz verstummt; der „angebetete Pius" war nun Verräther und Feind des Vaterlandes, Apostat vom Evangelium. Sein ihm aufgedrungener Minister fing sogar ein päpstliches Schreiben nach Wien auf und veröffentlichte es, um gegen seinen Souverain noch größeren Haß zu erregen (S. 106). Nachdem der Papst den „heiligen Krieg" der Patrioten schon feierlich verdammt, erdreisteten sich pflichtvergessene Geistliche noch fortwährend, den Kreuzzug gegen Oesterreich zu predigen. Der berüchtigte Gavazzi, der nun in England gemeinschaftlich mit Achilli „evangelisirt", wußte seine Zuhörer mit allen möglichen Redekünsten zu gewinnen, und die lächerlichsten Argumente fanden den rauschendsten Beifall. „Dieser Boden" — so predigte er einst im Colosseum — „dieser Boden ist getränkt mit dem Blute unzähliger Martyrer. Wer, frag' ich, hat sie getödtet? Die Kaiser. Also Haß gegen die Kaiser, ewiger Fluch über Oesterreich!" Eben so ekelhaft

und wahnwitzig waren die meisten Parlaments-Reden, und die geistlosen Phrasendrechsler in den Kammern boten, neben den ebenso feigen als zuchtlosen Cohorten der Bürgerschaft, so recht das Bild eines entarteten und demoralisirten Geschlechtes dar. Der glaubenslose Abbate Gioberti, damals der gefeiertste Schriftsteller des jungen Italiens, ward in Rom, wie in anderen Städten Italiens, mit einem an mehr als Wahnsinn gränzenden Enthusiasmus empfangen; nicht nur die Demagogen, sondern auch ein Theil des hohen Adels und des Clerus, brachten ihm sclavische Huldigungen dar; der Pöbel ehrte ihn mehr, als irgend einen regierenden Fürsten; die Sapienza veranstaltete dem Philosophenkönig, dem Minister des Fortschritts, ein glänzendes Fest, das in einer besonders gedruckten Broschüre weitläufig beschrieben ward; ja, den Papst selbst ließ man in den Zeitungen dem Helden des Tages huldigen, und legte ihm gerade das Gegentheil von dem in den Mund, was er wirklich gesagt hatte. Empörender aber als alles Andere, und vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte, ist der treulose Verrath vieler höheren Officiere, namentlich des Obersten der Karabiniere, Calderari in Rom, und des Schweizer-Generals Latour in Bologna. Nie hat der Undank sich stärker gezeigt, als in diesen Tagen der römischen Revolution; die schändlichsten Verräther an ihrem väterlichen Fürsten waren Solche, die er oder seine Vorgänger mit Wohlthaten überhäuft. Unter dieser Zahl befindet sich auch der Fürst von Canino, der Buonaparte. Die Ermordung Rossi's, der allmählig wieder Ruhe und Ordnung zurückzuführen suchte, der bewaffnete Angriff auf den Quirinal am 16. November, die Gefangenhaltung des Papstes, dem nur die Flucht wieder seine Freiheit verschaffen konnte, die Berufung der Constituante und die Proklamation der Republik — das war die glorreiche Erndte des eifrig ausgestreuten Samens, die Frucht einer langen und angestrengten Thätigkeit Mazzini's, der auch nur zu kommen

brauchte, um die durch Andere errungene Dictatur zu übernehmen. Selbst die Transteveriner, die noch Gregor XVI. ihre Messer mit den Worten gewiesen: non ha paura santissimo padre, ci siamo noi! sie waren durch den Terrorismus der Mazzinisten und ihrer geworbenen Banden, durch die Hinrichtungen im nahen Palazzo Farnese und alle die barbarischen Gräuel so eingeschüchtert, daß sie nichts zur Befreiung des heiligen Vaters zu unternehmen gewagt hatten. Als aber nun die Bundesbrüder offen und ungestört walten konnten, da begann eine Reihe von Gräuelthaten, welche für Rom ein ewiger Schandfleck bleiben. Die merkwürdigsten davon, z. B. der scheußliche Götzendienst in der Lungara, finden in dem vorliegenden Werke ihre Aufzählung. Erst daraus wird so recht ersichtlich, welch' eine grauenhafte Schreckensherrschaft die Revolution über Rom gebracht, welch' wahnwitzige Erscheinungen sie hervorrief, in welch' unsägliches Elend sie die friedlichen, aber zu feigen und dafür nun büßenden Bewohner stürzte. Die schamlose Behauptung Mazzini's im „Globe": „Die Sache der Republik sei nicht durch das geringste Verbrechen befleckt worden", ist durch das ausgebildete Raubsystem, durch die Mordthaten in San Callisto und an andern Orten, durch die später ausgegrabenen Leichen von ermordeten Geistlichen, durch sichere Kunde über die lupanarischen Schändlichkeiten in den Spitälern und durch unabweisliche Belege über zahllose andern Gewaltthaten zum Ueberflusse widerlegt. Was insbesondere die Schauderscenen politischer Mordschlächtereien betrifft, so sind hier nur die von den Gerichten bereits beglaubigten Fälle aufgeführt; größer noch wird die Zahl der in weiterer Untersuchung schwebenden seyn.

Das Unmaß von Entmenschung, welches damals zu Tage trat, ist kaum glaublich. Doch hat diese harte Prüfungszeit, neben den abscheulichsten Lastern, auch viele glänzenden Tugenden enthüllt, namentlich zeichneten sich mehrere standhaften Bekenner unter der Geistlichkeit aus. Als die

Republik am 27. April 1849 „im Namen Gottes und des Volkes“ die Klostergelübde aufhob und allen Mönchen und Nonnen völlige Freiheit zusprach: da fand sich trotz der unerhörten Verfolgungen, welche die Klöster zu leiden hatten, fast Niemand, der von dieser neuen Freiheit Gebrauch machte; die wenigen gewissenlosen Individuen, die nach derselben verlangten, hatten nicht auf das Dekret gewartet, sie hatten schon längst ihr Gelübde gebrochen und die Klostermauern mit den lärmenden Tabernen vertauscht. Wie es sonst damals mit dem Unterrichte und den Schulen, mit der Sittlichkeit und Ehrbarkeit beschaffen war, darüber hat unser Autor, um die Gränzen des Anstandes nicht zu verletzen, eher zu wenig, als zu viel gesagt, wie diejenigen wohl wissen, welche selbst Zeuge waren. Ueberhaupt trägt er nirgends die Farben zu grell auf; das Schaudererregende liegt in den Thatsachen selber. So viele empörenden Vorfälle, so viele Gräuelscenen er auch berichten muß, er hält sich immer innerhalb der Gränzen ruhiger Erzählung und wohlberechneter Reflexion. Noch Einiges über die erste Zeit nach dem Einzuge der französischen Truppen in Rom und nach der Wiederherstellung der päpstlichen Autorität zu berichten, wodurch seine Schilderung nach manchen Seiten hin vollendeter und abgerundeter geworden wäre, lag leider außer seinem Plane.

Es liegt daher auch keine direkte Veranlassung zu Expositionen über die gegenwärtige Lage des Kirchenstaates vor. Erfreulich scheint dieselbe nicht zu seyn, wie man mit großer Betrübniß im katholischen Deutschland vernimmt, so sehr auch die eigenthümliche Thatsache im Auge behalten wird, daß von dorther am wenigsten lautere Berichte zu uns gelangen und namentlich von der Zahl anrüchiger Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung“, ein paar der allererbärmlichsten (dem Vernehmen nach vom Volke Israel) gerade in Rom sitzen, so daß schon deßhalb nicht zu verwundern wäre, wenn der heilige Vater wirklich, wie jüngst die „Volkshalle“

meldete, genannter Zeitung den Titel: „Pessimae ephemerides" verliehen hätte. Die Revolution hat an Geld und Geldeswerth verzehrt, so viel sie konnte, wie überall; es herrscht daher Finanznoth, wie man hört. Aber doch stellen sich die erhöhten Steuern gegen die nichterhöhten anderer Staaten Europa's noch niedrig, zu geschweigen der Opfer, welche die Geistlichkeit bringt und gebracht hat. Allerdings soll Rechtlichkeit und Geschäftstüchtigkeit unter den Verwaltungsbeamten in Italien überhaupt sehr oft mangeln! Aber trotz alldem kann, bei dem unbestrittenen guten Willen des Souverains, die hauptsächlichste Ursache der revolutionären Aufregung abermals nur das Treiben der geheimen Bruderschaft seyn, deren Schiboleth auch jetzt wieder der — Nationalhaß ist? Nationalhaß in Rom! Wie aber würde wohl Louis Napoleon im eigenen Lande mit solchen Umtrieben umzugehen verstehen?

Bereits ist die besprochene Schrift zu wiederholtenmalen in mehreren Städten Italiens gedruckt worden; aber die radikale Presse hat gegen sie stets ein bedeutsames Stillschweigen beobachtet, sicherlich, weil sie außer Stande sich fühlte, die hier gemachten Enthüllungen auch nur einigermaßen zu entkräften. Dieser Umstand allein zeugt schon für ihre Opportunität; die auf einen verhältnißmäßig sehr engen Raum gezeichnete Fülle von Thatsachen, die Anzahl der dabei benützten Documente, die interessanten biographischen Skizzen über einzelne Revolutionshelden, die besonnene und schlagende Beweisführung verleihen ihr allgemeinen und bleibenden Werth.

XLI.

Tagebuch-Blätter von Guido Görres.

I.

Am 17. Oktober 1851 um sechs Uhr in der Frühe fuhren wir mit dem Eilwagen von München dem Gebirge zu nach Tölz. Ich saß mit einem Flößer oder Holzhändler von Lenggries an der Isar im Wagen, einem kräftigen Mann in der heimathlichen Tracht, mit dem spitzigen Hut, der Gebirgsjoppe, die Axt zu seinen Füßen auf dem Boden des Wagens. Mein Reisegefährte, der gelehrte Freund von den Ufern des Mains, saß im Coupé, und neben ihm ein stattlicher, wohlbeleibter Bräuer von Tölz in mehr städtischer Bürgertracht.

Bräuer und Flößer sind angesehene Leute in Altbayern. Auch im Norden, wenn sie mit noch so großer Verachtung auf die „Großmacht" Bayern herabsehen, lassen sie sich doch das bayerische Bier trefflich schmecken. Und neben dem bayerischen Hopfen und Waizen grünt der bayerische Wald immer noch in reicher Kraft, und Tausende von Flößen fliegen alljährlich an München vorüber, die stürmende Isar hinab, der schnellen Donau zu, und hinunter nach der Kaiserstadt. Das macht die Bräuer und Flößer zu wohlhabenden Leuten. Einige Tage vorher hatte ich die Industrie-

Ausstellung in München besucht. Dort sah ich unter Anderem auch einen kostbaren Pelzmantel aus hunderten von kleinen fremden Fellen zusammengesetzt; dabei hatte einer der Beschauer die Bemerkung gemacht: „Das ist ein Mantel für eine Fürstin, oder für eine Bräuerin.“ Ein Wort, das mich an den übermüthigen Prunk in den alten niederländischen Städten erinnerte. Wenn nur nicht der Hochmuth gewöhnlich dem Falle voranginge, und dem Prunkkleide der Verschwendung das Bettelkleid der Entbehrung zu folgen pflegte! Umgekehrt hatte eine aus dem „regierenden“ Hause der Rothschilde in diesem Sommer in Marienbad bei Besichtigung der prächtigen, reich eingelegten Kasetten, welche die Kunstschreiner dort feilzubieten pflegen, sich im Geiste ihres Volkes geäußert: „So etwas Prächtiges kann Unsereiner nicht kaufen.“ So bieten sich christliche Verschwendung und jüdische Kargheit die Hand, die Einen arm und die Andern reich zu machen! Die Folgen davon werden in Europa von Tag zu Tag fühlbarer.

Der Himmel war trüb, die Berge voll Nebel. Der Weg führt mehrere Stunden oben auf dem hohen Isarnferrande. Die Isar selbst aber versteckt sich meist hinter dem Waldsaume in der Tiefe. Nur hie und da sieht man sie in ihrem einsamen Thal dahinrinnen, ihre Farbe das schönste Alpengrün. Rechts und links breitet sich die bojoarische Hochebene aus, von scharfer Alpenluft überweht, von Alpenpflanzen übergrünt; und so geht es den Alpen zu, die mit ihren Hörnern und Schluchten dem Blicke immer näher treten, und immer größer und deutlicher werden.

Diese frische Alpenluft macht guten Appetit, darum bedarf das bayerische Volk einer kräftigen, nachhaltigen Kost. Das erfährt auch der Fremde. In Wolfrathshausen, wo der Weg den Uferrand hinabsteigt und die Isar überschreitet, frühstückten wir in aller Eile zum zweitenmale. Bei Königsdorf, eine Station weiter, wird der Boden selbst schon

alpenmäßiger, die Ebene scheint aufzuhören; das Land wird unruhig und hügelig; man ist an den ersten leichten Wellen der hohen Wogen der Bergwelt angelangt.

Während die Pferde gewechselt wurden, stieg ich aus, um Nachforschungen in dem Ministerium der Küche anzustellen. Es war Fasttag; ich fand auf dem Heerde eine große Schüssel sehr schmackhaft aussehender sogenannter „schwarzer Nudeln". „Sie sind für unsere Ehehalten", sagte mir die Köchin. Das Stück zu einem Kreuzer trat sie mir indessen zwei, für mich und meinen gelehrten Freund, ab. Wir ließen sie uns bestens schmecken, und konnten uns so selbst von der Kräftigkeit der Kost hiesiger Dienstboten überzeugen. Als ich die Köchin fragte, wie viele solcher Nudeln die Person bekomme, erwiederte sie: „so viel jedes essen mag", und als ich weiter fragte, wie viel denn durchschnittlich die Männer äßen, antwortete sie: „unterschiedlich, vier, fünf und sechs Stück."

Wir sind nun nicht mehr auf der breiten Chaussee. Der Weg ist schmal, aber gut gehalten, wie gewöhnlich unsere Vicinalstraßen; er ist nichts weniger als gerade; er schlängelt sich vielmehr sehr anmuthig bald durch Fluren, bald Wiesen, die schon ganz den Charakter von Alpenmatten tragen, und dann durch Wälder, wie durch einen englischen Garten. Von Zeit zu Zeit tritt auch wieder die alpengrüne Isar aus ihrem Versteck in der Tiefe hervor. Die Berge sind schon ganz nahe, ihr Anblick wechselt mit jedem Schritt, wenn sie da und dort über einen Wald, oder einen Hügel mit einzelnen Gipfeln emporragen, oder in langer Kette offen vor den Blick treten.

Nach zwölf Uhr Mittags langt der Wagen in Tölz an. Auf der Brücke sprang mein Flößer heraus, um gleich wieder nach seinem Lenggries zu gehen. Es wohnen dort und in der Jachenau starke, schön gebaute Männer, ächtes deutsches Blut. Es ist ein herrlicher Anblick, sie am Sonntag

im „Feiertagsgewand“ vor der Kirche zu sehen. Man sieht dort junge Knaben, schlank wie die Tannen und von den feinsten Verhältnissen, wie auf griechischen Bildwerken, während der Bayer der Ebene gedrungener und stämmiger und grobknochiger ist. Als ich das letztemal mit dem Eilwagen nach Tölz fuhr, hatte ich ebenfalls einen Flößer aus dem Gebirg neben mir, eine kolossale Gestalt, ein Karl der Große, von dem ich meinte, er müsse mit seinen Füßen den Boden des Wagens durchtreten und mit dem Kopf oben zur Decke hinausschauen; ich kam mir ganz klein, schwächlich mit meinem mageren Gebeine, neben diesem Riesensohne der Berge und Wälder vor.

Bayern ist arm an großen Städten, aber reich an schönen Marktflecken, in deren freundlichem Aeußern das Bild eines behaglichen Wohlstandes uns wohlthuend entgegentritt. Tölz gehört zu den wenigen, denen die Höllengeisel der Brände noch nicht das alte bescheidene Kleid völlig ausgezogen hat. Wann wird endlich Vorsorge getroffen werden, daß die Brandassekuranzen nicht als Prämie für die Brandstiftung dienen?

Wie so manches bayerische Städtchen, so hat auch Tölz seinen stattlichen Calvarienberg. Er liegt mit seinen hohen Kreuzen und seinem Kirchlein auf einer in die Ebene vorspringenden Anhöhe, und bietet eine weite Aussicht hinaus auf die Hochebene längs dem Saume der Berge. Wir gingen hinaus; allein die grauen Nebelgestalten ossianischer Dichtung hüllten die Berge ein und zogen düster über die Ebene dahin.

Nach dem Mittagessen machten wir uns zu Fuß auf nach Tegernsee. Wir wählten des Wetters oder Unwetters wegen den Weg nicht über das Joch, sondern außerhalb der Berge, über die geschwellten Wiesen zu den Füßen der Vorberge. Man glaubt sich hier in der Schweiz, so hat Alles ein alpenmäßiges Aussehen. Die großen Gehöfte, an denen

der Weg vorüberführt, mit ihren langen Stallungen und Scheunen, ihren breiten, vorspringenden Dächern, ihren Gallerien bezeugen den Wohlstand der „Bauern". Denn „Bauer" ist hier im Gegensatze zum „Knecht" noch ein Ehrenname. Die Geschlossenheit der Höfe, die Abwesenheit der Juden und Fabriken hat das Land noch vor einem Proletariat bewahrt. Man begegnet keinem Bettler. Die Sitte, zur Kirchweih-Zeit die Wände außen und innen jährlich rein anzustreichen, gibt den Häusern von außen und innen etwas Sauberes und Freundliches, wie man es leider nur selten mehr im übrigen Deutschland findet. So haben auch hier die Wirthshäuser etwas sehr Behagliches. Das mir verhaßte Geschlecht der hoffärtigen Kellner ist hier selbst in den reichsten Wirthshäusern gänzlich unbekannt, und die Kellnerin geht noch in der heimathlichen Tracht. In keiner Wirthsstube fehlt das Crucifix über dem Haupttisch und der „Weihbrunnen" am Eingang. Freilich in dem kleineren, an die große Wirthsstube oder den „Saal" anstoßenden Zimmer für die Herren Beamten, und die vornehmen Gäste und die Stadtleute hat das Crucifix meist dem Zeitgeist weichen müssen, da die Herrenleute nicht zu beten pflegen, und die Beamten sich auch nur selten in der Kirche blicken lassen.

Es war dunkle Nacht und der See kaum kenntlich, als wir in die helle Stube des stattlichen Wirthshauses von Gemund an der Mündung des Tegernsee's eintraten, wo wir uns des bayerischen Bieres erfreuten, und unter warmen Federn die kühle, oktoberliche Regennacht ausruhten.

Heute ist der 18te Oktober! Wer denkt daran? Kein Freudenfeuer brennt mehr zur Erinnerung an jenen Sieg unserer Befreiung, die mit dem Blute von Tausenden und Tausenden auf den Feldern von Leipzig erkauft wurde!

XLII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Die Zollvereins-Krisis.

„Manchmal wirft er, den Pfannkuchen wendend, ihn so hoch in die Höhe, daß er gar nicht mehr aus dem Schornstein in die Pfanne kehrt" — so schrieb einst Cl. Brentano an Vater Görres über einen Journalisten, der zu Zeiten Malheur mit gedruckter Arbeit hatte. In der großen Politik hat jüngst der Zollvereins-Matador gleichen Unfall erfahren. Den handelspolitischen Pfannkuchen wollte im Grunde Niemand durch den Schornstein der hohen deutschen Politik geflogen wissen, und Alle sehen daher verdutzt und offenen Mundes nach dem schwarzen Krater hinauf, in dem er verschwunden ist. Selbst die „Kreuzzeitung" ist nicht auszunehmen, obwohl gerade sie es gewesen, die unter Schmähungen, Verdrehungen und Verläumdungen aller Art das große Wort des keifenden alten Zankeisens in der Küche geführt, pech- und schwefel- und spiritusgetränkte Makulatur dem Dreifuß unterlegt und mit vollen Backen in die prasselnden Flammen geblasen, selbst constitutionellen Wind und demokratischen Föhn, z. B. aus der Darmstädter-Kammer, lustige Potenzen, die sie

überhaupt in ihre Schläuche versammelt, so oft sie derlei zum Stürmen gerade brauchen kann. Sie war getreulich accompagnirt von Haus Gotha und Frankfurter Pfingstwiese, von den Eigentlichen und den Demokraten, die sammt und sonders in Ständeversammlungen, Journalen, Adressen und Flugschriften gegen die commercielle Einigung von Gesammtdeutschland operiren, und Oesterreich höchstens nur zu einem einfachen Handelsvertrag zulassen wollen, wie man ihn mit jeder andern fremden Macht abschließen würde. Es ist sonst ein Axiom der „Kreuzzeitung“, daß diese Parteien bei jedem ihrer Schritte auf das Verderben Deutschlands speculiren, um über den Trümmern ihr trauriges Reich zu erbauen; jetzt jedoch stehen gerade sie als Bundesgenossen bei der „kleinen aber mächtigen Partei“ des Journals, in einer Frage, die ganz Deutschland bis auf den Grund erregt; das vereinigte Heer der specifisch-preußischen Patrioten und der pommer'schen Freihändler, der Gothaer und der Rothen zieht unter einem gemeinschaftlichen Banner, auf das man die Devisen geschrieben: „Preußische Ehre, preußischer Wohlstand, ackerbauender Kern des Volkes, vernünftige Handelspolitik!“ und pocht daneben auf den gnädigen Beifall des alterprobten Gönners deutsch-handelspolitischer Größe, auf Altengland, um dessen Allianz man im Grimme schon öffentlich supplicirt hat.

So ist denn der Pfannkuchen durch den Schornstein geflogen! Wie gesagt, man wollte das sicherlich nicht unter denen, die „wendend ihn so hoch in die Höhe hoben.“ Hannover schlägt Angesichts der mißglückten Operation Preußens augenscheinlich die Hände über dem Kopf zusammen, und auch von Preußen selbst ist nicht zu glauben, daß es wirklich von Anbeginn des September-Vertrags nach der Auflösung des Zollvereins getrachtet habe; es wollte den Zollverein allerdings, aber für sich und zu unbeschränkter Verfügung namentlich in allen Beziehungen zu Oesterreich. Preußen hat

die Berliner-Zollconferenzen im festen Vertrauen auf wankelmüthige Unsicherheit der Darmstädter-Verbündeten eröffnet, und ohne Zweifel, je versöhnlicher und respektvoller diese auftraten, um so zuversichtlicher auf endliches Aufgeben des letzten Restes von Opposition und auf unbedingte Unterwerfung gerechnet. Als aber die Haltung der Coalition bei den Münchener-Berathungen über das preußische Ultimatum vom 30. August schließlich der Täuschung ein Ende machte, als Preußen sah, daß es den Coalirten doch gar zu wenig Selbstständigkeit zugetraut, und daß es sich verrechnet, da befand es sich nun seinerseits in verzweifelter Lage, in einer Sackgasse, die nur die Wahl zwischen offenem Rückzuge, oder gewaltsamem Durchbruche übrig ließ. Es hat Letzteres vorgezogen, und zwar, voll bittern Grolls über die doch nur selbst verschuldete Täuschung, in wenig artigen Formen.

Seit mehr als einem Jahre ist nun über den Zollverein so viel, lang und breit geschrieben worden, daß nicht zu verwundern wäre, wenn es mit der Rubrik: „Zollverein" endlich allen Journalen erginge, wie schon vor Langem der „Allgemeinen Zeitung", als ihre Ueberschrift: „Schleswig-Holstein" zu einem mandatum de non legendo heranwuchs. Schon deßhalb ist hier nicht der Platz zu recapituliren, wie Preußen eigenmächtig und hinter dem Rücken seiner Zollverbündeten mit Hannover paktirte, den Zollverein selbst und in aller Form Rechtens kündete, unter Vorbehalt der Reconstruirung im Verein mit den übrigen Mitgliedern, und ein Jahr darnach, während die „Kreuzzeitung" in unheiliger Wuth zum Bruderkrieg aufforderte, weil man „österreichischerseits den Zollverein mit Pulver sprengen" wolle — ihn durch die Circular-Depesche vom 27. September selbst und thatsächlich sprengte. Die Frage ist nur: Mußte Preußen aus jener Sackgasse den sehr gefährlichen Durchbruch einem glimpflichen Rückzuge vorziehen? Und wenn ja, war es aus volkswirthschaftlichen oder aus politischen Rücksichten?

Man gibt Ersteres vor, und zieht den ganzen Streit über Schutzzoll-, Finanzzoll- und Freihandels-System herbei, um der Haltung Preußens in so hochwichtiger Frage handelspolitische Principien unterzulegen. Es ist aber nicht leicht zu sagen, wie wenig dieser Vorwand Stich hält. Man hätte ihn auch, wie überhaupt das ganze Zollvereins-Reconstruirungs-Programm, kaum aufstellen können, wenn man nicht, vielleicht in diesem Augenblicke noch, sich irrthümlich in jene faule Zeit zurückversetzte, wo Oesterreich in freiwilliger Contumaz vom „Reiche" sich abschloß, Preußen aber in Deutschland den Ton angab, vielfach auch noch die Musikanten und Acteurs dazu, und gewohnt war, mit leichter Mühe „allgemeine Stimme" zu machen. Aber gerade die Haltung der Darmstädter-Coalition hat bis zur Evidenz bewiesen, daß jene Zeit geistiger Dependenz unwiderruflich vorbei ist, und die entnervenden Bande gebrochen zu haben, ist das große Verdienst Oesterreichs, das endlich die ihm vor Gott und Menschen gebührende Stellung in Deutschland wieder eingenommen hat. So ist denn auch im Süden unter den Massen der industriellen und Handelswelt der durch papierne Kanäle eingetrichterte und allmählig zu namhafter Verknöcherung gediehene Aberglaube größtentheils verschwunden, daß sociales Leben und Sterben an einem preußisch-disciplinirten Zollverein hänge. Nicht, als ob es nicht noch Manche gäbe, die da im guten Glauben jedes Wort gegen die zollvereinliche Stiftung Preußens für Frevel an Gott und Menschen halten, von den politischen Anbetern dieses Zollvereins als von betrügerischen Heuchlern gar nicht zu reden; aber im Ganzen zeigt sich doch in Süddeutschland viel Lust, mit den „wilden entmenschten Horden" der Croaten, Steppenvölker, Rothmäntel u. s. w. in Verkehr zu treten. Ja, man fängt bereits an, die für den bisherigen kleinen Umfang des Zollvereinsgebietes erdrückende Concurrenz der norddeutschen Fabrikanten mehr als alle Rothmäntel in der Welt zu scheuen.

Und so nicht nur in den coalirten Territorien! Es liegen unzweifelhafte Beweise vor, daß Preußen nicht einmal mehr im eigenen Lande „allgemeine Stimme" machen kann. Die specifisch preußischen Patrioten behaupten zwar im Gegentheile, daß kein Mensch in ihrem ganzen Lande hier, wo es sich um „Preußens Ehre" handle, oppositionell denke, und Haus Gotha sammt der Demokratie secundiren. Das Kleeblatt führt in der Presse das große Wort mit leidlichem Schein, das ganze Volk zu vertreten; Privatberichte aber lauten anders. Die „Macht der Phrase" — erfährt man z. B. aus Schlesien — bewähre in den „neuen Provinzen" der Monarchie ihre alte Zaubergewalt dießmal nicht, und auch aus andern dieser „neuen Provinzen", die doch wahrlich nicht die schlechtesten Perlen in der Krone Preußens sind, werden Stimmen laut, daß bei der gegenwärtigen handelspolitischen Richtung der Regierung ihre volkswirthschaftlichen Fundamente, zu schwach für die Concurrenz Englands und des ganzen Westens, dem sichern Untergang entgegengingen, daß insbesondere Schlesien nur durch commercielle Verbindung mit Oesterreich noch zu retten sei, kurz, daß es „Höllengeister" seyn müßten, welche der Phantasie in der angestrebten gesammtdeutschen Zolleinigung Gespenster vorführten, das heißt: ihr politische, statt der volkswirthschaftlichen Motive unterlegten. Man weiß auch im ganzen Rheinlande, allein vom Standpunkte der materiellen Interessen, über welchen man leicht die leidige Politik vergißt, und abgesehen von dem verführerischen Phantome „deutscher Einheit", die Bestrebungen Oesterreichs zur Erreichung des herrlichsten Erfolges in der deutschen Geschichte seit mehreren Jahrhunderten, der handelspolitischen Einigung von ganz Deutschland, wohl zu würdigen.

Solche Zugeständnisse kommen jetzt schon von allen Seiten, so sorgfältig man auch in Preußen Auslassungen über das fatale Capitel der Unzufriedenheit im eigenen Lande, we-

nigstens bei inländischen öffentlichen Blättern, zu verhüten, und Accomodation an die Regierungs-Politik zu erzwingen bemüht ist. Selbst die „Allgemeine Zeitung“, welche es doch offenbar mit keiner der streitenden Parteien verderben und vorderhand wo möglich allen zumal den Schlepp tragen will, selbst sie gesteht unter Anderm in einer der vielen Berliner-Correspondenzen: die Nachtheile für Preußen wären bei bleibender Sprengung des Zollvereins viel größer, als für alle andern Betheiligten, man hoffe daher, daß es so weit nicht kommen werde, „im festen Vertrauen auf die deutsche Gesinnung der preußischen Staatslenker.“ Und wahrlich, vivat et crescat diese uneigennützig „deutsche Gesinnung“! Möge nichts gegen sie aufkommen! Auch die Beweisführung eines sonst sehr ehrenwerthen Mitarbeiters am Halle'schen „Volksblatt für Stadt und Land“ nicht, welcher — es soll Herr Professor Leo selber seyn! — von der preußischen Regierung „erwartet“, daß sie „auf dem mehr und mehr eingeschlagenen Wege zum System des Freihandels“ bleibe, und nicht durch Eingehen auf österreichische Ansichten die weitere Schöpfung und Verdichtung einer ganz desorganisirend in das Volksleben eingreifenden Klasse von Leuten befördere, nämlich der Fabrikanten mit obligatem Proletarier-Haufen. Das ganze Volk — fährt er fort — bis auf ein Häuflein Fabrikanten, werde dafür sehr dankbar seyn; denn „um sittlich tüchtig zu seyn, bedürfe es wahrhaftig eines Minimums von sinnlichen Gütern und nun vollends Bequemlichkeiten“; „die Helden von Marathon hatten kein Hemd auf dem Leibe und Sokrates schneuzte sich mit den Fingern, Cato hat sich weder über Twist noch über Rübenzucker den Kopf zerbrochen, und Arminius sicher weder ein Mahagonysopha, noch ein Percussions-Jagdgewehr gehabt; ob und wie viel solcher Quark in der Welt ist, oder nicht ist, darauf kommt in höherer Instanz wenig an.“

Gewiß treffliche Grundsätze für alterthumskundige, mo-

dern-spartanische Professoren, aber vielleicht nicht einmal für sie ganz prakticabel, geschweige denn für preußische National-Oekonomen! Diesen könnte man mit demselben Rechte zumuthen, sie sollten die feine Welt Berlins in das Faß des Diogenes stecken, damit der Gewinn vom Freihandel im Lande bleibe. Ueberhaupt wäre es schlimm, wenn die Lage Preußens wirklich Annahme der Freihandels-Principien durchaus bedingte; die bedenklichste Collision mit andern hochnöthigen Bedürfnissen wäre für jetzt unvermeidlich! So bemerkt z. B. die „Kreuzzeitung" noch den 19. Oktober: was man heutzutage „ständische Restauration" nenne, das falle, wenn diese „Restauration" nicht lediglich als „Werk des Parteigeistes oder Privat-Interesses" erscheinen solle, mit der Lösung der socialen Frage im Allgemeinen zusammen, und deren Schwerpunkt liege in der Organisation des Handwerker- und Arbeiterstandes; unmöglich erscheine es, „die revolutionäre Auflösung und chaotische Verwirrung auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens noch länger mit dem Euphemismus „„Gewerbefreiheit"" zu vertuschen." Wie weise ist auch dieß gesprochen! Aber doch wahrlich nicht nach freihändlerischen Principien, welchen das Blatt sonst das Wort redet. Freihandel und Zunftzwang! wie soll sich das miteinander vertragen?

Trotz Alldem unterlegt man, wie gesagt, der preußischen Zollvereins-Politik volkswirthschaftliche Motive und behauptet: die ganze Lage der Monarchie, besonders aber ihres Kerns, der ackerbautreibenden alten Provinzen, verbiete im Grunde ein ferneres Beharren bei Schutzzöllen, und fordere sofortigen Uebergang zu Finanzzöllen; es geschehe nur aus baarer Opferwilligkeit, wenn der Fortschritt insoweit gemäßigt werde, daß die Darmstädter-Coalirten noch nachkommen könnten; mit Oesterreich könne man sich aber keinenfalls auch noch beladen; nun wollten die Coalirten, wie Loths Weib zurückblickend und Oesterreich nachschleppend, dem für Preußen unabänderlichen Gange nicht folgen; dieses müsse sie daher

im Stiche lassen, und mit den in gleichen volkswirthschaftlichen Verhältnissen stehenden norddeutschen Staaten vorgehen, nöthigenfalls sogar ganz auf sein eigenes Gebiet sich zurückziehen. Das wäre ungefähr die ausgewickelte Deduktion; sie ist aber schon in ihren ersten Sätzen unwahr, wenn nicht anders Preußen noch bis zum Jahre 1850 über seine eigenen handelspolitischen Lebensbedingungen in grassester Ignoranz lebte. Denn nicht zu reden davon, daß Anträge, wie Oesterreich sie jetzt macht, noch im Jahre 1846 im ganzen Norden mit Jubel aufgenommen worden wären, die volkswirthschaftlichen Zustände Preußens aber seitdem gewiß nicht zu Gunsten agrarischen Uebergewichts sich gestaltet haben — so hatte ja die ganze combinirte Preßarmee, welche jetzt die Anbahnung einer Zolleinigung von ganz Deutschland auf Tod und Leben bekämpft, noch im Jahre 1850 an den österreichischen Vorschlägen nichts auszusetzen, als — daß sie nicht aufrichtig gemeint seien. Die angebotene Zolleinigung mit Oesterreich sei bloß ein verführerisches Lockmittel, mit dem die preußische Union gesprengt werden solle; daß aber den Geköderten so große materiellen Vortheile hinterher wirklich würden, daran sei gar nicht zu denken; Oesterreich werde nach Erreichung seines Zweckes augenblicklich wieder tergiversiren, und den durch die reizende Aussicht Getäuschten das Nachsehen lassen — so hieß es damals. Wenn nun jene Vorschläge damals für die Unirten das Ansehen einer gefährlichen Lockspeise hatten, so müssen sie doch an sich sehr Wünschenswerthes enthalten.

Kaum bewies aber Oesterreich durch die Proclamirung seines neuen Tarifs unläugbaren redlichen Ernst, so wendete sich urplötzlich das Blatt: das Angebot Oesterreichs war jetzt, wenn angenommen, gleich dem vollständigen handelspolitischen Ruin des Zollvereins, aller einzelnen Mitglieder desselben, und zuallernächst Preußens, daneben natürlich in specie wieder nichts Anderes, als eine großdeutsche Intrigue gegen die ganze Stellung des Letztern in Deutschland. Wenn

aber auch diese selbstredenden Antecedentien nicht vorlägen, so würde die Behauptung, daß volkswirthschaftliche Principien die Haltung Preußens gegen Oesterreich und die Coalirten bestimmten, schon schlagend genug durch das Benehmen widerlegt, welches Hannover einhält, seitdem die Berliner-Conferenz in einer für alle Betheiligten kränkenden, selbstherrischen und zornmüthigen Form abgebrochen worden. Hannover steht eben auf dem rein materiellen Standpunkte, kann daher die glänzenden Vortheile in den Vorschlägen Oesterreichs und der Coalition nicht verkennen; es ist nicht veranlaßt, Gespenster zu sehen, wie Preußen, im Gegentheile dem September-Vertrag nur in Aussicht auf die große Zoll- und Handels-Einigung mit dem ganzen Süden beigetreten; es zeigt darum auch bis jetzt nicht die geringste Neigung, Preußen zum Dominat über ein norddeutsches Zollvereins-Gebiet zu verhelfen.

Nach Allem hat es daher für jetzt den Anschein, daß Preußen endlich, wenn auch nur vorübergehend, als einzigen Trost das Sprüchlein der „Kreuzzeitung" haben werde: „Einsamkeit ist besser, als schlechte Gesellschaft", und ohne Zweifel werden Haus Gotha und die Demokratie dafür sorgen, daß auch diese Einsamkeit keine Zeit der Ruhe sei. Volkswirthschaftliche, also zwingende Rücksichten waren es aber nicht, welche den gefährlichen Durchbruch einem wohlmotivirten Rückzuge aus der Sackgasse vorziehen ließen, in die Preußen gerathen war. Es waren vielmehr wieder nicht zwingende, sondern selbstgemachte, politischen Rücksichten, welche nicht nur jeden Rückzug unmöglich gemacht, sondern schon von vorneherein in jene Sackgasse geführt hatten. Politische Rücksichten verboten die Annahme der billigen und gerechten Anträge der Coalition, namentlich die Anbahnung einer Zolleinigung mit Oesterreich, und zwar preußisch-hegemonisch-politische Rücksichten. Das haben die Parteiblätter (z. B. die „Kreuzzeitung") zugestanden, abgeläugnet, wieder

zugestanden und abermals abgeläugnet, je nach Gelegenheit. In Wahrheit handelte es sich aber in Berlin wirklich gar nicht um nationalöconomische, sondern rein nur um Großmachts-Fragen. Ja, nahezu hätten nicht die Parteiblätter allein die österreichischen Propositionen gar noch als katholische Propaganda aufgefaßt, und vom confessionellen Standpunkte wie Katholicismus gegen Protestantismus beurtheilt.

Kurz — die Reconstruirung eines über ganz Deutschland, nur mit Ausnahme Oesterreichs, ausgebreiteten Zollvereins unter preußischem Direktorium wurde als maßgebende Lebensfrage für die politische Zukunft der preußischen Großmacht behandelt. Was seiner Zeit auf bloß politischem Wege nicht zu erreichen war, die Beseitigung Oesterreichs aus Deutschland, das sollte nun auf handelspolitischem angebahnt werden. Darum konnte man aller Nachgiebigkeit der Coalition in keiner Weise entgegenkommen, wenn nicht jeder Gedanke an die Hereinziehung Oesterreichs definitiv aufgegeben, und eine allenfallsige Handels-Verbindung zwischen dem Kaiserstaate und dem deutschen Zollvereinsgebiete der unbeschränkten Willkür Preußens anheimgestellt wurde. Darum mußte die Gründung einer großen mitteleuropäischen Handelsmacht vereitelt, darum die Erweiterung des Zollvereins-Marktes um vierzig Millionen Consumenten, die Ausdehnung des deutschen Handelsgebietes von der Ostsee bis zur Adria, die Verstärkung desselben durch nichtdeutsche Länder, nach deren Markt England während der Revolutionsstürme vom Jahre 1848 mit verzehrender Gier und durch die schmählichsten Mittel getrachtet hatte — darum mußte Alles verächtlich von der Hand gewiesen werden. Preußen wäre ja sonst nicht mehr allein an der Spitze der materiellen Interessen Deutschlands gestanden. In der „Allgemeinen Zeitung" vom 12. Okt. wird daher zur Begütigung Hannover's ganz richtig in Erinnerung gebracht: „Preußens Widerspruch gegen die Zolleinigung mit Oesterreich ist nur die äußere Formel für den tiefbegrün-

deten Antagonismus der beiden deutschen Großmächte, der auf keiner Zollconferenz ausgeglichen werden wird." Allerdings — zweierlei Religionen und folglich nicht bloß zwei, sondern zweierlei Großmächte, das war und ist Deutschlands Grundübel; es war nur ein specielles Phänomen dieses Urkrankheitsstoffes, daß Preußen, auf die Unselbstständigkeit der Coalirten speculirend, sich selbst die verzweifelte Alternative stellte: Ich — entweder allein, oder gar nicht! Daß man aber lange schweres Bedenken tragen konnte, ob nicht die preußische Prätension am Ende doch noch siegen würde, ist bezeichnend genug für die bisherigen deutschen Zustände, und beweist, wie hoch an der Zeit es war, daß Oesterreich von den Schlagbäumen im eigenen Innern frei, und so in den Stand gesetzt wurde, in einer der wichtigsten Beziehungen, in der handelspolitischen, sein Recht an Deutschland geltend zu machen.

Ich — entweder allein oder gar nicht! nicht anders hatte Preußens unglücklich gewählte Alternative gelautet. Letzteres scheint — so Gottes Erbarmung mit Deutschland und Oesterreichs Loyalität es nicht noch anders zu wenden vermögen! — nun wirklich eintreten zu wollen. Es war kurzsichtig kleindeutsche Politik, die dem Kaiserstaat wider Willen einen Triumph aufgedrungen, der nicht glänzender seyn könnte. Daß es die Vortheile seiner Lage großmüthig zum Besten des deutschen Vaterlandes gebrauche, geziemt dem kaiserlichen Oesterreich. Wenn aber Preußen in der That bei der Isolirung mit seinen lang und schmal gestreckten Gränzen, oder besten Falls in starrer Abgeschlossenheit mit einigen norddeutschen Kleinstaaten verharren wollte, was würde die Folge seyn? Nach Innen nichts Anderes, als der öconomische Ruin des eigenen Landes, das eine Beute Englands und des überlegenen Westens überhaupt werden müßte. Und nach Außen? Oesterreich nimmt mit den Coalirten in diesem Augenblicke die Wiener-Conferenzen wieder auf, um eine Zolleinigung unter

diesen zu gründen und mit ihnen vorzubereiten; es wird das Protokoll für freiwillige Beitritte offenhalten, und endlich die Sache zum Behufe der Verhandlungen mit den dissentirenden Regierungen dem Bundestage übergeben, welchem ohnehin noch von der Bundesakte her die bis jetzt unerfüllte Verpflichtung obliegt, ganz Deutschland in eine commercielle Einigung zu bringen, was Preußen auch wohl wußte, so lange der Sieg über die Revolution jene klägliche handelspolitische Zerrissenheit im Innern Oesterreichs noch nicht von der Erde weggefegt hatte, und die österreichische Concurrenz in der deutschen Handelspolitik, menschlicher Voraussicht nach, niemals zu fürchten war. Gelingt es auch dann den Maßnahmen Oesterreichs nicht, Preußen von seinem verhängnißvollen Abwege zurückzubringen, so ist feindseliger Dualismus in Deutschland auf dem besten Wege, in seiner häßlichen Nacktheit die Augen Aller zu beleidigen.

In diesem Falle aber könnte nicht lange im Zweifel stehen, weder im Inlande, noch im Auslande, wer seine Politik auf die wohlverstandenen materiellen Interessen der Völker gebaut, ob Oesterreich oder Preußen? Das rechte Verständniß der materiellen Interessen läßt endlich auch durch die hohe Diplomatie sich nicht wegpolitisiren; das Volk hat dafür natürlichen Takt, und den materiellen Interessen folgen über kurz oder lang die politischen nach. Nun aber sähe man Preußen an den übermächtigen Westen verrathen; Oesterreich dagegen dem Verkehr Deutschlands einen ungeheuren, nichts weniger als überführten Markt öffnen, und zugleich die große Straße bis in das Herz des Orients bahnen, in den Orient, wo Deutschlands Zukunft liegt, wenn irgendwo, wo allem Anscheine nach bald die Entscheidung fallen wird, gewiß unter erbittertem Zusammenstoß aller Mächte des Abendlandes, und wobei über die deutsche Nation gleichfalls die Würfel fallen werden, ob sie fortpflanzungsfähig ist, oder bloß noch vermag, ihren Ueberfluß an Bevölkerung völlig auszustoßen,

und außer allem fernern Connex über dem Weltmeer zu verlieren. Soll die innere Gährung unter den Massen zu endlicher Ruhe gelangen, so muß sie nach einem weitern Wirkungskreise abgeleitet werden; dieß kann aber nur seyn durch Gründung continuirlicher Interessen nach Außen, und Solches ist sonst nirgends herzustellen, als gegen Osten. Hätten die beiden deutschen Großmächte zusammengewirkt, eine Eisenbahn-Verbindung bis Konstantinopel und von da weiter herzustellen, wahrlich, so parador der Vorschlag scheinen mag, für die innere Ruhe wäre damit mehr gethan, als durch das stehende Heer einer ganzen Großmacht auf Kriegsfuß. Das Volk sähe endlich einmal ein Stück nutzbarer Politik.

Wie gesagt! die staatsbürgerlichen Köpfe, welche jetzt mit unfruchtbaren Theorien gespeist werden, müssen eine praktische Wendung nach Außen bekommen, wenn je noch ein würdig politisches Volksleben hergestellt werden soll, und dieß ist nur möglich nach Osten. Nun aber würde Preußen, im Falle des Beharrens bei seiner feindlichen Stellung zum süddeutsch-österreichischen Handelsgebiet, den traurigen Anblick einer Großmacht darbieten, deren Großmachts-Stellung nicht einmal mit den materiellen Interessen des eigenen Landes verträglich wäre, geschweige denn mit den ersten Bedingungen der handelspolitischen Existenz jener kleineren Staaten, als deren natürlichen Schirmherrn es sich bislang gerirt. Müßte aber, Angesichts einer commerciell so augenscheinlich unpraktischen Großmachts-Theorie, nicht endlich auch der gemeine Mann auf den Gedanken kommen, es fehle ihr überhaupt an der soliden nutzbaren Grundlage? Wahrlich! in unserer Zeit, wo vor der ungeheuern Verkehrs-Beschleunigung der Größe-Anschlag einzelner Ländergebiete auf ein Minimum zusammenschrumpft, wo alle Augen den nationaloeconomischen Fragen zugewendet sind, wo der Napoleonide mit Berufung auf die materiellen Interessen der Nation

unter ihrem ungeheuern Beifall ein neues Kaiserreich gründet — da ist mit kleinen Eifersüchteleien für eine Großmacht wenig auszurichten, und zu glauben, daß selbst der specifische Großmachts-Enthusiasmus der pommer'schen Landesherren vor der traurigen Gestalt nackter Wirklichkeit endlich nicht lange Stich halten würde.

Darum erweitern sich auch täglich die Kreise, die ihre ganze Hoffnung auf die Loyalität Oesterreichs setzen, welches wohl sieht, was noth thut, in der handelspolitischen nicht minder, als in der religiösen Frage, den zwei Hauptfaktoren der großen Krisis, in der wir unläugbar schweben. Oesterreich bedarf der jüngsten, allseitig verfehlten Erinnerung der „Kreuzzeitung" nicht: wie Kaiser Franz zu den Zeiten des ersten Napoleon sich stets standhaft geweigert, dessen wiederholte Anträge anzunehmen und nicht nur das widerrechtlich abgerissene Schlesien wieder an sich zu ziehen, sondern auch sonst vom preußischen Gebiete nach Belieben sich zuzueignen; wie Oesterreich damals vielmehr stets und beharrlich auf Wiederherstellung der vollen alten Macht Preußens gedrungen. Es existirt kein Schatten von gegründetem Verdacht, daß Oesterreich dieser hochherzigen Gesinnung nicht noch heute sei. Es hatte nie weder ein Erfurter-Parlament, noch eine Berliner-Fürsten-Conferenz, und wird die ihm gebührende Stellung in einem dereinstigen großdeutschen Zollverein gemäß seiner „politischen Tradition" nicht anders als loyal benützen. Die Zeiten sind an sich schon andere, als vor 330 Jahren, wo man mit ziemlichem Scheine den drohenden „welschen Gehorsam", „Erbschaft und Monarchei", und die Gefährdung der „Freiheit deutscher Nation" gegen das Projekt eines allgemeinen deutschen Zollvereins einwenden konnte. Wäre dem nicht so, dann möchte man allerdings an der Zukunft Deutschlands verzweifeln, und die Geschichte müßte, wie einst dem römisch-deutschen Kaiserthum, auf die frühen Gräber der beiden Großmächte schreiben: „Sie waren nicht mehr werth!"

II.

Die katholische Bewegung in Preußen; die Versammlungen zu Wiesbaden, zu Bremen und zu Münster.

Zur Charakteristik der religiösen Gegensätze in Deutschland.

Wer nicht blind ist, der sieht, daß ein neuer und heftiger Kampf unter den Confessionen sich eröffnet hat. Ob er zu einer durchgreifenderen Entscheidung führen wird, steht dahin. Es ist in diesem Augenblicke vielleicht schwieriger als je, über die nächste Zukunft eine Wahrscheinlichkeits-Berechnung aufzustellen. Daß aber eine allseitige Krisis bevorsteht, und unsere Zeit für dieselbe überreif ist, unterliegt keinem Zweifel. Eine allseitige Krisis! denn die nebelhafte und unverstandene politische Bewegung nicht nur der letzten fünf Jahre, sondern eines ganzen Menschenalters ist endlich aus ihrem Traumleben erwacht. Es gehörte gewaltthätiges Rütteln und Schütteln dazu, wie wir erfahren haben. Nun aber, nachdem sie weiß, wo ihr der Kopf steht, sieht sie mit ihren beiden Augen den einen Fuß auf religiösem, den andern auf materiellem oder socialem Boden stehen. Nur daß der eine Standpunkt so unbequem und unsicher, wie der andere, und die Stellung durch alles Zappeln und Umsichschlagen um nichts fester geworden ist, wie natürlich. Die nach der Oberfläche urtheilenden Menschenkinder, welche die unruhige Bewegung an dem Koloß staatlichen Daseyns bemerkten, hielten das Phänomen für eine „glorreiche Erhebung" und für politische „Errungenschaft", von einigen, noch dazu größtentheils wenig respektirlichen Staatsverbesserern gemacht. Jetzt hat sich zwar allmählig bessere Einsicht in

den Grund der ganzen Unruhe geltend gemacht, wie es aber mit der Befestigung der beiden Standpunkte des Kolosses in der That steht, oder vielmehr mit ihrer Vereinigung (denn das ist eigentlich das Problem!), darüber wäre viel zu sagen. Um noch einmal vor ihrem Ende der französischen Republik zu gedenken, so ist nicht zu läugnen, daß ihr Oberhaupt, Louis Napoleon, die große Aufgabe scharf aufgefaßt zu haben scheint, und damit auch über die Gränzen Frankreichs hinaus besticht; wie es aber in Deutschland damit steht, dafür liefert gerade jetzt wieder Preußen Beweise, die nicht trauriger seyn könnten.

Wie Preußen für die Befestigung des materiellen Standpunktes zu sorgen gedenkt, zeigt sein Verhalten in der Zolleinigungs-Frage. Was aber den religiösen Standpunkt betrifft, so macht sich eine täglich wachsende Mißstimmung gegen alles Katholische in höhern Kreisen auffallend genug geltend, um die Katholiken mit banger Sorge für die ihrer Kirche verfassungsmäßig garantirten Rechte und Freiheiten zu erfüllen. Was man erstlich unter Ladenberg beschworen, scheint keine Geltung mehr zu haben für ein Cultus-Ministerium unter Herrn von Raumer, dessen Gustav-Adolfische Tendenzen freilich nur zu bekannt sind. Die verfassungswidrigen Ministerial-Rescripte gegen die Missionen, gegen die Jesuiten und ihre Schulen, endlich der neuerliche Versuch, den Bischöfen das verfassungsmäßige Recht der freien Collation ehemals zum Staatspatronat gehöriger Pfründen wieder zu entziehen — das Alles sind nur bis jetzt noch unzusammenhängende Aeußerungen eines feindseligen Geistes, der durchaus ein „evangelisches Preußen“ als „Schirmherrn an der Spitze der deutschen Kirche“ will — wie der Consistorialrath Tholuck zu Halle in der famosen Predigt vom 29sten Juni d. Js. sich ausdrückt — dem alle wahre „Parität“ ein Gräuel ist, und der nicht auf halbem Wege stehen bleibt, wenn er nicht muß. Die Katholiken Preußens kennen diesen

Geist; gerade er ist es ja, der durch herbe Geschicke sie mit einer Blüthe kirchlichen Bewußtseyns erfüllt hat, wie es sich sonst nicht überall in Deutschland findet. Sie erhoben in Westphalen und am Rhein, in Schlesien, Westpreußen und Posen einen wahren Sturm von Adressen, mit welchem sie bis jetzt zwar noch nichts als einige faden Ausreden auf alte Paßvorschriften u. s. w. bezweckt, aber doch jedenfalls unwidersprechlich bewiesen haben, daß ein warmes Herz für die würdige Stellung der Kirche in ihnen schlägt. Und was noch mehr ist, in demselben Sinne und auf das entschiedenste sprachen sich auch die berufenen Vertreter der Volksinteressen aus, der westphälische Provinzial-Landtag zu Münster und der rheinische zu Düsseldorf. Nur die Protestanten, hier achtzehn, dort dreiundzwanzig, stimmten dagegen, indem sie ihre eigenthümlichen Begriffe von Parität klüglich hinter die Competenzfrage versteckten, und unter dieser Maske sogar Gegenadressen für nothwendig hielten.

Dafür widmete denn auch besonders die Adresse des rheinischen Landtags dem verfehmten Orden eine beredte Apologie, wovon selbst die „Allgemeine Zeitung“ den 6. Oktober sich aus Düsseldorf schreiben läßt: das sei „für einen Staat wie Preußen ein Ereigniß zu nennen, dessen Tragweite und Bedeutung nicht leicht zu überschätzen sei.“ „Es gibt“ — heißt es weiter — „ohne Zweifel wenig Beispiele, daß Stände, welche aus bloßen Laien zusammengesetzt sind, dem Jesuiten-Orden so entschieden das Wort geredet haben; — es ist auch die Eingabe unserer Provinzial-Vertreter eine inhaltschwere Antwort auf den Erlaß des Oberkirchenraths in Berlin und ein Zeichen, wie neben den politischen Zerwürfnissen, welche sich in den Verhandlungen der Zollvereinsfrage kundgeben, auch der confessionelle Spalt in Deutschland immer tiefer einreißt und dem äußern Feinde Bundesgenossen schafft.“ Und allerdings! die Gefahr kann nicht anders als die höchste seyn, wenn Preußen fortfahren würde, auch den religiösen

Standpunkt des staatlichen Daseyns so völlig verkehrt, d. i. nach einseitig confessionellen und politischen Vorurtheilen, zu behandeln. Die preußischen Katholiken machen sich daher nicht bloß um die Kirche ihrer Lande verdient, wenn sie mit allen gesetzlichen Mitteln dem bösen Geist Widerpart halten, der zu Maßregeln drängt, durch welche unfehlbar die letzten Dinge ärger würden, als die ersten. Offizielle Blätter mit ihren Bundesgenossen, welche auch in der religiösen Frage wieder ganz dieselben sind, wie in der Zollvereinssache: Haus Gotha und Frankfurter Pfingstwiese, fahren zwar — in solchen Dingen nach alter Gewohnheit — fort, Weiß Schwarz zu heißen; sie wissen nur von einer unzufriedenen „kleinen klericalen Partei", und wenn 18 protestantische Provinzial-Vertreter gegen 47 katholische stimmen, so sind es sicher jene, welche die „allgemeine Meinung" aussprechen, und gewiß ist es ihr Votum, welches in katholischen Kirchenangelegenheiten maßgebend seyn muß. Aber noch ein gesetzlicher Weg, Zeugniß zu geben gegen diese und andere Sophisten, steht offen; es sind die preußischen Kammern selbst, für welche glücklicherweise in diesem Augenblicke Neuwahlen bevorstehen. Bischöfe und Journale, Vereine und Privaten haben bereits Aufrufe erlassen, um die pflichtschuldige Theilnahme an den Wahlen einzuschärfen, und ermahnt, Männer von ächt katholischer Gesinnung und christlichem Muth auf den hochwichtigen Posten eines Vertreters ihrer Forderungen zu befördern. Die religiösen Interessen zuvörderst sollen ihnen auf die Seele gebunden, zur rücksichtslosen Vertheidigung der verfassungsmäßigen Rechte der Kirche, als der einzigen Bedingung ihrer Wahl, sollen sie verpflichtet werden. Kurz — es sind tapfere Schritte geschehen, die katholische Bekenntnißtreue auch da geltend zu machen, wo sie bisher — anderwärts vielleicht noch mehr als in Preußen — nur höchst selten zu finden war, gerade als ob sie gar nicht dahin gehörte, nämlich in den Wahllokalen. Schon deshalb hat

das ganze katholische Deutschland Ursache, seine Augen auf die Brüder in Preußen zu richten, die da aufgestanden sind, um nicht nur sich zu retten, sondern auch die feindlich Außenstehenden wider Wissen und Willen. Wie viele Protestanten, namentlich von der „Kreuzzeitungs-Partei", das Rechtsgefühl zu ihren Kampfgenossen machen wird, ist abzuwarten.

Daß der dankbare Jubel der preußischen Katholiken so schnell verstummen und gerechten Klagen weichen mußte, kann man nirgends aufrichtiger bedauern, als in den kleineren Staaten des Südens: man hatte auf die religiös-politische Haltung Preußens noch mehr Hoffnung gesetzt, als auf die Oest rreichs, insoferne bei jenem die Macht des guten Beispiels jedenfalls noch nachdrücklicher seyn mußte. Daß aber die Animosität gegen die Kirche überall wächst, seitdem der „Schirmherr der deutschen Kirche", das „evangelische Preußen", glücklich in die alte schiefe Lage hineingepredigt und hineinintriguirt ist, lehrt der Augenschein. Man kann sagen, daß die beklagenswerthe Abkehr Preußens von den Grundsätzen wahrer Parität das Signal zu dem neuen Sturme gegen die Kirche gab. Dieser neue Sturm unterscheidet sich von früheren Erscheinungen der Art dadurch, daß er nicht von dem lichtfreundlichen Aufkläricht, sondern von dem Gebiete des gläubigen Protestantismus ausgeht, eine Thatsache, welche durchaus fest im Auge zu behalten ist! Ueber die Unschuld der Katholiken aber an der Friedensstörung herrscht selbst bei redlichen Protestanten kein Zweifel; so erklärt eine treffliche Feder im Halle'schen „Volksblatt" noch den 16. Oktober geradezu: „Ueberhaupt ist für jedes unparteiische Auge das nicht zu verkennen, daß bei der neu erstandenen Erregung die Evangelischen der angreifende Theil gewesen sind!

Vom Gebiete des gläubigen Protestantismus ist der Sturm ausgegangen! Die eine Zeit lang überlaut gepredigte Wahrheit: daß es jetzt eine Vereinigung aller positiv-christlichen Elemente gegen den Unglauben gelte, war erstaun-

lich schnell in ihr Gegentheil verkehrt, sobald die ungeheure Ueberlegenheit des katholischen Rüstzeugs aller Welt klar geworden. Damit mußten sich alle zurückziehen, denen es nicht um den Sieg der göttlichen Wahrheit überhaupt zu thun war (und deren sind sehr wenige), sondern nur um Befestigung des antirationalistischen Protestantismus. Und daß diese in sorgenvollen Zorn gegen die katholische Kirche geriethen, ist begreiflich. Denn man kann sich außerhalb nicht leicht vorstellen, wie es mit dem Protestantismus, in der Nähe beschaut, an den Orten aussieht, wo er nicht durch das Nebeneinander mit dem Katholicismus gewaltsam in die Höhe gehalten wird. In Pommern und in der alten Mark z. B. ließe sich der ganze Jammer begreifen; die Kirche dürfte dort dem morschen Bau nur etwas näher auf den Leib rücken, und man würde Wunder sehen, was das arme Volk thäte. Daher das Angstgeschrei: „Jesuiten zurück! zurück mit den Jesuiten!“

Natürlich freuen sich die rationalistischen Protestanten der entschiedenen Wendung ihrer gläubigen Gegner über die Maßen. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sie gerade jetzt alle Organe, selbst rein literarische, benützen, um in das große Halloh mit Macht einzufallen. So, um nur Ein Beispiel anzuführen, das Leipziger „Literarische Centralblatt“ von Zarncke. Stück für Stück bringt es in seinen Recensionen die wüthendsten Ausfälle, noch in Nr. 42 unter Anderm, bei Besprechung einer mit bischöflich Regensburgischer Approbation erschienenen Bearbeitung des Buches von Marchant: „Die Lehre der katholischen Kirche“, die Bemerkung: „daß Ablaß und Fegfeuer in alter Glorie paradiren, kann nicht auffallen; traurig, daß man den Katholiken noch solche Waare bieten darf, allein — mundus vult decipi, ergo decipiatur“. Und in derselben Nummer wird das bekannte Lütkemüller'sche Buch, für einen der „interessantesten und schmerzlichsten“ Belege erklärt, daß „irgend ein Tollhaus seine Pforten geöffnet und die Bewohner als Apostel des Wahnsinns in alle Welt gesendet haben müsse“. Nun freilich! hat ja nicht umsonst der königliche Oberkirchenrath zu Berlin officiell und namentlich dieselben Dogmen für „verworfenen Wahn“ erklärt, welche zu lehren der König von Preußen die katholisch-theologischen Professoren zu Breslau, Bonn und Münster berufen, angestellt und eidlich verpflichtet hat, worauf selbst das Halle'sche „Volksblatt“ aufmerksam macht!

Für ein besonders drastisches Mittel, glühenden Haß gegen die Kirche zu erwecken, hält man, sie als eine blutige Verfolgerin zu schildern, wozu es aber auch nicht einmal der Ori-

ginalität, sondern bloß oberflächlicher Bekanntschaft mit den vulgärsten Geschichtslügen bedarf. Schon Tholuck in der angeführten Predigt beschwört bei der „Märtyrer-Asche unserer Väter" gegen die Jesuiten, die Truppen der „grausamen Schwester" Roma, welche „einst die Blutgerüste für euere Brüder aufgerichtet". Die Tage zu Dublin, zu Wiesbaden, zu Bremen waren voll von solchen Expectorationen; bloß auf ein paar Millionen berechnete man gemeinhin die Summe aller von Rom geschlachteten Bekenner des „Evangeliums". Nun versteht es sich von selbst, daß hier weder der Ort zu Recriminationen noch zu der Ausführung ist, wie viele von den sogenannten „evangelischen Martyrern", aktenmäßig nachweisbar, ganz andere Dinge, als das Bekenntniß des „Evangeliums", mit dem Tode gebüßt haben. Merkwürdig aber ist ein Fall, der in diesem Augenblicke ein neues „Martyrium des Evangeliums" zu liefern verspricht, merkwürdig, nicht zwar an sich, aber durch die Weise, wie er ausgebeutet wird. Man weiß leider! überall nur zu gut, was „protestantische Propaganda" in Italien besagen will. Vor Kurzem nun wurde in dem verfassungsmäßig katholischen Toskana ein florentinisches Ehepaar, Namens Madiai, zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und zwar „wegen Proselytenmacherei", wie das Urtheil ausdrücklich besagt. Die Verurtheilten hatten verbotene Conventikel gehalten, und ihren Protestantisirungs-Eifer auf das lebhafteste bethätigt. Durch enge Verbindung der Madiai mit gewissen Engländern aber kam die Sache bald unter den gehässigsten Entstellungen in englischen Blättern und dann nacheinander in den Versammlungen der „evangelischen Allianz" zu Dublin, des Gustav-Adolf-Vereins zu Wiesbaden, und des Kirchentags zu Bremen auf das Tapet; sogar Briefe der Verurtheilten wurden in diesen Versammlungen vorgelesen, und es fehlte nirgends an weinerlichen Rührscenen. Die willkommene Geschichte mußte natürlich nach besten Kräften benützt werden; weil die Armen — hieß es — „in ihrem Hause" „für sich" „die Bibel gelesen", büßten sie jetzt auf den „Galeeren" (!). Wie gründlich dabei nicht nur die Motive des Urtheils verfälscht sind, liegt auf der Hand. „Galeeren" hat Toskana gar nicht, und was das Verbrechen des „Bibellesens in der Landessprache", wie die Alarmschläger sich kurzweg ausdrücken, betrifft, so gehört das in Toskana zu den alltäglichen Vorkommnissen; eine italienische Uebersetzung der Bibel, von Erzbischof Martini von Florenz im vorigen Jahrhunderte veranstaltet, erlebte erst im Jahre 1851 wieder eine neue Auflage und ist in allen tos-

kanischen Buchläden zum Verkaufe ausgestellt. Man fürchtete dennoch nicht, sich lächerlich zu machen, und beschloß zuerst in Dublin, nicht nur, die englische Königin als „das Haupt der protestantischen Kirche in England" zu bitten, „dazu zu sehen, daß in Europa kein Martyrium für die Bibel mehr erlitten werde", sondern die „Allianz" sollte auch selbst mit Toskana wie von Macht zu Macht verhandeln und von wegen der „evangelischen Allianz" eine eigene Gesandtschaft an den Großherzog nach Florenz abgehen. Wirklich machten sich einige Engländer, mit dem bornirtesten und wüthendsten Katholiken-Verfolger in allen Landen Ihrer brittischen Majestät, dem Earl von Roden, an der Spitze, als Toleranz-Deputation auf den Weg, und dieser Tage meldeten die Zeitungen ihre Ankunft in Marseille. Dort stießen Abgeordnete aus Holland, der Schweiz, Frankreich, Würtemberg zu ihnen, und aus Preußen gingen gleich drei Deputirte zumal, nämlich der Hauptmann von Bonin und der geh. Rath von Bethmann-Hollweg von Kirchentags wegen, der geh. Rath und Schloßhauptmann Graf Arnim-Blumberg aber im Namen des Königs von Preußen als „hohen Schirmherrn der evangelischen Kirche auf dem Festlande" — wenn nicht anders ein Berliner Prediger (der Pastor Kuntze, welcher schon von dem Dubliner-Tage den Mund entsetzlich voll nahm) mit dem Anschlusse des königlichen außerordentlichen Botschafters an die „Allianz"-Deputation, in seinem Bericht an die „Kreuzzeitung", frevelnde Prahlerei treibt. Soviel ist gewiß, daß der preußische Gesandte von Reumont sich bei dem Großherzog von Toskana für die Madiai bereits eifrig, aber vergebens verwendet hat; was soll demnach die „Allianz"-Deputation in Florenz? Daß sie Begnadigung erwirke, erwartet jener Kuntze selbst nicht; aber Klappern gehört zum Handwerk — sagt er. Denn jedenfalls wird „diese Erhebung der ganzen evangelischen Kirche in Europa bei der Bevölkerung von ganz Italien einen unberechenbaren Eindruck hervorbringen"; die Römisch-Katholischen müßten jetzt sehen, daß die „Evangelischen" in Italien wie überall nicht „einzeln stehende Verlassene" seien, um die „sich Niemand in der Welt kümmert", sondern daß die „evangelische Kirche" ihrer Glieder auch in fernen Landen sich kräftigst annehme — Worte, deren höhnischer Uebermuth nicht zu verkennen ist, zumal dem Fürsten eines ganz katholischen Landes gegenüber, der noch besonders guten Grund hat, strenge gegen alles Conventikel-Wesen und alle „Proselytenmacherei" unter den Eingebornen zu Gunsten eines sogenannten „Pro-

testantismus" einzuschreiten. Die Lust zu jenem „Bibellesen" wird in Italien überhaupt durch englisches Geld geweckt; die Engländer haben auf Malta eine eigentliche Riesen-Fabrik von protestantisch-italienischen Traktaten, die zu Hunderttausenden über Italien verbreitet werden, und was das Treiben der englischen Bibelgesellschaften im Allgemeinen betrifft, so haben bekanntlich auch andere Länder bezügliche Erfahrungen gemacht. Mazzini hat seine Haupthoffnung stets auf die religiöse Wühlerei gesetzt, denn nur auf dem Wege religiöser Umkehr hält er die Verwandlung von ganz Italien in eine Republik auf breitester demokratischer Grundlage für möglich, wie er sie seinem wohlorganisirten Anhang erst in jüngster Zeit noch durch eigene Proclamationen verkündet hat. Prof. Gelzer in Berlin gesteht auch in seinen „protestantischen Briefen aus Südfrankreich und Italien" nicht nur, daß Mazzini, der jetzt in London seinen Landsleuten sogar predigt, vor der italienischen Revolution schon mit der Londoner Bibel-Gesellschaft Hand in Hand gegangen, sondern er führt auch zur Charakteristik des Mazzinischen Losungswortes: „Protestantisirung Italiens" vertraute Aeußerungen des Großrevolutionärs an, welche das ganze Christenthum als eine schurkische Erfindung gegen die persönliche Freiheit bezeichnen und der Polygamie das Wort reden! Im Grunde freilich auch eine Art von „Protestantismus!" Aber sollte die „Allianz" wirklich auch zu dessen Gunsten „unberechenbaren Eindruck" in Italien machen wollen? Und wie soll man das Verfahren nennen, das den „hohen Schirmherrn der evangelischen Kirche auf dem Festlande" gegen das gute Recht eines andern Fürsten aufbringt, fremden Ruhestörern in seinem Staate und einem bedenklichen Conventikelwesen zu wehren? Zu läugnen ist aber nicht, daß die „evangelische Allianz" Anlage hat, zur sechsten Großmacht heranzuwachsen.

Man könnte allerschlimmsten Falls der Madiai-Tragödie Ereignisse z. B. aus Schweden entgegen halten; aber wozu so ferne ausgreifen? Auf dem durch mehr als türkische Religionstyrannei geknechteten Boden Irlands faßte die „Allianz" Beschluß gegen die toskanische „Intoleranz". Man schämte sich nicht, in Irland von katholischer „Intoleranz" zu reden, wohl aber rechnet man den Irländern zum Verbrechen an, daß sie ihre schmählich unterdrückten religiösen Rechte reclamiren. Diese um sich greifenden katholischen „Provocationen" — läßt sich mitten unter dem Madiai-Spektakel die „Kreuzzeitung" (Nr. 225) aus London schreiben — führten den Katholicismus selbst in's Verderben. Er unterschätze, heißt es weiter, seine

Gegner; denn „wenn es ernst wird in der Welt, wiegen die protestantischen Völker schwerer als die katholischen, wenn's auch weniger sind. Seit den früheren Kämpfen ist das spanische Reich ganz zusammengesunken, und das Weltmeer ist allein in protestantischer Hand. Ein neuer conservativer Cromwell oder Gustav Adolf in England — und die englischen Landsquires sind noch immer die Männer darnach, daß ein solcher aus ihnen hervorgehen kann! — mit dem deutschen Protestantismus auf dem linken und dem transatlantischen auf dem rechten Flügel, würde für den Süden, der sich in Italien (!) concentrirt, zu stark seyn; und mit einem westphälischen Frieden liefe es nicht ab." — Wahrhaftig, man sollte meinen: es handle sich schon um die leibhaftige Herstellung des mormonisch-zionischen Weltreiches! Sollte auch diese schließliche Metamorphose des „transatlantischen Protestantismus" zur Allianz für den „deutschen auf dem linken Flügel" taugen?

Unter solchen Umständen kann aber, um wieder auf deutschen Boden zurückzukehren, nicht auffallen, daß zu Wiesbaden und zu Bremen alle Schranken auch nur des bloßen Anstandes brachen und die schmutzigen Wasser wahnsinnigen Hasses gegen die Kirche in Strömen sich ergoßen. Gegen diese „Ausgeburt der Hölle" schrie ein badischer Pfarrer, Namens Ledderhose, und ein respektables Corps tobte ihm nach: „Babel muß fallen", Papst, der „Baalspriester", der „Antichrist", das „infernale System des Papstthums fordert Haß" u. s. w. — das waren, wie selbst die „Allgemeine Zeitung" sagt, „Grundaccorde, die angeschlagen wurden". Der „greise rheinische Vorkämpfer, der feste Sander aus Elberfeld", vergleicht die Jesuiten mit Robespierre und fordert im Namen der „Parität" ihre Verbannung, da sie von einem „ausländischen Fürsten" regiert würden; Prof. Piper aus Berlin hetzt die Regierungen „um der sittlichen Ehre Deutschlands willen!" gegen den durch die Jesuiten-Missionen constatirten „Landfriedensbruch der katholischen Kirche" auf und verlangt überdieß die Gründung eines Journals „zur Polemik gegen den Katholicismus". „Merkt ihr den Teufel! merkt ihr ihn?" schrie ein Anderer. Doch wozu weiter die „Ausströmungen des ebenso unchristlichen als unkatholischen Eifers eines wilden protestantischen Zelotismus" — wie Herr von Gerlach sich ausdrückt — im Einzelnen schildern? Als der Referent für die Gesangbuchssache von dem Kirchentage schließlich wissen wollte, ob die Redaktions-Commission bei Luthers Lied: „Erhalt' uns, Herr! bei deinem Wort", nament-

lich die zweite (seit mehr als hundert Jahren überall ausgemerzte) Zeile: „Und steur' des Papsts und Türken Mord!" unverändert stehen lassen dürfe, da „schien, nach kurzer Debatte, die Versammlung sich für die wörtliche Beibehaltung dieser Zeile zu entscheiden" — wie das Halle'sche „Volksblatt" mißbilligend von seinem Berichterstatter erfährt.

Es waren „gläubige Protestanten", von denen solche Schmähungen ausgingen; ihre rationalistischen Gegner aber klatschten grinsend in so weit ihre Anerkennung zu. Viel Widerspruch und wenig Beifall dagegen bei Beiden fanden ein paar Männer, welche sich offen gegen den Fanatismus erklärten, wie sie ihn vor Augen sahen. Dr. Hengstenberg war es, der den Muth hatte, vor einer Polemik zu warnen, durch welche man „gar zu leicht in die Gemeinschaft mit den gemeinschaftlichen Feinden beider Kirchen verflochten werde." Darauf brach aber der Sturm erst recht los. Es war eben jetzt, daß die katholische Kirche als „Ausgeburt der Hölle" u. s. w. proclamirt wurde. Zur Entgegnung erhob sich bloß noch der geheime Rath Stahl, also ein Laie; von den drei- bis vierhundert Predigern, den geistlichen zwei Dritteln der ganzen Versammlung, fand nicht Einer ein Wörtlein zur Zurückweisung jener landfriedensbrüchigen Lästerungen. Dagegen vernimmt man, daß diese Prediger nach der Heimkunft größtentheils ihre „Gemeinden" versammelt, um ihnen, gleichsam als den Mandatgebern, über das Bremer-Concilium Vortrag zu halten. Daß sie vor diesen Gemeinden Hengstenberg's und Stahl's Meinung eben sowenig beigepflichtet, wie in Bremen, versteht sich von selbst.

Hengstenberg hatte aber über das Verhältniß „beider Kirchen" eine Ansicht entwickelt, in welcher Stahl, Leo, von Gerlach u. s. w. mit ihm übereinstimmen: die katholische Kirche sei bis zur Entinnerlichung veräußerlicht, die „evangelische" bis zur Entäußerlichung verinnerlicht; beide könnten einander nicht entbehren; die katholische der „evangelischen" nicht, damit sie nicht in Erstarrung und Fäulniß gerathe, die „evangelische" der katholischen nicht, damit sie „die Nothwendigkeit eines festen gemeinsamen Lehrgrundes und einigender kirchlichen Ordnungen erkenne, und noch mehr, um kräftig an ihren Ursprung erinnert zu werden"; darum müsse die „evangelische Kirche" durchaus die katholische neben sich haben, „bis eine reichere Ausgießung des Geistes über sie statt finde." Oder, wie Leo im „Volksblatte" sagt: „Könnte der Protestantismus mit Einem Schlage

die katholische Kirche auflösen, es hieße, stark gesagt, nichts Anderes, als: den Ast absägen, auf dem wir sitzen."

Solche Anschauung war es, welche die Zeloten und Fanatiker in Bremen zu einiger Billigkeit bringen sollte. Es ist aber schlecht gelungen, und wahrlich kein Grund vorhanden, sich darüber zu wundern, denn weder in den „symbolischen Büchern", noch in der ganzen Geschichte der Reformation ist eine solche Anschauung begründet. Bauten ihre Vertheidiger consequent darauf fort, wohin müßten sie kommen? Man könnte vermuthen — zum Irvingianismus noch eher, als zum Katholicismus! Sie wollen sich nicht zur Kirche bemühen, sondern die Kirche soll sich zu ihnen bemühen, d. h., wie Leo sich ausdrückt, „den evangelischen Geist wieder in sich aufnehmen". Sie trösten sich mit ihrer „Innerlichkeit", und gestehen inzwischen unumwunden zu, daß ihnen von den „lebendigen äußern Gestaltungen der Verfassung, des Lebens, des Cultus ein Stück nach dem andern verloren" gegangen. Alle diese „Aeußerlichkeiten" hat nur die alte Kirche gerettet; ihnen aber ist nur eine so innerliche „Innerlichkeit" geblieben, daß ihre ganze Kirche, wie sie selbst nicht läugnen, „unsichtbar" geworden. Das heißt mit andern Worten: sie haben die göttliche Seele ohne Leib, und die katholische Kirche hat seit Jahrhunderten den der göttlichen Institution entsprechenden Leib ohne Seele! Wer *sollte* ihnen denn solche Verkehrtheiten glauben, mit denen sie offenbar nur ihre Verlegenheit decken müssen? Man hat es in Bremen gesehen! Sie wollten aus Princip, wie einige anderen redlichen Männer bloß um der erfahrungsmäßigen Nützlichkeit und Opportunität willen, ein Stück von der katholischen „Aeußerlichkeit" nach dem andern hinübernehmen. Es wäre zu lang, alles einzeln aufzuzählen, was man überhaupt schon in seiner Art nachzuahmen gesucht hat, Einrichtungen, die sonst stets als „ultramontane" Finsterniß, List und Trug verdammt worden, wie die katholischen Institute der barmherzigen Schwestern, der Missionen, der Sodalitäten, der Gesellenvereine, der religiösen Kunstvereine, zuletzt sogar der Knabenseminare, eine den Gesetzen der Schönheit entsprechende Liturgie u. s. w., auch, worüber ein andermal in's Speciellere einzugehen ist, jüngst noch, auf dem Bremer Kirchentage, die katholische Observanz bezüglich der gemischten Ehen. Fassen wir daher nur Einen Punkt in's Auge, z. B. die in Bremen eifrig bevorwortete und von einzelnen Eiferern (wie in Straßburg) ohne Weiteres auf eigene Faust schon vollzogene Wiedereinführung der Privatbeichte. Diese

Privatbeichte im reformatorischen Sinne ist himmelweit verschieden vom katholischen Beichtinstitut; und dennoch! was schallte ihren Vertheidigern aus der kirchentäglichen Masse entgegen? Was mußten überhaupt ein Hengstenberg, so sehr er gegen den Vorwurf der „Nachahmung“ protestirte, ein Stahl, ein Ackermann, ein Wichern sich sagen lassen? So viel wir hörten, hieß es in choro: „keine lutherische Kraft“, bloß „katholisirender hierarchischer Geist“, der immer stärker zu spuken anfängt, während der „Geist des Protestantismus“ selbst den Geistlichen mehr und mehr fremd wird!

Und allerdings! auch wir wüßten vom protestantischen Standpunkte aus jene redlichen Männer nicht zu rechtfertigen; ächt protestantisch hat dagegen Tholuck, die große protestantische Autorität, von der Privatbeichte gesprochen, wenn er gegen die jesuitischen Ungeheuer voll List und Betrug, teuflischer Bosheit und Blut predigt: „O! daß man in ihrem offenen Worte von der Kanzel ihre ganze Predigt hätte, und sich vor den geheimen Predigten des Beichtstuhls und den Drachenzähnen, die dort ausgesäet werden, nicht zu ängstigen hätte.“ Wir wiederholen: das ist viel protestantischer! Wenn dagegen Herr Dr. Leo, durchdrungen von der trefflichen „Aeußerlichkeit“ des Katholicismus, seine „feste Ueberzeugung“ ausspricht: „Ganz und recht wiedergewinnen werden wir sie“ (diese treffliche „Aeußerlichkeit“) „erst dann, wenn wir wieder aufgehen dürfen in die geschichtliche Kirche!“ — so wissen wir ihm vorerst keinen Rath. Denn wie er der alten Kirche die „Innerlichkeit“ und den „evangelischen Geist“, den sie erst wieder bekommen soll, abläugnet, so will die übergroße Mehrheit seiner Glaubensgenossen auch nichts von ihrer „Aeußerlichkeit“, und die Consequenz ist dabei wahrhaftig auf Seite dieser Letzteren. Sie wähnen sich im Besitze des göttlichen Lehrinhaltes im Christenthum, und ob sie oder die Katholiken darin Recht haben, das ist die Frage, nicht „Innerlichkeit“ und „Aeußerlichkeit“.

Es gibt aber Männer unter denen, welche Außen stehen, an die wir nicht denken können, ohne tiefe Wehmuth darüber zu empfinden, daß sie Außen stehen. Zu diesen gehört namentlich der ebengenannte Gelehrte. Die Gerechtigkeit fordert, dieses Zeugniß hier abzulegen. Die Hauptfrage nämlich am Bremer-Kirchentage betraf natürlich Vertheidigungsanstalten gegen die „Fortschritte des Katholicismus“, insbesondere gegen die Jesuiten-Missionen. Die meisten Redner provocirten, wie bereits bemerkt, die Polizeigewalt zu förm-

lichem Verbot. Hengstenberg allein trat durchaus würdig auf; er verlangte als Referent, daß die „evangelische Kirche“, ohne alle Appellation an den weltlichen Arm, bloß durch innere Belebung, mittelst des neuen Instituts der Reiseprediger, der Kirchenvisitationen u. s. w., der Gefahr entgegentrete; vor Allem aber, „daß (im Protestantismus) jene traurige Verwilderung endlich aufhöre, welche der Schrift Meister seyn will, statt sich in sie zu vertiefen und durch sie zu wachsen, daß der Hochmuth schwinde, in welchem die Kinder in Christo sich nach subjektivem Dünken ihren eigenen Lehrbegriff bereiten und sondern von demjenigen, was die Kirche in Treue gegen Gottes Wort aus ihm geschöpft hat“ — ein Satz, der, nebenbei gesagt, unbefangene katholischen Leser so wunderlich durchzuckt hat, daß sie zur Stunde an Hengstenberg's dereinstige Rückkehr zur alten Mutter der Christen unerschütterlich glauben. Den „Kirchentag“ aber versetzte die Rede Hengstenberg's überhaupt in große Aufregung; es fielen auch desfalls heftige Widerreden, und als der Präsident der Versammlung, Dr. Stahl, endlich zur Beschlußfassung resumirte, mischte er seinerseits doch, wenn auch noch so gelinde, den Staat wieder ein, so daß sein, sofort auch angenommener, Vorschlag nun lautete: die „bürgerliche Obrigkeit möge das Oberaufsichtsrecht über die Kirche und besonders über die katholischen Missionen kräftig handhaben und zum Schutze der evangelischen Kirche anwenden, wo es für die Erhaltung des religiösen Friedens Noth ist.“ Nun wollte uns, wie bemerkt, gleich scheinen, daß der „Bremer-Kirchentag“ mit jenem „Oberaufsichtsrecht“ nichts zu schaffen, und Stahl sich eben auch der altgewohnten Melodie der großen Ode an die Polizei: „Ach, Mutter, liebste Mutter! gieb mir doch 'nen Rath!“ accomodirt habe; zu großer Freude sehen wir aber, daß der fragliche Kirchentags-Beschluß auf Herrn Dr. Leo ganz denselben Eindruck gemacht hat.

Die „evangelische Kirche“ — heißt es darüber im „Volksblatte“ — dürfe nie und nimmermehr Polizei-Maßregeln gegen die katholische „hervorrufen“, solche nicht einmal „mit ihrem Beifalle begleiten“, müsse vielmehr, wo katholische Rechte verletzt würden, „gemeinsam Zeugniß dawider ablegen“. Sonst sei die nächste Folge: daß man „katholischer- wie ungläubigerseits“ mit Fingern auf sie weise und spreche: „Seht! wo Religionssachen freigegeben werden, wo nur Parität gegeben wird, da kann diese nicht bestehen; ihr Halt sind nur noch Polizei und Gendarmen; ein einziger armer Jesuit setzt die die ganze mecklenburgische Landeskirche in Gefahr, wenn er

nicht über die Grenze transportirt wird u. s. w." Die andere Folge: „daß sie selbst ein gebrochen Schwert hat, wenn es gilt, ihre eigenen Rechte gegen Polizeigewalt zu vertheidigen"; daß insbesondere die Maßregelung der katholischen Missionen „unsere ganze „„innere Mission"" mit gleicher Verdammung von Rechts wegen schlagen würde, ja, mit noch mehr Recht, denn diese bietet nicht einmal die Garantie einer kirchlichen Aufsicht". Bekanntlich waren ja auch die katholischen Missionen seiner Zeit genehm, und wer weiß, wie lange die hohe Geneigtheit noch dauert, mit der die „innere Mission" aus politischer Aengstlichkeit und Polizei-Interesse als Modesache protegirt wird? Freilich mehren sich die Prophezeiungen, daß mit Entgang jener Geneigtheit auch das ganze vielgerühmte Unternehmen augenblicklich zusammensinken werde; aber nur um so mehr gilt es seine äußere Sicherstellung. Das Endurtheil Leo's über jenen Kirchentags-Beschluß ist denn auch durchaus das unsere: „Liest man ihn kahl für sich, wie er an die Spitze der Conclusa gestellt ist, so wird es heißen: Sehet da! das Erste, was der dritte evangelische Kirchentag den katholischen Missionen entgegenzusetzen weiß, ist, daß er die Regierungen zum „„kräftigen Schutze"" dagegen aufruft, sie aufruft, der katholischen Kirche zu wehren, daß sie ihre Pflicht thue, weil der Protestantismus die seinige nicht zu thun vermag". — Darauf hat man auch „ungläubigerseits" wirklich schon „mit Fingern" gewiesen*), und wenn Herr Leo der „evangelischen Kirche"

---

*) So wirft der Verfasser jener berüchtigten Broschüren: „Jesus der Essäer" u. s. w. in einem neuesten Pamphlet: „Jesuitismus und Protestantismus" (Leipzig bei Hinze 1852) S. 40 ff. der „protestantischen Geistlichkeit" vor: „Bei ihrer Vorliebe für die stillen Freuden einer christlichen Häuslichkeit" wisse sie immer nur ihre Stimme gegen die Regierung zu erheben, und ein Interdikt der weltlichen Macht gegen den Eifer und die Thätigkeit der katholischen Priester zu verlangen; ein solches Edikt sei freilich bequemer, als die energische Thätigkeit der Reformatoren. Aber „stellt sich die protestantische Geistlichkeit, welche die Hülfe der Regierung gegen die Jesuitenmissionen fordert, nicht selbst ein Armuths- und Ohnmachtszeugniß darüber aus? Ist das der Geist der christlichen Duldung, den sie predigen, der Sinn der Religionsfreiheit, die sie fordern, daß sie bei jeder kräftigen Regung einer andern Glaubenspartei die Regierung jammerd um polizeiliche Hülfe anschreien?" Der Hülferuf der protestantischen Geistlichkeit ertöne unaufhörlich! Gegen die zunehmende Demoralisation, Sonntagsentheiligung, schlechten Kirchenbesuch, Umgehung der Abendmahlsfeier verlangten sie polizeiliche Maßregeln, „während sie zugleich in allen ihren Blättern eben so laut um Unab-

vindicirt, daß sie „ihre eigenen Waffen" zur Abwehr habe, so kann man ja gerade darüber nicht einig werden, welches diese Waffen seien. Die große Masse der „Ungläubigen" behauptet geradezu: sie seien der „religiöse Fortschritt" oder das

---

hängigkeit vom Staate lamentiren." Der ganze Protestantismus, auch die „Lichtfreundlichen" nicht ausgenommen, liege eben in einem „Stadio tiefer und allgemeiner Erschlaffung"; nur theologische Zänkereien und der unerquickliche Wirrwarr der Parteien unterbrächen die träge Stille einer täglich und stündlich wachsenden Theilnahmslosigkeit. „Mit Ausnahme der bequemen Thätigkeit für Bibelgesellschaften, Missionsvereine und die Gustav-Adolfsvereine, gemüthlicher Pastoral-Conferenzen bei einer Tasse Kaffe und einem brüderlichen Abendessen, ist Alles still und regungslos, und jeder großartige, Aufopferung und Anstrengung verlangende Aufschwung scheint förmlich unmöglich geworden zu seyn. Der junge Theologe tritt gewiß nur selten mit aufopferungsfähiger Begeisterung, mit hoffendem Streben für die Erhöhung der Braut Christi in sein Amt. Kaum hat er die Hälfte seiner Studienzeit zurückgelegt, so hält eine weltliche Braut sein Hoffen und Sehnen gefangen, er schmachtet nach der ernährenden Stelle, um die Sehnsucht seines Herzens zu befriedigen, und kömmt endlich das Amt, so bleibt die Sorge für die Kirche weit hinter der Sorge für die Familie zurück. Diese behagliche und bequeme Existenz ist dennoch selten im Stande, den Egoismus der geistlichen Herren zu befriedigen; sie klagen und lamentiren unaufhörlich über Arbeitsdruck und geringe Gehalte, ohne zu bedenken, daß die Thätigkeit z. B. eines Staatsanwalts in einer einzigen Session mehr Anstrengung verlangt, als ihre Amtsthätigkeit in vierzehn Tagen, inclusive der Predigten, wie sie gewöhnlich gehalten werden. Diese Anschuldigung ist hart, aber sie ist gerechtfertigt, und Tausende und Abertausende theilen meine Ansicht." — Nicht als wenn der Verfasser einen neuen Aufschwung, neue religiöse und kirchliche Regsamkeit „durch protestantische Mittel" für unmöglich hielte! Dazu gehöre, meint er, bloß die rechte Auffassung vom Wesen des Protestantismus: das sei aber „die ewige Protestation zu Gunsten der Aufklärung" und „fortgesetztes Anschmiegen an die Bedürfnisse der Zeit." Die „ewige Protestation" nach Außen, die „ewige Forschung" sei, „seinem Stifter vielleicht unbewußt", Aufgabe des Protestantismus geworden; statt sie aber zu erfüllen, habe er gleich nach seiner Geburt nichts Eiligeres zu thun gewußt, als zu einer Art Abschluß zu gelangen, die katholische Unfehlbarkeit für seine Dogmen in Anspruch zu nehmen, die freie Forschung, in der seine Kraft liege, zu beschränken, und seine Protestation, statt nach Außen, unduldsam gegen sich selbst zu richten; daher dann die — „klägliche Zerrissenheit." Diese wäre aber zu heilen, sogar das „Ziel einer Vereinigung der Protestanten der Welt unter einem protestantischen Episcopat erreichbar", sobald nur der Protestantismus — „die Protestation wieder beginne!" „Der jesuitische Fehdehandschuh liegt vor den Pforten der protestantischen Kirche: — Protestirt!" — Es wird Niemand entgehen, daß diese Deduktion protestantisch, die oben angeführten Sätze Hengstenberg's dagegen katholisch lauten!

negative Princip der Reformation, welches aber die „Gläubigen" weggeworfen hätten (s. die vorstehende Note!), und andererseits sind wieder unter der Masse dieser selbst die „Waffen" eines Hengstenberg, Leo u. s. w. als „katholisirend" verschrieen.

Aus all diesen Gründen, wozu noch die endlose confessionelle Spaltung kommt, machte denn auch der Bremer-Kirchentag, der doch, über die bescheidene Stellung etwa einer Generalversammlung katholischer Vereine weit sich erhebend, und die demokratische Seite am protestantischen Kirchenwesen für diesen Fall hervorkehrend, als Quasi-Concilium auftrat, einen so unbeschreiblich niederschlagenden Eindruck, obwohl, was nicht zu vergessen ist, nur protestantisch-„gläubige" Stimmen auf ihm laut wurden. Nicht umsonst waren zu Dublin auf dem Congreß der „evangelischen Alliance" schwere Klagen laut geworden über die schlechten Erfolge des Versuchs, die deutschen Protestanten auf Grund der altlutherischen Rechtfertigungslehre und der alleinigen Sufficienz der Bibel („Recht und Pflicht des eigenen Urtheils in Erklärung der heiligen Schrift" — womit die oben angeführte Erklärung Hengstenberg's verglichen werden möge!) zu vereinigen; wie die Kleinkrämer, hieß es, stritten sie sich über ein halb Loth Kaffee und vergäßen darüber das Große und Ganze; die Lutheraner z. B. in Bayern, Sachsen und Preußen seien zu engherzig, auch nur einem Unirten, geschweige denn einem Reformirten, die Hand zu reichen. So zu Dublin! Nun saß aber jener Kirchentag in dem streng reformirten Bremen, und der gegenseitige Argwohn konnte nicht verfehlen, die gedrückteste Stimmung zu erzeugen. Lutherische Prediger aus Hannover sollen zuvor in einer eigenen Conferenz die Frage berathen haben, ob es nicht eine Sünde sei, nach dem calvinischen Bremen und zu dem voraussichtlich confessionell indifferentistischen Kirchentag zu gehen. Die Pflicht des Bekennens blieb auch wirklich während der Verhandlungen stillschweigend suspendirt und männiglich vermied sorgfältig, das confessionelle Gebiet zu berühren, außer daß die Reformirten besonders auffallende Animosität gegen die „katholisirenden" Tendenzen jener Verpflanzer nützlicher „Aeußerlichkeiten" der alten Kirche auf protestantisches Gebiet an den Tag legten. Die Grobheit oder verächtliche Geringschätzung, mit der, wie das Präsidium nun der Reihe nach kund that, verschiedene protestantischen Landesherren die speciell an sie gelangten Beschlüsse des vorjährigen Kirchentags zu Elberfeld abgefertigt hatten, deprimirte noch mehr. Und so schleppten sich denn die Verhandlungen unter allgemeiner Lauheit, Rath- und Begeisterungslosigkeit, und dennoch unter zügel-

loser Leidenschaftlichkeit, durchgängiger Uneinigkeit und radicaler Zerrissenheit hin, so daß selbst ein warmer Freund der Sache in der „Allgemeinen Zeitung" lamentirt: der Kirchentag habe zur Stärkung der evangelischen Kirche nicht nur nichts beigetragen, sondern „ihr unendlich geschadet, wie die Zeit lehren werde"; ein katholischer Beobachter in der „Volkshalle" aber bemerkt: „Unser wohlgemeinter Wunsch wäre, es möge statt alljährlich monatlich ein evangelischer Kirchentag abgehalten werden, damit die Masse des Volkes die Rathlosigkeit seiner Führer mehr erfahre; die Folge davon würde sich bald in Thaten zeigen, ohne Jesuiten-Missionen."

Namentlich in Wiesbaden wußte man übrigens, wozu hier schon die Natur des Gustav-Adolf-Vereins Gelegenheit bot, neben den plumpsten Schmähungen auf die katholische Kirche, noch drastischere Mittel zur Verdeckung kirchlicher Bettelarmuth anzuwenden. Zum Theil waren es, wie wir später noch mit Beispielen erläutern werden, Berichte, und zwar mitunter offenherzige, über das Getriebe der protestantischen Propaganda, zum Theil herzerschütternde Lamentationen über jahrhundertelange Unterdrückung der Protestanten da und dort, namentlich über die Tenuität öconomischer Lagen der Herren Prediger und Magister, zum Theil endlich freudenreiche Schilderungen des protestantischen Fortschritts. In den beiden letztern Beziehungen muß man den Herren zugestehen, daß sie vorherrschend auf reichliche Speisung der Phantasie ihres löblichen Auditoriums bedacht gewesen, und mit großer Virtuosität gedichtet haben. Die „Volkshalle" hat bereits eine Reihe von Reclamationen gegen unberechtigtes Schwarzfärben durchaus behaglicher, westphälisch-protestantischer Zustände geliefert. Andere gustav-adolfischen Poeten im elegischen, wie im dithyrambischen Genre waren wenigstens in der glücklichen Situation, in die Ferne dichten zu können. Wir wollen das Papier mit ihren Produktionen nicht verderben; nur die Leistungen zweier Pastoren, Kuntze aus Berlin und Fliedner von Kaiserswerth, mögen beispielsweise angedeutet werden. Jener versicherte von der Dubliner-Reise her: als er vor zweiundzwanzig Jahren in Irland gewesen, habe er ein sittenloses, tiefgesunkenes Volk gefunden, jetzt aber sei dieses Volk geistig wiedergeboren, namentlich durch Mäßigkeit ausgezeichnet, und das Alles komme von der „Vertheilung des göttlichen Worts" (den Winkelpredigten der „Allianz" und ihrer Traktaten-Colportage); zwar bewies zur selben Stunde die kläglich besuchte und von Uneinigkeit zerrissene General-Versammlung der Mäßigkeitsvereine zu Berlin, daß der

protestantisch-preußische Krieg gegen die Branntweinpest selbst schon wieder in die Brüche gegangen; daran tragen aber ohne Zweifel Pater Mathew und die irischen Bischöfe Schuld. Gerade so rühmte Fliedner die Kraft des „Evangeliums" an zweitausend protestantisch gewordenen Armeniern in Syrien, die, früher, gleich allen Armeniern, unredlich und unzuverlässig in Wort und That, sofort die redlichsten und ehrlichsten Menschen geworden seien, so daß die protestantische Verlässigkeit an der türkischen Börse bereits sprüchwörtlich geworden. Derselbe Pastor erzählte nicht ohne neidischen Aerger: die barmherzigen Schwestern in Smyrna erfreuten sich der unumschränktesten kirchlichen Freiheit, weil sie durch ihre Aufopferung zur Cholerazeit, als Alles geflüchtet, die unbegränzte Achtung der Türken gewonnen hätten; in demselben Athem aber wollte er nur verheirathete Missionäre nach Indien geschickt wissen, weil die Orientalen Cölibatäre verachteten, für beweibte Prediger aber zum Voraus eingenommen seien. Und vollends Kuntzes Dunst von 60,000 proprotestantisirten Irländern!

Schließlich erklärten die „gläubigen" Zeloten vom Bremer-Kirchentage noch durch die That ihre Unzufriedenheit mit dem mattherzigen von Stahl veranlaßten Beschlusse gegen das Vordringen der katholischen Kirche. Sie sind von Elberfeld her in einem Sonderverein, betitelt: „der protestantische Bund", beschlossen, der sich nun neben dem Kirchentage in lutherischer Kraft zu Specialconferenzen unter Sander's Vorsitz versammelte und votirte: alle Protestanten in Deutschland von wegen des vorrückenden Romanismus aufzufordern, „von den An- und Uebergriffen des römischen Wesens, in welcher Verhüllung sie auch aufträten, dem Vorstand des protestantischen Bundes zum Zwecke weiterer Veröffentlichung und evangelischer Beleuchtung Kunde zu geben", mit welcher Aufforderung der Vorstand „sofort ein kräftiges evangelisches Zeugniß gegen den Romanismus zu verbinden" habe, natürlich vom Standpunkt „Ausgeburt der Hölle."

Welchen Contrast zu all diesen düstern und unheilverkündenden Bildern bietet dagegen die wenige Tage nach dem Bremer-Concil eröffnete „General-Versammlung der katholischen Vereine" in Münster! Dort haßerfüllte und allzeit streitfertige Zerrissenheit, eine Versammlung, die den Eindruck eines wirren, undisciplinirten Conglomerats widerstrebender Theile machte; hier strenge Ordnung und Einheit des Ganzen, die selbst die Berliner „Nationalzeitung" als „bewundernswerth" bezeichnet. Dort ein Vereinigungspunkt nicht

einmal mehr im traditionellen Hasse gegen die alte Kirche; hier kein Schatten von Zwiespalt in religiösen Dingen, ein tiefer seliger Friede zwischen Allen, der unmöglich anders als derselbe Friede seyn kann, von dem der Heiland gesagt hat: der Friede sei mit euch! ja, der Friede, den die Welt nicht geben kann. Dort autoritätsloser, selbstvermessener Hochmuth; hier Selbstverläugnung und unbedingte Hingabe an den göttlichen Geist in der Kirche. Dort eine Schaar gleichberechtigter, durch Stimmenmehrheit über Disciplin-, Verfassungs- und Glaubenssachen entscheidender Männer, Prediger und Laien, ohne Beruf und mit selbstgeschaffenem Mandat; hier eine Versammlung zur gegenseitigen Anfeuerung und Bestärkung in der Treue gegen die Kirche, zur Berathung praktischer Fragen, eröffnet und geschlossen durch den auf den Knieen empfangenen Segen des Bischofs, sich verlaufend unter den Augen und unter der Zustimmung des Oberhirten der Diöcese, desselben ehrwürdigen Prälaten „ohne Furcht und Tadel", der einst die stolze Reichsversammlung in der Paulskirche ermahnt hatte, ihr Werk mit Gebet zu beginnen, und damit den Zorn einer gottvergessenen Rotte herausgefordert. Der Eindruck in weiten Kreisen, hier wie dort, ein nachhaltiger, aber dort ein entmuthigender und düsterer — nach dem Geständnisse der Freunde, hier ein erhebender und freudiger — nach dem Zeugnisse der Gegner selbst. Kurz — hier der Friede von Oben, dort der Unfriede der Welt! Darum auch dort Haß und Lästerung gegen die Andersgläubigen, hier Liebe und verzeihende Milde. Der Wiederhall vom Wiesbadener-Parlament und vom Bremer-Concil, so glaubten auch die Redlichen unter den Gegnern, werde katholischerseits nicht lange auf sich warten lassen, und um so aufmerksamer beobachtete man den Gang der Dinge in Münster. Aber nur Ein Redner, berichtet das Halle'sche „Volksblatt", habe in Münster den Wiesbaden'schen und Bremenser-Ton anzuschlagen versucht, und diesem sei von dem Präsidenten der Versammlung „sofort Schweigen auferlegt" worden. Wir wissen auch von diesem Einen Redner nichts. Dagegen lesen wir im „Ami de la Religion" das Zeugniß eines Mannes, welcher der Generalversammlung vom Anfang bis zum Ende als aufmerksamer Beobachter beigewohnt hatte. „Als vorherrschender Charakter", sagt er, „habe ich immer eine große Mäßigung neben einem kräftigen Rechtsgefühl gefunden. Man hat von unsern getrennten Brüdern nur mit Liebe gesprochen; ich wurde zu Thränen gerührt, wenn ich von den Lippen Aller

den Ruf zum Gebete für die verirrten Brüder vernahm. Welcher Contrast gegen die Reden, die wenige Tage zuvor in der Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Wiesbaden fielen! Dort gab es nur Galle und aufreizende Worte; man verging sich bis zu niedrigen Schmähungen; in Münster hörte ich nur Worte der Versöhnung und Duldung. Ja, es war rührend, zu hören, wie Dr. Michelis von Luxemburg, der würdige Gefährte Clemens August's in seiner Gefangenschaft, dem Kriegsgeschrei von Wiesbaden antwortete durch den brüderlichen Ruf der Verzeihung und des christlichen Mitleids. So handeln die unterdrückten Katholiken gegen ihre Verfolger und Verläumder; so üben sie die Lehren des Evangeliums denen gegenüber, welche sich die Diener des „„reinen Evangeliums““ nennen.“

XLIII.

Die Reclamation des Herrn Professors Dr. G. Waitz in Göttingen.

In einem Inserat der Beilage zu Nr. 289 der Allg. Zeitung erklärt Herr Professor Waitz, daß zu andern über seine Thätigkeit in der „Frankfurter-Versammlung“ verbreiteten Erdichtungen auch eine ihm beigelegte Aeußerung in den Hist.-polit. Blättern Bd. 30, S. 295 gehöre, und insinuirt daher der Redaktion, wie noch zwei andern namentlich angeführten Persönlichkeiten, den Gebrauch unehrenhafter „Mittel für ihre Zwecke.“ Die belangte, aber nicht angeführte Stelle auf S. 295 wird folgende seyn: „Erst in unsern Tagen hat sich Herr G. Waitz wieder bis zu der Erkenntniß emporgeschwungen: daß der Bayer nichts Anderes sei, als die Uebergangsstufe „„vom Oesterreicher zum Menschen.““ Herr Waitz versichert nun: daß er diese Aeußerung „nicht in der Paulskirche zum Besten gegeben“, und beruft sich dafür auf die „stenographischen Berichte“. Und in Wahrheit könnte nur ein Verrückter glauben, daß Hr. Waitz Solches von der Tribüne herab

gesagt habe; darum heißt es auch an der citirten Stelle nicht: „in der Paulskirche“ u. s. w., sondern: „der Versammlung in der Paulskirche zum Besten gegeben.“ Denn die seit dem Jahre 1848 in Frankfurt und auswärts vielbesprochene Aeußerung wurde doch immer nur als eines jener bezeichnenden Bonmots betrachtet, welche aus den anstrengenden Nachtarbeiten der Clubs am andern Morgen der Reichsversammlung von Mund zu Mund gespendet wurden. Es ist wahr, daß die Angaben über die Autorschaft an der in Rede stehenden Sentenz zwischen Waitz und Droysen schwankten. Zuerst und öffentlich hat aber mit aller Bestimmtheit die bekanntlich weder „ultramontane“, noch großdeutsche „Pfälzer Zeitung“ Herrn Waitz als Verfasser genannt, und zwar zu jener Zeit, als seine „Berufung“ nach München gerade mit größter Energie betrieben worden seyn soll. Es müsse, schrieb die „Pfälzer-Zeitung“ aus München, allerdings das bayerische Selbstgefühl verletzen, daß man „den bayerischen Historiker Constantin Höfler nicht bei uns festgehalten, dagegen den Professor Waitz hieher zu ziehen gesucht hat, denselben Waitz, welcher in Frankfurt zu spötteln pflegte: „der Bayer bildet den Uebergang vom Oesterreicher zum Menschen.“ Diese Worte hat die Allgemeine Zeitung (Beilage vom 18. März 1852) aufgenommen, ohne der bestimmten Behauptung der stets für gut unterrichtet geltenden „Pfälzer-Zeitung“ zu widersprechen; bloß die Bemerkung fügte sie an: „wie es mit der Wahrheit dieses angeblich Waitzischen Spottwortes steht, mag man dahingestellt seyn lassen, man mag es überhaupt für einen Mißgriff betrachten, daß man Waitz nach München ziehen wollte.“ Herr Waitz hat damals, wo es doch hoch an der Zeit gewesen wäre, und wo die ihm beigelegte Aeußerung in Bayern neuerdings Sensation machte, nichts gethan, „Wahrheit und Dichtung zu sondern.“ Erst jetzt erklärt er, seines „Wissens und Erinnerns“ niemals und nirgends Solches oder Aehnliches gesagt zu haben. Eine solche Versicherung der Unwahrheit zu bezüchtigen, kann uns nicht beikommen, aber offenbar liegt jedenfalls an dem Herrn Professor selbst, und nicht an uns, die Schuld, wenn ihm mit der bezeichneten Stelle in dem Hefte vom 1. September 1852 Unrecht geschehen!

Die Redaction der Historisch-politischen Blätter.

XLIV.

Zeitläufte, Erinnerungen und Aphorismen.

Die muthmaßlichen Folgen der Thronveränderung in Preußen.

(Geschrieben fünf Tage nach der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm's IV. im Juni 1840.)

Der Tod Friedrich Wilhelm's III. ist in sich, und ganz abgesehen von den Ereignissen, die der Zukunft angehören, eines der wichtigsten und bedeutungsvollsten Ereignisse der neuern Geschichte. — Was der neue Herrscher thun und lassen, ob der Segen des Himmels ihm zur Seite stehen, ob er die Schuld seiner Väter büßen wird, ist fünf Tage nach seiner Thronbesteigung, und noch dazu in N. N., voraus zu sagen unmöglich.

Gewiß aber ist: daß seit dem letzten Athemzuge des verstorbenen Königs ein anderes Preußen besteht.

Preußen ist, seiner Regierungsform nach, eine auf der Beamtenhierarchie ruhende, absolute Monarchie. Geschaffen ist diese künstliche und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit und Intelligenz entwickelte Regierungsmaschine durch Friedrich II., dessen absoluter Wille die treibende Feder in

dem von ihm erfundenen Uhrwerke war. — Dieß ist bis auf den heutigen Tag das Wesen des preußischen Staates geblieben, dessen Charakter jedoch nach der Persönlichkeit des jedesmaligen Königs wechselte. — Wenn von dem verblichenen Monarchen gesagt würde: er habe nicht regiert, — so würde dieser Ausspruch nur halb wahr, folglich in seiner ganzen Ausdehnung falsch seyn. — Friedrich Wilhelm III. regierte, d. h. in allen wichtigen Angelegenheiten, welche die Monarchie betrafen, stand die Entscheidung bei seiner Person. Allein der Anstoß zu jedweder Entscheidung ging allein und lediglich von der höchsten Sphäre der Beamtenwelt, oder von dem unabweislichen Drange der Umstände aus. — Der König hatte nur eine leitende Idee: jedwede Sorge, Verwickelung, Unruhe oder Neuerung möglichst von sich fern zu halten, nach Außen hin aber jedes Aufsehen fast ängstlich zu vermeiden. — So mußte jede Entscheidung, jede eigentliche große Regierungsmaßregel, z. B. selbst die Ernennung eines Ministers, dem Könige von seiner Umgebung recht eigentlich abgedrungen werden. Unter diesen Umständen lag die Action der Regierung in der Beamtenhierarchie, — die retardirende, negirende Gewalt, die vis inertiae im Könige, — ohne daß jedoch dieser dabei von einem tiefern, consequenten Princip geleitet worden wäre. Das Witzwort der Berliner hatte eine tiefe Wahrheit: die Constitution sei unmöglich in Preußen, weil, wenn sie gegeben wäre, der König von Zeit zu Zeit Thronreden hätte halten müssen. — Dieselbe Gemüthseigenschaft des Königs hat jedoch unter Stein und Hardenberg nicht verhindert, daß Preußen durch Gesetze, die es dem Könige als nothwendig darzustellen gelang, und welche er nur zu unterzeichnen hatte, von Grund aus revolutionirt ward. — Nur in der Angelegenheit der Agende und in der der gemischten Ehen trat ein selbstständiger, positiver Wille des Königs hervor, der dann freilich selbst von der entschiedensten Härte gegen Lutheraner, wie gegen Katholiken, nicht

zurückschrack. — Jedoch ist es auch selbst in dieser Sphäre schwer zu unterscheiden, was in der Ausführung dem Könige, was den Ministern angehört, welche sich der Idee des Königs bemächtigt hatten.

Dieser Zustand der Dinge existirt in diesem Augenblicke nicht mehr. — Die Action, der Anstoß, die Bewegung — ob zum Heil oder Verderben, ist hier nicht zu untersuchen — wird von dem neuen Herrscher ausgehen, der einer der genialsten Denker in seinem Lande ist, und einen Reichthum von Ideen, d. h. von solchen Zwecken, Vorsätzen und Begriffen hat, deren Verwirklichung er als die Aufgabe und das Ziel seines Daseyns und seiner Regierung betrachten wird. Die vis inertiae, die Hemmung, wird dagegen in der Beamtenhierarchie liegen.

Hierdurch ist, auch abgesehen von dem, was Friedrich Wilhelm IV. thun und lassen, und ob, wann und wie er es durchführen wird, der bisherige thatsächlich bestehende Zustand von Preußen völlig umgekehrt.

Die Aufgabe, die den König erwartet, ist eine doppelte; sie ist politischer und kirchlich-religiöser Natur.

In der erstgenannten Beziehung lautet die Frage, auf ihren kürzesten Ausdruck gebracht, wie folgt: wird der König den bisherigen Charakter des Staats, als einer absoluten Beamtenhierarchie mit einem Könige an der Spitze — unverändert lassen, oder wird er ein ständisches Element in den Kreis der Verfassungs- und Verwaltungsform Preußens ziehen? und im letztern Falle: wird er sich damit begnügen, die bisher nur dem Namen nach und größtentheils bloß auf dem Papiere bestehenden Provinzialstände eine Wahrheit werden zu lassen? oder wird er, über dieses Maß hinausschreitend, Generalstände in Berlin zusammenrufen?

Es wäre Vermessenheit, diese Frage heute schon beantworten zu wollen. Jedoch verdienen folgende Gesichtspunkte Beherzigung.

Der König ist, sicherer Kunde nach, fest entschlossen, niemals eine moderne Constitution nach dem Muster der süddeutschen Verfassungsurkunden zu geben, oder sich eine solche auch nur abdringen zu lassen *).

Allein ob er nicht Generalstände, im Sinne der ältern, eigentlich ständischen Verfassung, für eine Nothwendigkeit ansehen dürfte, — scheint keineswegs ausgemacht. — Er hat sich, früher wenigstens, dem Vernehmen nach durch das bestimmte, und nur zu sehr bekannte Versprechen des Königs vom Mai 1815 in seinem Gewissen gebunden erachtet. Er könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß die Erfüllung dieses Versprechens zur rechten Zeit ihm spätere größere Concessionen ersparen werde. — Endlich ist es gewiß, daß diese Ansicht in Preußen wichtige und beredte Vertreter finden wird.

Bei weitem wichtiger ist die Stellung, in welche der König sofort, vom ersten Augenblicke seiner Regierung an, zur Religion und Kirche kömmt. — Auf diesem Gebiete liegt die Lebensfrage der heutigen Zeit, — welche in dieser Hinsicht nur dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts verglichen werden kann. — Man faßt diese Angelegenheit zu eng, wenn man sie auf die Freilassung oder Festhaltung der beiden katholischen Erzbischöfe, und auf das Verhalten gegen die Lutheraner oder andere specielle Conflicte ähnlicher Art beschränkt. — Heute ist der gesammte kirchliche Zustand von Preußen — in seiner weitesten Ausdehnung gedacht — in Frage gestellt, und der kirchliche Boden von ganz Deutschland in eine fieberhaft zitternde Bewegung gerathen. — Eine große Periode ist zu Ende gegangen, ein neues kirchliches Weltalter will in's Leben treten. — Was vor zwanzig

---

*) Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Anmerkung des Einsenders.

Jahren noch Chimäre schien, ist heute wirklich geworden: — die Religion ist jetzt schon, und wird in kurzer Zeit noch mehr die Axe seyn, um welche sich die Welt und mit ihr die Politik (wenn auch noch nicht die der Kabinette, so doch die der Völker) bewegt. Einstweilen genüge die Bemerkung: daß heute durch die Ereignisse der letzten Jahre, im gesammten Norden von Deutschland, die religiöse Frage in einem noch vor wenigen Jahren nicht für möglich gehaltenen Maße angeregt ist.

In der Natur des Königs, als eines denkenden, genialen Mannes, würde es unter diesen Umständen liegen, (auch wenn er noch nicht, wie er gethan, Partei genommen hätte), sich entschieden und mit Energie zu erklären, und seine Ueberzeugung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln im Leben geltend zu machen. — So findet auch in dieser Hinsicht eine wesentliche Verschiedenheit zwischen Friedrich Wilhelm IV. und seinem Vorgänger statt. Dieser sah in der Religion nur das Aeußerliche, Ceremonielle, Liturgische. — Daß hinter diesem ein Dogma, ein Glaubenssystem, eine Welt von Ideen liege, war ihm weniger gegenwärtig. — Der jetzige Herrscher dagegen lebt auf diesem Gebiete, und die Welt irrt nicht, wenn sie ihm einen tiefen, glühenden Haß gegen die negative Strömung des Protestantismus beimißt. Er ist der Mann dazu, in die Tiefe der Sache zu gehen.

Die oberste Frage in dieser Hinsicht ist: wird er bei dem positiven, antirationalistischen Protestantismus — der sich in mannigfachen Nuancen und Uebergängen, selbst wider Willen, der Kirche annähert — stehen bleiben, oder wird er selbst, im Laufe der Zeit, die volle Ueberzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens gewinnen? — Das Letztere wäre bei der Geistesrichtung des Königs das Wahrscheinlichere, wenn nicht der frühere Uebertritt seiner Gemahlin zum Protestantismus, menschlichem Ansehen nach, eine breite Kluft zwischen ihm und der Kirche befestigte. — Die größere

Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß er, wenigstens in den nächsten Jahren, sich mit aller Energie seines Charakters innerhalb der Gränzen des christlichen, frommen Protestantismus halten wird. — Von diesem Standpunkte aus ist aber ein Parteinehmen in dem Kampfe, der heute die protestantische Welt in Preußen spaltet, und der mit jedem Tage erbitterter wird, unvermeidlich. — Der Gegensatz des Rationalismus gegen den sogenannten Pietismus oder Mysticismus, ist in demselben Maße innerlich schroffer und unversöhnlicher geworden, als der Minister v. Altenstein in Beziehung auf beide, Jahrzehnte lang, ein klug berechnetes Schaukelsystem befolgte, welches nur der vollendetste Indifferentismus gebären, und nur der offenbarste Machiavellismus zur Anwendung bringen konnte. — Man muß die deutschen literarischen und kirchlichen Zustände aller Farben studirt haben, um zu wissen, wohin heute dieser Streit der religiösen Systeme gediehen ist, und wie er fortwährend in das politische Gebiet hinübergreift. — Die „hallischen Jahrbücher", welche den hegel'schen, pantheistisch gefärbten Rationalismus repräsentiren, haben in der letzten Zeit gegen die religiösen und politischen Ansichten des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs, auf eine kaum verhüllte Weise und unter deutlicher Hinweisung auf seine Person eine Polemik eröffnet, welche der Wuth der liberalen Partei in Frankreich während der Restauration nichts nachgibt. — Eben so erbittert zeigt sich der ältere, mehr deistische Rationalismus, dessen heutige Stellung der, vor wenig Wochen zu Magdeburg entstandene, dermalen noch fortdauernde Streit über die Zuläßigkeit der Anbetung Christi treffend charakterisirt. — Ein Magdeburger Pastor, Sintenis, hat diese Anbetung durch einen kecken Angriff auf ein harmloses Gedicht und eine Lithographie des dortigen Kunstvereins (die betende Bauernfamilie) in einem öffentlichen Blatte, mit herber Intoleranz gegen Andersgläubige, für unprotestantischen Aberglauben erklärt, und

die Magdeburger Bürgerschaft für ihn, als für einen Vorfechter der Geistesfreiheit, in leidenschaftlichen Eingaben an das Ministerium Partei ergriffen, als das Consistorium, welches die Sache schnell beizulegen wünschte, ihm einen Verweis ertheilt hatte. Trotz des Gebotes der Regierung, welches auch den orthodoxen Predigern Stillschweigen auferlegte, eifert andererseits die Berliner „Evangelische Kirchenzeitung" gegen den rationalistischen Pastor in einer Weise, welche in manchen Phrasen an die Zeiten Cromwell's erinnert.

Unter solchen Umständen ist es unmöglich, daß der jetzige König sich des Parteinehmens in diesen Kämpfen enthalte. Die Fortsetzung des Altenstein'schen Schaukelsystems wäre mit seinem redlichen Charakter unvereinbar. Jedoch hat andererseits das entschiedene Parteinehmen seine eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefahren.

Unter der vorigen Regierung ist der Rationalismus, der Unglaube, die Verachtung aller Religion, der Pseudophilosophismus recht eigentlich gegen die katholische Kirche zu Hülfe gerufen worden. Diese Verirrungen haben in Folge dessen kecker als je ihr Haupt erhoben. Ein schlechter, den seichtesten Unglauben predigender Roman, der „Freiherr von Sandau", von Bretschneider in Gotha, wurde auf speciellen königlichen Befehl vor einem Jahre von Regierungswegen unentgeldlich ausgetheilt. — Heute ist dafür dieser Schriftsteller in der Magdeburgischen Sache ein Vorfechter gegen die „Christolatrie."

Es ist sonach unmöglich, daß die Regierung nicht an derselben rationalistischen Partei, so wie sie sich auf entschiedene Weise von ihr lossagt, eine Klasse von Feinden habe, deren Zahl sich zu den sogenannten frommen Protestanten vielleicht wie hundert zu eins verhält.

Sobald der König den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird eben diese Partei die Gemüther durch das

Gerücht erbittern und aufregen: der König wolle katholisch werden, oder sei es geworden. Dann wird der ganze Haß, der jetzt im Namen der Regierung geflissentlich und absichtlich gegen die Katholiken erregt worden, auf das Oberhaupt des Staates zurückfallen.

Es ist aus manchen Anzeichen zu schließen, daß sich die Umgebung des jetzigen Königs über diese Lage der Dinge und über die Mittel, des Rationalismus Herr zu werden, eben so sehr täuscht, als über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Protestantismus überhaupt. Der Versuch: den Protestantismus auf seinem naturnothwendigen Entwickelungsgange anzuhalten, und ihm einen festen, unverrückbaren Standpunkt, ein der Vergangenheit angehörendes Normaljahr anzuweisen, ist wider Natur und Geschichte. Ein solcher Versuch wird und muß allenthalben, wo er gemacht wird, in demselben Maße fehlschlagen, wie er unter Friedrich Wilhelm II. fehlgeschlagen ist. — Der Protestantismus hat die Mission von Gott: das Prinzip der sceptischen, absoluten Freiheit von der Autorität, die Isolirung des Individuums, bis auf seine letzte Spitze durchzuführen. — Wer ihn mit äußerer Gewalt anhalten und die Bewegung, welche sein Lebensprinzip ist, hemmen will, wird an die Seite geworfen. Erst wenn sich der Kreislauf der Erscheinungen, welche auf diesem Wege liegen, vollendet hat, ist Heilung, d. h. Rückkehr zur wahren Kirche, möglich, in welcher der Mensch und die Menschheit allein Ruhe finden kann. Nordamerika und England stehen heute auf der Höhe dieser protestantischen Entwicklung, das nördliche Deutschland wird sich ihnen früher oder später anschließen, und steht jenen kirchlichen Zuständen bereits viel näher, als man glaubt.

Es ist nicht anzunehmen, daß der König heute bereits diese Lage der Dinge übersieht. — Vielmehr ist mit überwiegender Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß er den gefährlichen und sich selbst widersprechenden Versuch einer Re-

stauration des Protestantismus machen wird. — Weil in diesem Falle der gesuchte Zweck ein unmöglicher wäre, so würden die Schwierigkeiten im Einzelnen unendlich seyn. Sollte die „evangelisch“-unirte Kirche als fortbestehend angenommen werden? soll die Verfolgung der Lutheraner fortdauern oder soll sie aufhören, und ihnen die gewaltsam entzogene, rechtliche Existenz wieder eingeräumt werden? — wäre dieß aber nicht eine förmliche Verurtheilung der Union? und wie wäre es möglich, der unirten Kirche neue Symbole zu geben? wie überhaupt thunlich: heute wieder ein Festhalten, einen innern Glauben an Symbole zu fordern, nachdem die Regierung selbst seit zwanzig Jahren das Aufgeben der confessionellen Unterschiede innerhalb des Protestantismus, d. h. das Verlassen der alten Symbole, als Bürgerpflicht gefordert hat? Dergleichen Schritte lassen sich auf einem Gebiete nicht beliebig zurückthun, wo es sich um Glauben und innere Ueberzeugung handelt. — Endlich, wie wäre es möglich, auf eben diesem Gebiete gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen, die sich in Preußen und in ganz Deutschland bei dem ersten leisen Versuche zu jener eben bezeichneten Restauration, mit einer heute noch nicht geahnten Gewalt, wie Ein Mann erheben wird!

Was aber auch auf dem kirchlichen Gebiete geschehe, so viel scheint gewiß, daß jede Opposition auf diesem Felde, sofort auch im Staate die Fahne des Liberalismus aufpflanzen wird. — Von dieser Seite her wird der Ruf nach einer Constitution am lautesten erschallen. Und wenn die Beschwerden der katholischen Provinzen des Westens nicht unverzüglich gehoben werden, so wird sich auch hier wiederholen, was in England geschieht, — die katholische und die liberale Opposition werden mit vereinten Kräften den sogenannten orthodoxen Protestantismus als ihren gemeinschaftlichen Feind befehden.

XLV.

Die Lage der Katholiken in Holland und die geheimen Gesellschaften der protestantischen Gegner.

Bei der jüngsten General-Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins war auch Holland vertreten. Herr van Hoogstraten aus dem Haag, Mitglied der niederländischen Generalstaaten, bestieg als Abgeordneter der Vereine „Unitas“ und „Phylacterium“ die Tribüne, und erzählte mit anerkennenswerther Offenherzigkeit zu großer Erbauung und tiefer Rührung der andächtigen Zuhörerschaft, mit welchen Mitteln man auf dem Wege der Privat-Association dem mächtig vordringenden Katholicismus unter den Holländern zu wehren suche, jetzt, nachdem die Regierung nicht nur den protestantischen Charakter des Staates Niederland aufgegeben, sondern endlich (1848) auch noch die letzte Waffe gegen die römische Finsterniß, das Placet, aus der Legislatur weggeworfen habe — Alles dieß, obgleich durch die Nachsicht der Regierung die Katholiken in Holland bereits zwei Fünftel der ganzen Bevölkerung ausmachten und in merkwürdiger Einigkeit und compakter Stärke ihren Zweck verfolgten: ganz Niederland der Herrschaft des — Papstes zu unterwerfen. Von den Geheimnissen jener protestantischen Privat-Associationen hatten

freilich ein paar katholische Journale Hollands bereits soviel zu Tage gebracht, daß Herr van Hoogstraten vor dem Vorwurfe unvorsichtigen Ausschwätzens sicher war, wenn er die stille Thätigkeit der Gesellschaft „Welstand", „zur Verbreitung des Protestantismus unter den Landgemeinden", und der beiden Vereine „Unitas" und „Phylacterium", „für die mittlern Klassen der protestantischen Städtebewohner", des Nähern schilderte. Jene ist bemüht, unter den Massen katholischer Bauerschaften protestantische Ackerbauer mit Grundbesitz zu begütern und anzusiedeln; diese streben, die ärmern protestantischen Städter „zu wohlhabenden und bemittelten Leuten zu machen", indem sie ihre Mitglieder verpflichten, protestantische Handwerker, kleine Kaufleute u. s. w. auf alle Art zu heben und zu unterstützen, nur bei ihnen arbeiten zu lassen, nur von ihnen zu kaufen u. s. w. Auf diese Weise — illustrirte der Redner die Praxis seiner Vereine — müßten möglichst viele Protestanten zu dem gesetzlich erforderlichen Wahlcensus emporgeschraubt werden, damit die General- und Provinzialstaaten-Wahlen nur auf reformirte Candidaten fielen, denn von dem Ausfalle der Wahlen hänge in einem Staate wie Niederland bekanntlich Alles ab. Herr van Hoogstraten wußte dabei Wunders viel zu erzählen, wie die Katholiken „durch ihre Klugheit" an Reichthum und Einfluß gewännen, und täglich mehr auch nach den höchsten Staatsämtern langten, so daß der Wiesbadener-Versammlung angst und bange geworden zu seyn scheint, sie möchten am Ende doch noch ganz Niederland in die Tasche stecken und der „Curie" nach Rom zutragen.

Es ist besonderer Grund vorhanden, zu vermuthen, daß jene geheimen Associationen in diesem Augenblicke alle Minen springen lassen. Vom Hofe haben sie zwar nichts zu besorgen, sollen dort vielmehr die höchsten Ohren und Herzen so klug umgarnt halten, daß die Katholiken selbst bei officiellen Aufwartungen den feindseligen Einfluß auf das Unartigste zu fühlen bekommen; anders aber steht es mit dem Ministerium

Thorbecke. Dieser Staatsmann ist der Schwärmerei für „protestantische Suprematie" stets unzugänglich, und ein treuer Freund paritätischer Grundsätze geblieben. Die Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle wegen Feststellung der katholischen Kirchenangelegenheiten wurden daher wieder aufgenommen, und man sieht gerade jetzt einem neuen niederländischen Concordat oder anderweitiger „Organisation" der katholischen Angelegenheiten entgegen. Damit wäre freilich für die geheimen Schildknappen der „protestantischen Suprematie" noch wenig verloren; man weiß auch in andern Ländern, was ein solcher „feierlich ratificirter" Vertrag auf dem Papier bedeutet, und daß er bloß auf dem Papier bleibe, hat man in Holland schon mit dem Concordat vom Jahre 1827 zu prakticiren verstanden, in einer Weise, welche Punkt für Punkt an den Feuerbachischen Concordats-Sturm in Bayern erinnert. In Allem und Jedem kommt im Niederlande, wie gesagt, doch Alles auf den Ausfall der Kammerwahlen an, und daher die Wichtigkeit der genannten geheimen Associationen. Wie von ihnen influenzirte Kammer-Majoritäten gegen ein künftiges Concordat sich verhalten werden, zeigt in diesem Augenblicke der Luxemburgische Landtag; er erklärt in der Antwort auf die Thronrede offen: daß er bezüglich der „wesentlichsten Bedingungen dieses wichtigen Vertrags" bei dem frühern Verfahren, das die Kirche tyrannisirte und den Bischof Laurent verbannte, beharren werde, und bezeichnet die gegentheiligen Bestrebungen unter dem Klerus als „Frechheit ohne Zügel und ohne Gränzen."

Schon im achten Bande dieser Blätter hat ein Correspondent derselben eine Schilderung der holländischen kirchlich-politischen Zustände zu geben begonnen, während gleichzeitig aus Belgien eine Reihe von Briefen über den nämlichen Gegenstand von ausgezeichneter Feder erschienen. Ich kenne den Grund nicht, warum es bei jenem schon mit dem ersten Briefe zum Abschluß gekommen ist, da gerade damals, beim Regie-

rungsantritt des Oraniers Wilhelm II., eine bedeutende Krisis eintrat, es also jedenfalls an höchst interessantem Stoffe nicht fehlte. Doch glaube ich, daß es auch jetzt am Platze ist, den Winken des Herrn van Hoogstraten zufolge, auf den holländischen Protestantismus, zumal in das Getriebe der geheimen protestantischen Gesellschaften, einen Blick zu werfen; es dürfte in unseren Tagen dieß überhaupt von nicht geringem Nutzen seyn. Ich schließe mich bei diesen Betrachtungen an zwei kleine in Amsterdam herausgegebene Broschüren an, wovon die eine schon im Jahre 1849, und zwar bei dem hohen Interesse, das sie erweckte, bald in der dritten Auflage, die andere in diesem Jahre erschienen ist*). Auf sie möchte ich die Leser dieser Blätter zur vollständigen Orientirung verweisen. Ihr Verfasser ist der Redakteur des angesehenen Amsterdamer Journals „de Tyd".

Die erste Broschüre gibt einen kurzen Ueberblick über die religiöse Geschichte der Niederlande seit der Emancipation der zwei Jahrhunderte lang unter dem schwersten Drucke seufzenden Katholiken im Jahre 1798. Diese Emancipation war freilich nur ein Ausfluß der Revolution, und hatte als solche im Sinne der Geber keine andere Bedeutung, als daß von nun an keine Religion mehr Geltung haben sollte, als der Cultus der Göttin der Vernunft. Katholiken und Protestanten waren daher durch jenen Akt allerdings auf gleiche Stufe gestellt, nämlich auf die gleicher Unterdrückung von den Zöchtlingen der Revolution. Sobald aber der Freiheitsschwindel vorüber und unser lieber Herr-Gott in seine alten Rechte hineindecretirt war, begannen auch die niederländischen Pro-

*) Der Titel der ersten Broschüre lautet: Memoire sur la situation des Catholiques dans les Pais-Bas depuis l'émancipation en 1798 jusqu'à nos jour par Cramer. Amsterdam 1849. Die andere ist betitelt: Memoire sur les Sociétés secrètes protestantes dans les Pais-Bas par Cramer. Amst. 1852.

testanten sogleich wieder nach der verlornen „Suprematie“ zu begehren, und nach ihrem Wunsche mußte sich „eine Reaktion geltend machen, welche, wenn nicht die beschworenen Rechte vernichten, doch wenigstens den Umfang derselben mehr und mehr einschränken und überhaupt ihre Realisirung verhindern sollte, damit das alte Uebergewicht in seinem ehemaligen Glanze wieder gewonnen werde“. Und so geschah es auch; man ließ „die Rechte“ auf dem Papiere stehen und that in der Praxis, was man wollte, d. h. man ließ den Haß gewähren gegen die armen schutzlosen Katholiken. So waren denn im ersten Decennium dieses Jahrhunderts die Katholiken, Frauen und Mädchen, noch gezwungen, mit einem Buch in Form der Bibel oder eines protestantischen Gesangbuches, und in der Tracht der Protestanten, namentlich mit einem Fächer in der Hand, in die Kirche zu gehen, wenn sie sich nicht den rohesten Insulten auf offener Straße aussetzen wollten.

Und welche Kirchen waren das! Die Constitution von 1798 bestimmte unter Anderm, „daß alle religiösen Gebäude und Presbyterien der ehemals herrschenden Kirche, in so weit sie nicht eigens bezahltes und gesetzlich erworbenes Eigenthum der Gemeinden wären, den Localadministrationen zur Verfügung gestellt werden sollten, um sie den verschiedenen Confessionen nach dem Rechte des Eigenthums und des Besitzes zuzutheilen, und zwar innerhalb sechs Monaten nach der Annahme der Constitution“. Nun hatten sich aber die Protestanten aller Kirchen, religiösen Gebäude und Presbyterien der Katholiken seit der Reformation bemächtigt, und diese bestanden daher ganz natürlich mit größtem Eifer auf der Ausführung jenes Artikels. Aber die sechs Monate verflossen unter Verhandlungen und Chikanen, und alles, was die Katholiken innerhalb derselben erreichen konnten, war die Rückgabe einer einzigen Kirche im kleinen Städtchen Obdum. Die Sache verzögerte sich immer mehr troß der bittern Beschwerden der Katholiken, und als im Jahre 1801 eine

neue Constitution kam, brachte sie in dieser Beziehung den kleinen Artikel (15): „Jede Confession soll im Besitze dessen, was sie am Anfange dieses Jahrhunderts besaß, erhalten werden". Damit war denn den Katholiken der Mund gestopft, und sie konnten wieder in jene famosen Kirchen von vorher gehen, welche, sollten sie besucht werden dürfen, den äußern Anschein und den Schild eines Wirthshauses haben mußten, wie sie auch nicht etwa die Namen ihrer Heiligen trugen, sondern, aus Furcht vor den Protestanten, mit den Titeln: zum Posthorn, zum Papagay, zum Täubchen, zum Kreideberg u. s. f., bezeichnet wurden. Fast unglaublich, jedoch buchstäblich wahr! So weit hatte es die Partei der „protestantischen Suprematie" schon wieder gebracht.

Aber hiemit begnügte sie sich noch lange nicht. Es kam ihr vor Allem darauf an, das Unterrichtswesen ganz in die Hände zu bekommen, wie ja auch bei uns die revolutionäre Partei, um die positive Religion zu verderben, es dahin zu bringen suchte, die Schule von der Kirche zu trennen und sogenannte Communalschulen einzurichten. Es bildete sich zu diesem Zwecke eine förmliche Gesellschaft unter dem Namen „Tot nut van t'Allgemen" (zu Nutz des öffentlichen Wohls), die weit im Lande verbreitet war, mehrere tausend Mitglieder zählte, und zum Zwecke hatte: „die Bildung des socialen Menschen fern von jeder religiösen Lehre." Die ganze erziehende Wirksamkeit dieser Gesellschaft war auf den Deismus gegründet. Sie hatte großen Einfluß; eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder begleitete eine hohe Charge im Ministerium des Innern, und von diesem Manne ging jenes noch jetzt auf den Katholiken lastende Elementar-Unterrichtsgesetz aus, nach welchem der Unterricht folgendermaßen organisirt ward: Das ganze Schulwesen steht unter der Leitung eines dem Ministerium des Innern beigegebenen Inspektors; von ihm hängt die Ernennung der Provinzialräthe ab, welche die Schulen ihrer Provinz zu überwachen, und vor denen namentlich die Schuladspi-

ranten ihr erstes Examen, die Fähigkeitsprüfung, abzulegen haben; in jeder größern Stadt sind Localcommissionen aufgestellt unter der Oberaufsicht der Provinzialräthe; die Mitglieder dieser Commissionen haben die Schulen ihrer Gemeinden zu besuchen, und die jungen, von den Provinzialräthen bereits zugelassenen Schuladspiranten letztlich zu prüfen, welche jedoch vor ihrer Anstellung noch ein Concursexamen zu bestehen haben.

Bei dieser Centralisation ist das ganze Unterrichtswesen in die Hände Eines Mannes gegeben, der natürlich den Stand der Dinge aufrecht erhält, wie er bereits ist, und zu Provinzialräthen nur seine Religionsgenossen ernennt. Die Localcommissionen ergänzen sich aus ihrer Mitte und sind, mit nur ganz geringen Ausnahmen, ausschließlich aus Protestanten zusammengesetzt. Dadurch wird es katholischen Adspiranten fast zur Unmöglichkeit gemacht, Lehrer zu werden, und die auf diese Weise endlich angestellten Lehrer müssen sich fügsam zeigen in allen Dingen, namentlich aber in der Einführung von Schulbüchern, welche aus der Fabrik der obengenannten Gesellschaft hervorgegangen und dem Katholizismus nichts weniger als hold sind — grasse Uebelstände, wie sie selbst die kgl. Verordnung vom Jahre 1842 ausdrücklich anerkannt hat. Was aber den academischen Unterricht betrifft, so war dieser, mit ein paar nichtsbedeutenden Ausnahmen, ohnehin schon ganz in den Händen der Protestanten; protestantische Theologie wurde auf Staatskosten reichlichst gelehrt, für irgend einen katholischen Katheder dagegen geschah gar nichts, trotz aller „Gleichheit der Confessionen vor dem Gesetze".

So hat also die Emancipation nicht den geringsten Einfluß auf die Verbesserung der Lage der Katholiken ausgeübt; es blieb nach wie vor beim alten Druck und Haß. Nur eine Zeit lang leuchtete in diese Nacht ein freundlicherer Stern, es war die Regierung Ludwig Napoleons. Sie ging aber schnell vorüber, für die holländischen Katholiken wahrhaft wie ein

leuchtendes Meteor, und als im Jahr 1814 mit Wilhelm I. das Haus Oranien wieder zum Throne gelangte, „mußte der regierende Fürst die reformirte Religion bekennen“, nach Artikel 133 der Constitution vom Jahre 1814. Schon erhob auch die alte fanatische Partei wieder ihr Haupt und trug ihre Hoffnung offen zur Schau, die Katholiken abermals in den Zustand des Helotismus von früher zurückzudrängen, als die Verschmelzung der nördlichen und südlichen Provinzen der Niederlande durch den Congreß von Wien eine Revision der Constitution nothwendig machte, wobei denn auch Gewissens-Freiheit und Gleichberechtigung der Confessionen garantirt wurde. Aber: ein Gesetz schreiben, ist Nichts, es durchführen, ist Alles. Durch jene Vereinigung der Niederlande hatte die alte hartprotestantische Partei nur ein größeres Terrain gewonnen, über welches sie ihre Absichten und Ansichten zu verbreiten suchte. Das Vorspiel dazu begann, als der Herzog von Broglie, Bischof von Gand, sich weigerte, den Eid auf die Constitution ohne allen Vorbehalt zu schwören. Man drohte und schmeichelte vergebens, der Herzog von Broglie mußte das Land quittiren; aber nicht genug, man mußte den Katholiken bei dieser Gelegenheit ein recht abschreckendes Beispiel geben! und er wurde zwischen zwei Dieben in effigie am Schandpfahl ausgestellt.

Nach solchem Anfang konnte man sich auf Alles gefaßt machen. Und es kam auch Schlag auf Schlag! Die Bisthümer blieben verwaist; vier Millionen Katholiken in den südlichen Provinzen, 800,000 in den nördlichen hatten nur Einen Prälaten, den Erzbischof von Malines. Die Priester mußten im Auslande geweiht werden. Die Seminarien zur Erziehung des Klerus, welche an die Stelle der von den Franzosen aufgehobenen Universität getreten waren, wurden geschlossen, und die philosophischen Collegien unter der unmittelbaren Leitung der Regierung ersetzten sie. Der niedere Schulunterricht blieb der nämliche, wie wir ihn früher geschildert, nur daß nun-

mehr die protestantischen Lehrer auch noch die südlichen Provinzen überschwemmten. Alle Aemter waren in protestantischen Händen, „weil die Belgier, und vorab die Katholiken, zu Aemtern und öffentlichen Stellen untauglich seien.“ Auch auf die Sprache erstreckte sich diese Wirksamkeit, indem die holländische gewaltsam als officielle Sprache auch in den mittäglichen Provinzen eingeführt wurde.

Dieß waren die Verhältnisse und die Lage der Katholiken, als im Jahre 1830 die belgischen Niederländer sich losrissen. Kein Wunder; vergeblich hatte eine starke Opposition stets warnend darauf hingewiesen, daß man endlich einmal aufhören möchte, verbriefte und schwurheilige Rechte zu verletzen, umsonst hatten die südlichen Provinzen in einer Sündfluth von Bittschriften ihre Mißstimmung kund gegeben, umsonst hatte der Klerus seine achtungsvollen, aber ernsten Vorstellungen eingereicht: die Regierung, oder vielmehr die sie leitende Partei, war blind, und so brach das Unvermeidliche los. Die Lage der Katholiken in den nördlichen Provinzen wurde aber durch die Lostrennung der katholischen Belgier nicht nur nicht gebessert, obwohl auch sie auf dem gesetzlichen Wege des Petitionsrechtes ihre Klagen der Regierung kund gaben, im Gegentheil, sie brachten dadurch nur das Regiment gegen sich auf. Man fand Mittel alle Bittsteller ausfindig zu machen, um sie ihre „Unzufriedenheit“ entgelten zu lassen, und als endlich auch der hohe Klerus mit seinen Beschwerden sich an den König wandte, war es kurz vor seiner Abdankung.

Wilhelm II. ließ bei seinem Regierungsantritte die Katholiken wieder neu aufathmen. Man kannte ihn als einen billigen, edeldenkenden Charakter, der alle seine Unterthanen mit gleicher Liebe umfaßte. Er mußte auch wissen, wie die zelotische Suprematie-Partei seinem Vater, dem zuvor angebeteten „Vader Willem“, mitgespielt, als er zuletzt Miene machte, den ersten Schritt ohne ihre Erlaubniß zu thun. Die Katholiken dagegen hatten stets, trotz des himmelschreienden Druckes,

unter dem sie seufzten, eine über allen Tadel erhabene Haltung beobachtet. Wilhelm II. selbst äußerte nachher auch mehrmals gegen seine Minister: in Betreff der Treue könne er nur auf seine Armee und auf seine katholischen Unterthanen mit völligem Vertrauen rechnen. Er hatte gleich bei seinem Regierungsantritt (am 12. Novbr. 1840) eine gemischte Commission zu Untersuchung der katholischen Beschwerden ernannt, welche denn auch schon am 19. Januar 1841 Bericht erstattete, und am 2. Januar 1842 erschien ein königlicher Erlaß, der allen diesen Beschwerden ihr Ende versprechen sollte. Da fürchtete aber die alte zelotisch-protestantische Partei, daß ihr Stündlein schlagen werde, und sie bot alle Mittel auf, das Unheil abzuwenden. Dieser Angst mag es zuzuschreiben seyn, daß sie mit Hintansetzung jeder Umsicht und Klugheit ihren Katholikenhaß und ihre Absichten offen darlegte. Ein alter Professor zu Leyden mußte ihr seine Stimme leihen. Seine Anschuldigungen und Verdächtigungen sind bekannt; wir haben dergleichen bei uns fast wörtlich bis zum Ekel und Ueberdruß hören müssen. Sie hatten in den Niederlanden das Gute, daß eine Reihe von Männern Seitens der Katholiken mit Energie auftrat und die Verläumdungen siegreich zu Boden schlug, indem sie der Wuth, dem Fanatismus, der Verzweiflung und Lügenhaftigkeit der Gegner, Ruhe, religiöse Würde, Unparteilichkeit und die unwiderstehliche Gewalt des guten Rechtes und der gesunden Vernunft entgegensetzten.

Der königliche Erlaß vom 2. Januar 1842 anerkannte, daß die Rechte der Katholiken verletzt worden, er gestand insbesondere zu, daß die Katholiken in Betreff des Unterrichtswesens unterdrückt worden, und ihre Beschwerden überhaupt gerecht seien. Man hätte nun erwarten sollen, daß Anordnungen gegen die Verewigung solcher schmählichen Zustände getroffen würden. Aber alles scheiterte an dem Widerstande der Kammer-Majorität. Nur auf dem Wege der Administration vermochte das

Ministerium die Bande etwas zu lockern, welche das protestantische Monopol namentlich um das Unterrichtswesen geschnürt hatte; das Princip der freien Schule ward von der protestantischen Majorität mit Entsetzen zurückgewiesen! So hatte also bald die alte Partei der Fanatiker den Sieg über den guten Willen des Königs davon getragen, weil sie der Zahl nach stärker war, als die, welche um ihr gutes Recht Bitte stellten.

Bald jedoch wurde die Wuth der Partei auf's Neue rege, als öffentliche Blätter meldeten, daß der König entschlossen sei, endlich einmal das im Jahre 1827 mit Rom vereinbarte Concordat zu vollziehen, und daß der niederländische Gesandte zu Rom bereits Instructionen in diesem Sinne erhalten habe. Sogleich setzte sich die ganze Geheimbündlerei in Bewegung; sie scheute kein Mittel, die Sache zu hintertreiben, und ging bis zur Drohung mit allgemeinem Aufstande. Selbst der Pöbel auf den Straßen sang Aufruhrlieder. Schon beim Wiener Congreß war nämlich von einem Concordate die Rede gewesen, welches als ein integrirender Theil dem Grundgesetze eingefügt werden sollte. Dazu hatte sich Wilhelm I. ausdrücklich verpflichtet. Aber nachdem die Constitution einmal gegeben war, hörte man nichts mehr davon. Es verflossen viele Jahre, bis endlich der Graf von Celles ein Concordat zu Stande brachte, welches im Jahre 1827 abgeschlossen und ratifizirt wurde. So sehr die Katholiken sich darauf freuten, endlich einmal ihre Angelegenheiten geregelt zu sehen, so ließ die Ausführung des Concordates doch lange Zeit auf sich warten, „weil der König an diesem mit Rom abgeschlossenen Akte ganz und gar kein Gefallen hatte", wie man öffentlich zu erklären sich nicht schämte. Nur so viel versprach der König bei der Eröffnung der Generalstaaten im Jahre 1828, „daß man nach und nach (peu-à-peu) ganz sachte (tout doucement) an der Ausführung des Concordates arbeiten werde". Und so ist es denn auch gekommen, daß

Wilhelm II. im Jahre 1840 noch sehr wenig davon ausgeführt fand. Er schickte deßhalb einen Gesandten an den römischen Stuhl und ließ dort Eröffnungen über die Art und Weise der Ausführung machen. Da brach aber der Sturm los: „die Niederlande seien protestantisch, die Regierung sei protestantisch, der König protestantisch, darum müsse der gegenwärtige Stand der Dinge aufrecht erhalten werden; die Manen der Voreltern würden aus den Gräbern steigen, um zu weinen und zu klagen über die entarteten Enkel, wenn sich der König unterfinge das Verbrechen zu begehen, mit dem römischen Hofe wegen der Organisation der katholischen Kirche sich in Unterhandlungen einzulassen; dem Könige und nicht dem Papst stünde das Recht zu, die Verwaltung der katholischen Kirche zu regeln, und wenn die Episcopalordnung einen Theil dieser Kirche ausmache, so hätte der König sie einzurichten". Andere wären mit der Organisation wohl zufrieden gewesen, nur sollte sie ohne den Papst vorgenommen werden. Doch dieß waren noch die gemäßigten Parteien! Die tollsten ließen nur die Worte: Nieder mit Concordat, Papst, Bischöfen und Orden! ꝛc. ꝛc. hören. Und sie erreichten ihren Zweck. Mgr. Capaccini wurde von Gregor XVI. in den Haag geschickt und kam mit dem König überein, daß die Ausführung des Concordates vorderhand noch unterbleiben möge. So währte denn der alte Zustand, wie er vorher gewesen; die Katholiken leben in unerträglich gedrückten Verhältnissen, so daß selbst die jansenistischen Sektirer noch besser daran sind, als sie. Denn diese haben ihre Bischöfe zu Utrecht, Amsterdam und im Haag, während die Katholiken nur apostolische Vikare von Breda, Herzogenbusch, Limburg und den Vicesuperior der holländischen Mission haben, welche zugleich Bischöfe in partibus inf. und Weihbischöfe sind, so daß doch Priester geweiht werden und das Volk das Sakrament der Firmung erhalten kann.

Nach all Diesem wird man aber mit Recht fragen, wie

es möglich ist, daß in einem constitutionellen Lande eine anerkannte Kirche so unterdrückt werden kann, zumal unter einem Könige, der es wohl und ehrlich meinte? Die Sache läßt sich nur aus zwei Umständen erklären, oder vielmehr nur aus Einem Umstande: der Macht der protestantischen geheimen Gesellschaften, welchen es gelungen ist, unter der Regierung Wilhelm I. einen Beamtenstand aus ihrer Mitte aufzustellen, gegen welchen nur die nachhaltigste Energie eines Monarchen etwas vermöchte. Bevor ich Sie daher in das Getriebe jener Gesellschaften einführe, erlauben Sie mir einige statistischen Notizen über das Verhältniß der Zahl der Katholiken und der Protestanten zu der Beamtenschaft aus den beider Confessionen. Eine katholische Zeitung von Amsterdam, „die Zeit", hat sich die Mühe genommen, alle Beamten und Angestellten nach ihren Confessionen zusammenzustellen. Die Resultate möchten nicht ohne Interesse auch für uns seyn. Die Zahl der Katholiken in den Niederlanden verhält sich zur Gesammtbevölkerung wie 2 zu 5. Im Staatsrath und bei der Volksvertretung zählen die Katholiken aber 27 auf 176 Mitglieder, also im Verhältniß wie 2 zu 11. In den verschiedenen Ministerien kommen auf 178 Beamtete bloß 41 Katholiken, am höchsten Gerichtshof und in anderen Staatscollegien auf 98 Mitglieder 8 Katholiken, bei gelehrten Corporationen auf 161 Titulare 8 Katholiken, in der Armee auf 130 Oberoffiziere 16 Katholiken, in der Marine auf 605 Offiziere 28 Katholiken ꝛc., überhaupt auf 1818 königl. Beamte bloß 132 Katholiken, also ein Verhältniß von 2 zu 25 anstatt 10 zu 25. Ein ähnliches Verhältniß findet in den Provinzen statt. Hier kommen auf 3434 Beamte 402 Katholiken. Am auffallendsten dürfte aber die Scheidung der Volksschullehrer nach beiden Confessionen seyn, welche sich so gestaltet, daß auf 501 Protestanten bloß 82 katholische Schullehrer kommen, während das richtige Verhältniß wäre: 379 Protestanten und 204 Katholiken! Aerger noch als im Mutterlande ist es in den

holländischen Colonien. Während nämlich die Bevölkerung auf den drei Inseln Curaçao, Aruba und Bonaire aus 17,570 Katholiken, 2340 Protestanten und 1001 Juden besteht, gibt es dort nur 13 katholische, 13 israelitische und 166 protestantische Beamte, so daß 77 Juden Einen, 1352 Katholiken ebenfalls nur Einen Beamten ihrer Confession zählen, von den Protestanten aber auf 14 Personen schon ein Beamter kommt!

Bei einem so unverhältnißmäßigen Uebergewicht protestantischer Beamten ist es aber erklärlich, daß keine Beschwerde, auch nicht die gerechteste, durchzudringen vermag, zumal wenn von Seite der Regierung das Prinzip „der Majorität" als Entscheidungsgrund angenommen wird. Man macht den Katholiken den Vorwurf, daß sie unfähig zu Beamtungen seien, während man ihnen unter Strafe bis zur Güterconfiskation den Besuch fremder Universitäten verbietet, die Benützung der eigenen Universitäten aber fast unmöglich macht, wie ihnen denn bis auf die Revolutionszeit, bei drei- bis vierfachen Steuern, aller wissenschaftliche Unterricht abgeschnitten und der Zutritt zu öffentlichen Aemtern gesetzlich versagt war. Dazu kommt noch die Aussicht, daß kein Katholik Hoffnung auf eine schnelle Beförderung sich machen kann, es sei denn, daß er seinen Glauben aufopfert! Obgleich die Freiheit des Cultus anerkannt ist, gibt doch die Regierung für die Bildung der katholischen Theologen keinen Pfennig her, während die Professoren der protestantischen Theologie vom Staate ernannt und besoldet werden! Klingt bei dieser Lage der Dinge jener Vorwurf der Unfähigkeit nicht wie unerträglicher Hohn? Doch es dürfte nun an der Zeit seyn, das geheime Triebwerk, aus welchem diese Zustände und ihre Fortdauer erklärlich sind, näher zu beschauen. Ich meine die geheimen protestantischen Gesellschaften.

Schon seit längerer Zeit geben die katholischen Journale in den Niederlanden Nachricht über das Bestehen geheimer

protestantischer Gesellschaften, welche der Zahl ihrer Mitglieder und der Stellung ihrer Anführer nach die gegründetsten Besorgnisse rege machen, nicht so fast für den Katholizismus oder die Katholiken, als vielmehr für das politische Wohl des ganzen Landes selbst. Denn wenn sie auch vorzugsweise einen sogenannten religiösen Zweck verfolgen, so ist doch ihre ausgesprochene Absicht bei weitem mehr politischer Natur, als religiöser. Der letzte Zweck der meisten dieser Gesellschaften verhält sich zum Staatsgrundgesetz, zumal zu dem vom Jahre 1848, durchgehends und principiell negativ; nur durch den Sturz der Verfassung vermöchten sie zu erreichen, was sie sich unumwunden zum Ziele gemacht. Sie wollen nicht mehr und nicht minder, als: „das zeitliche Wohl und die materiellen Interessen der Protestanten heben zum Verderben der Ultramontanen.“ Das oben citirte Büchlein von Cramer gibt uns Nachricht über das Bestehen von fünf solcher Gesellschaften, deren Thun und Treiben, weil sie ihr Wesen im Geheimen auswirken, nur sehr wenig oder gar nicht bekannt wäre, wenn nicht sogar einige redlichen Protestanten der Abscheu dazu vermocht hätte, dem Verfasser und katholischen Journalen selbst einige Documente, größtentheils Jahresberichte solcher Gesellschaften, zuzustellen. Zum Voraus verdient bemerkt zu werden, daß diese Geheimbünde ursprünglich aus protestantischen Predigern zusammengesetzt waren, welche den Verlust ihrer Gefälle noch mehr fürchteten, als den Fortschritt des Katholicismus, aus rationalistischen Pfaffen ohne Glauben und Gesetz, wie man denn auch in den protestantischen Kirchen von Christus fast nur in nichtssagenden Redensarten sprechen hört, womit jedoch nicht gesagt seyn soll, daß nicht der gemeinschaftliche Haß gegen die Kirche auch Schaaren von Orthodoxen, Prediger und Laien, in die geheimen Bündnisse ziehe. Aus der großen Masse der religiösen und nicht weniger politischen Anhänger des ausgeprägtesten Liberalismus haben jedoch gerade die eifrigsten Mitglieder

und Apostel der protestantischen geheimen Gesellschaften sich recrutirt, und zugleich auch eine große Anzahl hochstehender Personen gewonnen. Dabei sind die Freimaurerlogen, welche gleiche Zwecke verfolgen, und größtentheils aus Protestanten, vielen Juden, aber, Gott sei Dank! nur sehr wenigen gottvergessenen Katholiken bestehen — noch gar nicht eingerechnet.

Im benachbarten Belgien ist der freimaurerische Geheimbund bereits zu solcher politischen Macht herangewachsen, daß die Logen noch mehr, als die Kammermajoritäten Einfluß auf die Constituirung der Ministerien zu haben scheinen. Es soll namentlich das Veto der Logen gewesen seyn, was in diesen Tagen die „gemäßigt-liberale" Combination Brouckère anfänglich scheitern machte, indem ihr Candidat Piercot, der präsumtive Minister des Innern, den gegründeten Klagen der Katholiken alle und jede Concession verweigerte, ganz im Sinne des abgetretenen Ministeriums Frère Orban, dessen Hauptträger im Club erst jüngst noch geäußert haben soll, man müsse die Katholiken zertreten (écraser). Auch sollen die Logen bereits eigene Proscriptionslisten über eine große Zahl von Beamten angefertigt haben, deren Absetzung sie von einem neuen Ministerium als conditio sine qua non begehren. Piercot ist nun wirklich Minister des Innern, gedankt sei es den Logen und der englischen Allianz! Wenn aber die Maurerei in Belgien, wo doch das Land fast ganz katholisch, die Kammer fast zur Hälfte katholisch-gesinnt ist, und zu allem Dem von Louis Napoleon die größte Gefahr droht, schon mit solchem Uebermuthe gegen die alte Kirche auftritt, so ist leicht zu ermessen, wie furchtbare Feinde der Katholicismus an den holländischen Logen hat.

Es existirt, außer den bereits genannten, noch eine ziemliche Zahl von solchen geheimen Gesellschaften; da jedoch über ihr Treiben nichts Sicheres an den Tag gekommen ist, so soll von ihnen, z. B. vom „Anti-Jesuiten-Club" *), von

*) Nach andern Quellen soll derselbe auch den Namen: „Orden der

der Gesellschaft „Habt Acht" (Veillons), von der „Commission zur gegenseitigen Hülfe" (Commission de l'Action mutuelle), nicht weiter die Rede seyn. Die gefährlichste von allen aber ist die Gesellschaft „Phylacterion". Um von ihrem Charakter einen Begriff zu geben, mögen folgende Satzungen hier stehen, zu welchen die Mitglieder sich verbindlich machen:

1) Ohne Noth niemals einen andern als protestantischen Dienstboten zu nehmen.

2) Den Protestanten durch Zuwendung der Arbeit, Anstellung u. s. w. allen pecuniären Vortheil und Einfluß zu gewähren, soweit Ehre und Gewissen zuläßt!

3) Niemals mit Katholiken Heirathen einzugehen.

4) Die Protestanten in allen Verhältnissen zu begünstigen, durch Aemter, Funktionen und Aufträge, soweit nicht specielle Verbindlichkeiten entgegen stehen.

5) Gegenseitig brüderlicher Liebe zu pflegen.

6) Zur Aufrechthaltung der Gesellschaft einen Gulden Eintrittsgeld für immer, und als Wochenbeitrag zwei Cents, oder ein für allemal 25 Gulden beizutragen.

7) Das Geheimniß über die Organisation und die Erkennungszeichen der Gesellschaft, sowie die Namen der Mitglieder gegen alle die zu verschweigen, die nicht zur Gesellschaft gehören, den Fall ausgenommen, daß die Mitglieder mit der Veröffentlichung einverstanden sind.

Um das Letztere zu verstehen, muß man wissen, daß diese Gesellschaft eine vollständige Chiffer-Sprache hat, deren Schlüssel Cramer in seinem Büchlein veröffentlicht. Um aber einen Begriff zu geben, in welcher Weise die Gesellschaft

---

antijesuitischen Brüder" tragen, und das Central-Bureau aller geheimen Gesellschaften im Haag seyn.

„Phylacterion" ihren Zweck zu erreichen sucht, mögen hier einige Daten stehen. Die Gesellschaft hat in mehreren Städten des Königreichs Listen aufgelegt, in welchen die Namen aller Kaufleute und Krämer eingezeichnet sind, mit Bezeichnung ihrer Religion. Diese Listen dienen dazu, die Mitglieder zu verwahren, ihr Brod oder Fleisch nicht zufällig bei einem Katholiken zu kaufen. In ähnlicher Weise schickte die Gesellschaft bei dem Tode eines ausgezeichneten Arztes, der Katholik war und das Vertrauen vieler Protestanten besaß, Umlaufschreiben herum, um die Mitglieder zu ermahnen, nur protestantische Aerzte, und vorzugsweise Mitglieder der Gesellschaft anzunehmen. Gerade so war es andern katholischen Aerzten und auch Advokaten noch bei Lebzeiten ergangen, und ebenso übt der Bund seine Tendenz bei den Wahlen aus, um jeden Katholiken aus der Kammer zu verdrängen.

Die Gesellschaft entstand im Jahre 1841, zur Zeit also, wo nach der Thronbesteigung Wilhelms II. die Protestanten einigermaßen in Sorge und Angst geriethen, wie wir oben gesehen haben. Bis zum Jahre 1848 wußte sie ihr Bestehen zu verbergen, wo endlich ein sehr geachteter Mann der „Zeit" einen Brief mittheilte, der hievon Kunde gab. Dieser Brief war von einem Prediger zu Amsterdam geschrieben und besagte: „daß schon im Jahre 1841 mehrere Diener „„unserer"" reformirten Kirche den Gedanken gefaßt hätten, eine innigere Verbrüderung unter den Protestanten herbeizuführen." Kaum war der Plan gemacht, als auch die Sache schon einen günstigen Verlauf nahm, und der kleine Kreis bald zu einer großen Gesellschaft anwuchs, der man den Namen „Phylacterion" gab. Die ersten Mitglieder der Gesellschaft hatten es nicht für nothwendig erachtet, sich unmittelbar zu erkennen zu geben; man fühlte aber das Bedürfniß nach charakteristischen Zeichen, an welchen die Mitglieder sich erkennen, sich verstehen und einander schreiben könnten. Daher

jene geheimen Chiffern. So arbeiteten nun die Mitglieder im Stillen, fanden bald überall warme und thätige Sympathien, ihre Zahl wuchs reißend, und man zählte bald über 2000 Verbündete. Diese reißende Zunahme veranlaßte das General-Comitee, alle Protestanten der Niederlande zum Beitritt einzuladen; man wandte sich namentlich an alle Prediger, und setzte ihnen mit Freimüthigkeit den Zweck auseinander, sowie die anzuwendenden Mittel: „Phylacterion ist eine protestantische Gesellschaft, und hat als Zweck, das materielle und moralische Wohl der Protestanten zum Verderben der Ultramontanen zu sichern.“ Wie hier in dem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben der Zweck dieser Gesellschaft ausgesprochen ist, so wurde er noch mehrmals ungescheut theils in Broschüren, theils in öffentlichen Blättern an den Tag gelegt. So heißt es in einem Aufsatze, wo der Verfasser sich selbst fragt, was denn der Zweck dieser Vereine sei? er sei: „das moralische und materielle Wohl der Protestanten zu mehren und schirmen, die Freiheit des Geistes mit aller Anstrengung aufrecht zu erhalten, die Nächstenliebe unter ihnen zu wecken, alle protestantischen Gemeinschaften unter sich zu vereinen, die Protestanten gegen die heimtückischen Nachstellungen ihrer Feinde zu schützen.“ Doch, es würde zu weit führen, wollte ich alle die Redereien anführen, welche, voll des nacktesten Hasses und der empörendsten Verdächtigungen der Katholiken, ergingen, um die Protestanten zu bewegen, in die Gesellschaft einzutreten, die sogar offen und unverblümt den Katholiken in's Gesicht sagen, wie dieß z. B. das protestantische Parteiblatt, „die Fackel“, thut: „Katholische Mitbürger, nicht gegen euch und eure Religion sind wir auf unserer Hut, sondern gegen eure Priester, welche über die Gewissen herrschen und über alle Dinge befehlen wollen. Nicht Haß ist in unsern Herzen, das sei fern; wir bekämpfen nur eure Priester, deren größter Theil dem Orden der Jesuiten angehört, und man

weiß es, dieser Orden hat auf sein Panier die verbrecherische Devise geschrieben: der Zweck heiligt die Mittel."

So und ähnlich lauten die Vorwürfe und die Gründe, warum man die Katholiken verfolgen müsse. Eines nur muß hier noch angeführt werden, in welcher Weise nämlich diese Gesellschaft den Zweck und die Bedeutung „der inneren Mission" auffaßt. Ein Mitglied und Vertheidiger des „Phylacterion" schrieb drei Briefe, worin er in jenem Betreff, nachdem er eine Parallele zwischen den katholischen und protestantischen Kaufleuten und Handwerkern gezogen, welche bezüglich der Geschicklichkeit, der Zufriedenheit mit kleinem Verdienst, des Unternehmungsgeistes und Eifers im Geschäfte bedeutend zum Vortheile der Katholiken ausgefallen ist, folgendermaßen fortfährt: „All dieß muß anders werden; unsere Bürgerschaft muß die katholische in jeder Beziehung übertreffen." Dabei kommt er sofort auf die „innere Mission, die von dem Phylacterion so gut gehandhabt wird, deren einziger Zweck der Triumph der protestantischen Kirche ist, welche aber zum Ausgangspunkt die sorgfältigste Ueberwachung der materiellen Interessen hat", was die Gesellschaft „durch ihren Rath, ihre Warnungen, und den Schutz, den sie gewährt" — zu erreichen sucht. „Denn wenn es in der That Worte gibt, welche ein gelehriges und aufmerksames Herz finden, so sind es diejenigen, die aus dem Munde eines Wohlthäters kommen." So erweist sich dieses Phylacterion klar und deutlich als eine Gesellschaft, welche durch Geldvorschüsse und Unterstützungen die Protestanten nöthigt, sich mit ihr zu vereinigen, und dann viribus unitis zuerst die katholischen Priester, die „Jesuiten", und zuletzt den katholischen Glauben zu vernichten strebt, indem man die Katholiken materiell zu Grunde richtet.

Eine zweite Gesellschaft ist die „Unitas", gegründet von Protestanten, deren Mehrheit der Beamtenwelt und dem

Großhandelstand angehört. Sie hat ebenfalls den Zweck, „den Protestantismus durch materielle Gewalt aufrecht zu erhalten.“ Sie unterstützt bloß Protestanten, und jedes Mitglied zahlt jährlich sechs Gulden. Im Jahresberichte vom 19. Juni 1851 sagt der Präsident Timmers-Verhoeven: „Wenn die geheimen Gesellschaften sich waffnen, so geschieht es zu Gunsten jener kostbaren Freiheit, welche das Recht der freien Forschung nach Gutdünken heiligt, welche nach eigener Ueberzeugung handeln, seine Religion einen Jeden bekennen, und nach dem Zeugnisse seines Gewissens thun läßt, welche einem Jeden, sobald es sich um die heilige Sache der Religion handelt, irgend einer menschlichen Gewalt sich zu unterwerfen verbietet.“ Ueber das Verhältniß dieser Gesellschaft zum „Phylacterion“ sagt derselbe Präsident: „Wir unsererseits haben dem Centralcomitee des Phylacterion die Versicherung unserer Sympathien und den heißen Wunsch ausgedrückt, mit ihm zusammenzuwirken, vorzugsweise in jenen Angelegenheiten von Wichtigkeit, zur Vertheidigung der geheiligten Interessen, deren Triumph der Zweck der beiden Gesellschaften ist.“ Was für Angelegenheiten das aber sind, haben wir aus dem Gebahren des „Phylacterion“ gesehen, und wir werden es aus dem Berichte über die Wirksamkeit der „Unitas“ sogleich ebenfalls herausfinden.

Die meisten Gemüsegärten in der Umgebung von Amsterdam und alle Tuchbleichen in der Nachbarschaft vom Haag sind zufällig seit unfürdenklichen Zeiten in den Händen der Katholiken. Von diesem Uebelstande hat die „Unitas“ Notiz genommen, um bei erster Gelegenheit eine von diesen Anstalten in ihre Hände zu bekommen, und sofort die Bleiche im Haag oder den Gemüsegarten bei Amsterdam Protestanten zur Besorgung zu übergeben, welche sie zur Erlernung ihrer Kunst auf eigene Kosten nach Paris geschickt hatte. In dieser und ähnlicher Weise gibt der Bericht Kunde, wie die „Unitas“ sich um alle Handwerke annimmt,

wie sie da, wo noch keine oder nur wenige Protestanten sind, wie z. B. in Nordbrabant *), ihren Leuten Anwesen als Metzger, Bäcker, Krämer oder sonst etwas ankauft, auch zu den übermäßigsten Preisen, und sie den Katholiken vor die Nase setzt. Doch nicht allein auf Protestanten hält die „Unitas" ihr Augenmerk gerichtet, sondern auch auf Katholiken, welche sie zu gewinnen hoffen darf. So berichtet der Sekretär des Bundes, daß der Gasthofbesitzer zum „Goldenen Löwen" in Leyden nahe daran war, in die Hände eines Katholiken zu fallen, wenn nicht einige vorsorglichen Mitglieder der „Unitas" sich gefunden hätten, die ihm die Mittel an die Hand gaben, sich wieder aufzurichten. Der Mann kommt aber doch nicht vorwärts wegen seiner zahlreichen Familie, die protestantisch ist, während er der römisch-katholischen Kirche angehört; da er deßhalb von den katholischen Priestern viel zu leiden hat, beschließt man: für dieses Jahr ihm seine rückständigen Zinsen und die fälligen Abzahlungen nachzusehen, und überhaupt diesen Mann nicht ohne Berücksichtigung zu lassen, denn ein Mensch, der nicht definitiv mit Rom gebrochen, sei immer noch in Gefahr, in das Extrem des Fanatismus zu verfallen, „und unser Schützling, wiewohl er nicht mehr an eine alleinseligmachende Kirche glaubt, hat doch die Charakterfestigkeit noch nicht gefunden, die Religion seiner Väter zu verlassen" u. s. w. Trotz Alldem scheint aber die „Unitas" schlechte Geschäfte zu machen, denn alle Berichte sind voll, „wie man für die Aufrechthaltung dieser Bäckerei 6000 Gulden über die angeschlagene Summe zahlen müsse, daß man für jene Bleiche neue Ausgaben habe, um sie wieder in Stand zu bringen" u. s. w. Weitere Andeutungen geben uns folgende Stellen im Berichte: Seite 20,

*) Für solche Ansiedelungen in dem ausschließlich katholischen Nordbrabant soll übrigens noch eine eigene Gesellschaft, die „Tuenda", bestehen oder bestanden haben.

wo von einem Katholiken die Rede ist, welcher trotz „furchtbarer“ Versuchungen dem seiner Frau gegebenen Versprechen, seine Kinder protestantisch erziehen zu lassen, getreu blieb; S. 25, wo von einer Wittwe berichtet wird, die, ehemals sehr gleichgültig gegen den protestantischen Glauben, jetzt ihre katholisch getauften Kinder in der reformirten Gemeinde erziehen läßt; — S. 26, wo wir erfahren, daß eine Dame, die früher katholisch geworden, zur reformirten Kirche zurückgekehrt sei; — S. 21 und 29, wo von dem Ankauf unehelicher Kinder geredet wird, um sie dem Protestantismus zuzuwenden; — S. 27, wo der Bericht von Kindern aus gemischten Ehen redet, denen man Plätze in protestantischen Waisen- und Armenhäusern angekauft habe u. s. w. Aus diesen Daten wird wohl Jedem klar werden, wie weit die Wirksamkeit dieser „Unitas“ sich erstreckt, und welches ihr letzter Zweck ist.

Man sollte glauben, schon diese zwei Gesellschaften allein wären hinreichend, den Katholicismus in den Niederlanden allmählig ganz und gar zu erwürgen, und zwar durch die Vernichtung der materiellen Basis der Katholiken. Aber man hat hieran noch nicht genug. Da ist auch noch eine dritte Gesellschaft: „Der Wohlstand“, deren Existenz sich bis in's Jahr 1822 zurückdatirt, und welche durch die Furcht vor den erstaunlichen Fortschritten der katholischen Kirche zu jener Zeit in's Leben gerufen wurde. Doch war sie im Fundament nicht protestantisch, sondern, wie ein Präsident dieser Gesellschaft sich ausdrückt, „eine der zahlreichen Früchte jener wahren Philosophie, welche in den ersten fünfundzwanzig Jahren dieses Säculums zu Leyden gelehrt wurde, dieser Philosophie, die durch ein und dasselbe Band alles, was wahr, schön und gut ist, zusammenhält, mit Einem Wort, die die Quelle alles Edlen und Harmonischen ist.“ (Rede von 1833.) Die Gesellschaft hat im Grunde genommen „mit dem religiösen Bekenntnisse nichts zu thun, sondern ist rein

bürgerlicher und finanzieller Natur." Aber trotzdem heißt es in der Präsidentenrede von 1839: „Während wir im neununddreißigsten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts von dem Throne eines europäischen Königs den Befehl ausgehen sehen, die Kniee vor dem Götzenbilde Roms zu beugen, während wir in unsern Tagen industrieller Thätigkeit auf's Neue Klöster entstehen sehen, während uns einer der ersten Redner der katholischen Kirche die Zeit voraussagt, wo England wieder römisch-katholisch seyn, und der Papst in der Sophienkirche zu Constantinopel die Messe lesen wird — frage ich: sind dieß nicht eben so viele Stimmen, meine Herren! die uns zurufen: Wachet, Niederländer, wachet, damit das Buch der Wahrheit, auf welches sich unsere Väter stützten, daß das Buch der Wahrheit, welches sie geschützt hat, und das sie unverletzt unter sich bewahrt haben, nicht vom Pulte in unsern Bethäusern genommen werde." Um diese Wache durchzuführen, hat sich denn die Gesellschaft zum Zweck gesetzt, „die Superiorität der protestantischen Kirche in unsern nationalen Interessen, unsern socialen Institutionen, in allen unsern Angelegenheiten der innern Oeconomie aufrecht zu erhalten. Superiorität und keine Gleichheit — das ist das einzige Mittel, zu verhindern, daß der vergiftete Samen religiöser Zwietracht unter uns sich verbreite." (Ebend.) „Deßhalb soll die Gesellschaft sich nach dieser Seite hin entfalten, auf daß sie ein Nationalverein von Protestanten werde, wachend und wirkend im ganzen Umfange des Königreiches." Praktisch wird dieser Zweck erreicht, „indem man das Eigenthum des Grundes und Bodens so viel als möglich in die Hände der Protestanten bringt." (Rede von 1841).

Diese dritte unter den geheimen Gesellschaften ist wohl die einflußreichste, was die Mittel und die Persönlichkeit ihrer Mitglieder anlangt. Unter ihnen ist die Königin-Mutter vermuthlich selber, da sie der Verfasser aus Ehrfurcht nicht nen-

nen will; es haben zu ihren Mitgliedern gezählt: Minister des Cultus, Generalgouverneure von Westindien, Staatsräthe, Generäle u. s. w. Am Ende des Jahres 1847 zählte der große Geheimbund im Haag allein 3000 Mitglieder. Was nun die Wirksamkeit der Gesellschaft im Besondern betrifft, so sehen wir schon aus ihrem Zwecke, daß, während das „Phylakterion“ und die „Unitas“ vorzugsweise mit dem Wohle der Industriellen und Gewerke sich beschäftigen, der „Wohlstand“ sein Augenmerk auf die Bauern richtet. Dieses aber hat wieder seinen besondern Grund. Das Organisationsstatut vom Jahre 1816, in Betreff des protestantischen Klerus, sagt nämlich: daß jede Gemeine von vierzig Protestanten das Recht habe, eine Kirche zu besitzen, die von einem durch den Staat besoldeten Prediger versehen werde. Nun handelt es sich darum, überallhin, namentlich aber in katholische Dörfer und in ganz katholische Gegenden, so viele Protestanten zu bringen, daß die gesetzliche Zahl voll wird, um einen Prediger verlangen zu können. Bei dem Einfluße des „Wohlstands“-Bundes ist dieß leicht, und so kommt es, daß man häufig Dörfer und Ortschaften antrifft, in welchen Alles katholisch ist, mit Ausnahme des Bürgermeisters, des Notars, des Schullehrers und des Flurschützen, welche dann mit Hülfe der Mittel, worüber die Gesellschaft verfügt, dafür zu sorgen haben, daß die Zahl der Protestanten nicht unter vierzig herabsinke, wie es im Interesse des Protestantismus, aber vor Allem im Interesse der protestantischen Prediger liegt. Die Leute, welche von dieser Gesellschaft unterstützt werden, sollen daher, nach der Vorschrift, „von nicht zu weit vorgerücktem Alter, noch Gebrechlichkeiten unterworfen, am liebsten an der Spitze einer zahlreichen Familie seyn“, oder „wenn man eine Hülfe zusagt, so soll dieß nur mit der Aussicht geschehen, daß die Hülfe in einer bestimmten Zeit einer zahlreichen Familie zu Gute komme.“ Also nicht Armen, nicht Gebrechlichen kommt Hülfe zu, sondern Leuten, die

durch ihre Familien-Kopfzahl die Bestellung eines protestantischen Predigers auf irgend einem katholischen Dorfe ermöglichen. Vor ungefähr zwei Jahren war die Gesellschaft im Besitze vieler Ländereien und eines Baarkapitals von mehr als 700,000 Franken. Dennoch finden sich überall Klagen in den Berichten wegen geringen Fortschrittes, den das Werk mache. Die Protegirten zahlen nichts mehr zurück und kommen dabei selbst immer mehr rückwärts, eine ganz natürliche Folge des Prinzips der Gesellschaft, denn eine sehr zahlreiche Familie kann wohl einen Prediger nöthig machen, nicht aber sich selbst in demselben Maße ernähren. Fast bei jedem Schützlinge heißt es daher: „Er kann nichts zahlen." „Es ist ihm unmöglich, seine Lage zu verbessern." „Hier wurde ein schlechtes Geschäft gemacht." „Er ist nahe daran, das Wenige, was er noch hat, verkaufen zu müssen" u. s. w.

Nun nur noch ein Paar Worte über die Gesellschaft „der christlichen Hülfe". Sie ladet öffentlich alle Protestanten, „ohne Unterschied des Standes, reiche und arme, große und kleine, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Meister und Gesellen" ein, sich mit ihr zu vereinigen und wöchentlich zwei Cents, oder jährlich einen Gulden beizusteuern, um „den Protestanten ihre religiösen Privilegien, welche ihnen von den Vätern überliefert worden", zu erhalten, also eine Rückkehr zur Uebergewalt des Protestantismus und zur Unterdrückung der Katholiken, wie vor 1798, anzubahnen. Eines ihrer Statute heißt: „daß über die Hälfte des von der Gesellschaft gelieferten Geldes keine Rechenschaft gegeben werde, denn diese Summe müsse dem leitenden Comitee verbleiben, um sie zu rechter Zeit und am rechten Orte zu verwenden, wo man zur Selbsterhaltung gerade die meiste Kraft zu entfalten habe." Die Gesellschaft wird geleitet von zwei Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes, einem Sekretär desselben und von einem Kammerherren der Königin-Mutter. Ihr nächster Zielpunkt ist, Leuten, welche zur katholischen

Kirche zurückkehren wollen, oder ganz armen Protestanten eine Unterstützung, oder ein unverzinsliches Darlehen zu geben, um sie dem Protestantismus zu erhalten.

Dieß sind die vorzüglichsten unter den geheimen protestantischen Gesellschaften der Niederlande. Man sieht, sie haben fast das ganze Gebiet der materiellen und politischen Seite des Lebens unter sich vertheilt, um, jede von ihrem Platze aus, zu dem Einen Ziele: der Vernichtung des Katholicismus in den Niederlanden, zu gelangen. Auch die Wiesbadener-Rede des Abgeordneten des „Phylakterion" und der „Unitas", Herrn van Hoogstraten, hätte hiemit ihren Commentar; auf materiellem und politischem Wege ringt man nach dem Untergang des Katholicismus, dem man geistig nichts anhaben kann. Nach menschlichem Ermessen müßte die Lage der Katholiken allerdings eine verzweifelte seyn. Von den Mitgliedern der geheimen Gesellschaften selbst gilt zwar das Wort: tot capita, tot confessiones, namentlich finden sich in den Matrikeln derselben Prediger aller Sekten verzeichnet; einen Vereinigungspunkt, und zwar den einzig möglichen, bietet ihnen eben nur der wüthendste Haß gegen die Kirche. Es ist jedoch auch ein kleines Häuflein aufrichtiger Protestanten unter den Orthodoxen selbst, welche dem Treiben der dunkeln Logen auf den Grund sehen, und erkennen, daß entschieden politisch-revolutionäre und religiös-antichristliche Elemente in ihnen die Oberhand haben. Jenes Häuflein stellt sich geradezu auf Seite der Katholiken gegen die geheimen Klubs, mit der offenen Erklärung: ihr endlicher Zweck sei kein anderer, als die Vertilgung des letzten Restes von positivem Christenthum im Lande. Es ist unter Anderm bezeichnend genug, daß die „Assistance publique" unumwunden erklärt hat: wenn die den Katholiken so sehr verhaßten Communschulen „nur unter der Bedingung beibehalten werden könnten, daß jeder positiv-christliche Unterricht daraus

entfernt werde, so würden die geheimen Gesellschaften gerne sich dieser Bedingung unterziehen."

So viel ist aber aus dem Ganzen klar: gegen die Jahrhunderte lang als Heloten auf das tyrannischeste unterdrückten Katholiken hat der holländische Protestantismus auch jetzt, nachdem sie die nackte Wohlthat der Luft und des Lichtes zum Leben errungen, keine andern Mittel, als Geld, höfische Intriguen, Wahlumtriebe, verfälschte Kammermajoritäten und endlich — Waffengewalt. Man hört keine Sylbe von der belobten „freien Forschung", der gepriesenen „rein geistigen Unterlage", dem allmächtigen „Wort des Evangeliums"! Warum ist die Rüstung des holländischen Protestantismus gegen die Kirche dieser geistigen Waffen baar und ledig? Muß nicht gerade ein so bemitleidenswerthes Treiben dem ehrlichen Beobachter die Augen öffnen? Und was Wunder, daß die Uebertritte zur alten Kirche auch im Niederlande sich mehren? wie denn Herr Cramer noch am Ende seines vortrefflichen Büchleins berichten kann, daß so eben der ausgezeichnete Chefredakteur des orthodoxen Journals „de Handwyzer", M. P. Decker, katholisch geworden. Zum Schlusse aber frage ich: welches Licht werfen solche Enthüllungen auf die Mittel und Wege des Gustav-Adolf-Vereins überhaupt, der in seiner Wiesbadener-Generalversammlung diese Thätigkeit der holländischen Bundesbrüder mit Jubel gefeiert hat?

XLVI.

Literatur.

Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen. Von Ernst v. Lasaulx. Aus den Abhandlungen der königl. bayer. Akademie d. W. I. Cl. VII. Bd. 1. Abth. München 1852.

Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, durch die historische Darstellung der griechischen Ehe einen Beitrag zu liefern zur Entwicklungsgeschichte des geistigen Menschen, und er hat, wie nicht anders zu erwarten, diese Aufgabe auf eben so gründliche, als geistreiche Weise gelöst. Sowohl der eigentliche Philolog, als jeder gebildete Mann, den historische Wahrheit interessirt, wird diese Abhandlung willkommen heißen, welche die Grundlage des griechischen Lebens in geschmackvollerer Form, als bisher geschehen, und zugleich mit vollständigerer Berücksichtigung der zu benützenden Quellen beleuchtet. Sie ist besonders denen zu empfehlen, welche an dem angeregten Streite zwischen classischem Alterthum und Christenthum sich irgendwie betheiligen, und sie ist ganz geeignet, diejenigen von Vorurtheilen zu befreien, deren Ansicht vom antiken Leben höchstens auf die Zeiten des Verfalls paßt, von denen ein neuerer Historiker sagt: „Im Grunde verehrten die Griechen (zur Zeit des achäischen Bundes) auch nur zwei Gottheiten: die zeitweilige weltbeherrschende

Macht und die Revolution. Auf den Altären der ersteren opferten alle Geld- und Einflußreichen, Alle, welche Aufrechthaltung des Bestehenden wünschten; zum Beistande der letzteren nahmen ihre Gegner die Zuflucht. Ueber Zeus, Minerva und Apollo der Andächtigen lachten beide."

Mythologische Erzählung und hieratische Sprache, religiöse Feste und Gebräuche, Rechtsformeln, Dichter, Historiker und Philosophen hat der Verfasser mit Fleiß und gutem Takt benutzt, um darzuthun, wie von den ältesten Zeiten an bis zum peloponesischen Kriege die Ehe bei den Griechen faktisch bestand, und welches die volksthümliche Meinung war über das Verhältniß von Mann und Frau. Das allgemeine Interesse, welches gerade jetziger Zeit der Gegenstand in Anspruch nimmt, wird es rechtfertigen, wenn wir ein ausführlicheres Referat in diesen Blättern mittheilen.

Die religiöse Naturbedeutung der menschlichen Ehe wurde von den Griechen, ähnlich wie von den Indiern, rein und schön ausgesprochen in ihren kosmogonischen und theogonischen Mythen. Sie galt ihnen für die Form alles Werdens, und sie einzugehen, gebot die Pflicht sowohl gegen das eigene Geschlecht, als gegen die Götter, insofern sie der allein des Menschen würdige Weg sei, das Menschengeschlecht und mit ihm Verehrer und Diener der Gottheit zu erhalten. Ja, auch der einzelne Mensch schien ihnen erst dann das Endziel seines natürlichen irdischen Lebens erreicht zu haben, wenn er als Vater und Großvater in seinen Söhnen und Enkeln die Fortdauer und das Wachsthum seines Lebens dem Tode gegenüber gesichert wußte, und eben darum galt es für ein so großes Unglück, unvermählt, ohne Haus, ohne Weib, ohne Kinder zu sterben.

In dem Entwicklungsgang des hellenischen Lebens hängt die Ehe auf's Genaueste mit dem Ackerbau zusammen. Ackerbau und Ehe wurden als die Grundlagen und Bedingungen eines gesitteten Volkslebens betrachtet. Die Gottheiten und

Heroen des Ackerbaues waren zugleich die Begründer und Schützer des ehelichen Lebens, und gleichwie die Gründung des Ackerbaues durch religiöse Feste gefeiert wurde, so auch die Stiftung der Ehe. Demgemäß finden wir auch in dem ältesten Sprachgebrauch den innigen Zusammenhang zwischen Ackerbau und Ehe auf das Ueberraschendste ausgedrückt. Er ist ebenfalls sinnig angedeutet in dem attischen Brauch, nach welchem bei Hochzeiten ein mit Dornen und Eichelzweigen bekränzter Knabe eine Getreideschwinge voll von Broden umhertrug mit den Worten: „entflohen bin ich dem Bösen, habe gefunden das Bessere“ (statt Eicheln — Waizenbrod, statt wildem Zusammenleben — die Ehe). Wenn schon in all Diesem die sittliche Bedeutung der Ehe ausgesprochen war, so geschah dieß noch mit ausdrücklichen Worten, indem sie bezeichnet wurde als die Gemeinschaft des ganzen Lebens. Auch die monogamische Form der Ehe ist bei den Griechen uralt, und verwachsen mit den Anfängen des ackerbauenden Lebens. Schon Erichthonios, des Kekrops Sohn, soll das Gesetz gegeben haben, daß die Frauen als Jungfrauen einem Manne, den sie wollten, verehelicht werden, und keinem andern, bis zum Tode, zuhalten sollten. Unter den mancherlei Unterscheidungsmerkmalen des Griechen und Barbaren finden wir auch die Monogamie, und der Spruch des Dichters: „eine Ehefrau lieben, nicht zwei nach Barbarenart, das ist hellenische Sitte“ — war der Ausdruck des öffentlichen Volksbewußtseyns. Sichere Beispiele simultaner Bigamie gibt es auch in der ganzen griechischen Geschichte nur zwei: das des spartanischen Königs Anaxandrides und des sicilischen Tyrannen Dionysius.

Wie in der Ritterzeit des christlichen Mittelalters, war auch in dem Heroenalter, diesem hellenischen Ritterthume, die Stellung des weiblichen Geschlechtes am würdigsten und höchsten. Demgemäß finden wir so edel und zart, wie bei Homer, das Verhältniß beider Geschlechter bei keinem Dich-

ter wieder dargestellt. Dem ersten seiner Helden legt er die Worte in den Mund: „Jeder tapfere und verständige Mann liebt sein Weib und pflegt sie mit Zärtlichkeit.“ Die ganze Odyssee ist ein Lobgesang auf Penelope. Ihrer gedenkt Odysseus mit Sehnsucht in den Zauberpalästen von Göttinen, und sie bewahrt ihm die Treue ein halbes Menschenleben hindurch, obgleich stets umschwärmt von einer Masse von Freiern. Sie sagt zu dem endlich zurückgekehrten Gemahl: „Die Götter, Odysseus! gaben uns Elend, weil es sie zu groß dünkte, daß wir der Jugend zusammen uns freuend zur Schwelle des Alters gelangen sollten, ohne menschliches Leid gekostet zu haben.“ Und wie herrlich ist das Verhältniß von Hektor und Andromache geschildert, wie würdig und zart die Gattin des Alkinoos und deren Tochter Nausikaa gezeichnet? Wie wahr und schön ist bei Homer die Sprache der Liebe?

Die ganze Anschauung der Ehe ruht bei Homer auf religiösem Boden, und alle Gebräuche des bräutlichen und ehelichen Lebens auf ächt patriarchalischer Sitte. Wie wir sagen: die Ehen werden im Himmel geschlossen, so schreibt auch Homer die Abschließung derselben, und alles Glück, das in ihrem Gefolge ist, den Göttern zu; die Wahl der Braut und des Bräutigams war Sache der Aeltern, aber die Schritte derselben — so glaubte man, wurden hiebei von der Gottheit gelenkt. Das neue Paar ist nicht darauf gestellt, nach der Hochzeit sofort einen eigenen Hausstand zu gründen, sondern gesellt sich kindlich dem älterlichen Haus des Bräutigams zu. Den Hochzeitstag tritt sowohl die Braut als der Bräutigam mit einem Bade an; darauf folgen die Hauptfeierlichkeiten: Opfer, Gesang, Musik und Tanz; am Abend führt der Bräutigam seine verschleierte Braut, unter Fackelschein und Hymenäosgesang, in sein väterliches Haus. Die Braut ist schön geschmückt mit Kleidern, die ihre eigene Hand

gefertigt, und andere derselben Art bringt sie dem jungen Gemahl zum Geschenke.

Nach dem Tode des einen Theiles sich von Neuem zu verehelichen, war zwar gestattet, aber gegen die Sitte. So will Penelope keine zweite Ehe eingehen, obwohl Odysseus beim Scheiden es ihr unter gewissen Umständen erlaubt und gerathen — aus Scheu vor dem Ehebette des Gatten und vor dem Gerede des Volkes. Eine ganze Reihe von Heroinen, Euadne, Marpessa u. A., that aus innerem Drange, was in Indien das Gesetz gebot und erzwang, sie gingen mit den Leichen ihrer Gatten auf den Scheiterhaufen.

Mehrere Frauen theilt Homer nur dem Asiaten Priamos zu. Die hellenischen Männer legen wohl im Kriege gefangene Frauen sich bei, zu Hause aber neben der Ehefrau einer andern beizuwohnen, galt für eine gottverhaßte Mißachtung der Gattin. Laertes hatte die Eurykleia in der Jugend um zwanzig Rinder gekauft; er ehrte sie sein Leben lang wie eine Gattin, aber berührte nie ihr Bett.

Der Ehebruch wird bei Homer als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen betrachtet, doch die alte Sitte — den Ehebrecher zu steinigen, wird nur einmal in der Ilias angedeutet.

Dieses sind die Hauptzüge des Gemäldes, welches Herr von Lasaulx vom ehelichen Leben der Heroënzeit entwirft. Darauf macht er geltend, daß auch in der spätern historischen Zeit, und zwar selbst bei dem Volksstamme, der sich am meisten von althellenischer Art und Sitte entfernte, dem Jonischen, jene heldenmüthige Sinnesart der Heroen nachgewirkt hat. „Der heute in Deutschland herrschenden Meinung, es habe in der nachhomerischen Zeit eine plötzliche totale Veränderung der sittlichen Stellung der Frauen stattgefunden (Becker: Charikles; Bernhardy: Grundriß der gr. Lit. I.), widerspricht die erhaltene hellenische Literatur ganz.“ Das schönste Zeugniß für einen würdigen Bestand des ehe-

lichen Lebens gibt die griechische Lyrik. Und den klarsten Beweis dafür, daß bei den Griechen jener Zeit das weibliche Geschlecht nicht nach Sclavenart gehalten und von den edelsten Gütern des Lebens ausgeschlossen wurde, liefert die schöne Reihe berühmter Dichterinen sowohl unter asiatischen, als europäischen Hellenen.

Von besonderem Interesse ist die genauere Betrachtung des ehelichen Lebens in den Hauptstaaten — Sparta und Athen.

In Sparta übten, wie dieß sich häufig bei kriegerischen Völkern findet, die Weiber eine bedeutende Herrschaft aus über die Männer, und Vieles, was zu Sparta's höchstem Ruhm und schmählichsten Verfall beitrug, hat in diesem Umstand seinen Grund. Die lykurgische Gesetzgebung machte die Allberechtigung des Ganzen, die völlige Unterordnung des Individuums unter den Staat auch auf diesem Gebiete geltend, und viele der unnatürlichen und alles zartere Gefühl verletzenden Bestimmungen waren nichts als Consequenzen jenes obersten Grundsatzes der lykurgischen Gesetzgebung, nach welchem es hinsichtlich der Ehe bloß darauf ankam, daß dem Staate gesunde Kinder in hinreichender Anzahl erzeugt würden. Dahin gehören die Ehrenstrafen gegen diejenigen, welche zu spät oder gar nicht heiratheten; die zeitweilige Ueberlassung einer jungen Frau an einen jungen Mann von Seiten des älteren Gatten ꝛc. Daß aber bei Alledem die Ehegesetze streng waren und die Ehe auch, in der guten Zeit, in Sparta würdig und rein gehalten wurde, ist faktisch, und wird Niemand, der die spartanischen Verhältnisse genauer kennt, befremden.

Schöner und natürlicher war indeß das eheliche Leben in Athen bis zur Zeit des peloponesischen Krieges.

Das attische Recht verordnete, daß nur diejenige Ehe legitim seyn solle, welche zwischen attischen Bürgern und

Bürgerinen abgeschlossen, und welcher eine förmliche Verlobung unter Vermittlung des nächsten Verwandten (Vaters, Bruders ꝛc.) der Braut vorhergegangen wäre. Gemäß der Forderung legitimer bürgerlichen Abstammung war auch die Verheirathung unter nahen Verwandten gestattet, und nur insofern war die Verwandtschaft ein Ehehinderniß, daß Leute, die eine gemeinsame Mutter hatten, einander nicht heirathen durften.

Die Hochzeit hatte einen durchaus religiösen Charakter, und alle Gebräuche bei derselben waren symbolisch. Sie waren im Ganzen dieselben, wie die in den homerischen Dichtungen erwähnten. Die Brautleute begannen den Hochzeitstag mit einem Bade, um anzudeuten, daß sie rein in den neuen Stand eintreten sollten. Dann wurden verschiedenen Gottheiten Opfer dargebracht. „Zuerst und, wie es scheint, von den Aeltern der Brautleute, wurde nach heiliger Satzung dem Himmel und der Erde, als Vater und Mutter alles Lebens, dann dem Zeus und der Here geopfert, deren göttliche Ehe, in den Tempeln zu Knosos, auf Samos und in Athen alljährig in einem heiligen Drama gefeiert, als das Vorbild jeder menschlichen Ehe galt. Bei dem der Here dargebrachten Opfer wurde die Galle des Thieres nicht mitgeopfert, sondern neben den Altar geworfen, um anzudeuten, daß keine Bitterkeit die Ehe vergällen möge. Nächst diesen, allen Hellenen gemeinsamen Ehegöttern opferte man, wie es scheint, ebenso allgemein der Liebesgöttin Aphrodite und der besonderen Schutzgottheit des Ortes, die Athener ihrer Burggöttin Athene; die Aeltern selbst führten hier die Brautleute in den Tempel, und die Priesterin der Göttin, die heilige Aegis tragend, ging den Neuvermählten entgegen. Auch bestand in Athen noch die schöne Sitte, daß die jungfräulichen Bräute, ehe sie der Aphrodite folgten, zuvor der jungfräulichen Artemis eine Haarlocke opferten.“ Daß bei dieser religiösen Einweihung der Ehe am Altare auch Priester mitwirkten, ist an sich

einleuchtend, und wird vom Verfasser ziemlich evident gemacht.

„Die Heimführung am Abend des Hochzeittages fand in der Weise statt, daß der Bräutigam und sein Brautführer die Braut von ihrem väterlichen Heerde nahmen, und auf einem mit Ochsen, Mäulern oder Pferden bespannten Wagen in das Haus des Bräutigams führten. Alle waren festlich geschmückt, die Brautleute in bunten Kleidern und Kränze tragend. Die Braut, als züchtige Jungfrau tief verschleiert, saß auf dem Wagen in Mitte ihres Bräutigams und Brautführers, seines liebsten Verwandten oder Freundes. Dem Zuge voran gingen Fackelträger, Flötenspieler und Hymenäossänger; die eigentliche Hochzeitfackel, ein Sinnbild der heiligen Lebensflamme, die durch Zeugung von Geschlecht zu Geschlecht sich brennend erhält, wurde von der Mutter der Braut an dem väterlichen Heerd angezündet. Nach ihrer Ankunft im Hause wurde die neue Herrin zum Heerde geführt, von wo, als dem ihrigen, sie fortan walten sollte; hier auch wurde allerlei Naschwerk über sie ausgeschüttet, zum guten Zeichen, daß Glück und Segen von ihr auf das Haus herabträufle. Bei dem darauffolgenden Hochzeitsmahle aßen die Brautleute zusammen einen mit Sesamkörnern, dem Symbole der Fruchtbarkeit, bestreuten Honigkuchen; später, im Brautgemach, nach alter Sitte einen Quittenapfel, der nichts anders, als ein Bild des Liebesapfels aus dem Garten der Aphrodite ist. Vor dem verschlossenen Thalamos wachte als Thürhüter ein Freund des Bräutigams, und ein Chor von Jünglingen und Jungfrauen sang das Epithalamium." Außerdem gab es noch mancherlei, in verschiedenen Staaten verschiedene, Hochzeitsgebräuche, welche die sinnliche und sittliche Gemeinschaft des Lebens andeuten sollten.

Wiederverheirathung nach dem Tode des einen Gatten war in Athen durch kein Gesetz verboten und auch allmählig zur herrschenden Sitte geworden; indeß galt es noch fort-

während für edel, wenn der überlebende Theil keine zweite Ehe einging, und den Kindern Stiefmutter oder Stiefvater nicht zuführte. In andern Staaten war dieß gesetzlich untersagt. So verordneten die Gesetze des Charondas: wer seinen Kindern eine Stiefmutter zubringe, dürfe fortan im Rathe der Bürger nicht mitsprechen; da, wer seine eigenen Kinder schlecht berathe, unmöglich für den Staat ein guter Rathgeber seyn könne.

Der Ehebruch wurde bis in die späteren Zeiten als ein Verbrechen betrachtet und hart bestraft. Die Frau konnte zwar die Untreue ihres Mannes in Geduld ertragen, aber sie war berechtigt, sich wegen Ehebruchs oder sonstiger üblen Behandlung von ihm scheiden zu lassen. Der Mann dagegen durfte eine ehebrecherische Frau nicht im Hause dulden, sondern mußte sie, bei Strafe der Ehrlosigkeit, verstoßen; den auf der That ertappten Verführer konnte er entweder vor Gericht bringen, oder persönlich Rache an ihm nehmen; er durfte ihm jede Schmach anthun (Rhaphanidosis) und selbst ihn tödten. Die im Ehebruche ergriffene Frau durfte keinerlei Schmuck tragen und bei keinem öffentlichen Gottesdienst sich sehen lassen; erschien sie dabei, so erlaubte das Gesetz einem Jeden, ihr die Kleider zu zerreißen, den Schmuck wegzunehmen, sie zu schlagen und zu mißhandeln, nur daß er sie nicht tödtete.

„Also war es mit der Ehe bei den Griechen bestellt in dem halben Jahrtausend von Hesiodus bis Euripides. Als aber in dem allgemeinen Wechsel aller irdischen Dinge auch das Ende der hellenischen Freiheit gekommen war, und die alte nationale Ordnung sich aufzulösen begann, in der Zeit des peloponesischen Krieges, da ergriff die Auflösung der alten Zucht vor Allem das eheliche Leben, die Grundlage jeder bürgerlichen Ordnung. Als der erste Staatsmann seiner Zeit, an der Spitze Athens auf dem Gipfel seiner Macht, der Olympier Perikles, sich nicht scheute, das schönste zwar und geist-

vollste Weib, aber eine Hetäre, die Milesierin Aspasia, zu heirathen; als Praxiteles es offen wagte, die Liebesgöttin Aphrodite nicht mehr als Göttin, sondern als reizende Hetäre nach den Formen seiner eigenen, der Kratine, abzubilden, und in zwei bewunderten Statuen den Triumph einer lachenden Hetäre über eine weinende Hausfrau, ein Bild nicht nur seines eigenen, sondern des ganzen damaligen Sittenzustandes, darzustellen; als Phryne ihr eigenes vergoldetes Standbild im Tempel zu Delphi aufstellen durfte, ein Tropäon der hellenischen Wollust, nach dem Ausdruck des Krates; als Demosthenes in einer gerichtlichen Rede, der Wahrheit des täglichen Lebens entsprechend, sagen mußte: „„die Hetären haben wir um der Lust willen, die Kebsweiber um der täglichen Pflege wegen, die Ehefrauen, um ächte Kinder zu erzeugen und zur treuen Hut des Hauses““, und als ehrlose Männer selbst nicht selten die Kuppler ihrer eigenen Weiber machten, um dann die Buhlen als Ehebrecher festzunehmen und Geld von ihnen zu erpressen: da war es mit der hellenischen Ehe, aber freilich auch mit der Kraft und Gesundheit des politischen Lebens zu Ende, auch ohne die makedonischen und römischen Waffen. Denn wo immer inmitten der Civilisation zurückgegriffen wird auf die Gesetzlosigkeit des Naturzustandes, da ist das Leben heillos zerrüttet und geht seinem Untergange unrettbar entgegen.“

Interessant ist es übrigens, von einem späteren Griechen zu vernehmen, wie der sittliche Verfall in Griechenland Schritt vor Schritt mit dem immer unverschämter werdenden Hetärenwesen vor sich ging. Die Hetären kamen aus Asien nach dem europäischen Griechenlande, sie gaben sich zuerst vor den Stadtthoren mit verhülltem Gesichte preis; später legten sie die Scham mit dem Schleier ab, blieben aber doch noch außerhalb der Städte, da ihnen die Gesetze den Aufenthalt in den Städten nicht gestatteten; zuletzt aber, mit der wachsenden Sittenverderbniß, wagten sie es auch, in die

Stadt selbst zu kommen. Aspasia wurde die Patronin aller Hetären, und überfüllte mit ihnen die griechischen Städte.

Wie für die früheren Perioden den Homer, Hesiod und die Lyriker, so hat für die Blüthezeit Athens der Verfasser die Tragiker mit Umsicht benutzt, um zu zeigen, wie die gefeiertsten Bildner und Verkünder des Volksbewußtseyns über eheliches Leben dachten, und über die gegenseitigen Beziehungen und Verpflichtungen der Ehegatten, der Aeltern und Kinder sich aussprechen. Zum Schluß führt er die vorzüglichsten griechischen Philosophen der Reihe nach vor, zum Beweise, daß auch die Denker von Hellas, der überwiegenden Mehrzahl nach, die hohe Bedeutung und Nothwendigkeit des ehelichen Lebens anerkannten, und die Reinhaltung desselben als die Grundbedingung eines wahrhaft menschlichen Lebens betrachteten, und daß im Widerspruch mit diesen nur einige Wenigen aus Egoismus und Hang zu einem rein theoretischen Leben die Ehelosigkeit für ihre Person vorzogen und auch Andern anempfahlen.

Wir können unser Referat nicht anders schließen, als mit der Versicherung der Hochachtung, mit welcher der Verfasser der besprochenen Abhandlung uns von Neuem gegen sich erfüllt hat. In der Hauptsache vollkommen mit ihm übereinstimmend, unterlassen wir es, an Einzelheiten, wo wir anderer Ansicht sind, zu mäkeln. Nur Eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Es scheint uns nämlich, als habe der Verfasser sich einer Einseitigkeit schuldig gemacht, indem sein Eifer, die Würde und Werthschätzung der Ehe bei den Griechen hervorzuheben, ihn übersehen ließ, daß in Bezug auf das Verhältniß der beiden Geschlechter neben der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Ehe aus sittlichen und politischen Gründen und neben der Hochachtung vor einem wohlgeordneten, keuschen Familienleben, gegenüber dem zuchtlosen Zustand eines barbarischen Naturlebens oder sittlicher Verkommenheit in dem griechischen Bewußtseyn auch noch

eine andere Auffassungsweise vorhanden war. Für so nothwendig nämlich die Griechen auch die Ehe für das Leben, wie es nun einmal ist, hielten, so stimmten doch sowohl ihre religiösen Mythen, als die Aussprüche ihrer berühmtesten Philosophen darin überein, daß der jetzige Zustand der Menschheit nicht der ursprüngliche und einzig mögliche sei, daß das Weib eben erst die Folge und Strafe der Sünde, und daß mit dem Erscheinen des Weibes auf Erden zugleich die ganze Natur dem Verderben und der Noth anheimgefallen sei. Mit dieser Ahnung eines vollkommeneren, glücklicheren Zustandes, in welchem man weder freite, noch sich freien ließ, war ganz natürlich eine gewisse Scheu vor dem geschlechtlichen Zusammenleben, und die Vorstellung gegeben, daß man aus religiösen Gründen meiden müsse, was aus natürlichen und politischen geboten war. Daraus läßt es sich erklären, daß die Frau gewisse Reinigungen vornehmen mußte, ehe sie sich einem Altar näherte, daß den Ehegatten zur Vorbereitung auf manche Feste Enthaltung zur Pflicht gemacht wurde, und daß zu manchen Priesterthümern, namentlich zu denen der Artemis, entweder vollständiges, lebenslängliches Cölibat, oder ein temporäres Gelübde der Keuschheit und das zeitweilige Heraustreten aus dem ehelichen Leben während der Dauer des Priesteramtes erforderlich war. Diese Vorstellung der Griechen von dem ehelosen Leben als einem vollkommeneren und für den ausschließlichen Dienst der Gottheit nothwendigen Zustand muß man wohl beachten, um die mancherlei harten Aeußerungen griechischer Dichter und Philosophen gegen das weibliche Geschlecht und eheliches Leben nicht mißzudeuten, oder aus äußerlichen, zufälligen Gründen abzuleiten. Demgemäß muß uns manche der von Herrn von Lasaulx angeführten Dichterstellen und auch die Diatribe des Theophrast in einem andern Lichte erscheinen, obgleich wir zugeben, daß an dem Raisonnement dieses Philosophen der Egoismus nicht geringen Antheil hat.

XLVII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

I.

Kaiser Napoleon III.

Ob Louis Napoleon Frankreich seinem Ehrgeize, oder seinen Ehrgeiz Frankreich, der Sache Gottes und des Rechts aufopfern werde? — man konnte darüber am Anfange dieses Jahres allenfalls noch im Zweifel stehen. Jetzt ist die Frage entschieden. Der Prinz hat definitiv aufgehört, zwischen dem Rechte und der Revolution mitten inne zu stehen, und bewiesen, daß das Recht der Revolution stets sein Legitimitäts-Princip war; er wird in kurzen Wochen selbst verkörperte Revolution seyn, und sagt ganz richtig in der Botschaft vom 4. November an seinen Senat: daß die Wiederherstellung des Kaiserthums die „Errungenschaften von 1789 nochmals heilige." Die Revolution ist, wenn er Recht behält, in ihrer Fixation durch Napoleon I., legitim geworden und die „Basis des öffentlichen Rechts der Franzosen"; in ihm wieder concentrirt, vererbt sie sich in der Familie. Darum vermag er nicht nur das napoleonische Kaiserthum für das einzig rechtmäßige und wahrhaft nationale Gouvernement — in dem „die

Nation sich nur selbst kröne", wie die Botschaft versichert — sondern auch alle Gewalthaber seit dem Sturz des Onkels für bloße Usurpatoren zu erklären, wie er nun bei jeder Gelegenheit thut. Die alte Legitimität ist ein Eingriff in das kaiserliche Erbrecht der Revolution, welches wieder hergestellt zu sehen, den „gerechten Stolz" des französischen Volkes befriedigt, von dessen Demüthigung im Jahre 1815 endlos aufstachelnde Rede ist. Nur verbittet man sich jede Wandelung des Erbgutes, namentlich Vermehrung durch gebührende Zinsen; denn das neue Kaiserthum „schließt die Revolutionszeiten"; es ist, wie der Senats-Berichterstatter sagt, selbst nichts Anderes, als — „die Ordnung in der Revolution und die Regel in der Demokratie." Die Revolution soll fortan Eisengut in Frankreich seyn. Man desavouirt daher die unverbesserlichen Revolutionäre, die stabilitätsfeindlichen Fortschrittsmänner, die sich das: „Bis hieher und nicht weiter!" nicht wollen gesagt seyn lassen; aber sie haben doch Grund, am lautesten in den Kaiserjubel einzufallen. Ihnen sind die „geheiligten" Ahnen mit dem Kaiser gemein; ihr Streit mit ihm ist bloß genealogischer Natur; es fragt sich nur, sind die Rothen legitim, oder Napoleon III.?

Die „neue Aera der Cäsaren", die zehnjährige Diktatur als nächste Frucht des 2. Dezember, konnte man in der übrigen, nicht auf 1789 gebauten Welt als illegitimes Provisorium zur Sicherung der Interessen des Landes, des Friedens und der Ordnung in den europäischen Geschicken dankbar hinnehmen. Jetzt aber ist die ganze Stellung von Grund aus verändert. Denn jenes Kaiserthum kann und will nicht Mittel zum Zweck, es muß sich Selbstzweck mit allen Mitteln seyn. Von jenem illegitimen Provisorium hätte einst die Geschichte unfehlbar schreiben müssen: Louis Napoleon habe der ganzen civilen Ordnung unberechenbare Dienste geleistet. Jetzt aber wird sie erzählen: wie der Mann, den man für

einen bornirten Phantasten ausschrie, noch damals, als schon die französische Republik ihn zu ihrem Oberhaupte wählte, wie er mit staunenswerther Schlauheit und Wagehalsigkeit fünfunddreißig Millionen Menschen zum Ziele seines Ehrgeizes herandressirte, und in ein paar Jahren zur scheinbaren Unvermeidlichkeit gemacht, was noch wie das Nonplusultra der Lächerlichkeit ihm anhing, als er im bescheidenen schwarzen Frack vor den Schranken der Nationalversammlung den Deputirten-Eid schwor, und sofort in demüthiger Stille seinen unbeachteten Sitz einnahm, um — Kaiser zu werden. Louis Napoleon hat seitdem an sich unschätzbar Nützliches geleistet. Und warum sollte man nicht beklagen, daß er seinen Thaten den Glanz der Erhabenheit genommen, und den Schatten der Selbstsucht auf sie geworfen? Oder was hat ihn sonst gedrängt? Etwa wirklich zwingende Umstände? Für unbefangene Augen sind allenthalben nur selbstgemachte zu sehen!

Als vor einigen Tagen plötzlich das Gerücht auftauchte, eine rothe Kugel habe dem Daseyn Louis Napoleons ein Ende gemacht, sah man manches Gesicht erblassen. Aber der Schrecken galt dem Manne, nicht dem Kaiser-Candidaten. Der Mann gab Garantien für die Ruhe Europa's; der Kaiser kennt selber keine Ruhe, denn er steht auf dem Unrecht. Uns thut herzlich leid um den Mann, der an den Kaiser verloren geht. Wenn er sich nicht schon lange in das kaiserliche Revolutionsrecht hineingedacht hätte, wie qualvoll müßte er selbst die Veränderung fühlen! Kann sich der Erbkaiser aus der Dynastie 1789 gehoben wissen, wie der „Retter der Gesellschaft"? Und doch! wird man von jenem weniger, als von diesem verlangen und erwarten, mehr als irdische Macht geben kann? Wird der Erbkaiser sicherer seyn vor mörderischen Attentaten der unerbittlichen Feinde aller Stabilität, als der zeitweilige Diktator? Wird der moderne Despot im Kampfe gegen die Verderber und das wüste Treiben der Par-

teien unter Jubelstürmen vorgehen, wie bisher der opferfähige Vertheidiger der Landesinteressen? Er thut ja jetzt in Aller Augen, zunächst wenigstens, für sich, was immer er thut, und mag dabei rufen, so laut er kann: „Alles für Land und Volk." Der moderne Despot! — Anderes wird der neue Franzosen-Kaiser nicht seyn können! Das ganze Kaiserthum ist wesentlich nur der zahm-revolutionäre Gedanke in höchster Potenz, der innersten Natur nach in Despotismus umgeschlagen, in stetem Hader mit den wild-revolutionären Brüdern, die eben auch ihr Theil verlangen, und zwar, dem napoleonischen Kaiserrechte analog, nicht ohne gegründeten Anspruch.

Und in der That muß bald die Gerechtigkeit ihrer Klagen über schmähliche Beeinträchtigung einleuchtend werden. Noch in diesem Monate soll abermals das „Volk" gefragt werden, und zwar dießmal schließlich: Ob es Kaiser Napoleon III. wolle oder nicht? Es ist wahrhaftig nicht abzusehen, was das „Volk" in seinem ängstlichen Taumel Anderes wollen könnte, als Napoleon III.; an dem Fragenden selbst wäre es gewesen und in seiner Macht, die Verwirrung aller Rechtsbegriffe bei jenem wandelbaren Volke zu heilen, anstatt sie auf die Spitze zu treiben. Aber, wie zum Hohne Allem, was „Volk" heißt, müssen die Franzosen nun noch auf Commando vor aller Welt öffentlich Probe ihrer Verführung ablegen, damit man sie zählen kann, Haupt für Haupt, die ihr Beherrscher gelehrt hat, aus freier Hand zu vergeben, was einem Andern gehört. Und noch mehr, selbst die Möglichkeit thätiger Reue und besonnenen Widerrufs soll diesem „Volke" abgesperrt werden! Auf die Volkssouverainetät wird der neue Kaiserthron sich gründen, er wird nur bestehen durch specielle Bewilligung des „Volks". Er soll aber vererbt werden, und das constituirende allgemeine Stimmrecht dahin seyn für ewige Zeiten, sobald die Erbmonarchie aufgerichtet ist. Für ewige Zeiten! Denn selbst auf den Fall des Aussterbens der Napoleoniden wacht jenes allgemeine

Stimmrecht, diese „geheiligte“ Befugniß, nur so weit wieder auf, als das „Volk“ dann den Kaiser bestätigen darf, oder auch nicht, welchen „der Senat ernennt.“ Nur Ludwig Napoleon sollte noch unmittelbar mit der vollen aktiven Volkssouverainetät paktiren, und diese in möglichste Passivität übergehen, sobald sie nicht nur für ihn und seine Erben ein göttliches Recht, nach dem großen staatsrechtlichen Prinzip: vox populi, vox dei, begründet hat, sondern auch noch ein ewiges Mandat für die wohlbezahlte Beamtenschaft eines senatorischen Quasi-Kurfürstencollegiums.

Es ist eine eigene Fügung, daß der constituirende Wahnsinn der „nochmals geheiligten Errungenschaften von 1789“ im ersten Augenblicke schon sich so fulminat manifestirt. Das „Volk“ wird nicht nur abstimmen über: Napoleon III. oder nicht? es wird ihm zugleich zur Unterschreibung das Todesurtheil über jenes „Recht“ vorgelegt, welches derselbe Mann in demselben Augenblick für ewige Zeiten cassirt, wo er es als das „heiligste“ aller Franzosen und jedes Einzelnen proclamirt und proclamiren muß, weil er darauf, und darauf allein, seine Kaiserwürde gründet. Schon nach zwanzig Jahren — wenn die Dynastie 1789 überhaupt so lange dauert! — wird ein Geschlecht von Franzosen leben, deren ungeheure Mehrheit Napoleon III. und seinen Nachfolgern ihre Stimme nicht gegeben, und ohne Zweifel (sie müßten denn andere Franzosen seyn, als die bisherigen!) nicht gegeben wissen wollte. Wer hat ihren Vorfahren die Befugniß übertragen, nicht etwa nur das Stimmrecht dieser Nachkömmlinge zu verrathen und zu verkaufen, sondern überhaupt allen Generationen der Kinder und Enkel die freie Prakticirung ihres „heiligsten“ Rechtes todtzuschlagen? Wer kann den guten Leuten verargen, wenn sie dann verlangen, daß man „die Errungenschaften von 1789 nochmals heilige?“

Und auch die überraschende Regelung der Erbfolge in der neuen Dynastie 1789! Damit ja die revolutionäre Will-

für nirgends latent sei, und der Gedanke an das „göttliche Recht" bis auf den letzten Funken erstické, stellt sich Louis Napoleon selbst als eine Art französischer Providence hin, zerreißt die Fundamentalsätze der dynastischen Erbfolge in der ganzen Christenheit, und behält sich freie Wahl unter seinen Vettern vor, um an einen aus ihnen durch Adoption Frankreich zu vermachen. Nur ab intestato ginge, wie es scheint, das Erbstück an den eventuellen Notherben über, an den Sohn des alten Westphalen, prince-montagnard oder „rother Prinz" genannt. Ohne Zweifel besteht die Satzung vom Rechte freier Adoption gerade zur Obhut gegen diesen bedenklichen Cäsar. Wenn freilich sonst, etwa im tiefen Mittelalter, neue Dynastengeschlechter auf verödete Throne stiegen, pflegte es in ihrem Innern nicht demalso auszusehen, zu geschweigen, daß das bloße Wort: kaiserliche „Adoption" an eine Periode in der Geschichte des römischen Reiches erinnert, über welche Herr Romieu Bescheid wissen muß, sonst Verfasser des „Cäsarismus" und des „rothen Gespensts", heutzutage kaiserlicher General-Theater-Intendant.

Ueberhaupt: wenn man ein selbstredendes Symbol für die Geschichte Frankreichs von dem Anfange der Südreise Louis Napoleons, deren Vorspiel die Präsidentenfahrt an den Rhein gebildet, bis jetzt suchen will, so möchte in der That ein Theater-Regent und zugleich gründlicher Kenner des Bas-Empire das tauglichste seyn. Der unübertreffliche Luxus, den Frankreich jetzt fast ohne Aufhören in einem Strome von Verschwendung und Vergnügungssucht von Staatswegen entfaltet, läßt die Analogie des alten Panem et Circenses kaum einen Augenblick vergessen, obwohl, noch zu allem Glücke! die öffentliche Macht dort vielmehr bietet, als daß das Volk forderte. Die verzweifelten Bemühungen der „Kreuzzeitung", den ungeheuern Erfolg jener wohlvorbereiteten Südreise zu verkleinern, erregten mit Recht mitleidiges Lächeln. Der Kaiser-Jubel war allerdings „wahnsinnig", wie

die Regierungs-Depeschen sich ausdrückten. Und gerade so gehörte es eben zum Ganzen! Man kann nicht oft genug sagen: wie die Revolution von 1789 keine wirksamere Eroberung hinterlassen, als daß der jedesmalige Beherrscher Frankreichs, und wenn es ein Proudhon wäre, sobald er anders die Maschinerie in Ordnung zu halten weiß, nur eines Fußtritts auf den ein unabsehliches Netz von Drähten über das ganze Land beherrschenden Drücker in seinem Kabinette bedarf, um 600,000 Bediente, d. i. ad nutum absetzbare Beamten, zu beliebigem Zwecke auf die Beine zu stellen, überhaupt alle Personen mit öffentlicher Stellung vom hohen, eventuell kurfürstenmäßigen Senat, der mit enormen Besoldungen das Gegengewicht zur Machtvollkommenheit des Alleinherrschers bildet, herab bis zum letzten Flurschützen. Sie haben jüngst in Sachen des Kaiser-Enthusiasmus die anbefohlene Rolle trefflich durchgeführt, wie sonst in andern Sachen, je nach Vorschrift der in Paris gerade siegreichen Partei. Zum Schlusse der erschöpfenden Regsamkeit an dem großen Gliederpuppen-Leibe des politischen Frankreichs hat noch die Bühne im engern Sinne, das Bretter-Theater, die Schellen geschüttelt und die jüdische Rachel, eine grüne Palme im Gürtel des weißen Kleides, dem Kaiser-Candidaten Vive l'Empereur vorgesungen, von derselben Stelle, wo sie vier Jahre früher vor dem Publikum das rothe Banner mit der Marseillaise adorirte. Auf den Prolog-Gesang der Jüdin folgte das Drama: „Man soll nichts beschwören“ — in der That die Moral vom Ganzen.

Wenn aber jene große und nachträglich durch alle Herren der Lage sorgsam „geheiligte“ Eroberung von 1789 nur noch einen Funken von Freiheit und Selbstbestimmung im „Volke“ zurückgelassen hat, so muß man sagen, daß das „Volk“ dießmal solchen letzten Funken den Regisseurs in Freude und Jubel zur Disposition gestellt hat. Und das ist ganz einfach zugegangen. In Wahrheit hat seit Menschengedenken

keine Regierung in Frankreich das Geschrei der Massen verstanden; mitregieren wollten sie! so meinten alle, bis Louis Napoleon den richtigen Sinn ihrer Unruhe aufdeckte. Er versprach ihnen, was ein Land allein erwarten kann, wo alle selbstständigen Organismen des Volkslebens pulverisirt sind, und alle Einzelinteressen durch den Mechanismus der politischen Centralisation in unmittelbarem Rapport mit der Regierung stehen, das, nach Proudhons wahren Worten, mehr als jedes andere Land in Europa, mit zahllosen, widerstreitenden Interessen, endlos zerstückeltem Eigenthum, bedürftiger Bevölkerung von einem Tag auf den andern lebt, immer Arbeit sucht und sich der Arbeit kaum auf einen Augenblick zur Vertheidigung der öffentlichen Freiheit entziehen dürfte. Das Landvolk hat die Ströme eigenen Blutes vergessen, welche seine einzige Erinnerung aus der Geschichte des Vaterlandes gekostet: das furchtbare Kaiserreich schwebt ihm nur als eisern ordnende und fürsorgende Gewalt vor. Die Arbeiter-Armeen haben überall am lautesten dem Kaiser-Candidaten zugejubelt, und es besteht kein Zweifel, daß er in den zumeist social-demokratisch gefärbten Provinzen die begeistertste Aufnahme gefunden. Das Kriegsvolk der rothen Feldherren ist in hellen Haufen übergegangen zu dem l'empereur du peuple. Auf diese Massen stützt sich die neue Regierung; daß die Bourgeois in Angst um den Geldsack sich auch dem Teufel verschrieben, ist bekannt, und man kümmert sich nicht um ihren schmutzigen orleanistischen Liberalismus.

Die Hoffnungen der Massen sind aber auf den neuen Kaiser fieberhaft gespannt. Die materiellen Interessen hat er von jeher mit Fleiß in den Vordergrund geschoben, wie seinen eigentlichen Rechtstitel, was fruchtbaren Boden finden mußte; Gewinnsucht hat Alle entflammt, Alles speculirt auf Kosten des Kaisers, auch abgesehen von jenen gierigen Schaaren feiler Staatsspeculanten mit mehr oder minder bekannten Namen, die gekrümmten Rückens ihn schon dicht gedrängt um-

stehen, wie einst den mit dem Raube eines Welttheils beladenen Onkel, die hohle Hand ausstreckend nach dem Lohne ihrer jungen Ergebenheit, lechzend nach Dotation und Standeserhöhung, Titel und Orden, Sold und Bestallung, Gold und Kleinodien. Für die Massen ist er zu Außerordentlichem verpflichtet; das weiß er und überzieht vorerst ganz Frankreich mit Staatsarbeiten in einem Maße, das unwillkürlich an die entsetzlichen „National-Werkstätten" erinnert. Denn auf die Form kommt wenig an, wenn der Staat einmal Arbeitgeber seyn muß. Der nächste Erfolg aber ist steigende Zerreibung aller Individualität, und damit Wegräumung des einzigen Hindernisses vor dem Einzuge des Socialismus. Dessen Wesen ist ja nichts Anderes, als Vernichtung der Individualität, die freilich, Dank der französischen Centralisation! in dem unglücklichen Lande schon dahin vorgeschritten ist, daß man ein der schreckhaften Außenseite entkleidetes, in die glatte Form wohldurchdachter und energisch durchgeführter Regierungsmaßregeln eingehülltes Social-System für „überaus populär" erklären kann. Proudhon's Ansicht von dem nothgedrungenen Charakter des neuen Kaiserreichs steht wahrlich wie ein drohendes Gespenst vor den Tuillerien. Schon taugen ja social-demokratische Zeitungsschreiber zur Leitung begünstigter Blätter, und können andere ihr System und die Regierungssache zugleich vertreten!

Die eigentliche Aufgabe Louis Napoleons beginnt erst mit Napoleon III. Wie gesagt, uns thut an dem Kaiser leid um den Mann. Auf das arme geängstigte „Volk" aber soll man den Stein nicht werfen, weil es vertrauend allen seinen Wünschen nachkam. Der Mann wäre nie gezwungen gewesen, mit dem Dämon des Materialismus in Bund zu treten. Schutz für die wahre Freiheit und Selbstständigkeit der materiellen Interessen, mit Einem Worte: das Rettungswerk der Decentralisirung, hätte sie genug befördert. Aber eine solche Entsagung, das einzige Heil Frankreichs, steht fer-

ner als je. Es ist nur die Stadt Paris, die dießmal nicht den Ton angegeben, sondern mit ihrem Kaiserjubel verdrüßlich hintennach gehinkt. Die General-Handhabe der großen Gliederpuppe im kaiserlichen Kabinett dagegen ist nie unentbehrlicher gewesen und wird es bleiben. Nicht so also hat Louis Napoleon die materiellen Interessen „befördert", wie die religiösen? für die er Alles gethan, indem er bloß der Kirche ihre Freiheit und Selbstständigkeit gewährte. Und Gott verhüte jede andere Beförderung aus der Fülle willkürlich genommener Omnipotenz! Darum verehrte Frankreichs Klerus den Mann, und als er kam, Kaiser zu werden, da sagten die geistlichen Bürger im Staate: „Wir würden nie das Kaiserthum begehrt haben, aber wir haben nichts dagegen, daß es komme; so lange die Kirche frei bleibt, haben wir nichts zu wünschen." Der Prinz hat bislang durch die That bewiesen, was er bei der Grundsteinlegung zur Kathedrale von Marseille erklärte: „Meine Regierung ist eine der wenigen (un des seuls), welche die Religion um ihrer selbst willen aufrecht gehalten, nicht als politisches Werkzeug, nicht um einer Partei zu gefallen". Das wäre gerade auch das rechte Maß für die „Förderung" der materiellen Interessen gewesen!

Die Rührung ist natürlich, mit der die Bischöfe, noch Bekenner aus der voltairianischen Regierungszeit Louis Philipps, dem Prinzen dankten, ihn in ihre Tempel führten, um über ihn zu beten, und Gott seine Sache anheim zu stellen, über deren Rechtsstandpunkt zu stimmen, nicht ihres Amtes ist. Sie haben auch an dem Bürgerkönig und an der Schmachrepublik von 1848 keine Schuld getragen. Auf deutschem Boden ist es Kinderspiel, unter Verunglimpfungen, wie sie namentlich die „Kreuzzeitung" sich erlaubt, den Bischöfen Frankreichs offene Opposition gegen den Kaiser-Candidaten zuzumuthen. Wenn jene Blätter die zauberische Gewalt nicht begreifen können, die auch den treuesten Legitimisten bloß gestattet, in dem allgemeinen Strom nicht unterzugehen, so sollte

sie doch wenigstens zur Bescheidenheit mahnen, was selbst die „Allgemeine Zeitung" zugesteht: daß nämlich die protestantischen Consistorien den katholischen Klerus an Ergebenheits-Bezeugungen noch zu übertreffen suchten, obwohl es eine bekannte Sache sei, daß die französischen Reformirten fast durchaus zu den entschiedensten — Demokraten zählten. Ueberhaupt scheinen die eisernen Klammern am Munde der französischen Presse auch noch die letzten Schranken politischer Scham gebrochen zu haben.

In ganz Europa quält man sich nun mit den Fragen: wie wird das Ausland sich zu Napoleon III., wie Napoleon III. sich zum Auslande verhalten? Größtentheils überflüssige Mühe! Die Großmächte, als Vertreter des Auslandes, werden eben „anerkennen", zwar nicht das Recht, wohl aber die Thatsache, nicht das Prinzip der Volkssouverainetät, wohl aber seinen fortdauernden Triumph über das Prinzip der Legitimität, auf dem allein sie selber fußen. Was haben sie nicht schon Alles anerkannt in Portugal, in Spanien, in Schweden, in der Schweiz, in Frankreich selbst! Oder hatte etwa jenes von 220 ränkesüchtigen Kammerschwätzern gegründete Bourgeois-Königthum mehr Recht, als ein von 7 bis 8 Millionen Franzosen decretirtes Kaiserthum? Heinrich V. mag protestiren, wie bisher, und das Schicksal der französischen Legitimisten ein warnendes Exempel für die Thorheit treuen Rechtsgefühles werden! — Wie wird aber Napoleon III. sich zum Auslande stellen? Man studirt mit ängstlicher Sorgfalt jede seiner Reden. Die an den Handelsstand zu Bordeaux, mit dem bereits berühmten „l'empire c'est la paix," hat ziemlich angesprochen, wenn auch „nicht ganz beruhigt"; war schon sie nicht ohne Dornen, so will man in der Botschaft an den Senat noch deutlichere Spuren „von der neuen Aera des Ruhmes und der Genugthuung" finden. Napoleon weiß seine oratorischen Ingredienzen kunstreich zu mischen, und je nach Bedürfniß des Moments Eines oder das Andere, Friede oder

Krieg, vorschlagen zu lassen. An dem Decoct zupfen dann deutsche Politiker herum, wie im Gänseblümchen-Spiel. In der Regel bleibt ihnen zuletzt der Krieg zwischen den Fingern; aber auch da haben sie noch friedlichen Trost für Deutschlands großherzige und tapfere Nation! Nicht gegen den Rhein werde der Sturm losbrechen, sondern über England, zur Strafe seiner alten tyrannischen Sünden und Palmerston'scher Insolenzen, natürlich zugleich im Interesse des „kirchlichen Parteigeistes", qua Ultramontanismus contra Protestantismus; und nicht der deutsche Rhein werde die Zeche bezahlen, sondern Piemont, die Schweiz, Belgien.

Einfacher wäre die Frage: kann Napoleon III. selbst wissen, was er noch wird wollen müssen? Er, der Ruhe und Wohlstand, Ruhm und Größe, Alles in gleichem Unmaße versprochen, der alle begierig gemacht, und am Ende mit der Einförmigkeit seines Regiments nur Alle langweilt — Franzosen langweilt! Dazu hat es der Onkel nicht kommen lassen, den er Schritt für Schritt nachahmt. Die Zeiten und Umstände des Onkels aber waren weit andere; bei ihm war das Ende vom Anfang gar nicht so augenscheinlich der Anfang vom Ende.

II.

Die neueste Schrift des Grafen von Montalembert.

Trotz des ziemlich allgemein gehaltenen Titels: Des intérêts catholiques au XIX. siècle, sah Jedermann mit äußerster Spannung in dem angekündigten Buche Aufschlüssen über die Ansicht des edeln Grafen von den gegenwärtigen politi-

schen Zuständen Frankreichs entgegen. Man hat sich nicht getäuscht; und das muß aus zwei Gründen höchst willkommen seyn. Für's Erste hat die Krone französischer Freiheit dafür gesorgt, daß Männer von Autorität nicht leicht ihre Stimme laut werden lassen, wie denn auch der edle Graf nicht ein Recht freier Meinungsäußerung anspricht, sondern bloß dieselbe außerordentliche Nachsicht, welche Herrn Proudhon gestattet hat, im 2. December den Triumph der socialen Revolution und den Anfang vom Reich des Antichrists nachzuweisen. Für das Zweite war Herr von Montalembert bekanntlich mit dem Staatsstreich und seinen nächsten Folgen einverstanden, und man kann annehmen, daß er genau erwogen habe, was zur Rettung der französischen Gesellschaft unumgänglich nothwendig, was selbstgemachtes Bedürfniß sei. Die Schrift ist vom 17. September datirt, wo die Wiederherstellung des Kaiserthums bereits leibhaftig vor Augen stand; doch ist von Napoleon III. mit keiner Sylbe die Rede. Für charakteristisch aber mag der tiefe Abscheu vor dem „allgemeinen Stimmrecht" angesehen werden, welchen der Herr Graf mit größter Lebhaftigkeit an den Tag legt. Nach ihm hat die Civilisation offenbar dem Despotismus überhaupt ein gar glattes und schmeichelndes Kleid angezogen; die größte Gefahr aber, welche der Freiheit im Schooß der modernen Gesellschaft droht, ist jenes suffrage universel, das nie ein wahrer und aufrichtiger Freund der Freiheit begehrt; von den Republikanern, im Einklang mit einigen monarchistischen Narren, erfunden, habe die Erfindung auch gleich die Erfinder todtgeschlagen. Er rühmt zwar die unerwarteten Dienste, welche es jüngst zur Zeit der größten Noth der Sache der Ordnung geleistet, scheint aber auf die Wiederholung eines solchen glücklichen Zufalls nicht zu rechnen, wenn er sofort erklärt: „Jenes allgemeine Stimmrecht ist ein Mechanismus, durch den der große Haufe, für einen Tag Herr und Meister, sich auf Jahrhunderte zum Sklaven machen

kann, und alle Andern nicht weniger als sich. Es ist ein Meer, in dem alle Combinationen und Regeln der alten Politik untergehen müssen, auf dem aber der Trug, das Vorurtheil, die Nichtswisserei ihre Kraft verhundertfältigen können."

Außerhalb Frankreichs kann man dieß für eine Prophezeiung über die auf den 21. November bevorstehende Application des „allgemeinen Stimmrechtes" zur Kaiserwahl ansehen, und das um so mehr, als das ganze Buch in allem Ernste dem Erweis gewidmet ist, daß verfassungsmäßige Garantie in der beschränkten Monarchie den Vorzug vor dem — Absolutismus verdienten. Der edle Graf ist nicht der Mann zu einem Windmühlenkampfe; der leibhaftige Despotismus, den er bekämpft, muß in nächster Nähe drohen, und zwar nicht bloß ein vorübergehender Despotismus. Frankreich ist mundtodt. Der Herr Graf versagt aber der Heilsamkeit solcher Strafe für ein Land, das nie sich zu mäßigen verstanden und das freie Wort wie alles Andere und mehr als alles Andere mißbrauchte, die Anerkennung nicht, wenn sie nur eine bestimmte Zeit lang dauern soll. Er hat an einer temporären Suspension der sonst genossenen und arg mißhandelten Rechte und Freiheiten nichts auszusetzen; zur Strafe und Besserung läßt er sich die Dictatur und selbst den Despotismus gefallen. Ja, sollte die Dictatur nicht bloß zehn Jahre, nach Vorschrift der Constitution, sondern zwanzig und dreißig Jahre dauern, so hat er nichts dagegen einzuwenden; nur soll ein solches Regiment nie mehr als ein provisorisches und temporäres seyn; die strenge Kur, der man das an Demokratie krankende Frankreich unterwerfen muß, soll nicht für erwünschtes Wohlseyn und gesunder Zustand ausgegeben werden, das Krankenhaus nicht für das gelobte Land. Die Freiheit ist allerdings in einer Weise mißbraucht worden, daß einsame Haft bei Wasser und Brod hochnöthig geworden; aber ewig kann ein

solches Tractement doch nicht dauern, noch das Ideal seyn, das man zur Anbetung vorstellen dürfte! So der edle Graf!

Zunächst wendet er seine Einreden allerdings gegen die katholischen Journale, welche der Ausartung jener nothwendigen und berechtigten Reaction gegen die revolutionäre Demokratie in eine Reaction gegen die Freiheit selbst das Wort redeten, und geradezu den Despotismus provocirten. Man braucht aber nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen, um an das alte Sprüchwort erinnert zu werden: „Den Sack schlägt er und den Esel meint er.“ Für direkte Provocation des Despotismus erklärt er die Anfeindung des repräsentativen Gouvernements. Namentlich bei den beklagenswerthen Zuständen Frankreichs bleibe nur die Wahl zwischen Absolutismus und Parlamentarismus; diesen verwerfen, hieße die liberté opfern, denn er sei die „einzig mögliche Form politischer Freiheit“ — zunächst, wie gesagt, für Frankreich und andere etwa gleich ihm demokratisch pulverisirten Staatenbildungen. Der edle Graf verlangt also für Frankreich eine Repräsentativ-Regierung — aber es ist höchst merkwürdig und gewährt einen tiefen Einblick in die gegenwärtige Lage jenes unglücklichen Landes, zu sehen, unter welchen Clauseln und Restriktionen er die Wiedereinsetzung des Constitutionalismus empfiehlt.

Weit entfernt, sie dem gegenwärtigen System in Frankreich sofort abtrotzen zu wollen, glaubt er vielmehr, daß die Constitution vom 15. Jänner, im rechten Geiste gehandhabt, einst wirklich noch zu einer verfassungsmäßig beschränkten Monarchie den Weg bahnen könnte, wie sie denn den Vorzug besonderer Elasticität habe, und die ersten Anfänge des englischen Unterhauses sogar noch bescheidener gewesen seien. Er ist also durchaus der Meinung, daß man sich vorderhand mit dieser Constitution, die doch den Keim oder Schatten einer Repräsentativ-Regierung in sich trage, begnügen müsse, nur solle man nicht für alle Folgezeit damit abschließen

oder noch unter dieses kleinste Maß herabgehen wollen. Er wisse wohl, fährt er fort, daß, allem Anscheine nach, der Constitutionalismus überhaupt sich wenig von dem gegenwärtigen Souverain Frankreichs zu versprechen habe; allein man könne, unbeschadet der Nothwendigkeit oder Popularität der nunmehr herrschenden Tendenz, die Zukunft denn doch auch von einem andern Gesichtspunkte auffassen. Und sofort warnt er das Staatsoberhaupt, eindringlich und unter starken Hinweisungen auf die Geschicke des Onkels, vor den Sophismen und Schmeicheleien der absolutistischen Theoretiker. Aber — nicht zu übersehen! — an die Gegenwart erhebt der edle Graf überhaupt keinerlei parlamentarische Ansprüche; er vertröstet sich selbst auf eine ferne Zukunft und den Katholiken räth er nur, nicht an die schlau erlogene Alternative: Despotismus oder Socialismus, zu glauben; sonst brauchten sie für jetzt bloß zu schweigen und ruhig den Ereignissen zuzusehen. „Denn jetzt hat Frankreich vielleicht noch mehr Freiheit, als es will; es wäre jeden Augenblick bereit, sich vollständig unterdrücken zu lassen. Das ist jedoch gar nicht möglich; denn unterdrücken kann man nur, was Leben hat; zur Zeit aber ist nichts beengt, weil sich nichts rührt, und nichts gedrückt, weil nichts widersteht; Alles schläft, Alles ruht, vielleicht, um sich zu verjüngen." Wenn aber einmal für Frankreich die zehn oder zwanzig Jahre behaglicher Ruhe und glücklicher Sorglosigkeit zu Ende seyn würden, wenn es sich einmal wieder gelangweilt fühle, und das Bedürfniß verspüre, seine kritische Lebhaftigkeit in die Praxis umzusetzen — dann werde es hohe Zeit seyn, dem unaufhaltsamen Strome sein Bett anzuweisen, und der edle Graf baut auf den gesunden Instinkt Napoleons, daß er im rechten Moment das einzige Mittel zu ergreifen, d. h. die constitutionelle liberté, den Parlamentarismus, herzustellen wissen werde, wenn die gegenwärtigen Institutionen sich als zu wenig elastisch erweisen sollten.

Man sieht, welche Physiognomie jenes Frankreich in dem Augenblicke bietet, wo es von einer „Erhebung" zum Kaiserthum spricht! Fast scheint ein Theil jener Prophezeiung Tocqueville's*) schon erfüllt zu seyn: die demokratischen Völker würden kraft ihrer égalité endlich verwandelt werden „in eine Heerde furchtsamer und arbeitseliger Thierchen, deren Regierung der Schäfer ist." Dann sind sie reif für den Socialismus, als den ausgebildetsten Absolutismus. Und was Herr von Montalembert den rücksichtslosen Bekämpfern des Repräsentativ-Systems vorhält, ist allerdings bezeichnend, daß nämlich die Socialisten in diesem Punkte mit den bonapartistischen Absolutisten Hand in Hand gehen, und sich sehr erfreut zeigen über den Untergang des Constitutionalismus, der „kleinen" liberté, wie sie im Gegensatze zu ihrer „großen" liberté der Zukunft sagen. Der edle Graf versichert, ein Departement zu kennen, wo das notorisch von Fourieristen gegründete und redigirte Präfektur-Journal täglich den alten Parlamentarismus verhöhne, und von Proudhon sei ohnehin bekannt, daß ihm nichts erwünschter komme, als das System der Staatsomnipotenz in Einer Person; es bedürfe dann ja bloß, daß ein Socialist sie zu Handen nehme, was gerade auch nicht ganz außer den Eventualitäten der Zukunft liege. So weit wäre es also in Frankreich gekommen! Man muß aber die eigenthümlichen Resultate der nun „nochmals geheiligten Errungenschaften von 1789" wohl im Auge behalten, wenn man sich die überraschenden Erfolge Napoleon III. und seiner Inspirationen erklären will.

Es kann uns nicht einfallen, mit dem edeln Grafen zu hadern, wenn er behauptet: am 2. Dezember die Diktatur dem Socialismus vorgezogen haben, heiße noch lange nicht: definitiv den constitutionellen Garantien widersagen. Er meint

---

*) Démocratie en Amérique IV, 355.

allerdings das eigentliche Repräsentativ-System, mit dem ganzen Apparat der Theilung der Gewalten; aber er erklärt es für ein Uebel, wenn auch für ein in Frankreich nothwendiges, weil es das kleinere sei, als der sonst unfehlbar hereinbrechende Absolutismus. Er weiß, wie gefährlich ein controlirendes Kopfzahl-Regiment ist, eine Hause isolirter Individuen mit vagen, unbegränzten, künstlichen Rechten; aber das moderne Gegentheil ist noch gefährlicher, und man hat nur zwischen den beiden Extremen zu wählen, in einem Lande, wo der demokratische Staat alles freie und selbstständige organische Leben pulverisirt hat. Ja, wenn die moderne Welt zu dem Mittelalter und seinen Verfassungen zurückkehren könnte! Aber in Frankreich z. B. ist nicht einmal ein Ersatz durch „provinciale Freiheiten" mehr möglich, weil die „Provinzen" und die „Freiheiten" im Grabe liegen; und wenn für ihre Berechtigung, für das große Werk der Decentralisation, je etwas geschehen, so war es durch die Kammern, am allerwenigsten durch die Napoleoniden. Der edle Graf ist also weit entfernt, mit der constitutionellen Schablone manövriren zu wollen. So erklärt er den Parlamentarismus als ein- für allemal unbrauchbar in Italien, preist dagegen Oesterreichs Geschick, das Provinzen voll vielversprechender Lebenskraft habe, wenn man dort nicht anders wie in Frankreich die Tollheit begehe, sie ihres specifischen Daseyns zu berauben und alle Schranken niederzureißen, um es dem Regiment der Bureaukratie bequemer zu machen. Und so ergibt sich denn das sonst nicht immer dagewesene Resultat, daß die Ansichten des edlen Grafen, dessen Name unter den deutschen Katholiken populärer als jeder andere Frankreichs ist, jetzt im Ganzen auch die unsrigen sind. Was Frankreich Noth thut, muß er wissen, genug, wenn man nicht alle andern Länder mit derselben Elle mißt. Wie seltsam z. B. erscheint es uns, und wie wahr mag es doch für Frankreich seyn, wenn er zu bedenken gibt, was es heiße, den Franzosen das unterhaltende

Schauspiel des Tribünen-Kriegs, dessen sie momentan überdrüssig geworden, für immer entziehen zu wollen? Denn „wehe den Regierungen! die ihre Völker sich langweilen lassen; sie haben sich schon oft in den Krieg stürzen müssen, um ihnen — Unterhaltung zu schaffen.“

Dem Wortlaute nach liefert das bereits in zweiter Auflage erschienene Buch einen strengen Verweis für jene „große Zahl“ französischer Katholiken, welche wie einst der Februar-Revolution, so jetzt dem entgegengesetzten Regiment mit aller Unvorsichtigkeit und Uebertreibung zufielen, preisgebend die bürgerliche und politische Freiheit, die Waffe, mit der sie, ja das ganze Episcopat Frankreichs, zwanzig Jahre lang glücklich gekämpft, und ihr siegreiches Banner. Der Verfasser beschuldigt sie der ärgsten und intolerantesten Attentate gegen jene Freiheit, und, wie die Zeitungen berichten, steht er in Folge dessen bereits zwischen zwei Feuern. Die angegriffenen Katholiken, zunächst Journalisten und vornehmlich, wenn auch nicht namentlich, Veuillot vom „Univers“, wollen sich zum pater peccavi nicht bequemen; E. Girardin dagegen, der in allen Farben spielt, rächt nun gelegentlich die Republikaner, und wirft dem edlen Grafen vor, er fasse die „Freiheit“ zu enge. Jedenfalls hat dessen Buch einiges Leben in den Marasmus gebracht, hoffentlich zum Segen. Denn es liegt viel, unwiderstehlich ergreifende Wahrheit in seinen europäischen Gegensätzen kirchlicher Zustände von 1800 und 1852.

Die Kirche dort Sklavin, hier Freie und deßhalb Siegerin überall gegen die vor der Freiheit hinter Polizei und Pöbelgewalt flüchtende Häresie. Und ihre Fesseln hat die — Revolution gebrochen, ohne es zu wollen. Der Katholicismus allein hat gewonnen von allen politischen Krisen der Neuzeit; zugleich mit der politischen Freiheit unter constitutionellen Garantien gaben sie der Kirche freiere Bewegung, und wo jene Freiheit nicht für die Kirche Frucht trägt,

ist die Schuld nur an den Katholiken selbst *). Die unumschränkte omnipotente Staatsgewalt dagegen, jenes politische Heidenthum, das bis auf Ludwig XIV. kein christlicher König kannte, sie konnte nicht anders, als ihren Einfluß schwächen und vernichten, selbst wenn die Fürsten persönlich die frömmsten und kirchenfreundlichsten waren. Man könnte allerdings von einem Despotismus constitutioneller Majoritäten reden; aber auch die kirchenfeindlichsten Repräsentativ-Gewalten der Jetztzeit wagten gegen die Kirche die kecken Schritte absoluter Fürsten nicht. Beweis dessen ganz Europa, namentlich aber Frankreich, auch noch unter den letzten Bourbonen, welchen der edle Graf ein zuvörderst ihn selbst ehrendes Denkmal gerechter Anerkennung setzt. Erst der Sturm der Revolution habe Frankreichs furchtbarste Verirrung, den Gallicanismus, auf das Todtenbette geworfen; aber siehe! schon glaubt man zu bemerken, daß er mit dem keimenden Despotismus sich wieder aufrichte. Ueberhaupt — „zu glauben, daß man bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Frankreich die Freiheit der Kirche aufrecht erhalten könne, ohne die allgemeine Freiheit, ist eine traurige Illusion."

Die Unterrichtsfreiheit, dieses köstliche Gut, bereits voll der herrlichsten Früchte, sie wurde vor zwei Jahren auf der Tribüne erfochten! Jetzt aber zweifelt man bereits, ob es möglich seyn werde, sie zu erhalten; es geht schon die Rede von Plänen, das unschätzbare Kleinod der Kirche abzutauschen, um irgend ein Privilegium, das in Piemont seit dem Jahre 1848 ruhmlos untergegangen (wie es scheint, um den befreiten Gerichtsstand der Geistlichen). Und doch besteht gerade gegen die Einmischung des Staates in die Erziehung der Jugend unter dem Volke selbst der verbreitetste bittere und zähe Widerwille. Es bedurfte allerdings, um die Franzosen dagegen aufzubringen, die sonst alles Mögliche auf das leichtfertigste der Regierung

*) Herr von Montalembert gibt zu verstehen, daß für die Wahrheit dieses Satzes einen schlagenden Beweis — Bayern böte.

anheimstellen, zuletzt noch der unübertrefflichen Schamlosigkeit jener intoleranten Meister der Universität von der Sekte der ekllektischen Rationalisten. Aber noch jedesmal benützte die gerade herrschende Partei die Schulen, um alles Denken und Fühlen der kleinen Franzosen ihren Ansichten despotisch zu conformiren — das Direktorium nicht minder, als Napoleon I. und Louis Philipp; wie sollte Napoleon III. des mächtigen Hebels entrathen können?

Wenn die Freiheit auch noch ganz verbannt würde von der Welt, so müßte man sie einst wenigstens unter den Flügeln der Kirche und in den Herzen der Katholiken wiederfinden! — so lautet schließlich die Maxime des edlen Grafen. Und jedenfalls ist es eine eigene Fügung, daß eine so gewichtige Stimme aus Frankreich in demselben Augenblicke von dem Untergange der constitutionellen Garantien den Untergang der kaum errungenen kirchlichen Rechte und Freiheiten prophezeit, wo in Preußen die erstaunliche Taktlosigkeit ministerieller Intoleranz die Katholiken auf die Oppositions-Bank drängt, und mit den Kämpen des „Buchstabens der Verfassung" alliirt. Sie standen stets für eine Reaktion zum Bessern; eben deßhalb sind ihnen die religiösen Interessen die höchsten; was immer sie bedroht, kann nur Reaktion zum Schlechtern seyn, zu der Erbärmlichkeit vor aller Welt abgeurtheilter Zustände.

III.

Die Klagen über „katholische Intoleranz".

Welchen Lärm hat man jüngst über die Sache der Madiai's in Florenz aufgeschlagen! Daß sie nach den Landesgesetzen wegen gesetzlich verpönter Proselytenmacherei mit Conventikeln und Bestechung im Dienste der englischen Propaganda

bestraft wurden, nannte man Gewissenstyrannei, sorgfältig verschweigend, daß ein anderer Mitangeklagter, der protestantisch geworden, aber der Proselytenmacherei außer der Familie nicht zu überweisen war, frei ausging. Auf den jüngsten Conferenzen zu Wiesbaden und zu Bremen, sowie in öffentlichen Blättern verlauteten namentlich auch schwere Klagen über Bedrückung der Protestanten in Frankreich*); man wußte immer wieder von neuen Schließungen ihrer gottesdienstlichen Versammlungen zu berichten, und der Sache den Anschein zu geben, als wenn die Kirche in Frankreich des Polizeischutzes gegen die gewaltigen Fortschritte des Protestantismus bedürfe. Die „Evangelisirungs"-Männer selbst hüteten sich, einzelne Fälle anzuführen; erst das gewiß unverdächtige Journal des débats vom 8. Oktober brachte einen solchen von den Schranken des Niedergerichts zu Troyes. Dort standen zwei Prediger und ein Bürger aus Estissac, angeklagt, ohne obrigkeitliche Bewilligung Zusammenkünfte von mehr als zwanzig Personen veranlaßt, also ein Polizeigesetz übertreten zu haben, welches in Frankreich, nicht ohne guten Grund, auch auf religiöse Versammlungen ausgedehnt wird. Es waren 300 auf einmal protestantisch gewordene Einwohner des Fleckens Estissac, welche mit den vom Consistorium zu Meaux ihnen gesendeten Predigern sogenannten Gottesdienst in einer Scheuer abgehalten. Das Lokal hatte jener Bürger, selbst Katholik, hergeliehen. Bei dem Zeugenverhöre stellte sich heraus, daß die löbliche Convertitenschaar einzig und allein das Werk eines seit dem Socialisten-Aufstand vom Dezember 1851 flüchtig gegangenen Maire's und Notar's von Estissac, Namens Poron, gewesen, von seinem gleichgesinnten Nachfolger aber bei dem Abfalle erhalten worden war. Wenn man das einen Abfall zum Protestantismus nennen kann! Als nämlich der würdige Pfarrer des Fleckens sein Mißfallen über die wühlerische und schmähliche Aufführung des Bürgermeisters Poron äußerte, drohte dieser, ihm nun seine Pfarrkinder protestantisch machen zu wollen, und in der That gehört der ganze sofort übergetretene Theil der Gemeinde zur rothen Partei. Bei der gerichtlichen Verhandlung wurden thatsächliche Beweise in ziemlicher Zahl deponirt, daß es den Uebergetretenen mit ihrem Protestantismus gar nicht Ernst gewesen; sie verlangten sogar nach wie vor die katholischen

---

*) Zu Wiesbaden besonders von dem Pastor Kunz aus Straßburg, dem Abgeordneten der „Gesellschaft zur Evangelisirung der französischen Ostdepartements."

Sakramente. Der Consistorial-Präsident von Meaux aber erschien eigens vor dem Tribunal und gab feierlich Zeugniß: er habe sich selbst durch genauen Augenschein überzeugt, daß die religiöse Umwandlung der Neubekehrten über allen Zweifel erhaben sei, und als die drei armen Sünder dennoch verurtheilt wurden, (und zwar zu der schrecklichen Strafe von 16 Franks,) protestirte er öffentlich gegen ein Polizei-Gebot, welches dem Consistorium das Recht beschränke, definitiv Pastoren anzustellen, wo es ihm beliebe. Denn — sagte er, „wir glauben, und dieß sind unsere Prinzipien, daß wir alle Freiheit haben, uns festzusetzen und zu predigen, überall, wo wir es für nöthig erachten. Hat Christus, als er seine Schüler aussandte, allen Völkern der Erde das Evangelium zu verkünden, die Großen der Erde um Erlaubniß ersucht?" Offenbar stand der wackere Consistorial-Präsident nicht auf Mecklenburgischem Grund und Boden, sonst hätte er Anderes im „Evangelium" gefunden! Das ist aber eben die ursprüngliche Praxis! So war es z. B. noch in den jüngsten Tagen von Oesterreich höchst intolerant, evangeliums-feindlich und religions-tyrannisch, daß der edle Mann und Prediger Steinacker in Triest abgesetzt und ausgewiesen wurde, wie einem andern Subjekte dieser Art, einem überwiesenen demokratischen Wühler, Namens Kossuth, auch schon in Böhmen begegnet war. Man lese z. B. nur die Jeremiaden der „Berliner Allgem. Kirchenzeitung" über das Märtyrthum der beiden evangelischen Bekenner. Aber siehe da! jüngst wird jener Steinacker in Hannover zum Pastor der Kreuzkirche erwählt, und sogleich erhebt sich Jammergeschrei unter den lutherisch Gläubigen des Königreichs, und sie flehen, daß die hohe Polizei diesen mörderischen Wolf doch aus ihrem Schafstalle jage, denn er sei eine demokratisch-lichtfreundliche Celebrität, und wolle nicht bekennen, daß „Christus ist in das Fleisch gekommen." Kurz — ein lutherisches Königreich zittert vor dem antichristlichen und revolutionären Charakter des „evangelischen Martyrers", für den man vom kaiserlichen Oesterreich noch wenige Wochen vorher blinde Verehrung verlangt hatte. — Es soll mit Vorstehendem nur gesagt seyn, daß protestantische Klagen über „katholische Intoleranz" der Prüfung werth sind!

XLVIII.

Die lutherische Landeskirche in Mecklenburg-Schwerin.

Erster Artikel.

Die Vorgänge in Mecklenburg-Schwerin, betreffend die Katholikenverfolgung daselbst, haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter auf dieses Land hingelenkt. Nicht ohne Interesse wird es daher für dieselben seyn, über die kirchlichen Verhältnisse daselbst etwas Näheres zu erfahren.

Der mecklenburgische Protestantismus offenbart sich bei der großen Masse als der materiellste Indifferentismus, als katholikenfeindlicher Pietismus nur bei einer kleinen Secte, die aber dennoch von einer großen Bedeutung und Wichtigkeit ist, weil zu ihr viele höchstangestellten Männer gehören, als deren Nachtreter die Uebrigen nur zu betrachten sind.

Diese Partei, welche in ihrem Fanatismus gegen die katholische Kirche nicht genugsam die Herrlichkeit und die Gnadenschätze der „lutherischen" herauszustreichen weiß, ist beständig damit beschäftigt, den Schaden Joseph's zu bessern. Man erkennt es, daß im eigenen Hause Alles im Argen liegt, und

wendet die verschiedensten Mittel an, um zu helfen, und doch will's noch immer nicht anders werden. Die sittliche und kirchliche Haltung des Volkes bleibt stets dieselbe, und Einheit in Kirche und Gottesdienst ein frommer Wunsch.

Zum Zwecke einer kirchlichen Reformation in capite et membris wurden schon seit mehreren Jahren eigenmächtig von einem Gutsbesitzer, Freiherrn Friedrich von Maltzan, Kirchensynoden nach seinem Erbsitze Rothenmoor berufen, und allerlei — mitunter curiose — Beschlüsse gefaßt, von denen natürlich nichts zur Ausführung kam. Eben sowenig, wie solche Privatsynoden, wird auch die in den jüngsten Tagen stattgefundene allgemeine Pastoralconferenz den desolaten Zuständen abzuhelfen vermögen.

In dem freundlichen Städtchen Bützow nämlich, an der Eisenbahn gelegen, ungefähr in der Mitte zwischen den beiden größten Städten des Landes, Rostock und Schwerin, versammelten sich am 6. und 7. Oktober etwas mehr als hundert Prediger, um das Wohl der kranken Kirche zu berathen, und wurden bei den dortigen Bürgern einquartiert.

Am Morgen des ersten Tages machte den Anfang ein gemeinsamer Gottesdienst, bei welchem in der Predigt die Anwesenden aufgefordert wurden, „an dem verfallenen Zion mit aufzubauen", und die traurige Klage ausgesprochen ward, „daß sie durchaus nicht weiter kämen und es mit der Kirche nicht anders werden wolle."

Nach Beendigung desselben begab sich die Versammlung in den Rathhaussaal, und nach vorhergegangenem Gesange und Gebet schritt man zu den Verhandlungen selbst, und es wurde zuerst folgende Thesis aufgestellt:

„Die Schule ist nicht eine Stieftochter der Kirche, sie ist deren rechte Tochter, und als solche zu behandeln."

Wohl hätte dieser so wichtige Satz eine allseitige, tiefe Beleuchtung verdient; statt dessen ging man nach einigem Hin- und Herreden zu der Frage über:

„ob nicht allenthalben dieselben Sprüche und Lieder beim

Schulunterricht angewendet werden müßten, was etwa zu erzielen wäre durch allgemeine Einführung ein- und derselben Spruchsammlung?"

Der Gebrauch einer solchen wurde ziemlich allgemein verworfen, dagegen verlangt, „daß die Kinder die Sprüche in der Bibel selbst suchen und aufschlagen sollten", und damit war für's Erste diese wichtige Angelegenheit erledigt.

Alsdann schritt man zur zweiten Proposition, welche an und für sich schon an einer innern Unmöglichkeit für die „protestantische Kirche" laborirte. Es wurde nämlich in derselben der fromme Wunsch ausgesprochen, „Kirchenzucht" und sogar „Abendmahlszucht" herzustellen. Auf letztere bezog sich vorzüglich die Discussion, und nach langem Deliberiren, ob der Prediger einen unbußfertigen Sünder von Beicht und Abendmahl abhalten könne, oder nicht? sprach der erste Redner seine Vorschläge dahin aus:

„So oft der Pastor, wie es auf dem Lande üblich ist, die Abendmahlsfeier ankündigt, soll er dazu ein ernstes Wort sprechen: den Zweifelnden und Geängsteten, den Mühseligen und Beladenen soll er sich zu Rath und Trost aus Gottes Wort erbieten; denen aber, die in offenbaren Sünden und Schanden leben, soll er sagen, daß sie nicht kommen mögen, es sei denn, daß sie aufrichtige Buße thun und von ihrer Sünde abtreten wollten. Wenn Fälle öffentlichen Aergernisses in der Gemeinde vorkommen, soll der Pastor ohne Nennung von Namen der Gemeinde davon Anzeige machen, sie zur Fürbitte auffordern, und nach gehobenem Aergerniß öffentlich Dank sagen. Den betreffenden Individuen soll er sagen, entweder allein, oder vor zwei oder drei Zeugen, daß sie nicht zum Abendmahl kommen dürfen, inzwischen sie aber fleißig ermahnen. Wenn ungeachtet aller Warnung Einer, der in offenbaren Sünden lebt, unangemeldet zu Beichte und Abendmahl kommt, so soll der Pastor ihn bei der Absolvirung mit Handauflegung, und bei der Austheilung des Sakraments stillschweigend übergehen. Im

Allgemeinen soll die Privatbeichte nach Möglichkeit befördert werden."

Hieran schloß sich eine Berathung, welche Mittel anzuwenden seien, um der so bedeutend zunehmenden Unzucht zu widerstehen, welche mit der Aufforderung schloß:

„die Prediger müssen mit der Zucht bei sich selbst anfangen, indem sie auf den Synoden sich untereinander ermahnten und straften."

Als Schlußredner über diese Thesis trat der Kirchenfürst Mecklenburgs auf, der Oberkirchenrath Kliefoth, berüchtigt wegen seines Fanatismus gegen die katholische Kirche, der sich noch vor Kurzem durch frivole Predigten: „Wider Rom", kundgegeben hat, welche ein Pendant bilden zu den jüngst in Halle von Tholuck gehaltenen, die selbst bei Protestanten den größten Unwillen erregt haben.

Mit anzuerkennender Ausführlichkeit entwickelte der Redner zuerst das Entstehen und den Verfall der Kirchenzucht, und die Nothwendigkeit, eine solche wieder herzustellen; ermahnte aber zugleich, nicht in eine falsche augustinische Theologie wieder zu verfallen, und sagte unter Anderm:

„Man hüte sich für's Erste, Unterscheidungen von Arten von Sünden zu machen, oder wohl gar ausschließlich an Ehebruch, wilde Ehen und Unzucht zu denken. Wie schwer diese Sünden auch sind, gibt es doch andere, welche das geistliche Leben nicht weniger, sondern eher mehr auflösen und ertödten; und überhaupt: jede Sünde, von welcher der Sünder nicht lassen will, ist zum Tode. Sodann hüte man sich vor jeder Vermischung mit polizeilichem Wesen, und enthalte sich dergleichen Verkehrtheiten! Muß der Stab Mosis gebraucht werden, so führe ihn die christliche Obrigkeit! Braucht sie einen Pranger, so nehme man dazu nicht die Kirche und die Kanzel! Die kirchliche Zucht darf nur eine That der rettenden, wiederbringenden Liebe seyn!"

Schließlich wünschte der Redner, den Ausdruck „Zucht" vorläufig gänzlich zu vermeiden.

Die dritte Thesis bezog sich auf Ehescheidung. Bei dieser Discussion stellte sich am deutlichsten der Mangel jeder festen Basis und die Verwirrung der einzelnen Begriffe heraus. Wiederum der Oberkirchenrath Kliefoth, dessen scharfem Verstande es nie an Auswegen fehlt, zog die Versammlung sehr schlau aus dieser babel'schen Situation heraus, indem er als rechtlich nur die kanonischen Ehescheidungsgründe anerkannte, jedoch die Scheidung bei nicht kanonischen Gründen für ein nothwendiges Uebel erklärte (?!).

Ueber die vierte Thesis, die Confirmation, hielt derselbe Redner, welcher überhaupt die ganze Versammlung im Schlepptau hatte, ganz allein einen Vortrag, und „zwar einen so gewaltsamen, daß alle Anwesenden dadurch außer Fassung geriethen, und es nach Beendigung desselben längerer Zeit bedurfte, ehe dieselben sich wieder erholt hatten, um zu etwas Neuem übergehen zu können." Als Hauptmomente der Confirmation stellt der Redner vier auf: Examen, Bekenntniß, Gelübde und Zulassung zum Abendmahl; er klagt zuerst darüber, daß jetzt auf das Wissen für das Examen der Nachdruck gelegt werde, und äußert sich folgendermaßen:

„Die Confirmation ist in Beziehung gestellt zu Dingen, welche nicht dahin gehören, und sie ist aus den Beziehungen herausgerückt, in welchen sie stehen sollte. Der Grund davon ist, daß die Erkenntniß bei ihr vorwiegend. Sie ist in eine falsche Stellung zur Schule gebracht. Aus der Schule kommen und confirmirt werden, ist für unser Volk das Gleiche und ist Alles geworden. Eben da liegt aber auch der Fehl nach der andern Seite: wer aus der Schule kommt, hat genug Erkenntniß, ist fix und fertig für das Leben, und für die Folgezeit abgefunden mit der Kirche."

Der Redner geht dann über auf die Gliederung der Gemeinde, und wünscht statt der vorherrschenden Naturordnung, der Kinder und Erwachsenen, eine Catechumenatsordnung, wodurch die Gemeinde eine wirklich gegliederte seyn würde.

In Ermangelung statthafter Vorschläge ergießt derselbe sich von Zeit zu Zeit in fromme Wünsche.

Mit einer Discussion über den Gemeinde-Gesang wurde diese Conferenz geschlossen, und nach gemeinsamem Mittagsessen führte der Nachmittag des 7ten Oktobers die meisten Theilnehmer schon wieder von Bützow weg.

Ist an und für sich nicht gerade diese Conferenz Etwas, worauf man besonderes Gewicht zu legen hätte, so dient sie doch mit zum Belege für den Zustand der kirchlichen Landesverhältnisse. Doch beschränkt sich diese Bedeutung nicht allein für das specielle Land, sie ist noch weiter zu extendiren, und ihr ein gewisses kirchenhistorisches Interesse beizulegen, in sofern sie Zeugniß ablegt, wie es mit dem Protestantismus im Argen liegt, wie über die allerwichtigsten und nothwendigsten Kirchenfragen noch nicht einmal etwas Festes constatirt ist; ja, wie gerade im Gegentheil täglich sich die Begriffe mehr verwirren, mehr auseinandergehen, und eine heute festgesetzte Position schon morgen in ihr Nichts sich wieder auflöst. Eigenthümlich ist dabei, daß dieses die Protestanten selbst klar einsehen und erkennen, wie z. B. schon die protestantische Jeremiade über den kirchlichen Zustand Mecklenburgs beweist, welche, in der „Volkshalle" abgedruckt, zur Zeit große Sensation erregte. Dessenungeachtet glauben sie, daß es besser werden kann und wird, ohne daß es nothwendig wäre, zur Quelle der Wahrheit, zur einen, heiligen, katholischen Kirche sich zurückzuwenden.

Nach solchen Vorgängen ist von den Kirchensynoden für die mecklenburgische Landeskirche nicht viel Heil zu erwarten; was die anderweitigen Wiederbelebungsversuche des Protestantismus anbetrifft, als z. B. Colportage, Reisepredigt, Bibel- und Betstunden u. s. w., welche mit großem Eifer betrieben werden: so denken wir darüber den Lesern das Weitere mitzutheilen.

XLIX.

Italien und die Revolution.

Den 24. August 1852.

(Vom Verfasser der Zeitläufte.)

Die Revolution, das dialektisch und historisch nothwendige Resultat und Complement der sogenannten Reformation, ist eine Todeskrankheit der gesammten christlich-germanischen Gesellschaft. Sie ergreift alle Länder, alle Völker, alle Staatsformen; ob ein Volk katholisch heiße oder (dem Namen nach) einem irrgläubigen Bekenntnisse huldige, ist ihr gegenüber nur von geringem Belang. Dies gilt hauptsächlich von den romanischen und germanischen Stämmen, welche Europa bewohnen, und in Amerika eingewandert sind; den Slaven scheint die Vorsehung vielleicht eine andere Mission vorbehalten zu haben.

Die Symptome dieser socialen Krankheit sind, seitdem das Uebel zuerst in Frankreich zum Ausbruche kam, im Wesentlichen und der Hauptsache nach allenthalben dieselben; dennoch aber ist jede einzelne Revolution ein Fall für sich und vielleicht den im nächst angrenzenden Lande vorkommenden Umwälzungsversuchen wenigstens der äußeren Erscheinung nach gar nicht ähnlich.

Ein solches, ganz eigenthümliche und daneben höchst lehrreiche Paradigma einer Revolution ist die innere Geschichte Italiens seit den letzten Jahren, wobei nur noch zu bemerken, daß jeder italienische Staat wiederum seine eigene Revolutionsgeschichte hat. Eine Einheit Italiens giebt es nicht einmal im Verbrechen; sie besteht nur in der Einbildung der Umwälzungspartei. Uebrigens empfehlen wir unsern Lesern als die umfassendsten und lehrreichsten Quellen der Geschichte jenes merkwürdigen Zeitabschnittes folgende zwei Schriften: „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849", und: „die römische Revolution vor dem Urtheile der Unparteiischen." Der Verfasser der erstgenannten Schrift (der kaiserliche General von Schönhals) ist Protestant, der Verfasser des andern Buches soll der Gesellschaft Jesu angehören. Wir wollen im Nachfolgenden einige Bemerkungen mittheilen, die sich uns beim Lesen dieser Schriften aufgedrängt haben.

Fragen wir zuvörderst nach der ersten und innersten Ursache der Revolution in Italien, so ist es dieselbe, welche überall in ganz Europa der politischen Umwälzung zum Grunde liegt. Es finden sich materielle Motive, welche das Volk zur Auflehnung drängen; die Leiden der Menschheit sind im Ganzen und Großen heute dieselben, die sie von jeher waren und seyn werden. Aber die Art und Weise der Auffassung unseres Verhältnisses zu Gott und der Welt hat sich bei der überwiegend größeren Mehrheit der Jetztlebenden von Grund aus geändert. Die ältere (christliche) Lehre war: allerdings ist die Erde ein Jammerthal, aber die Leiden dieser Zeit sind nicht in Vergleich zu stellen mit der ewigen Herrlichkeit. Diese durch große Geduld zu verdienen ist der alleinige Zweck des irdischen Lebens, und die Leiden desselben sind, wenn sie in der rechten Weise als ein Geschenk aus der Hand Gottes angenommen werden, eben so viele Mittel, welche uns unserm ewigen Ziele näher bringen. Dies war der Standpunkt,

von welchem aus auch die unläugbar vorhandenen Unvollkommenheiten aller Staaten und sonstigen gesellschaftlichen Zustände aufgefaßt und von den gläubigen Christen in Liebe und Geduld ertragen wurden. Umgekehrt lautet die widerchristliche Lehre, welche die Revolution erzeugt hat und ferner noch erzeugen wird: es ist ein empörender Betrug, die arme gedrückte Menschheit auf ein fabelhaftes und prekäres Jenseits zu vertrösten. Nein! hier auf Erden soll der Himmel seyn, von diesem Leben und von der Gesellschaft haben wir die Seligkeit zu fordern; wird sie uns nicht gewährt, so tragen die Pfaffen, die Regierungsmenschen, alte und neue, die Reichen die Schuld. Zerstören wir die bestehenden gesellschaftlichen Zustände bis auf ihre Fundamente, dann wird aus den Ruinen eine neue bessere Zeit erblühen. Das „blaue Jenseits“ aber, wie es Hegel nannte, muß aus dem Bewußtseyn des Volkes verdrängt, es darf seiner nicht mehr gedacht werden. Erst dann wird es besser seyn.

Daß diese Lehre unverträglich ist mit Allem und Jedem, was man bisher Geduld, Gehorsam, Unterwürfigkeit unter eine höhere Gewalt nannte, leuchtet von selbst ein, auch wenn die Erfahrung der jüngsten siebzig bis achtzig Jahre es nicht bestätigte. „Die Insurrection ist (für Jeden, der sich durch irgend etwas beschwert hält,) die heiligste aller Pflichten“ — dies ist die kurze Summe der eben bezeichneten antichristlichen Politik. Sie war es auch in der italienischen Revolution und alle einzelnen Erscheinungen derselben sind nichts als Accidenzen, Folgerungen oder locale Färbung, des einen großen falschen Grundprincips.

Gegen die eben entwickelte Ansicht wird häufig, und zwar gewöhnlich von außerkirchlicher Seite her, eine Art von hypokritischem Zweifel geltend gemacht. Man sagt uns ja so häufig, so lautet der Einwurf, daß die katholische Kirche das wahre und alleinige Präservativ gegen die Revolution unserer Tage sei. Wie kömmt es denn, daß dieses Mittel nicht

in Italien, ja sogar nicht einmal im Kirchenstaate, dem Sitze des Kirchenoberhauptes, seine prophylaktische Macht bewähren konnte? Wir antworten darauf: die Häresie des sechszehnten Jahrhunderts hat die Hälfte der europäischen Menschheit, die damals auch ausschließlich katholisch war, wie heute Italien, in den Abgrund gerissen; sollte der zur vollen Consequenz des Unglaubens gediehene Protestantismus heute, nach dreihundert Jahren, auf die katholisch gebliebene Hälfte Europa's nicht auch seine Wirkung äußern? Für diese hat jetzt die Stunde der Prüfung geschlagen; sie wird aber, das hoffen wir zu Gott, den sittlich-religiösen Krankheitsprozeß schneller durchmachen und dann zur Wahrheit zurückkehren, als der protestantische Norden. Insbesondere wird es Italien zum Heile gereichen und Millionen die Augen öffnen, daß hier der Protestantismus des neunzehnten Jahrhunderts sich einen Augenblick frei entfalten und zur vollen Herrschaft gelangen konnte. Uebrigens ist es eine einfache Consequenz aus dem oben Gesagten, daß das christliche Prinzip, wo es nicht bloß dem Namen, sondern der That nach herrscht, die Revolution ausschließt. Zugleich ergibt sich aber auch hieraus, was von jenen Regierungen zu halten sei, welche im vermeintlichen Interesse der weltlichen Macht der Kirche den Krieg erklären, und indirekt oder direkt die Religion befehden. Eine Gewalt, die das thut, gräbt sich ohne alle Rettung ihr eigenes Grab. Ihr Sturz und Untergang kann dann nur noch eine Zeitfrage seyn. Es gibt wenige geschichtlichen und politischen Wahrheiten, die so unumstößlich gewiß und durch die Erfahrung bekräftigt wären, wie die eben ausgesprochene.

Es ist ungemein lehrreich, zu beobachten, in welches durchweg verschiedene Verhältniß die Revolution in der Lombardei und im Kirchenstaate sich deßfalls stellte. Der Verfasser der „Erinnerungen" hebt nicht ohne einige, übrigens leicht erklärliche Animosität das feindliche Verhältniß des katholischen Klerus in der Lombardei

zu Oesterreich hervor. Die Wahrheit ist, daß diese Abneigung wirklich bestand, daß aber das, was der Verfasser durch eine planmäßige Politik des „Vatikans" erklären will, einfach in der Natur der Sache liegt. Trotz des tiefinnersten Abscheues, den jeder rechtliche Mensch empfinden wird, wenn er sieht, wie die revolutionäre Partei in der jüngstvergangenen Umwälzungsperiode nicht selten religiöse und kirchliche Interessen, die sie heuchelte, als Mittel für ihre Zwecke handhabte, so kann dennoch auch der eifrigste Freund und Anhänger Oesterreichs nicht in Abrede stellen, daß die wahnsinnige Politik, welche die vormärzlichen Machthaber der Kirche gegenüber befolgten, den Feinden Oesterreichs geradezu die Waffen in die Hand lieferte. Wir können heute, Gottlob! um so freimüthiger über diese Thorheit sprechen, als dermalen hoffentlich mit den Personen auch die Mißgriffe und Verkehrtheiten für immer beseitigt sind. Daraus, und nicht aus geheimen Verhaltungsbefehlen, oder tiefangelegten Plänen des „Vatikans", erklärt sich die traurige Erscheinung: daß eine Fraction von katholischen Priestern, und zwar gerade von solchen, denen die Kirche und der Glaube nichts weniger als gleichgültig war, in heftigem Grimme gegen die josephinische Bureaukratie entbrannt, sich vom Teufel unklarer Leidenschaft oder zeitgeistiger Verkehrtheit blenden ließ, und der Revolution blindlings in die Arme warf. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß in der Lombardei zu Gunsten der Kirche und ihrer Freiheit das Kreuz gegen Oesterreich gepredigt wurde, während in Rom die Revolution sich schamlos in ihrer vollen antichristlichen Nacktheit zeigte. Der Gang, den sie in Bezug auf Religion und Kirche einhielt, war in seinen Hauptmomenten folgender: Zuvörderst waren absolute Glaubenslosigkeit und sittlich religiöser Indifferentismus der Punkt, von welchem die Leiter und Führer der Revolution ausgingen. Von irgend einem selbst noch so laxen Dogma, von einem festen Bekenntnisse irgend einer

Art, war in diesen Regionen keine Rede mehr. Um so leichter konnte den revolutionären Häuptlingen das religiöse Interesse als bloßes Mittel zum Zwecke, etwa um, wie in der Lombardei, Fanatismus zu erregen, dienen. Ihre Rede wechselte also je nach Zeit und Umständen, und nur allmählig ließen sie ihre wahre eigene, innerste Gesinnung hervortreten, und zeigten ihren Grimm und Haß gegen jede christliche Mahnung und Erinnerung. Der erste Schritt zu diesem Ziele war bekanntlich gleich nach der Wahl Pius IX. die Bethätigung eines eben so unsinnigen und beleidigenden, als unwahren Enthusiasmus für die Person des neugewählten Papstes, in Hinsicht dessen man sich mit großer Ostentation bemühte, den Landesherrn vom Kirchenoberhaupte zu unterscheiden. Nur dem erstern sollten die Huldigungen und Freudenbezeugungen gelten. Doch schon in dieser ersten Periode konnte ein scharfes politisches Auge die Keime dessen entdecken, was sich binnen Kurzem zu entwickeln drohte. Einzelne Priester fielen offen der Sache der Revolution zu; ein anderer nicht unbeträchtlicher Theil des Klerus bildete Casino's im Geiste der herrschenden Richtung. Mazzini drang in seinen Instructionen mit aller Macht darauf, „die Geistlichkeit dahin zu bearbeiten, daß die Idee der Gleichheit in sie eindringe, und sie den liberalen Einrichtungen sich anschließe, und daß man in jeder Hauptstadt einige Savanarola's bilde." Diese Bemühungen fanden in dem jüngeren Klerus ein nur gar zu reiches und fruchtbares Feld.

„Und wir haben darüber nicht zu staunen. Man trifft bei Vielen von ihnen kein Studium der heiligen Schrift und der Väter mehr, sondern eitles Lesen von Zeitungen und Flugschriften; man trifft keine Conferenzen mehr, um den Geist anzueifern, sondern gesellschaftliche Unterhaltungen, um den Geist zu zerstreuen. Die Christenlehren zur Unterweisung der Unwissenden in den Geheimnissen unserer Erlösung, die Predigten zur Erschütterung der Sünder, um sie zum Kampfe

gegen ihre Leidenschaften zu bewegen, die Ermahnungen an die Gläubigen, um sie zur Liebe der Tugend anzufeuern — verwandelten sich in Schwätzereien, um „„die heilige Erlösung““ Italiens zu preisen, in Standreden, um die Gemüther zum Kriege gegen die Fremdherrschaft aufzuhetzen, in rhetorische Deklamationen, um die Liebe zum Vaterlande, zum Fortschritt, zur Nationalität einzuschärfen.“

Als einer der Savanarola's von Rom trat der Minorit Gavazzi auf, dessen wahnwitzigsten Reden *), wie der Verfasser der „römischen Revolution“ berichtet, selbst geistliche Zuhörer Beifall zollten. An Allem, was man Chronologie und Geschichte nennt, waren diese Zuhörer ohne Zweifel eben so unschuldig, wie der Redner. Der Hauptangriff aber lag in der noch unter den Augen des Papstes unternommenen, mit der Vergötterung von Pius IX. Hand in Hand gehenden Verfolgung der Jesuiten. „Die Macht des Klerus“, so lauten die Worte der Instruction Mazzini's, „ist in den Jesuiten personifizirt.“ Darum ward der Haß gegen sie künstlich erregt und auf den höchstmöglichen Grad gesteigert. „Die Gehässigkeit dieses Namens ist eine Macht für die Socialisten.“ Darum ward auch Gioberti von der revolutionären Partei in Piemont bezahlt, den Gesuita moderno zu schreiben, dessen Ziel und Aufgabe die Bearbeitung der italienischen Geistlichen im Sinne der Revolution war. Und dieses Vorhaben gelang nur allzugut.

„Um Mazzini's Wünsche voll zu machen, mangelten auch die Savanarola's nicht, die aber um so schlimmer waren, je schlechter der Geist war, der sie eingenommen hatte: höchst unwürdige Söhne und Diener der Kirche, welche, um die Volksgunst zu erbetteln, und aus andern noch schmähli-

*) S. die jüngste Besprechung der in Rede stehenden Schrift, Hist.-polit. Blätter Bd. XXX, S. 603.

cheren Absichten, ihr heiliges Amt schändeten und das Evangelium mißbrauchten, um die Ungerechtigkeit und Empörung gutzuheißen, und die Heiligkeit und Rechtmäßigkeit der, gegen den Stellvertreter und die Religion Jesu Christi erhobenen Verfolgungen zu beweisen. Es wird eine ewige Schmach für Italien bleiben, daß einige Geistliche in dem Turiner-Parlamente und in der „„konstituirenden Versammlung"" in Rom, und gar manche andere in den Vereinen, in den Gesellschaften, in den Zeitungen und Flugschriften sich eben so ergrimmt gegen die Religion gezeigt haben, als die ungläubigsten Laien."

„Und es frommt nicht, uns selbst mit der Gegenrede zu täuschen, daß diese nur wenige gewesen seien. Wenige sind es freilich, die mit offener Stirne sich als solche bekundeten, wie die Gavazzi, Ventura, Gazzola, Gioberti, Arduini, Rombaldi, Asproni, Dell'Ongaro, Cernuschi, Angius, Turcotti, de Castro und Andere von ähnlichem Gelichter; aber nicht so wenige sind es, welche versteckt arbeiteten, und ihre Hand verborgen hielten, aber den Stoß, den sie gegen die Kirche führten, nur um so gefährlicher machten. Und von dieser Gattung gab es leider nur zu viele in jeder Genossenschaft, in jedem Range, in den Seminarien und Lyzeen, unter den Pfarrern und unter den Kanonikern, so wie unter den Ordensleuten." . . . . „Um das bisher Gesagte klar bestätiget zu sehen, dürfte man nur in den weitläufigen Beschreibungen der Volksfeste, der Versammlungen und öffentlichen Beifallsbezeugungen nachlesen, welche, von den Revolutionären veranlaßt und befördert, seit der letzten Hälfte des Jahres 1846 bis zum Jahre 1849 so sehr im Schwange waren, und in den Zeitungen von jeder Farbe mit einem so großen Wortaufwande geschildert wurden. Da wird man stets finden, wie in jeder Stadt Geistliche mit dem „„Volke"" gemeinsame Sache machen, durch die Straßen ziehen, auf den öffentlichen Plätzen zur Versammlung sich einstellen, Fahnen tra-

gen, mit dreifarbigen Bändern sich schmücken und hoch ihre Stimme erheben, um die Rufe für Freiheit, Fortschritt und Nationalität erschallen zu lassen, um die Fremdherrschaft zu verwünschen, und zugleich mit dem Volke den Wechsel der Regierungsform, der Minister, des Herkömmlichen zu verlangen."

„Das einzige Königreich Neapel ausgenommen, wo der Klerus in dieser Beziehung höchst zurückhaltend sich betrug, sei es, weil dort die Wachsamkeit der Bischöfe größer, oder die klerikalische Erziehung besser war — sah man in allen übrigen Staaten Italiens derartige Schauspiele, welche unser höchstes Bedauern erregen müssen. Ein großer Theil jener Männer, welche nach dem Geiste ihres Berufes sich in dergleichen politisches und weltliches Treiben nicht hätten mischen sollen, begnügte sich nicht, sehr thätigen Antheil an allen von den Aufständischen veranstalteten Kundgebungen zu nehmen, sondern hat sogar, ohne weiter zu blicken, deren Absichten gefördert, und sich mit wahnwitzigem Erkühnen, namentlich in der Lombardei, so weit vergessen, daß er die Waffen ergriff und sich in die Reihen der neuen Kreuzritter für den „„heiligen Krieg"" stellte. Es gab Orte, wo eine oder mehrere Abtheilungen junger Seminaristen die Studien und den Dienst des Altares verließen, um statt dessen wider die Barbaren und Fremden zu kämpfen, und sie aus Italien zu vertreiben. Ich sage nichts von Sizilien, das sich gegen seinen rechtmäßigen Herrscher empört hatte: die Geschichte kann hier noch nicht alle einzelnen Thatsachen genau verzeichnen. Ebenso sage ich nichts von den Zeichen des Jubels und der Freude, welche in gewissen andern Orten Italiens viele Geistliche, im Vereine mit dem „„Volke"", über die Verfolgungen, die Mißhandlungen und die gewaltthätigen Vertreibungen kund gaben, mit denen gegen die Jesuiten verfahren und dieselben aus dem Lande geschafft wurden, während man überall sich boshaft an ihrer Ehre und an

ihrem guten Namen vergriff, und sie unter thätigen Beleidigungen und Beschimpfungen aller ihrer Habe beraubte. Wären diese Leute auch die schlechtesten Menschen in der Welt gewesen, so war doch sicher das Verfahren, sie ohne Untersuchung und ohne den Beweis ihrer Schuld zu bestrafen, im höchsten Grade unmenschlich und ungerecht. Wenn man daher demselben Beifall zollte, weiß ich nicht, zu welch' neuer Art von christlicher Tugend man dieß Betragen rechnen dürfe und könne."

Sehr richtig bemerkt der Verfasser der vorliegenden Broschüre, daß die Leiter der Revolution vom Klerus gar nicht mehr hofften, und vorläufig nicht mehr begehrten, als daß er sich an den ersten Bewegungen der Umwälzung betheilige, indem sie sich dann gewisse Hoffnung machten, sein Beispiel werde auch die Massen in die Falle locken. War dieß erreicht, dann wendeten sie ihre volle Macht gegen den Klerus, und Jeder, ohne zu untersuchen, ob er sich ihnen auch früher günstig gezeigt hatte, wurde, wenn er nur dem geistlichen Stande angehörte, mißhandelt, beraubt und bis in den Tod verfolgt. Noch während der Anwesenheit des Papstes in Rom zeigte es sich, wen Alles die Revolution unter dem Namen der Jesuiten begriff. Man wollte einen Katholicismus, der „nicht dürre, scheinheilig, frömmelnd, intolerant, fanatisch" seyn sollte, „sondern weit, frei, ohne Skrupel, fern von mystischem Zeitvertreib, der Alles duldet, nichts ausschließt, Erzeuger von Glückseligkeit in dieser und in der andern Welt, Schöpfer von Bildung in jeder Art, Bringer der Freiheit, der Unabhängigkeit, Erlöser von Italien;" und da dieß nicht die Eigenschaften sind, deren sich der wahre, nicht von den Revolutionsmännern, sondern von Jesus Christus verkündete Katholicismus rühmt: so fand sich schnell ein Mittel, um diesem Mißstande abzuhelfen, und das Wesen des Katholicismus zu bekämpfen, ohne sich den Schein zu geben, als ob man dieses wollte; indem man sagte: die Kirchenver-

sammlung von Trient sei in der Kirchenzucht und in der Glaubenslehre, durch jesuitische Kunstgriffe berückt, vom rechten Wege abgewichen; die Päpste und die Congregationen in Rom seien mehrmals durch die Umtriebe der Jesuiten hintergangen worden; die häufige Communion, die Verehrung der Bilder, die Andacht zur jungfräulichen Mutter Gottes seien altes Zeug und elender Plunder und jesuitische Mißbräuche; die Demuth des Herzens endlich, die freiwillige Armuth, der geistliche Gehorsam, die Verachtung seiner selbst, das Verlassen der Welt seien nichts Anderes, als Uebertreibungen des Mittelalters, von Christus verworfen und dem Evangelium zuwider, welche aber nichts destoweniger vom Jesuitismus aufrecht erhalten und gepflegt worden seien."

„Die Geheimnisse, die Wahrheiten, die heiligen Gebräuche der katholischen Kirche, die nun auf diese Weise alle in so schlimmes Licht gestellt worden, wurden deßhalb gering geschätzt, verachtet, verlacht; und in Folge dessen sahen wir die Kirchen geschändet, die heiligen Bilder zerfetzt, die Reliquien der Heiligen verbrannt und in den Wind zerstreut, die geweihten Gefäße zu unheiligem und sacrilegischem Gebrauche verwendet, die Beichtstühle zertrümmert und verbrannt, die Grundlehren der Religion geläugnet und bestritten: und alles Dieses — weil man nichts mehr vom Jesuitismus wissen wollte."

Insbesondere hatte sich Gioberti vorgesetzt, dem bisherigen katholischen Glauben allmählig ein anderes System unterzuschieben. Der Verfasser unserer Quelle sagt darüber: „Ich habe zur Bestätigung dessen das Geständniß eines Geheimbündlers, den ich nicht nennen will. Dieser sagte in einem schon früher einmal angeführten Briefe, den er nach der Mitte des Jahres 1847 schrieb: „„Gioberti ist für den Klerus das, was Mazzini für die italienische Partei. Der Priester Gioberti spricht zu den Priestern ihre Sprache, und ich versichere Sie, es kommen von allen Seiten Nachrichten,

daß bei dem Welt= wie bei dem Ordensklerus die Lehre von der Freiheit, von der Unabhängigkeit Italiens u. s. w. ein Gedanke ist, der Viele verführt; und sie kommen zu der Ueberzeugung: der Katholicismus sei eine wesentlich demokratische Lehre.""

Nachdem endlich apostasirte Priester auf den öffentlichen Plätzen Roms gegen das Papstthum predigten, Jeder, der in der Hauptstadt der katholischen Welt in einem geistlichen Gewande auf die Straße ging, sein Leben wagte, amerikanische und englische Wortsdiener herbeigerufen wurden, um ihre Lehre an dem Sitze des Papstthums zu verkünden, darf es nicht befremden, wenn der Kampf gegen die Kirche in der Hauptstadt der katholischen Welt consequent und schnell durch seine Phasen lief. Moderner Staatsabsolutismus und anarchische Pöbelherrschaft reichten sich zu diesem Ende die Hand. Kein Mittel blieb unversucht, den katholischen Glauben entweder zu verfälschen, oder ihn der Herrschaft über die Herzen und Gemüther der Menschen zu berauben. Das Empörendste hiebei ist der Hohn und die Heuchelei der revolutionären Häuptlinge. „Sie erklärten feierlich durch ein förmliches Dekret, daß der Papst alle nöthige Gewährleistung für seine Unabhängigkeit in Ausübung seiner geistlichen Gewalt haben würde; und zu gleicher Zeit gestatteten und beförderten sie alle mögliche Beschimpfung und Schmähung seiner Person, sowohl in Wort als Schrift, und durch die Presse; sie fingen die Briefe auf, welche an ihn von den Bischöfen geschrieben wurden; sie hoben die Congregationen auf, welche für reinkirchliche Angelegenheiten eingesetzt waren; sie verweigerten den Gehorsam gegen jeden Akt oder jeden Beschluß, der von ihm ausging; sie verletzten die Vorschriften der heiligen Kanonen, die kirchlichen Gesetze, befahlen Anderen die gleiche Verletzung, und schmähten mit tausendfachem Hohne und Spotte die geistlichen Strafen; und erklärten zuletzt, die geistliche Gewalt des Papstes sei eine Anmaßung

einer herrschsüchtigen Priesterkaste, ein alter Quark aus dem Mittelalter, eine Knechtung des menschlichen Geistes."

In Folge dieser neuen Auffassung der Religion wurden die Beichtstühle aus den Kirchen geschleppt und verbrannt, alle Kirchengüter im römischen Staate als Eigenthum der Republik proklamirt, die Glocken als überflüssig confiscirt, die Klostergelübde vom Triumvirat der Republik für gelöst erklärt, sämmtliche Ordensgeistliche und Nonnen aus ihren Häusern vertrieben, zahllose Priester ermordet, endlich, als die Nemesis in der Gestalt der französischen Armee näher rückte, der Vorschlag gemacht: sämmtliche Geistliche als Geißeln in die Engelsburg zu sperren. Ihren Culminationspunkt erreichte die antireligiöse Richtung aber in dem Gedanken einiger Wortführer der Revolution, den Protestantismus zur neuen Staatsreligion des verjüngten Italiens zu machen. „Es fiel", sagt unser Verfasser, „ein Rundschreiben in meine Hände, das von den neuen Triumviren in partibus, Mazzini, Sterbini und Montecchi, unterzeichnet, und im Dezember 1849 in Lausanne gedruckt ist. Es führt den Titel: „„Italienische Gesellschaft, deren Zweck ist, zur Wiederherstellung der menschlichen Encyklopädie zu dienen, und den Protestantismus zum öffentlichen Culte zu machen."" Dieser Brief nun hat folgenden Inhalt, den ich meine Leser reiflich zu überdenken bitte:"

„„Nach dem glanzvollen Beispiele der gebildetsten Nationen Europa's beabsichtigen die unterzeichneten Italiener einmüthig, sich zu einer Gesellschaft zu dem Zwecke zu vereinigen, jeden Keim einer philosophischen, politischen und religiösen Orthodoxie, welche sich tyrannisch der Freiheit der Völker widersetzt, zu zerstören, und das Denken in Italien durch Abschüttlung des unerträglichen und erniedrigenden Joches der Autorität zu reformiren, da von der freien Wahl der Prinzipien in jedem Bereiche des Wissensmöglichen alles Wissen abhängt. Die Einrichtungen, welche zur Begründung

der Freiheit der Völker sich eignen, sind einzig jene, welche die Monarchien und den Katholicismus in Fesseln schlagen, da diese die beiden größten Hindernisse der Freiheit sind, indem sie der Autonomie des Geistes widerstreben, jenem Rationalismus nämlich, der uns allein einmal von der Sklaverei befreien, und ein reinmenschliches Christenthum, das ganz dem Fortschritte dient, begründen soll.""

„„Völker von Mittelitalien! die Demokratie, wie der Protestantismus, haben bei euch eine schöne Zukunft; möchtet ihr vereint einen Stein zu dem großen Baue tragen, der euch glorreich vor den Augen des denkenden Europa's machen wird; und fürchtet nicht, daß das katholische Priesterthum, der Altar und das Kreuz noch ein dauerndes Leben haben: diese alten, abergläubischen Dinge, diese veralteten Lügen müssen zu Grunde gehen vor dem wachsenden Laufe des Protestantismus. Alle, die hier am Schlusse ihre eigene Handschrift beisetzen, werden Apostel der liberalen republikanischen Propaganda seyn, und es werden ihnen die Statuten, die Satzungen, die großen gesellschaftlichen Rechte mitgetheilt werden, welche sie in Zukunft genießen sollen. Lausanne im Dezember 1849. Mazzini. Sterbini. Montecchi.""

Augenscheinlich ist dieß eine Finte, welche berechnet ist, die Gunst Preußens und Englands zu erhaschen. Aber sie hat ihren Zweck nicht erreicht; in England war selbst das revolutionäre Kabinet zu klug, um sich auf diese Chimäre eines italienischen Protestantismus einzulassen, der dort, ohne Wurzel im Volke und nur getragen von einem kleinen revolutionären Häuflein von Klubbisten, die Basis einer neuen Staatsordnung werden sollte. Preußen aber verfolgte gerade damals ein anderes, jetzt, wie es scheint, aufgegebenes Ziel. Um seinen deutschen Hegemoniegelüsten vorzuarbeiten, wollte es die deutschen Katholiken in die angenehme Täuschung wiegen, als hätten sie von einem preußischen Oberhaupte der deutschen Nation nichts als Liebes und Gutes zu erwarten.

Der nothgedrungene Bescheid auf den Vorschlag zur Protestantisirung Italiens konnte also nur lauten: „so gerne, so unmöglich.“ Das war damals. Was die Zukunft in ihrem dunkeln Schooße birgt, müssen wir abwarten. Nur Eins ist gewiß: eine Revolution, welche den Protestantismus als letztes Ziel ihrer Bemühungen im Auge hatte, war nicht berechtigt, Oesterreich selbst wegen seiner nicht zu entschuldigenden, früheren Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten, im josephinischen Sinne, Vorwürfe zu machen.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß die Revolution in Italien, wie allenthalben, die Frucht einer falschen Wissenschaft war, welche ihrerseits wieder aus dem Erlöschen des religiösen Glaubens und dem Erkalten der Liebe zu Gott hervorging. Trug sie diesen Charakter, so leuchtet von selbst ein, daß der Boden, aus dem sie erwuchs, nur die Stimmung der höheren gebildeten Klassen seyn konnte. Das eigentliche Volk wurde von diesen verführt, oder ohne zu wissen, worauf es ankam, blindlings geleitet. Sehr richtig sagt der Verfasser der „Erinnerungen“:

„Während so die Revolution mit unglaublicher Rührigkeit betrieben ward, war, wenn man die zahlreiche Dienerschaft der reichen Familien und die höhere Bürgerschaft ausnimmt, der Ueberrest des Volkes noch ziemlich unverdorben. Der größte Theil der sogenannten Coloni war sogar der Regierung anhänglich, bei der er oft Schutz gegen seine Dränger fand. Hätte die Regierung nicht so viel Achtung für das Eigenthum besessen, hätte sie nicht besorgen müssen, daß die Scenen sich wiederholen würden, die man in Galizien erlebt hatte, es würde ihr nicht schwer geworden seyn, das Land gegen die Städte zu bewaffnen. Dieses zeigte sich später bei dem Erscheinen der Piemontesen; sie fanden bei ihrem Einfall fast keinen Anhang auf dem Lande, und beklagten sich bitter, daß man sie über den Geist und die Gesinnungen des Landes getäuscht habe. Wir wurden bei unse-

rem Vordringen vom Volke wahrhaft wie Befreier empfangen. Das war nicht die Haltung eines schuldbewußten, die Strafe der Sieger fürchtenden Volkes; es war die Freude über die Befreiung von einem Joche, das man ihm als Freiheit aufgelegt hatte, und das ihm binnen vier Monaten mehr kostete, als seine frühere Regierung in einem Jahre. Es war eine Bevölkerung, die die Gerechtigkeit und Milde ihrer rechtmäßigen Regierung kannte, und dieser vertrauend, auf Nachsicht und Vergebung rechnete."

Auch der piemontesische Kriegsminister Bava erzählt einen höchst merkwürdigen Fall, welcher dasselbe bekundet. „Der Ort delle Gracia", sagt er, „hat eine ganz eigenthümliche Kirche, in deren Innerem sich Gruppen von Wachsstatuen in Nischen in mehreren Reihen befinden, welche merkwürdige Ereignisse aus der Geschichte des Hauses Gonzaga, Wunderthaten u. s. w. vorstellen, weßhalb Seine Majestät gewünscht hätte, sie zu sehen; aber die Schlüssel, um in dieselbe zu kommen, konnten auf keine Weise gefunden werden. Man erfuhr später, daß der Feind beim eiligen Rückzug mehr als hundert Gefangene und Verwundete darin zurückgelassen hatte, was uns von den Einwohnern sorgfältig verborgen gehalten wurde, so groß war der Schrecken und zugleich ihre Neigung für die Sache des Kaisers."

Ueberhaupt steckt in der lombardischen Revolution, wie in der gesammten österreichischen, ein Element, welches einem früheren Jahrhundert angehört. Während beim Ausbruch der französischen Staatsumwälzung der Angriff sich vorzugsweise gegen die privilegirten Stände, insbesondere gegen den Adel, wendete, tritt in Oesterreich, vornehmlich aber in der Lombardei und in Ungarn, der Adel selbst als einer der Hauptfactoren der Revolution auf.

„Der deutsche und ungarische Adel", sagt der Verfasser der „Erinnerungen", „wollten sich auf Unkosten der Krone Popularität erwerben und ihre Vorrechte erweitern; sie haben

es mit dem Verluste aller ihrer bisherigen Privilegien bezahlt. Das muß früher oder später das Loos aller privilegirten Stände seyn, die sich von der Quelle ihrer Vorrechte trennen wollen. Die italienische, die ungarische Revolution sind ohne Widerrede das Werk des Adels, die deutsche Revolution nicht; hier war der Adel nur die Pfote, womit der Affe die Kastanien aus dem Feuer zog."

So viel ist gewiß: die italienische Revolution ist keine naturgemäße Frucht des innersten Volksgeistes; sie sollte dem Volke durch die oberen Klassen künstlich eingeimpft werden, und das Hauptmittel, dessen man sich bediente, um einen revolutionären Fanatismus hervorzubringen, ohne welchen es keine Umwälzung irgend einer Art geben würde, war das Nationalitäts-Prinzip. Allein wir nehmen keinen Anstand, dieses gesammte Nationalitätsfieber, diese fanatische Schwärmerei für die unità d'Italia, für eine große revolutionäre Lüge, für ein reines Kunstprodukt einer falschen und verkehrten Wissenschaft zu erklären. Das wirkliche Volk in der Lombardei wußte nichts davon; es hielt, wie wir gesehen haben, bei weitem mehr mit Oesterreich, als mit seinen piemontesischen Befreiern. Ueberhaupt gibt es nicht leicht, wenn wir auf die lebendige Wirklichkeit sehen, einen weniger italienischen Gedanken, als den der Einheit Italiens. Wer auch nur einige Zeit in Italien gelebt, wird wissen, daß die Bewohner der Halbinsel sich durchaus und in keiner Weise als ein und dasselbe Volk betrachten, ja, daß sie ihre nationalen Antipathien hauptsächlich gegen ihre mititalienischen, meistentheils nächsten Nachbarn richten. Nationalsinn heißt so viel, wie erweiterte Familienliebe; er herrscht dort, wo jedes Glied des Volkes in dem andern den Abkömmling von denselben Stammeltern erblickt. Einen solchen Geist der Treue und Anhänglichkeit, des Zusammenhaltens in Noth und Tod finden wir heute nur noch bei Juden und Zigeunern. Bei allen andern modernen, mit fremden Stämmen

vielfach gekreuzten und durchmischten Nationen finden wir keine Spur mehr von dieser ursprünglichen Familienliebe, der Mutter aller wahren Nationalität. Alles, was man heute für diese ausgibt, sind Surrogate, die in den meisten Fällen nicht auf Liebe, sondern auf Haß gegen diejenigen hinauslaufen, welche nicht zu diesem bestimmten politischen Gemeinwesen gehören. Italien existirte als solches aber gar noch nicht einmal, sondern sollte erst durch das Mittel des gemeinschaftlichen Hasses gegen Oesterreich ein solcher revolutionärer Einheitsstaat werden. Wie ernstlich und aufrichtig es aber um diese Unitäts- und Nationalitäts-Bestrebungen bestellt war, kann der Umstand darthun, daß die Revolution sich mit eben so großer Gewalt und Erbitterung in der Lombardei gegen die „Fremden" wendete, wie in Rom und Neapel gegen die einheimischen, ächt nationalen, uritalienischen Regierungen. Lüge, Lüge! und nochmals Lüge!

Wir haben oben gesehen, daß das letzte Ziel und Ende der revolutionären Bestrebungen in Italien, wie anderswo, die Zertrümmerung aller Fundamente der Gesellschaft, die gründliche Zerstörung aller und jeder weltlichen und geistlichen Autorität auf Erden war. Aus dieser unläugbaren Thatsache fließt eine Folgerung, deren Nichtbeachtung sich bitter und meistentheils mit dem Untergange derjenigen rächt, welche sich hier aus Schwäche oder Kurzsichtigkeit einer Inconsequenz schuldig machen. Es ist eine unbestreitbare, unwiderlegliche Wahrheit, daß Jedweder zu Grunde gehen muß, welcher die Revolution durch Concessionen, durch halbe Einräumungen, durch Nachgeben beschwichtigen und versöhnen will. Dieß liegt einfach in der Natur der Sache. Mit einem brandschatzenden Feinde, welcher eine bestimmte Summe fordert, läßt sich ein Handeln und Unterhandeln über ein Mehr oder Minder denken. Aber eine Räuberhorde, die mich plündern, mir Haus und Hof anzünden, mich und die Meinigen ermorden will, läßt sich begreiflicherweise dadurch nicht auf

bessere Gedanken bringen, daß ich ihr einen Theil meines Vermögens freiwillig abtrete; sie geht von der Annahme aus, daß ihr von vornherein das Ganze gehöre. So war es allerdings möglich, daß in früheren Jahrhunderten Aufstände und innere Unruhen durch rechtzeitige Nachgiebigkeit in Betreff einzelner Rechte beschwichtigt werden konnten. Aber der zu ihrer prinzipmäßigen Ausbildung gediehenen Revolution unserer Tage gegenüber ist jede Nachgiebigkeit Schwäche, jede Schwäche todbringend. Den Beweis dieser Behauptung lieferte während der jüngsten italienischen Revolution nicht bloß die Regierung des Kirchenstaates, sondern nicht minder auch die der Lombardei. Wahrlich! nach den von dem „Veteranen" berichteten Daten würde, wenn nicht Radetzky mit kräftiger Faust noch zu rechter Zeit das Steuerruder ergriffen, und der Unfähigkeit oder dem Verrathe gewisser Bureaukraten ein Ziel gesetzt hätte, das politische Schicksal der Lombardei schwerlich ein anderes gewesen seyn, als das des Kirchenstaates. Der Hauptunterschied liegt darin, daß der letztere keinen Radetzky hatte; die Civilregierungen beider Länder haben einander wenig vorzuwerfen. Deßhalb erscheint uns auch die souveraine Verachtung, mit welcher der Verfasser der „Erinnerungen" das geistliche Regiment im Kirchenstaate behandelt, nicht gerechtfertigt. Dieser Schriftsteller steht zu hoch, als daß er in den Ton der gewöhnlichen Tagesliteratur fallen durfte *).

---

*) „Die toskanische Regierung hatte seit des Großherzogs Leopold Zeiten im Rufe großer Liberalität gestanden; aus dieser Freisinnigkeit war dem Lande ein Erwerbszweig erwachsen. Man zog dadurch eine Menge fremder Reisenden an sich, die viel Geld im Lande verzehrten, und obgleich Oesterreich wohl oft auf die Gefahr aufmerksam gemacht und gegen die Folgen gewarnt haben mag, so blieb es doch beim Alten; der Freisinn artete in Sorglosigkeit aus, die geheimen Gesellschaften konnten daher kein günstigeres Feld für ihre Umtriebe finden, wie Toskana. Noch mehr

Wenn die bureaukratische Regierung der Lombardei wirklich so hoch über den geistlichen Formen der päpstlichen Regierung stand, woher dann die Erscheinung, daß die Unzufriedenheit der Lombardei mindestens eben so groß, aber keineswegs gerechter war, als die in Rom und im päpstlichen Gebiete? Woher die Erscheinung, daß die lombardische Regierung, der Stolz der Bureaukraten, in der Stunde, wo es ernst ward, der Revolution gegenüber noch schneller erlag, als das mit so gründlicher Verachtung behandelte weltliche Regiment des Papstes. Das letztere hat wenigstens eine Geschichte von beinahe

---

war dieß in den römischen Staaten der Fall, die man zwar nicht des Fehlers eines zu freisinnigen Regierungssystems beschuldigen kann, wo aber die Neuerungssucht in der Abneigung der Unterthanen gegen die geistliche Regierung noch mehr Nahrung fand. Schon in den frühesten Zeiten hat sich in dem Kirchenstaate ein Widerwillen gegen das geistliche Regiment kund gegeben. Diese Abneigung mußte in dem Maße wachsen, als die Revolution in ihren Folgen im Geiste des Volkes mehr Wurzeln schlug. Wir wollen hier nicht alle die Fehler einer geistlichen Herrschaft, die Widersprüche, in denen sie mit dem Bedürfnisse der neuern Zeit steht, herausheben; es genügt, den Kirchenstaat gesehen zu haben, um die Sehnsucht zu begreifen, die die Einwohner dieses von der Natur so gesegneten Landes nach einem gerechten und auf einer festen Basis ruhenden Regierungssystem durchdringen muß. Wir kennen die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich dem heiligen Stuhle bei jedem Reformversuche entgegenstemmen, denn eine Regierung kann ihrem eigenen Lebensprinzip nicht zuwider handeln. Wie theuer zahlte nicht Pius IX. seine liberalen Versuche! Nichts destoweniger bleibt der Uebelstand, daß ein Staat, dessen Regierungssystem mit den Bedürfnissen und dem Wohle seines Volkes im Widerspruche steht, eine ungeheure Anomalie ist, die früher oder später zum Verderben des Einen oder des Andern, vielleicht Beider führen muß. Auf diesem Boden hatte daher die Revolution leichtes Spiel. Gehegt in Toskana, wucherte sie im Römischen, und verbreitete von hier aus ihre Arme nach allen Richtungen."

anderthalb Jahrtausenden für sich, deren sich die modernen Beamtenregierungen schwerlich jemals zu rühmen haben werden. Wir sind wahrlich weit entfernt, die schwachen Seiten der geistlichen Regierungen in Abrede stellen oder schönfärben zu wollen; aber man soll auch nicht im Geschmacke der heutigen Zeit auf ihre Kosten Staatsformen über die Gebühr rühmen, welche die Probe der Zeit und den Sturm der Gefahr so schlecht bestanden haben, wie der moderne Beamtenabsolutismus. Auch in Beziehung auf die heutige päpstliche Regierung steht jedem Katholiken ein sehr unbefangenes Urtheil frei, und wir sind nicht der Meinung, daß der gläubige Christ seiner Anhänglichkeit an die katholische Kirche die Wahrheit in Betreff des weltlichen Regiments der päpstlichen Regierung zum Opfer zu bringen habe. Wir lassen hierin Jedem seine natürliche Freiheit. Nur darf ein Umstand nicht übersehen werden, der unseres Dafürhaltens viele, ja die meisten Mißgriffe und falschen Schritte der päpstlichen Regierung seit dem Jahre 1846 erklärt. Dieß war die unnatürlich feindselige und verderbliche Stellung, welche das vormärzliche Oesterreich zum Mittelpunkte der kirchlichen Einheit genommen hatte. Der Papst stand, was man auch sagen möge, zwischen der widerkirchlich-josephinischen, heimtückischen Verfolgung einer von allen Parteien tief verachteten Gewalt, deren nahen Sturz vorauszusagen, keine prophetische Gabe erforderte, und der eben so verderblichen Heuchelei der Revolution. Zwischen dieser Scylla und Charybdis durchzuschiffen, war die Mission, welche Pius IX. von der Vorsehung erhalten. Wir läugnen die großen politischen Fehler nicht, die bei der Lösung dieser Aufgabe begangen worden sind; in diesen Fragen ist der Kirche der übernatürliche Beistand des heiligen Geistes nicht versprochen, und der Mensch steht hier dem Drange der Thatsachen, allein auf seine natürlichen Kräfte angewiesen, gegenüber. Aber nur die Regierung, welche im Jahre 1848 ihren Beruf ganz und

vollständig erfüllte, ist berechtigt, den ersten Stein auf Pius IX. zu werfen!

Fragen wir nach diesen Erörterungen über die inneren Ursachen der italienischen Revolution, nach der Art und Weise, wie dieselbe in Scene gesetzt wurde, so stoßen wir zunächst auf einen wichtigen Unterschied zwischen dem Treiben der italienischen Umwälzungspartei und den revolutionären Bestrebungen in andern Ländern. Ist überhaupt die Gegenwart nicht das Zeitalter großer Männer und gewaltiger Charaktere, so gilt dieß auch von der Partei der Zerstörung und Umwälzung. Auch hier drückender Mangel an hervortretenden großartigen Persönlichkeiten; auch hier die Mittelmäßigkeit am Regiment. Bloß Italien macht hiervon eine Ausnahme. Hier laufen die Fäden der Revolutionspartei in einem Manne zusammen, der allerdings zu den gewaltigsten Charakteren und zu den begabtesten Individualitäten der Gegenwart gerechnet werden muß. Das ist der ehemalige Genueser-Advokat Mazzini, welcher, ohne Widerrede von der revolutionären Partei der gesammten Halbinsel als Oberhaupt anerkannt, bei dieser einen Gehorsam findet, wie er zu dieser Zeit nicht alltäglich ist, und über dessen bedeutende Persönlichkeit Freund und Feind einig sind. Von seinem sichern Versteck in London aus erließ Mazzini, wie ein unumschränkter Feldherr, Befehle, Instructionen und Weisungen an seine Partei, bei der er nur zu willigen Gehorsam fand, und der er hierdurch alle Vortheile der Einheit der Leitung sicherte. Weniger bedeutend als Mazzini, war Gioberti, der jedoch, besonders weil er beim Klerus bedeutenden Anhang fand, in hohem Grade fördernd in den Gang der Revolution eingriff. Der Verfasser der „Erinnerungen“ entwirft folgende Charakteristik dieser beiden revolutionären Häuptlinge.

„Mazzini, der Hohepriester der Revolution, sah ein, daß die vereinzelten, theilweisen Empörungsversuche nimmer

einen Erfolg gegen Oesterreichs Macht haben würden, daß diese Macht sie nie aufkommen lassen werde und könne; er änderte nun seine ganze Taktik. Sollte die Vereinigung Italiens unter Einem Hut oder Einer Staatsform möglich seyn, so mußten alle Angriffe nunmehr allein gegen Oesterreich gerichtet, und hiezu ganz Italien in Einem Gedanken vereinigt werden. Die Ausführung dieses großartigen Projektes, das wir allein dem erfindungsreichen Kopfe Mazzini's zuschreiben, erforderte Zeit, Geld und günstige Umstände. Das Eine fand er in dem Reichthum seiner Landsleute, das Andere in dem Sturze Louis Philipps. Es gab damals zwei politische Parteien in Italien, die die Vereinigung und Befreiung (wie sie es nannten) ihres Landes auf sehr verschiedenen Wegen erstrebten. Die eine, mit dem Phantasten Gioberti als Führer, wollte eine Art föderalistischer Vereinigung mit dem Papste an der Spitze; die andere, wenn nicht die mächtigere, doch an Verstand überlegene, ward von Mazzini geleitet. Sein System war einfach der Sturz aller italienischen Regierungen, und an ihrer Statt eine mächtige Republik; dazu wählte er, um der Größe der Erinnerungen willen, die Wiederherstellung der römischen. Vorerst ließ er aber Gioberti seinen Träumereien ruhig nachhängen. Er wußte zu wohl, daß der Sturz der Demokratie so gänzlich verfallener Regierungen ihm ein Leichtes seyn werde. Wir werden im Laufe dieser Erzählung dafür bald in dem Schicksale des Papstes und des Großherzogs von Toskana den Beweis finden. Mazzini stand in engster Verbindung mit den Demokratenführern aller europäischen Staaten; er hatte seine theuren Freunde in Pesth, in Prag, in Wien, in Berlin, wie in Paris und London. Er fing an, sich zu einer wirklichen Macht zu erheben. Wir haben erlebt, daß er einem mächtigen Ministerium im stolzen England ernste Verlegenheiten zu bereiten wagen durfte. Die Rolle dieses Mannes ist noch nicht ausgespielt, mögen die Regierungen aufmerksam

auf sein Treiben seyn. Wir halten ihn für einen der bedeutendsten Feinde, den die gesetzliche Ordnung jemals gehabt hat."

„Mazzini's Talent", sagt derselbe Verfasser weiter, „hatte eine Einheit, eine Allgemeinheit in die Verschwörung gebracht, wodurch sie einzig in der Reihe der Revolutionen dasteht. Er hatte so viel möglich alle vereinzelten Ausbrüche zurückzuhalten gewußt. Obgleich es fast unmöglich ist, ein solches Unternehmen ganz geheim zu halten, so hatte doch kein Verrath stattgefunden, und keiner Polizei war es gelungen, solche Thatsachen aufzufinden, mit deren Hülfe man dem Ganzen auf die Spur hätte kommen können. Darum hatte er weislich sich der ersten Organe der Regierung zu versichern gesucht. Die italienischen Fürsten waren der Revolution verfallen, ehe sie es noch ahneten, Karl Albert ausgenommen, der in das Geheimniß tief eingeweiht war, der sich nur in so ferne täuschte, daß er glaubte, der Erbe der Revolution zu werden, während er ihr zum Opfer hätte fallen müssen, selbst wenn er aus dem treulos begonnenen Kampfe siegreich hervorging. Nicht ein oberitalienisches Reich unter Karl Albert, nicht ein Föderativstaat unter Pius IX., nein, eine italienische Republik wollte man, wie man in Frankfurt a. M. eine deutsche anstrebte; aber der Sprung zur Republik auf einmal war zu groß, und deßhalb sollte Karl Albert als Mittelstaffel dienen, bis die Zeit seines Sturzes gekommen seyn würde."

In Folge der Instructionen Mazzini's concentrirte sich die revolutionäre Partei durch ganz Italien in Vereinen, welche, unter sich in engster Verbindung stehend, ein Netz über alle italienischen Lande geworfen und neben den bisherigen Regierungen einen revolutionären Regierungs-Mechanismus eingerichtet hatten. Dieß war ihnen vornehmlich im Kirchenstaate geglückt, wo in raschen Uebergängen die päpstliche Regierung zuerst in den Hintergrund geschoben, dann förmlich

ignorirt wurde, während die Cercoli sich thatsächlich in den Besitz der weltlichen Regierungsrechte des Papstes setzten. In diesen Vereinen wurden die Todesurtheile gegen die Widersacher der Revolution gefällt, und von dort aus gingen jene planmäßigen Verläumdungen, durch die Jedweder verhöhnt und um Ehre und Ansehen gebracht wurde, der sich der Revolution feindlich bewies, ja auch nur seine Pflichten als Katholik erfüllte. Gleichen Schritt mit dieser Thätigkeit der Vereine hielt die Zügellosigkeit der Presse, die Verführung der Geistlichen, die Verfolgung der Kirche, besonders der Ordensgeistlichkeit. Der Nationalhaß gegen die Deutschen wurde im nördlichen Italien durch alle Künste, welche der Partei irgend zu Gebote standen, auf die Spitze getrieben. So entstanden bereits zu Anfang des Jahres 1848 in Mailand die Tabaksunruhen. Aber immer noch hätte man die Revolution lähmen, ihr den Zusammenhang, die Führung rauben können, wenn man ihre, von der Polizei sehr genau gekannten Häupter mit Einem Schlage festnehmen ließ. Ohne Leitung und Führung wäre dann die Revolution wahrscheinlich nicht in einen förmlichen Krieg, sondern in partielle Aufstände ausgelaufen.

„Eine solche Maßregel kam wirklich zur Sprache, und es fand eine geheime Zusammentretung bei dem Gouverneur, Graf Spaur, statt, in welcher die Verhaftung einer Anzahl der bekanntesten Verschwörer beschlossen, und die erforderlichen Maßregeln eingeleitet wurden. Allein, noch in derselben Nacht ward diese Maßregel wieder zurückgenommen, und es erfolgte nur die Verhaftung von drei, wegen ihrer exaltirten Gesinnungen zwar übelberüchtigten, aber wegen ihrer Persönlichkeit höchst unbedeutenden jungen Männern, die, nach Laibach gebracht, dort mit großer Rücksicht behandelt, und dann von unserem unterdessen zur Herrschaft gelangten Revolutionsministerium in Freiheit gesetzt wurden."

Nachdem am 15ten Mai 1848 der König von Neapel

der Revolution Herr geworden, und der Süden Italiens von der Schmach dieser Herrschaft befreit war, blieb die Wiederherstellung der Ordnung im Norden Oesterreich vorbehalten, und in Mittelitalien die gemeinschaftliche Aufgabe dieser Macht und Frankreichs. Aber auch die Umwälzungspartei selbst that endlich das Ihrige, um alle Welt zu überführen, daß die Revolution ihre Zwecke in Italien nie und nimmer erreichen könne. Ein Haupthinderniß war die Uneinigkeit der Rebellen selbst, welche in der Lombardei am Tage nach der Vertreibung der Deutschen in hellen Flammen hervorbrach.

„In Mailand", sagt der Verfasser der „Erinnerungen", „organisirte sich eine provisorische Regierung, dasselbe geschah in allen andern Städten. Als aber nun Mailand seine Suprematie ausüben wollte, zeigte sich bald die alte historische Uneinigkeit der italienischen Städte und ihre wechselseitige Eifersucht. Die provisorische Regierung Mailands mußte Mitglieder aus allen Städten in sich aufnehmen. Mazzini war nach Mailand geeilt, er glaubte am Ziele seiner Bestrebungen zu seyn, allein es lag keineswegs in seiner Absicht, Karl Albert zum Könige von Italien zu machen, er wollte sich seiner nur als Werkzeug bedienen, deßhalb glaubte er auch nicht gestatten zu dürfen, daß seine Macht zu tiefe Wurzeln schlage. Er begann seine republikanischen Agitationen, und somit war der Grund zur Uneinigkeit gelegt."

„Im Namen der italienischen Einheit", fährt er an einer andern Stelle fort, „hatte man die Revolution begonnen, aber Manin (in Venedig) fing seine Herrschaft damit an, daß er die Republik herstellte. Karl Albert hätte daran erkennen können, was er von seinen Bundesgenossen zu erwarten habe. Konnte man auch vernünftigerweise glauben, daß der König von Neapel, der Papst und der Großherzog von Toskana aufrichtig einen Fürsten in seinen ehrgeizigen Absichten unterstützen würden, der sich selbst und den seine

siegestrunkenen Mailänder-Freunde bereits als den künftigen König des einigen Italiens betrachteten? Die verschrieene Herrschaft, der Ehrgeiz Oesterreichs hatten nie ihre Blicke so weit gerichtet. Oft hatte es die wankenden Throne dieser Fürsten mit seiner Macht wieder hergestellt und befestigt. War es nicht natürlich, daß diese Fürsten sich lieber an eine große Macht, die ihnen so oft Schutz gewährt, anschlossen, als sich zu Vasallen eines kleinen Königs herabwürdigten, bloß weil er sich einen italienischen Fürsten nannte, und den Ehrgeiz hatte, Herrscher des schönen Italiens seyn zu wollen? War es nicht abgeschmackt, zu glauben, daß das prächtige Neapel, das ewige Rom, das kunstreiche Florenz sich dem langweiligen Turin, das nichts von allem Dem ist, unterwerfen würden? Konnten Italiener so sehr ihre eigene Geschichte vergessen, so wenig den Geist ihres Volkes kennen, daß sie die Verwirklichung ihrer abgeschmackten Einheitsbestrebungen für möglich hielten? Wahrlich, nie ist ein Volk von geschwätzigen Advokaten, von einem Adel, der keine andern Wurzeln mehr im Volke hatte, als das Geld, das er dem Schweiße seiner Coloni entreißt, unwürdiger hintergangen und mißbraucht worden, als das italienische, das mit seinem Blut und seinem Wohlstande die ehrgeizigen Bestrebungen eines Mazzini und Manin, eines Casati und Borromeo, und endlich eines herrschsüchtigen und kriegslustigen Fürsten bezahlt haben würde, hätten nicht Radetzky und seine tapfere Armee diesem treulosen Getriebe ein Ende gemacht, und den verschiedenen Regierungen die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung ermöglicht."

Aber auch für den Fall, daß die Zerstörungspartei im Norden Italiens Meister geblieben wäre, stellt der Verfasser der „Erinnerungen" der Revolution ein überaus trübes Prognosticon. „Der Rückzug Oesterreichs aus Italien wäre das Signal zu einem allgemeinen und blutigen Bürgerkriege in Italien geworden, aus dem dieses Land zerstückelter und ge-

schwächter als je hervorgegangen seyn würde. Wir glauben kaum, daß Gleichheit der Sprache ein Band der Einigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen eines Volkes seyn könne. Man blicke auf unser liebes Deutschland; man wird sich überzeugen können, welche Sympathien Oesterreicher und Preußen, Bayern, Würtemberger und Hannoveraner unter einander verbinden. Auch die Deutschen vermochten es, sich gegen den Fremdling, sich gegen Napoleon zu vereinigen, aber diese Einigkeit war nur das Produkt des Augenblicks für den Augenblick. Kaum war Napoleon gefallen, so trat die alte Eifersucht, der alte Haß wieder mit der alten Lebhaftigkeit an den Tag. So wäre es in Italien, aber in viel höherem Maße, ergangen, wäre es den Häuptern der revolutionären Partei gelungen, Oesterreich zu vernichten, hätten nicht Radetzky und sein Heer die Monarchie gerettet, und seine Siege Italien vor einem Kriege bewahrt, der dieses Land in ein großes Schlachtfeld umgewandelt haben müßte, auf dem sich endlich zum Beschlusse Deutsche, Franzosen, Russen und Engländer die Hand zu seinem gänzlichen Untergang geboten hätten."

Dieß Alles ist unwidersprechlich wahr und richtig, aber das Licht einer besseren Erkenntniß wird den Italienern erst aufgehen, wenn die heute noch latenten, gesunden und conservativen Elemente frei geworden, und in den Kampf mit der Lüge und dem Unglauben getreten sind, der in Italien erst noch beginnen muß. Gott gebe bald!

L.

Literatur.

Das heilige Land. Von Rabbi Jos. Schwarz aus Jerusalem. Frankfurt 1852.

Kaum hat auf irgend einem Gebiete seit zehn Jahren eine so große wissenschaftliche Thätigkeit geherrscht, als in Beziehung auf die Topographie Palästina's. Gleich als sollte in geistiger Hinsicht gut gemacht werden, was man in politischer versäumte, hat man seitdem das gelobte Land, so zu sagen, wissenschaftlich neu erobert. Hatten die früheren Reisebeschreiber vorzugsweise nur aus der Tradition geschöpft, ohne die heutige Lage des Landes mit seinen Flecken und Dörfern sonderlich zu berücksichtigen, so hat man seitdem den geweihten Boden wie ein aufgeschlagenes Buch behandelt, einen um den andern von den heutigen Orts- oder Thal-Namen vorgenommen und mit den alten verglichen, und so ziemlich die Geographie Palästina's wieder hergestellt, wie es zuletzt noch Eusebius beschrieben hat. Sonderbar, daß gerade die Bewohner vom entgegengesetzten Ende der Erde, die Amerikaner, das meiste dafür gethan haben! In der That sind es Robinson und Smith, welche, mit der Landessprache vertraut, zuerst nähere Umfrage bei den arabischen Bewoh-

nern gehalten, und Vieles erkundet haben, wovon sich in den hergebrachten Beschreibungen der Terra sancta kein Wort findet. Gleichzeitig machte die Geologie Palästina's neue Fortschritte: es war, neben Schubert, unserem wackeren österreichischen Landsmanne Rußegger vorbehalten, hier die gründlichere Forschung anzubahnen, bis die Nordamerikaner 1847 auf den Gedanken kamen, eine eigene Expedition von Seeleuten mit besonders zu dem Zweck gebauten Schiffen unter Lynch auszurüsten, um gerade das wichtigste Terrain zu untersuchen, und das lange Räthsel über den Lauf, oder vielmehr Sturz des Jordan und die Tieflage des Sees Genesareth und des todten Meeres zu lösen. Und es ist gelöst!

Bei diesen positiven Fortschritten hat es auch an negativen nicht gefehlt, denn wir nennen es einen Fortschritt, wenn auch nur die Polemik über gewisse Punkte sich bis zu Ende gesprochen hat. So hat schon Robinson gerade den Hauptpunkt, die Aechtheit der Stätte des heiligen Grabes und des Golgathahügels mit der darüber erbauten Basilika, angestritten, und in neuerer Zeit hat Dr. Titus Tobler, der Schweizer, in ziemlich radikaler Weise mit den Traditionen von Jerusalem und Bethlehem aufgeräumt, um auf den Grund zu kommen. Es bleibt nun die würdige Aufgabe mehr positiver und katholischer Gelehrten, zu thun, wie die Israeliten nach der Rückkehr von Babylon nach Jerusalem beim neuen Stadt- und Tempelbau gethan: die alten Fundamente nachzuweisen, und, das Schwert zur Abwehr in der einen, die Kelle in der andern Hand, an den Neubau sich zu machen. Und auch das wird geschehen, nachdem erst die groben „Waldrechter" allenthalben abgeräumt haben, wo Schutt und Ruinen waren.

Aber auch auf dem Felde der alten Literatur bleibt noch Vieles zu entdecken und zu erobern übrig. Welch eine Ausbeute dem, der den rechten Metallgang anzuschürfen versteht, sich biete, hat vor ein paar Jahrhunderten bereits Reland

in seinem Palaestina gezeigt, indem er zuvörderst bei den Erben der hebräischen Volks- und Landeskunde, den Rabbinen, sich anfrug, die Nachrichten der christlichen Kirchenväter zusammenstellte, und sein noch immer lehrreiches Werk der erstaunten Welt vorlegte. Die Wissenschaft war berechtigt, von einem neueren Gelehrten, Dr. Schulz, der als preußischer Consul in Jerusalem eigentlich die Mission hatte, auf topographische Entdeckungen auszugehen, noch Wichtiges zu erwarten: er war es ja, der das alte Bethulia (Beit Ilva) und Jotapata (Dschofat) wieder aufgefunden und in Augenschein genommen hat, bis ihn ein Schicksal erreichte, das zu schmerzlich ist, als daß wir seine Freunde bei der Betrachtung desselben aufhalten dürften. Ermuthigt durch solche Resultate, und, wie es scheint, verzweifelnd an dem Erfolge ihrer religiösen Bekehrungen, haben die anglikanischen Missionäre sich inzwischen geeinigt, die Geographie des Landes sich unterthan zu machen, und es gereicht ihnen zur Ehre, daß Williams zuerst den Fehdehandschuh aufhob, um die Stätte von Golgatha zu vertheidigen und die alten Mauern von Jerusalem zu bestimmen, indeß Roberts, wie der Bayer Halbreiter, die malerischen Ansichten aufgenommen hat.

Während gleichzeitig die Väter am heiligen Grabe sich rüsteten, ihren Quaresmius wieder in Ehren zu bringen, und die Fäden der kirchlichen Ueberlieferung fester zu knüpfen, auch jüngst den Convent zu San Salvador mit einer Druckerei versahen, geschieht es, daß zugleich die in Jerusalem versammelten Juden den Inhalt ihrer talmudischen Schriften in Bezug auf die heilige Stadt und das gelobte Land noch einmal zusammenlesen, und, gleichsam um der Welt zu zeigen, daß auf diesem Gebiete noch viel zu thun, und daß gerade jetzt die Zeit für solche Leistungen gekommen sei, tritt Dr. Schwarz, ein Rabbine aus Bayern, der sich aber bereits zweimal sieben Jahre im heiligen Lande aufhält, und

dieß nach Möglichkeit bereist hat, mit der obigen Schrift hervor. Daß dieses Werk kein tautologisches sei, wie so viele Reisebücher, bezeugt von vornherein die Angabe, daß der Verfasser nicht weniger als hundert alte Ortsnamen, die bisher der Vergessenheit anheimgegeben waren, wieder aufgefunden habe. Nehmen wir an, daß bei der Hälfte eine Täuschung unterlaufen sei, so ist es noch immer kein kleiner Gewinn, wenn man erwägt, daß der deutsche Reisende, welcher zuerst das hebräische Original des nunmehr in Uebersetzung vorliegenden Werkes nach Deutschland brachte, zufrieden damit zurückkehrte, auch nur Einen biblischen Ort, nämlich das neutestamentliche Emmaus, wieder aufgefunden zu haben, in Culonieh nämlich, welchen Namen (Colonia) die Römer dem Flecken gegeben haben müssen, nachdem Vespasian daselbst, nach der Zerstörung Jerusalems, zweihundert Veteranen als Colonisten angesiedelt hatte. Wie mißlich es übrigens ist, in Vergessenheit gerathene Ortsnamen zu localisiren, davon kann sich Jeder überzeugen, der Meichelbeck's Register von Dörfern und Weilern durchlesen will, wie sie noch vor dem dreißigjährigen Kriege in Oberbayern bestanden, aber unter den 30,000 Ortschaften, welche damals vom deutschen Reichsboden weggefegt wurden, mitbegriffen sind, theils auch (wie Kematen, das heutige Nymphenburg) ihre Namen verändert haben.

Wir wollen nicht läugnen, daß der Verfasser hie und da auffallender Versehen sich schuldig macht. So läßt er den See Tiberias von Schiffen belebt seyn, während doch Jeder, der an Ort und Stelle war, weiß, daß seit Menschengedenken nur ein einziger Nachen zum Holztransport von jenseits herüber den Spiegel des Sees durchfurcht hat, den noch dazu Lynch bei seiner Jordanexpedition in Trümmer fuhr. Vom Jordan glaubt er, derselbe sei einst nach dem rothen Meere geflossen, obwohl durch Höhenmessungen längst die Unmöglichkeit dessen erwiesen ist, da das todte Meer nicht

bloß fünf- bis sechs-, sondern dreizehnhundert Fuß unter dem Niveau des Mittelmeers, und noch etwas mehr unter dem Spiegel des Meerbusens von Akaba liegt. Leider ist auch die Karte nicht so vollständig, wie das Buch, und verdiente wohl, mit der Genauigkeit der Kiepert'schen neu umgearbeitet zu werden. Und was die Beschreibung Jerusalems betrifft, so that es uns leid, daß der Verfasser die Lage des alten Thales Tyropöon, welches mitten durch die Stadt zieht, dem Augenschein zum Trotze verkennen konnte, und daß er dasselbe, weil er in der verkehrten Richtung sucht, so völlig von Ruinen verschüttet seyn läßt, daß man es mit offenen Augen nicht wieder finde. Damit sei aber der Bedeutung seines Werkes kein Eintrag gethan.

Der Verfasser hat bei seiner Ausführung manchen Baustein zu Handen genommen, ohne vielleicht zu ahnen, daß er für die neutestamentliche Bibelforschung goldeswerth sei. Wir heißen es schon willkommen, wenn derselbe Jerem. XIII, 4 die Leseart Ephrata, statt Euphrat, urgirt, so daß der Prophet allerdings nach Bethlehem, nicht aber wiederholt an den Euphrat entsendet erscheint u. s. w. Ein Hauptverdienst aber erwirbt sich das Buch in unseren Augen, weil es über die Umgegend des Sees Gennesareth, jener durch den fast dreijährigen Aufenthalt des Erlösers geheiligten Landschaften, unwillkürlich mittelst talmudischer Belege näheres Licht verbreitet. Jene von Christus gleich Sodoma und Gomorrha in den Abgrund verfluchten undankbaren Städte, wo sind sie hingekommen? Seit anderthalb Jahrtausend sind sie spurlos, bis auf den Namen, verschwunden, und nicht einmal von Kapharnaum, geschweige von Bethsaida und den andern uns heiligen Orten, hat die Kirche durch Aufrichtung eines Altars unter der Hut ihrer Sendboten noch irgendwie Besitz genommen. Ein Lichtstrahl fällt mit einemmal auf die fast schon den Augen und dem Gedächtnisse der Menschen entschwundenen Ruinen.

Wer sollte sich nicht freuen, zu hören, daß der Talmud, indem er wiederholt von Nachum und Kefar Tanchuma als der Grabstätte des Propheten Nachum und der berühmten Rabbinen Tanchum und Tanchuma spricht, damit von Kapharnaum Meldung gibt! Wer sollte sich nicht freuen, daß an der Stätte des alten Gennesareth wenigstens noch der Name Gansur haftet, und daß von Chorozain noch die Ruinen Cerasim, oder im Munde der Araber Carsaim, übrig sind! Welch' ein Exeget hat je Auskunft über Dalmanutha zu geben vermocht, wohin der Heiland nach der Bergpredigt sich zu Schiffe begeben? Der Verfasser erklärt: „Aus Urkunden ersah ich, daß Migdal oder Magdala (die Heimath der Magdalena) auch den Namen Talmanuta führte“ — leider aber vergißt er, außer der bezüglichen Höhle von Teliman, die Urkunden näher anzugeben. So liegt ihm auch Migdal Eder, „nach einer im Lande bekannten Tradition, auf einem Berge bei Etam“, und wir vermissen die nähere Begründung. Welches ist die Stadt, die auf dem Berge gelegen ist, wie Christus spricht? „Die weiße Stadt auf dem Berge“ — hieß Nazareth bei den Rabbinen, „wie ich aus alten Urkunden (?) ersah“, spricht der Verfasser, weil die Häuser derselben aus weißen Kalksteinen erbaut sind, und sie am Abhange eines Berges liegt. Das Amos des Josephus, unweit der heißen Quelle Tiberias, ist wohl Chamath, oder das galiläische Amaus.

So ist uns in dem Buche allerlei geboten, aber viel bleibt auch zu wünschen übrig, und es macht nur um so lebhafter das Verlangen nach Mehrerem rege. Allerdings gehört große Sorgfalt in der Benutzung und anderweitige Vorkenntniß dazu, will man aus dem Werke das Rechte herausfinden. Interessant ist noch die Erklärung zahlreicher Völker-, Länder- und Städtenamen außerhalb Palästina's, wie sie in der Bibel und den rabbinischen Schriften nach hebräischem Volksmunde sich genannt finden. Diese Beigabe

dient dazu, die mosaische Völkertafel aufzuhellen. Außerdem folgen Abhandlungen über die Metalle, Pflanzen und Thiere Palästina's, so wie über die liturgischen, religiösen und socialen Gebräuche der Juden zu Jerusalem, nebst einer Kritik des Raumer'schen und Robinson'schen Werkes, worin sich der Verfasser auf das Uebergewicht seiner Kenntnisse in der arabischen Sprache und rabbinischen Literatur mit Grund etwas zu Gute thut. Wir stehen nicht an, das vorliegende Buch für das bedeutendste wissenschaftliche Werk über Palästina, seit der Erscheinung des letztgenannten, zu erklären.

Was wir Eingangs über die jetzt herrschende außerordentliche Thätigkeit im Fache der Palästina-Literatur bemerkten, findet seine weitere Bestätigung in den so eben erscheinenden Denkblättern aus Jerusalem (drei Bände) von Titus Tobler, welche sich über die Sitten und Gebräuche und alle nur denkbaren Merkwürdigkeiten der heiligen Stadt und des Landes mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit verbreiten, daß man das Nachlesen von hundert anderen Reisebüchern sich füglich ersparen kann. Ebenso tritt, während dieß kaum niedergeschrieben ist, Fallmerayer mit einer Denkschrift über Golgatha und das heilige Grab in den Abhandlungen der bayer. Akademie der Wissenschaften hervor, worin er — erstaunen Sie nicht! — sich dieses Mal offenbar zu Gunsten der heiligen Grablegende ausspricht, und den Gegnern wenigstens den Boden durch die Hinweisung entzieht, daß man im Oriente selten ein ständiges Hochgericht finde, sondern häufig mitten in der Stadt oder in der Vorstadt die Hinrichtungen vollstrecke, was füglich an dem Orte des jetzigen Heiliggrab-Tempels geschehen konnte; wenn aber die Schrift bestimme, der Heiland sei außer der Stadt und nahe beim Thore gekreuzigt worden, so sei nach dem auch bei Josephus Flavius herrschenden Sprachgebrauche unter πόλις eben die Davidsstadt oder die Altstadt (Cité,

City) auf dem Berge Zion zu verstehen. Es ist damit jedenfalls ein neuer Gedanke in die Fehde geworfen, wenn wir gleich das Aufgeben der Via dolorosa und die Verlegung des Richthauses mit dem Platze Gabbatha auf die Zionshöhe, statt nach der Burg Antonia, nicht billigen können. Wir nehmen den Befund mit Dank hin, in der Hoffnung, daß nächstens die Entdeckung sich vervollständigen werde.

LI.

Social-Politisches,

die confiscirten „Briefe über Staatskunst" und Dr. L. H. Fischer's Buch über den „deutschen Adel" betreffend.

I.

Der Anonymus: die „Reaktion" und die große „sociale Frage".

Es scheint nunmehr je länger je öfter begegnen zu wollen, daß in deutschen Ländern Schriften confiscirt werden, welche auf dem Standpunkte des redlichsten Conservatismus fußen. So ist es den jüngst in Berlin erschienenen „Briefen über Staatskunst" ergangen; sie hatten schnell großes Aufsehen erregt, und die begleitenden äußern Umstände machen ihre Beschlagnahme überhaupt interessant. Man kann sagen, daß die „Briefe" gleichsam als reife Frucht aus zwei, ungefähr ein Jahr alten, andern Werken hervorgewachsen seien, welche sehr vortheilhaft über die Masse der neuesten „Reaktions"-Literatur emporragen, aus der trefflichen Schrift H. W.

Riehl's: „die bürgerliche Gesellschaft" und dem Buche Dr. L. H. Fischer's: „Der deutsche Adel in der Vorzeit, Gegenwart und Zukunft vom Standpunkte des Bürgerthums betrachtet." Beide Schriften, namentlich aber die letztere, waren gewaltige Streiche in das Angesicht des modernen Constitutionalismus; ihnen gegenüber hatte aber der Liberalismus noch nicht Muth und Kraft, die Gewalt zu provociren; er zog vielmehr den Versuch vor, die Gegner todtzuschweigen. Man betrachte dagegen jetzt, wie ihm in kurzer Zeit der Kamm geschwollen, und er muthig ist gegen die anonymen „Briefe". Wollte Gott, er fürchtete mit Grund, daß sie als „Rettungsdoktrin" in gewissen Kreisen begrüßt werden könnten!

Wenn übrigens die „Reaktion", welche die „Briefe" mit allem Ernste und seltener Gründlichkeit predigen, in maßgebenden Höhen keinen Beifall findet, so ist es nicht zu verwundern. Von einer „Kreuzzeitung" aber war das Auftreten mit Leitartikeln höchst überraschend, wie sie nun in einer Reihe von Nummern gegen ein Buch erschienen sind, das einzig und allein die Aufgabe sich gesetzt hat, mit aufrichtiger Consequenz den wahren Inhalt gewisser conservativen Schlagwörter nachzuweisen, gewisser Schlagwörter, die nicht weniger Verwirrung, wenn auch weniger Verblendung, anzurichten vermögen, als die bekannten demokratischen! Ist nicht das zweite Wort im Munde der „Kreuzzeitung": die „Wiedervereinigung der gespaltenen Stände und Interessen", die „Zurückführung der ständischen Zerrissenheit zur organischen Gliederung?" Davon handeln nun die „Briefe", und davon allein; aber, siehe da! die „Kreuzzeitung" scheint ihren eigenen Schatten zu fürchten. Kein Wort verliert sie bis jetzt über den eigentlichen Inhalt des Buches; dagegen macht sie sich einen Popanz zurecht, als wenn es zum „politischen Ideal einen orientalischen Despoten über einer Heerde Sklaven" und das „Wesen der wahren Monarchie als unvereinbar mit verfassungsmäßigen Beschränkungen" darstelle — Alles nach der

heidnischen Lehre des vorigen Jahrhunderts von der fürstlichen Souverainetät — und „unter dem Namen der christlichen Monarchie einen Götzen von Menschen-Souverainetät", die „absolute, unbedingte, unbeschränkte Machtvollkommenheit der weltlichen Fürsten als das unantastbare Axiom ihres göttlichen Rechtes" proclamire. Von allem Dem steht in den „Briefen" erweislich Nichts, oder das Gegentheil; auf den Popanz aber regnet es fromme Geiselhiebe, und auf den breiten Rücken wird ihm andächtiglichst nachgewiesen, daß ja selbst das Verhältniß zwischen Gott und Menschen ein — constitutionelles sei. Das genannte Blatt hat freilich überhaupt — denn es segelt nicht immer mit demselben Winde noch genau unter derselben Flagge! — für jetzt parlamentarischen Wind gefaßt und die constitutionelle Flagge aufgezogen, und dazu scheint noch specielle und persönliche Animosität gegen den Verfasser der „Briefe" zu kommen. Denn der Anonymus ist zwar nicht, wie man, auf einen der jetzt bekanntesten Sündenböcke rathend, Anfangs meinte, Herr Dr. Leo in Halle, aber doch ein ci-devant eifriger Mitarbeiter der „Kreuzzeitung", und dessen „Bruch" mit der „kleinen, aber mächtigen Partei", wie es scheint, neuesten Datums.

Selbst den Fall gesetzt, daß die „Briefe" im Einzelnen grundfalsche Sätze ausführten, müßte doch im Allgemeinen jede conservative Seele in Deutschland sie als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen. Denn was sie wollen, ist der Beweis, daß eine Heilung der zerfetzten und gewaltsam zerquetschten Stände durch organische Gliederung auf deutschem Boden allerdings noch möglich sei. Stelle man dieser Behauptung und ihrer Ausführung nur auf einen Augenblick die verzweifelte Schilderung französischer Zustände in der jüngsten Schrift Montalembert's gegenüber. Wo, wie in Frankreich, alle organischen Bildungen im Volksleben auf ihre Atome zurückgeführt und pulverisirt, die Stände und die ständischen Interessen verschwunden, in selbstständige Urwäh-

ler und staatsbürgerliche Einzel-Interessen aufgelöst sind, da kann freilich die Alternative bestehen: Repräsentativ-Regierung oder orientalischer Despotismus. Es gibt da weder Stände noch ständische Interessen zu vertreten, nur isolirte Individuen mit unbestimmten und unbestimmbaren Rechten; die Regierung ist da nothwendig, wenn eine collegialische, ein aus mehreren isolirten Individuen mechanisch zusammengesetztes Kopfzahl-Regiment, oder, wenn eine einheitliche, die Alleinherrschaft Eines isolirten Individuums, das ist die Despotie. Fasse man die Geschicke Frankreichs in diesem Moment wohl in's Auge! Die in Deutschland eingedrungene demokratische Gesetzgebung führt, wenn sie ungestört walten darf, denselben Zuständen und den gleichen Endresultaten unfehlbar entgegen. Daß dem aber noch zu wehren sei, durch Sammlung der Ueberreste christlich-germanischen Volkslebens und durch Herstellung deutschen Rechtes — das ist der Grundgedanke der „Briefe über Staatskunst." Die hohe Ungunst, der ihr Erscheinen unterliegt, erscheint wahrlich als ein böses Zeichen für Deutschlands socialpolitische Zukunft.

Niemanden mehr, als den „Ultramontanen", warf von jeher die demokratisch-egalisirende Zeitrichtung als besorgte Mutter des modernen Constitutionalism verknöcherte Restaurations-Sucht vor, die schwermüthig in das Mittelalter zurückblicke, auf den bemoosten Steinen verfallener Burgen sitzend, ein Jeremias auf den Trümmern Jerusalems; noch jüngst, namentlich zur Zeit der Londoner Industrie-Ausstellung, waren es vor Allen sie, deren man spottete: der gellende Ton der Locomotive, der sie in ihrer Traumseligkeit störe, dünke ihnen wie teuflischer Hohn, und zurücksinkend in ihren Jammer träumten sie von den apokalyptischen Zeiten. In der That aber ist es auffallend, daß die Blüthe der eigentlichen deutschen „Reaktions"-Literatur fast lauter protestantische Autoren zählt. Nicht als wenn das heillose Mißverständniß der neuen Zeit- und Weltlage, und zunächst die

Frucht jenes Mißverständnisses, der moderne Constitutionalism, nicht auch unter den Katholiken die schärfsten Kritiker gefunden hätte! Ihre vollen Kräfte aber waren stets nicht in der Negation, sondern im Schaffen auf dem religiösen Gebiete in Anspruch genommen; da mußten sie Raum zur politischen Wiedergeburt machen, in der Theorie und Praxis, von da aus das rechte Verständniß der neuen Zeit anbahnen. Verfehlte politischen Einrichtungen negiren und niederstürmen wollen, bevor man Aussicht hat, das Bessere, oder vielmehr das Rechte, an die Stelle zu bringen, heißt die natürliche Ordnung umkehren. Die Erfahrung lehrt auch in diesem Augenblicke, daß da und dort einzig und allein jene verfehlten politischen Einrichtungen den sofortigen Rückfall zu noch Schlimmerem verhindern, zu einer aus der finstersten und traurigsten Zeit der Vergangenheit datirenden politischen Richtung, welche nichts Eiligeres zu thun wüßte, als die einzig noch übrige Macht der Erhaltung und Rettung zu unterdrücken! Auch die Uebel der Zeit müssen der Kirche zum Beßten gereichen, und ohne Weiteres die Pfeiler des Nothdaches über dem großen Werk der Kirche mitten unter der Arbeit umstürzen zu wollen, könnte nur reaktionärer Vornirtheit zu Sinne kommen, die unterschiedlos nach dem Alten begehrt, sei es gut oder schlecht, todt oder lebendig für diese Zeit. Daß aber, wie die „Ultramontanen" von Anfang an behauptet, nur die Kirche noch retten kann, ist eine so hell leuchtende Wahrheit, daß allmählig auch jene protestantischen Autoren der „Reaktions"-Literatur sich gedrängt fanden, Zeugniß zu geben. Während sie im Rücken der vorwärtsstrebenden und nach würdiger Stellung der Kirche ringenden Katholiken mit dem Constitutionalism aufzuräumen suchten, und über den Neubau des social-politischen Lebens nachdachten, kamen sie zu der Erkenntniß: wir bedürfen dazu der — **Kirche**, sie allein kann für den Neubau das Fundament bereiten. So die Männer der wahren und ächten

„Reaktion"! Wenn sie als die rettende Kirche auch nicht offen und geradezu die katholische erklären, sondern etwa, in anerzogener Verwirrung der religiösen Ideen, von der „Einen wahrhaftigen Kirche" sprechen, „welche in allen Kirchen auf Erden sichtbar wird, die sich um das Panier des rechten christlichen Bekenntnisses sammeln" — so thut das zunächst ihrer Erkenntniß keinen Eintrag. Sie werden bald erfahren, daß nur die Kirche das Fundament zur politischen Wiedergeburt bereiten kann, welche selbst ein Fundament hat, und zwar das göttliche, somit auch allein das „rechte christliche Bekenntniß."

Die vorliegenden „Briefe über Staatskunst" liefern einen merkwürdigen Beweis über jene fortschreitende Erkenntniß in der wahren und ächten „Reaktion". Daß es Mühe gekostet hat, auf dem Gebiete des weitvorgeschrittenen negirenden Protestantismus, dem natürlichen Vater des politischen Liberalismus, leuchtet von selbst ein. Um aber ein schlagendes Beispiel anzuführen! es war eine Schrift des Herrn V. A. Huber, bis zu den jüngsten Tagen Professors an der Berliner Universität, über die Mittel gegen den Pauperismus, zu welcher einer der verehrtesten Mitarbeiter an diesen Blättern im März 1849 (Bd. XXIII, S. 338 ff.) vom katholischen Standpunkte aus einige ergänzenden Bemerkungen leichthin beifügte; und nun, am Ende des Jahres 1852, könnte man fast meinen, die renommirten „Briefe über Staatskunst" seien wesentlich nichts Anderes, als eine principielle und sorgsam systematisirte, umsichtige und geistreiche Auseinandersetzung über jene Bemerkungen. Um aber vorerst auf Einzelnheiten nicht einzugehen, und ohne irgendwie Zustimmung zu allen Specialitäten des Buches oder der durchgängigen Ausführbarkeit seiner Vorschläge erklären zu wollen, müssen wir es vor Allem zur Selbstlektüre empfehlen, denn es würde schwer seyn, auch nur einen annähernd vollen Begriff von seinem überaus reichen Inhalt zu geben.

Von gemeinhin sogenannter „Politik“ findet sich in den „Briefen“ keine Sylbe; selbst von „Staatsverfassung“ und „landständischen Einrichtungen“ schweigen sie vorderhand noch; sie legen nur erst den „volksgesellschaftlichen“ Stoff zurecht, um später die volle Form, den „staatlichen Aufbau“, angeben zu können. Das ist in der That anstatt des schlechten revolutionären und destruktiven Weges, der das umgekehrte Verfahren einhält, der rechte evolutionäre und construktive Weg der Restauration. Denn eine Restauration war im Grunde der moderne Constitutionalismus auch, und zwar gegen die seit zwei Jahrhunderten eingerissene heidenmäßige Usurpation einer landesfürstlichen Omnipotenz, aber eben eine verkehrte Reaktion, die daher nur aus der Scylla in die Charybdis führte, zum Absolutismus des todten Buchstabens, der Kammermajoritäten, der Beamtensouverainetät. Wenn die neue und „berechtigte Reaktion“ bloß wieder eine Gasse zum monarchischen Absolutismus zurück hauen würde, der in Deutschland nie rechtlich bestanden hat, so wäre das ein Ziel, das den ganzen Weg zum Frevel machte, das Kind einer ebenso unberechtigten Revolution, als ihre Vorgängerin, die Mutter des Constitutionalism, war. „Die berechtigte Reaktion muß zugleich Conservation seyn, und da die Conservation meist unterdrückte und außer Wirksamkeit gedrängte Rechte angeht, zugleich Rehabilitation.“ So die „Briefe“!

Unsere Staaten leiden an schweren Krankheiten! Wie wir wissen, hat jüngst Dr. Frantz in der Schrift: „die Staatskrankheit“, den Nachweis versucht, daß der Verfall der „dynastischen Energien“ diese Krankheiten verschulde. In Wahrheit aber haben sie ihren Grund ganz anderswo, nämlich in der krankhaften Desorganisation der Volksgesellschaft selbst. Es ist allerdings richtig, daß der Krankheitsstoff ursprünglich durch die anormale Thätigkeit des organisirten Centrallebens der Volksgesellschaft, durch verkehrte Einwirkung des Staates, dieser eingeimpft worden

ist. Die Zerrüttung im Volksleben steigerte und erhielt aber hinwiederum die Krankheit des Staates — eine Wechselwirkung, welche nun auch den Heilungsproceß begleiten muß. Der Staat muß jetzt mit heilendem, wie einst mit zerrüttendem Einfluß vorangehen, und „deßhalb sind die rein staatlichen Ordnungen, Gliederungen und Verrichtungen bei einer allgemeinen Reorganisation sogleich dergestalt wenigstens in den Grundzügen zu entwerfen und hinzustellen, als ob bereits eine kräftig und normal gegliederte Volksgesellschaft vorhanden wäre."

Diese Nothwendigkeit involvirt zugleich die allmählige Wiederherstellung des unterdrückten Rechtes; Beidem stehen aber die „revolutionären Verfassungen" absolut hindernd entgegen; es muß daher ein rücksichtsloser eiserner Schritt zur Zerreißung aller künstlich gestrickten Netze des gegenwärtigen Zustandes geschehen — das muthet der Verfasser der „Briefe" den Landesherren zu. Sie sollen Behufs der Beseitigung der „revolutionären Verfassungen" ihre erzwungenen, zum Worthalten gegen die Revolution und zum Wortbruche gegen die Altberechtigten verpflichtenden, wider Gottes Gebot und alle ihre Pflichten streitenden Constitutions-Eide für ungültig erklären, und zwar unter der unerläßlichen Form eines „unverhüllten Sündenbekenntnisses und öffentlicher Buße"; sie sollen somit die constitutionelle Application ein- für allemal abschneiden, welche die Revolution mit der „Politik der faits accomplis" treibt, dieser „Todesseuche alles wahren Staatsrechts", die dem Rechtsbestande der europäischen Staaten die gefährlichsten Wunden geschlagen, und die Unsittlichkeit der modernen Staatskunst bloßgelegt; und sie sollen sich ja nicht einreden lassen, nur in und mit den Formen eben des aufgezwungenen „constitutionellen Lügensystems" selbst dieses „ebenbürtige Kind der Revolution" mit seinen Ursachen und Folgen wegschaffen zu wollen, denn das wäre nichts Anderes, als Weihrauch auf den Götzenaltar streuen!

Das heißt „einmal recht tüchtig der Moral in's Gesicht schlagen“! — schreit man deßhalb dem unbekannten Briefsteller in Choro entgegen, und selbst das mit Recht hochgeachtete „Literaturblatt“ W. Menzel's stimmt in einer eilfertigen Recension ein, indignirt über diese „Aufforderung zum königlichen Eidbruch.“ Wir haben immer gegen die Sophisten des leichtfertigen Bruchs politischer Eide gestanden, könnten jedoch in dem fraglichen Vorschlage irgend eine Immoralität nicht finden, sobald nur die vorausgesetzte tiefausgeprägt christliche Gewissens-Richtung zum „unverhüllten Sündenbekenntnisse“, und zur „öffentlichen Buße“ in der That und Wahrheit der begehrten, gründlich religiös-social-politischen Restauration vorhanden wäre; was ist mit jenen Eiden ohnedieß nicht schon alles geschehen! Angesichts dieses und anderer „Wenn“ aber freuen wir selbst uns des constitutionellen Nothdaches, glauben, daß auch unter diesem Vieles im Sinne jener allein ächten und wahren Restauration geschehen könnte, und bauen im Uebrigen, wie in Allweg, auf die ja auch von dem Briefsteller vorausgesetzte religiöse Erneuerung des Volkslebens, welche endlich selbst constitutionelle Kammern in Mithelfer zur großen Restauration deutsch-social-politischer Gestaltung zu wenden vermöchte, die ja immerhin nicht mittelst papierner Dekrete über Nacht ausgeführt wird. Auch ist wohl zu beachten, daß jene „Aufforderung“ zunächst nur Preußen berühren kann; bei andern deutschen Landesherren wird von einem „erzwungenen“ Constitutions-Eide nicht wohl die Rede seyn. Das beachtete z. B. Herr Dr. L. H. Fischer, indem er Behufs der „Entfesselung der Monarchie aus den Banden der Bureaukratie“ und der „Reorganisation der landständischen Verfassungen“ ohne Umschweife absolute Nichtigkeits-Erklärung aller seit 1815 stattgefundenen Beschränkungen der Souverainetäts-Rechte verlangte, welche unveräußerlich seien und nur durch Mißbrauch der höchsten Gewalt Schmälerung erfahren könnten. Dr. Fischer

provocirte denn auch folgerichtig auf „Sicherung der dynastischen Rechte durch einen Bundesgerichtshof" — aber siehe da! nach all seinen kühnsten Restaurations-Ideen krähte kein Hahn. Woher nun plötzlich jetzt der große Entrüstungs-Rumor gegen die „Briefe über Staatskunst"? Antwort: sie haben eben die Theorie ganz ausgebildet, und allen und jeden Liberalismus, auch den versteckt religiösen, im innersten Leben verwundet. Nicht umsonst bemerkt daher sogar das Menzel'sche „Literaturblatt": mit einer solchen Reaktions-Doktrin könne der Anonymus „auch bei der Landeshoheit und bei der lutherischen Kirche nicht stehen bleiben; unwillkürlich wird es ihn weiter fortreißen in die katholischen und Kaiserzeiten." Und das ist gerade das Unverzeihliche an der consequenten protestantischen „Reaktion", daß sie nolens volens nach Weihwasser und Mittelalter riecht. Da war die „Staatskrankheit" des Herrn Dr. Frantz doch noch protestantisch; er bezeichnete zwar richtig den heiligen Urquell aller „Autorität", aber nur, um alle „Autorität" zu läugnen. Im Uebrigen ist augenscheinlich, wie jeder Schritt politischen Positivismus weiter abzieht von der religiösen Negation!

Die „Briefe" haben die große Frage aber auch schon von vornherein durchweg am katholischen Ende angefaßt. Ein entschiedenerer Gegensatz, als sie zu der Frantzischen „Staatskrankheit" bilden, ist undenkbar. Beide erkennen die Signatur der Zeit in der ungeheuerlich herangewachsenen demokratisch-egalisirenden (materialistischen) Tendenz. Während aber Dr. Frantz der neuen Richtung Naturwüchsigkeit und Unwiderstehlichkeit vindicirt, und folgerichtig den deutschen Fürsten räth, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, erklärt sie der Briefsteller für ein der Verkehrtheit staatlicher Kunstgärtnerei zu verdankendes Wuchergewächs, und weist bis in's Einzelnste die Möglichkeit nach, es mit Stumpf und

Stiel auszuroden. Den abstrakten „Staat" und in ihm das „allgemeine Staatsbürgerthum" macht jener zur nothwendigen Form des staatlichen Daseyns in unserer neuen, fatalistisch Alles nivellirenden Periode der Weltgeschichte; dieser sieht darin nur das unendlich blamirende Schluß-Resultat aus der frei-persönlichen Legislation des seit einigen Menschenaltern weltbeherrschenden Liberalismus.

Die drei Stände — sagt er — sind da als lebendige Theilorganismen des volksgesellschaftlichen Ganzen, in und an welchem der Staat sich herausgliedern soll. Man hat aber den Bau des Staates ganz gegen die gegebenen Gesetze seines Stoffes vornehmen, und vom Staat aus die geschlossene Eigenthümlichkeit der Stände, in welcher allein sie ihr gesundes Bestehen haben, und ihre naturgemäßen Funktionen für das Ganze normal verrichten, aufheben und vernichten wollen — in dem hohlen „allgemeinen Staatsbürgerthum." Alles dem Ideal abstrakter Vernunftstaaten zu Lieb! Diesem mußte die organische Gliederung der Stände weichen. Zuerst ist das Bürgerthum zur bloßen Negation der andern Stände, zur Standeslosigkeit selbst geworden, zergangen und aufgelöst in den süßen Brei des allgemeinen Staatsbürgerthums. Mit der Zerstörung seiner eigenen Gränzen zerrüttete es die andern Stände und sich selbst; es ward, über diese Gränzen austretend, die Quelle jener Standeslosigkeit, die alle ausgebildeten Formen des Daseyns zertrümmern möchte, um in der breiten Unterschiedslosigkeit nur noch den egoistischen Individualismus obenauf schwimmen zu lassen. Das unaussprechliche Elend eines solchen Volkslebens, anstatt der alten Stände und Corporationen — ist nun aber der Triumph der selbstsüchtigen Vereinzelung, der liberalistischen Gleichmacherei, der doktrinären oder bureaukratischen Glaubenslehren. Auf dieser gräulichen Isolirung der Individuen beruht denn auch der constitutionelle Staat; nach

dem einmaligen formellen Akt der Stimmgebung sinkt der constitutionelle Urwähler sofort in das Bewußtseyn seines atomistischen Nichts zurück und bleibt, auch wenn er sich bis zum einflußreichsten Wahlmanne aufgeschwungen hatte, beim Abgange des Gewählten zu den Kammern doch in der Verlegenheit der Henne zurück, die das ausgebrütete Entlein auf dem Bache davon schwimmen sieht, ohne es erreichen zu können. Ueberall hat sich die Impotenz und negative Natur des Liberalismus erwiesen, und nichts als sie; er wußte wohl die ausgebildeten deutschen Rechtsinstitutionen, welche namentlich den Bestand der beiden ländlichen Stände sicherten, zu beseitigen, nirgends aber durch eigene positiven Schöpfungen Ersatz zu leisten. Gebildetes zertrümmern, organisches Leben atomisiren und mechanisiren, das kann er, daran hämmert er, das nennt er „Fortschritt"; und „ist es nicht ein Jammer und eine Schande, daß solch ein elender Popanz das deutsche Volk beherrschen und seiner Jahrtausenden abgerungenen, edelsten Erwerbnisse durch den rohesten Vandalismus berauben darf?"

Aus der Auflösung der drei natürlichen Stände hat sich aber ein Niederschlag gebildet, der das verzweifelte Problem unserer verzweifelnden Social=Politiker, und für sie ganz allein die große „sociale Frage" ausmacht — der sogenannte „vierte Stand", oder das Proletariat. Das von allen Ständen sich absetzende Proletariat ist gegenwärtig zu einer höchst bedenklichen Massenhaftigkeit herangewachsen und in reißendem Zunehmen begriffen. Es ist die Krankheit der Zeit, die man mit aller abstrakten Verfassungsmacherei nicht heilt, sondern nur steigert. Darauf laufen aber alle bisher aufgebrachten Vorschläge hinaus. Selbst Riehl blieb in dem alten Irrthum befangen, daß eine vernünftige „Social=Politik" den sogenannten „vierten Stand", oder das Massenproletariat, dieses freigelassene Helotenthum, diese Degeneration aller naturgemäßen Ständegliederung zu einem besondern Stande

sich dürfe gliedern lassen. Das ist der Grundirrthum, und so lange man überhaupt von einem „vierten Stande“ auch nur zu reden vermag, liefert man gerade damit den faktischen Beweis, daß keine Spur von einem wahren Verständniß der tödtlichen Noth der Zeit vorhanden ist. Man kann sagen, daß das ganze Buch des Briefstellers im Grunde um diesen einzigen Satz sich drehe.

Wer da meint, dem „vierten Stande“ könne als solchem geholfen werden, und daß dieß seine eigene Associirung und Organisirung, die Seelsorge und die „Liebeswerke der „„Innern Mission““ vermöchten, der kennt und versteht ihn nicht. Denn er selbst ist wesentlich Standeslosigkeit, die passive und aktive Verneinung jedes Standes, und je mehr man ihn zum Stande zu machen, als Stand zu behandeln suchen wollte, desto tiefer würde man ihn in den innern Widerspruch hineintreiben, der sein Unglück ist. Es liegt in seiner Natur, als Stand keine Existenz-Berechtigung, keine auch nur relative Selbstständigkeit, neben den drei naturnothwendigen Ständen eines Culturvolks, zu haben. Sein Vorhandenseyn selbst ist eine Krankheit der Volksgesellschaft, und die Krankheit selber kann man nicht zur Gesundheit machen; man kann sie nur wegschaffen, damit die Gesundheit wieder eintrete, oder auch umgekehrt: wenn man die Gesundheit zurückführt, so muß dadurch die Krankheit verschwinden. Darum ist dem Proletariat als Stand gar nicht zu helfen, denn ihm anzugehören ist an sich schon ein Uebel; es beseitigen, aufheben ist die einzige Hülfe.

Also gänzliche Beseitigung des Proletariats ist das einzige Heilmittel! — ein Gedanke, den bisher noch kaum Jemand zu fassen vermocht. Dem Nachweis des „Wie“? sind die „Briefe“ vom Anfang bis zum Ende gewidmet! Sie ist nur zu erreichen durch Verengerung und wo möglich gänzliche Schließung der breiten Zwischenräume zwischen den drei

wirklichen Ständen, wo jetzt das Proletariat wogt und wächst, und nur eine feste Corporirung der Stände in sich kann ihnen so bestimmte Gränzen gegen einander geben, daß man sie dicht zusammenrücken kann, und zum bodenlosen Herumtreiben zwischen ihnen kein Raum bleibt. Diese Gränzen sind jetzt fließend geworden, vielfach gar nicht mehr bezeichnet, und in diesem Fließen und Wogen erzeugt und erhält sich das Proletariat. Sobald aber die corporirten Stände dicht aneinander rücken, wird das Proletariat nach seinen Affinitäts-Verhältnissen in sie hineingedrängt und von ihnen aufgenommen, und so ferne dieß nicht möglich ist, wird es entweder aus dem Lande hinausgedrängt, oder als ein ganz geringes, ziemlich unschädliches Gränzvölklein, dessen Lage gar nicht so verzweifelt ist, sich vereinzelt hindurchzudrängen wissen. So wäre dann die ganze, so furchtbar beängstigende Frage gelöst. Christliche Treue, der Geist der Liebe muß es seyn, der da angreift zur Verleiblichung organischer Schöpfungen; die Seifer und Wäscher des höhern oder gemeinen, rechten, mittlern und linken Liberalismus haben freilich „für das kranke Auge, das uns so flehentlich anblickt, kein ander Mittel, als daß sie den Sand des allgemeinen Stimmrechts hineinstreuen, und ein: „„Arzt hilf dir selber!““ dazu rufen, während sie in kläglicher Hülflosigkeit ihre eklen und abgestandenen Freiheitslitaneien abbeten.“

Man muß selbst sehen, wie die einzelnen Theile des „novum organon politices“, der „vernünftigen Organisirung und Corporirung der Stände“, in einander greifen! Es ist von einem Stand zum andern jedesmal sorgfältig nachzuweisen, wie das von ihm sich ablösende, ihm ursprünglich verbundene Proletariat in den ernährenden mütterlichen Boden der wirklichen Stände wieder eingepflanzt werden könne und solle, in den Boden der sittlichen Gemeinschaft und der Solidarität des Berufszweckes. Und das geschieht! Bei jedem der drei Stände wird gezeigt, wie deren Stamm

und Kern mit ihren übrigen Angehörigen dergestalt organisch zu verbinden sei, daß ein wirkliches Massenproletariat ebenso wenig übrig bleiben, als auf's Neue sich von ihnen absetzen könne. Was uncorporirt und auch fortan in voller Ungebundenheit bestünde, das wäre endlich nur ein nie ganz zu vermeidender Theil des höhern oder niedern Proletariats: das anständige Vagabundenthum der hohen Genies und die schwärmende Vogelfreiheit der „vagirenden Virtuosen, umherziehenden Schauspieler, Seiltänzer, Kunstreiter, Professoren der Magie, Puppenspieler, Harfenistinnen und wie das lose Gevögel sonst heißt, das immer gewesen ist, immer seyn wird, und bei gehöriger polizeilicher Ueberwachung ein unschädlicher und harmloser Bestandtheil der Volksgesellschaft ist."

Die „Briefe" geben eine genetische Geschichte der bereits auf furchtbare Höhe gestiegenen Zersetzung der Stände im deutschen Volksleben. Sie wurde begründet durch allmählige Absorbirung des deutschen Rechts mittelst des römischen, die übrigens mit den unseligen Reformations-Zeiten erst recht begann, und fortgeführt durch die apriorische Bornirtheit des abstrakten Liberalismus. Die Frucht war zunächst unbegränzter egoistischer Individualismus. Der römisch-rechtliche Absolutismus der unbedingten Freiheit der Person und des Eigenthums durchfraß den deutsch-christlichen Staats- und Rechtsorganismus, dessen tiefste Grundlage die persönliche Hingebung des Einzelnen an das größere Ganze war. Das moderne Heidenthum erkannte in ihm natürlich sofort sein Fleisch und Bein, und suchte ihm möglichst zur Herrschaft zu helfen. Wie dieß zuerst und zumeist in Frankreich gelungen, „zeigt der Code Napoléon und die dortige allgemeine Desorganisation. Was wir noch an organischer Zusammengliederung haben, ist christlich-deutschen Ursprungs; alle unorganische Vereinzelung, z. B. das ganze Proletariat, Produkt der römischen Rechtsprincipien. Und das ist eben die Stärke des Communismus und Socialismus, daß ihnen „berechtigte Reaktion"

gegen jenen egoistischen Absolutismus der Freiheit der Person und des Eigenthums zu Grunde liegt. Kurz — alles Elend unserer Zeit rührt von jenem unsittlichen Princip her, von dem Verfall der christlichen Weltanschauung und dem Rückfall in eine wesentlich antichristliche, in eine Lebenstheorie, die nicht mehr das Höchste des Daseyns in der Liebe und Treue erkennt, womit der Mensch Gott dient, sondern die das selbstische Ich, das monistische Subjekt, auf den Thron setzt. Es gilt die Freiheit des Egoismus durch die Freiheit der Liebe zu überwinden. Diese zu pflegen ist freilich Sache der Kirche, nicht des Staates. Aber Eines kann der Staat; er kann sich einen Organismus geben, welcher das unorganische Vereinzelnen der Person ausschließt, die Unbedingtheit der persönlichen Freiheit und des persönlichen Eigenthums angemessen beschränkt. Das geschieht durch organische und corporative Gliederung aller Stände je nach ihren einzelnen Zweigen.

In der Eingangs erwähnten Beurtheilung der Huber'schen Schrift von 1848, über den Pauperismus, ist hervorgehoben: wie die Heilung unserer socialen Zustände dringendst gebiete, daß die Erzeugung der Lebensmittel gemehrt und das Anschwellen der Bevölkerung angehalten werde; das Uebel habe mit dem Bestreben des aufgeklärten Liberalismus begonnen: die Bevölkerung um jeden Preis in die Höhe zu treiben, wozu die beiden Haupthebel gewesen: Zerstückelung und unbeschränkte Theilbarkeit von Grund und Boden, und die unumschränkte Gewerbefreiheit; daß das Experiment auf grauenvolle Weise mißglückt, liege in der Natur der Sache. Genau diese Sätze sind es nun, von welchen aus die „Briefe" ihre „organische Gliederung" des Bürger- und Bauernstandes motiviren und aufbauen.

Was für das Erste den Bauern-Stand betrifft, so bedingte allein schon der ungeheuer gesteigerte Bedarf der Städte

an Nahrungsmitteln große Landwirthschaften, welche bei Weitem mehr Früchte und Vieh erzeugen, als ihr Arbeitspersonal verzehrt; man betrachte nur die Klagen in allen Blättern über die allenthalben stabil werdende maßlose Lebensmittel-Theurung! Und wie einleuchtend mußte überhaupt von vorneherein seyn, daß die Bodenzersplitterung den ganzen Bauernstand ruinire, da sie ihn untüchtig macht für seinen Beruf? Nichts destoweniger verpflanzte man, namentlich noch seit dem Umsturzjahre, die zunächst auf städtischem Boden erwachsenen und seiner Wandelbarkeit angemessenen, freien Veräußerungs- und Erbrechte ohne Weiteres auf den bäuerlichen, ohnehin von allem grundherrlichen Verband abgelösten Grundbesitz. Keine unserer revolutionären Gesetzmanufakturen ließ sich von den Artikeln absolviren: „Gewährleistung des freien Verfügungsrechts über Grundeigenthum und der Theilbarkeit desselben." Solch armselige Negationen waren die Summe ihrer Weisheit! Man sollte meinen, die Folgen lägen schon klar genug vor Augen, und die Rückkehr zu der „Erbweisheit" der Vorfahren, zu dem deutschen Rechte, wäre genugsam motivirt.*) Noch ist zwar Erhaltung, noch Wiederher-

---

*) Eine erschütternde Belehrung über die Resultate der liberal-humanistischen Agrar-Gesetzgebung müßte zum Ueberflusse ein Blick auf die bäuerlichen Zustände Frankreichs geben. Der alte Adelsfeudalismus wurde dort beseitigt und sofort, wie jetzt bei uns, unbedingte Theilbarkeit der Bauernhöfe gesetzlich etablirt, und daß der Bauer das Gut unter seine Kinder theile, vom Gesetz verlangt. So vermehrte sich allerdings die Zahl der Grundeigenthümer; aber was sind sie und wie stehen sie jetzt in der dritten Generation? Es sind ein paar treffliche Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" vom 15. November ff., welche darüber Auskunft geben. Um jenem Erbtheilungsgesetz nicht zu verfallen, sorgt der Bauer durch Kunst und Kräuter, daß er möglichst wenig Kinder bekomme, so lange er noch etwas Land hat; erst der eigentliche Proletarier zeugt Kinder, soviel nur zur Welt kommen wollen. Obgleich so in einer

stellung möglich, denn noch ist der bäuerliche Grundbesitz zum größten Theil nicht in die Hände des luxurirenden Bürger-

---

Volksschicht dem Anwachs der Bevölkerung unnatürlich gesteuert wird, und die Armee ein zweites künstliches Abzugsmittel bietet, ist in Frankreich doch das Grundeigenthum schon so zersplittert, daß das in Staub zerschlagene kaum noch weiter gehen kann. Die französischen Proletarier besitzen oft so kleine Flecke, daß der Verkauf nicht einmal mehr die Gerichtskosten erträgt. Es gibt nahezu anderthalb Millionen Landgüter, die kaum fünf Morgen Flächeninhalt haben; fünf Morgen gelten schon für ein respektables Gütchen. Wenn das nun noch getheilt werden soll! Schon jetzt ist kaum eine Kuh davon zu halten, und woher kommt der Dünger? Noch dazu sind diese kleinen Grundeigenthümer nur dem Namen nach Eigenthümer, in der That und Wahrheit nur Pächter, und nicht viel besser als Taglöhner; sie müssen jahrein, jahraus, um nur die Zinsen zu erschwingen, „scharwerken" für den — Capitalisten, der es mit ihnen in manchen Fällen zu 8, 10, ja bis zu 20 Procent bringt. Zu so hohen Zinsen soll ein Gütlein von fünf Morgen noch dem Staat die hohen direkten und indirekten Steuern zahlen! Was bleibt da übrig für die Familie? Nach amtlichen Berichten gibt es in la belle France 348,000 Wohnhäuser, die keine andere Oeffnung haben, als die Eingangsthüren, und nahe an zwei Millionen, die nur Ein Fenster haben. „Wer solche Verhältnisse erwägt, wird sich nicht wundern, daß das viele Millionen Köpfe zählende Proletariat sich einem „„socialen Heiland"" zuwendet, nachdem die Lilie, die dreifarbige Fahne und das rothe Banner diese öconomischen Verhältnisse nicht im Mindesten verbessert haben. Wenige sind sehr reich, nicht viele sehr wohlhabend, die meisten sehr arm. Man rechnet, daß von 35 Millionen Franzosen nur etwa 800,000 Familienväter sich in völlig guten Umständen befinden. Davon sind neben den Capitalisten Tausende von Wucherern, die dem Bauer sein Mark aussaugen. In jenen Bauern steckt allerdings Material zu einer Jacquerie; aus ihrer Mitte konnte der Ruf erschallen: Nieder mit den Reichen! Sie waren bereit, die Formel, daß Eigenthum Diebstahl sei, in ihren Kopf aufzunehmen und dann in die Fäuste fahren zu lassen. „„Wir wollen nur wieder nehmen, was man uns gestohlen hat"",

standes, der Banquiers, Rentiers, Juden und Wucherer übergegangen; es ist aber hohe Zeit, damit nicht einst eine neue, alles Recht zerstörende lex agraria durch den blutigsten Aufstand erzwungen werden müsse. Strenge Gebundenheit der Güter nach aufsteigenden Klassen, Primogeniturrecht, gesetzlich angeordnete, nicht bloß erlaubte Familien-Fideicommiß-Majorate, Regelung des Creditwesens zur Sicherung gegen den Capitalfeudalismus — sind lauter Dinge, welche sich der höchsten Ungunst des humanen Liberalismus erfreuen; sie allein werden aber unter dem Landvolke dem zersetzenden Einfluß der egoistischen Regungen ein Ende machen, den Familiengeist und also den Standesgeist stützen. Zugleich thut aber auch gesetzliche Ordnung des Pachtbauern-, Beiwohner- und Taglöhnerwesens hoch Noth, zur Verhinderung des sich bildenden Landproletariats. Die „Briefe" enthalten desfalls stets genau artikulirte Gesetzes-Vorschläge, sämmtlich auf den Grundzug des deutschen Rechts gebaut, daß es überall und in den mannigfaltigsten Gestalten das sittliche Dienstverhältniß zu Rechtsinstituten ausbildet und nirgends ein Verkehrsleben ohne Dienstvertrag kennt, oder dienstliche Beziehung egoistisch einander entgegenstrebender Individualitäten duldet. Die Tagelöhner der corporirten Bauern-Gemeinden sollen daher von diesen eigentlich pragmatische Rechte erhalten, gerade wie die landesfürstlichen Beamten, nach Normen, welche z. B. in Mecklenburg noch gelten. Solche Tagelöhner sind keine Pro-

so lautete der Text." Nehme man dazu die straffste Centralisation und das in's Ungeheure ausgebildete Bevormundungssystem, Dinge, welche freilich für eine derartig pulverisirte Volksgesellschaft nothwendige Uebel sind, und welche sich so ausgewachsen haben, daß z. B. jeder unbedeutende Baufall in einer Gemeinde über hundert schriftliche Berichte auf dem einfachen (nichtstreitigen) Administrativwege zur Erledigung bedarf — so wird man sich wohl zu erklären wissen, was immer Verwunderliches in Frankreich geschieht und noch geschehen wird!

letarier, werden es auch nicht; unterliegen die Lohnarbeiter dagegen dem freien Kündigungsrechte von Oben, so ist jeder vermögenslose Diener ein Anwärter zum Proletariat, und sobald ihm gekündet wird, Proletarier.

Nun soll aber Alles und Jedes der organischen Gliederungen im Volke — der Gutsherr, die Landgemeinde, die Stadt, die Corporation, die Zunft, der Verein der Fabrikanten u. s w. — zu dem Dienstleister, dessen es bedarf, in dasselbe verbindliche Verhältniß mit pragmatischen Rechten für den Dienenden treten. Es versteht sich von selbst, daß dabei den einzelnen Gliederungen auch volle Autonomie bezüglich ihrer Angehörigen zustehen muß, die eben durch sie den eigentlichen Ständen angegliedert werden. Dieß muß zunächst bezüglich des Niederlassungs- und Verehelichungs-Rechtes durchaus allgemeinen Einfluß üben. Daß dabei ein großer Theil des bereits angesetzten Proletariats keinen Raum zur Eingliederung in die drei Stände finden, und auch fortan eine bedeutende Zahl der Abhängigen des Niederlassungs-, beziehungsweise Verehelichungs-Rechtes auf längere oder kürzere Zeit entbehren wird, ist klar. Bezüglich dieses Residuums stellen die „Briefe" zwei Auswege auf: die Auswanderung und den Cölibat. Erstere soll durch eine den Vermögensverhältnissen der Gemeinde oder Corporation angemessene Unterstützung versüßt werden, von dem letztern Auskunftsmittel muß noch des Nähern die Rede seyn.

Bei einer solchen Anschauung kann es nicht fehlen, daß auch die Autonomie der Gemeinden als politischer Körper wohl gewahrt wird. Die schwerste Verdammung trifft jene faulen Einrichtungen des vulgären Liberalismus, welche die Selbstständigkeit, eigene Verwaltung und Obrigkeit der bäuerlichen Corporationen — und dasselbe gilt von den bürgerlichen — einer „Staats-Beamtenschaft" zum Verzehren vorwerfen, und, folgerichtig jede naturwüchsige Mannigfaltigkeit verab-

scheuend, alle Gemeinde-Verfassung möglichst gleichförmig über Einen Kamm geschoren wissen wollen. Man sollte also meinen, die Deduktion laufe auf das sogenannte Selfgovernement der Gemeinden hinaus! Aber nichts weniger als das! Der Briefsteller ist ein allzu consequenter Verächter des doktrinären Liberalismus, als daß er nicht aller und jeder Obrigkeit „Autorität" vindiciren, und alles liberalistische Kopfzahlregiment als autoritätsfeindlich verurtheilen sollte. Jede constitutionalistische Vertretung innerhalb der Gemeinde durch einen gewählten Gemeinderath ist vom Uebel. Vertreterin der Gemeinde nach Innen und Außen ist die, nicht von Subordinirten, sondern von sachverständigen Coordinirten, d. h. von benachbarten Gemeindevorstehern, gewählte Gemeinde-Obrigkeit; die Controle ist von übergeordneten Behörden, in bloß zeugschaftlicher Gegenwart der Gemeindeältesten, zu vollziehen. Wo es jedoch darauf ankommt, die Autonomie der Gemeinde geltend zu machen, da soll eine vollständige Gemeindeversammlung statthaben und beschließen. Man mag nach dieser Ordnung der bäuerlichen Verfassung die projektirte bürgerliche abstrahiren; Unrecht aber hat der Briefsteller nicht, wenn er sagt: „Ehe man nicht die kleinsten Dorf- und Stadtverhältnisse mit liebevollerem Eifer organisirt, als die großen Staatsverfassungen, werden die letztern weder gesund noch fest werden."

Aber die „Freiheit", wo bleibt bei solchen „organischen Gliederungen" die „Freiheit"? — wird man sagen! Und allerdings! der belebende Segensstrom der Freiheit soll sich über Alle ergießen, die politische Freiheit die edelste Blüthe des Staatslebens seyn, aber nur nicht die Wurzel; Ziel und Zweck, aber ja nicht Princip. Der Staat kann nur bedingte Freiheit gewähren; wer immer die politische Freiheit zum Princip macht, verlangt mehr. Es ist aus Schwächung und Verdunkelung des Gewissens, daß man die einzig mögliche Freiheit im Staate für gar keine Freiheit hält, und

selbst an der Macht im Staate Antheil haben, d. i. mitregieren will; das Resultat solchen Mißverstands von Freiheit ist zunächst die Unterwerfung der objektiven göttlichen Macht des Gewissens, und also der Sitte und des Rechts, unter das selbstische Wollen des Scheins der Gesammtheit, nämlich der Majorität. Aber auch dieser egoistischen Affirmation muß die selbstische Negation sofort wieder gegenübertreten, und endlich müßte vollständige Selbstherrschaft jedes subjektiven Wollens erfolgen, was dann gänzliche Auflösung des Staates seyn würde, wenn nicht seine göttliche Nothwendigkeit sich in der Unerträglichkeit, ja Unmöglichkeit eines solchen Zustandes so dringend offenbarte, daß die verwirrten und geängstigten Menschen sich am Ende der Selbstherrschaft sogar des subjektiven Wollens eines Einzelnen unterwerfen, wenn derselbe nur Kühnheit und Klugheit genug zeigt, durch gewaltsames Einschreiten das völlige Aufhören des Staats zu verhindern — wie zur Stunde an Frankreich zu ersehen! Eine „Theilung der Staatsgewalten" ist also keine Schutzwehr der „Freiheit." Die Mittel gegen etwaigen Mißbrauch der fürstlichen Macht sind nicht zu suchen in einer wesenwidrigen Verringerung ihrer Autorität, wohl aber — vorderhand auch abgesehen von aller „ständischen Vertretung"! — auf der Gränze der fürstlichen Autorität an den übrigen Autoritäten. Denn die nächst Gott und durch Gott oberste Autorität im Staate ist darum noch nicht die einzige Autorität; Gott setzt deren noch viele in kleineren Kreisen, und wäre es auch nur der Kreis der Familie; sie schließen den fürstlichen Absolutismus aus.

Man sieht: die Ueberwindung des Egoismus, der selbstischen Vereinzelung, das ist, wie schon bemerkt, der innerste Kern, die Lebensbedingung der beantragten social-politischen Reform oder „Reaktion". Diesen rettenden Sieg nun kann nur die Kirche herbeiführen, für den Staat liegen alle Mittel dazu außer seinem Bereich; er kann die äußern For-

men organischer Gliederungen herstellen; wenn diese aber in's Leben treten und dauern sollen, so muß die Ausfüllung auf christlich-sittlichen Principien ruhen. Der Staat muß daher stets den volksgesellschaftlichen Stoff nehmen, wie er ihn findet; die Kirche dagegen bildet ihn um durch übernatürliche Mittel, und stellt dadurch einen ganz neuen Körper her. Das Christenthum und seine Verleiblichung, die Kirche, ist also der einzige Retter vor unserer Staatsverwesung, und nur im christlichen Staate kann der in der Kirche Christi entwickelte Keim wahrer Freiheit (vom Egoismus) zur wahren politischen Freiheit sich weiter entfalten. Je mehr die christlichen Principien gegenseitiger Liebe und Treue im Staate sich verwirklichen, desto freier werden sich seine Glieder finden. Unter Voraussetzung der alten Erde, der alten Menschen, gesondert von der Kirche, haben die „Briefe über Staatskunst" kein Staatsideal; dieses setzt eine neue Erde und neue Menschen voraus, und ist zugleich nichts Anderes, als die nothwendige und vollkommene Einheit von Staat und Kirche. Die oberste Pflicht der „Staatskunst" ist daher treue Liebe und größte Ehrerbietung vor der Autorität der Kirche. „Seitdem der Staat den Seelenbund mit der Kirche aufgegeben, seine eigenen Wege zu gehen versucht, und die Kirche nur als eine physische Polizeianstalt behandelt hat, seitdem ist auch das volksgesellschaftliche Leben ein treuer Abdruck dieser Disharmonie und Auflösung geworden. Alle Heilung und Wiederherstellung desselben beruht auf der Erneuerung dieses Bundes und dessen Bewährung bis in alle objektiven Consequenzen hinein. Weder der Staat Knecht der Kirche, noch die Kirche Magd des Staates, sondern ein Ehepaar gleich Joseph und Maria, berufen zu gleicher elterlicher Fürsorge und Pflege für den, der der Sohn des Höchsten, und ihrer beider Herr und Meister ist."

Man wird gerne die Eingangs ausgesprochene Ansicht mit uns theilen, daß der banale Liberalismus nicht Gefahr laufe, solche Grundsätze in maßgebenden Kreisen als „Rettungs-Doktrin" begrüßt zu sehen — Grundsätze, wie kein Katholik katholischer sie hätte darstellen können. Welche Kirche ist es aber, die der protestantische Briefsteller als einzige Retterin der Volksgesellschaft proclamirt? Antwort: keine andere, als jene Zukunftskirche, nach welcher manche redlichen Protestanten, an ihrer kirchlichen Gegenwart verzweifelnd, seufzen. Es ist das unter allen christlichen Bekenntnissen zerstreute „Kirchenmark", das der Herr einst zu Einer Kirche versammeln werde. Auf seine in sich abgeschlossene „Kirche" setzt er die Hoffnung nicht. Wie sollte auch eine

„Kirche“ vermögen, den zersetzenden Egoismus im Volksleben zu überwinden, welche einst selbst damit angefangen, daß sie das selbstische Ich, das monistische Subjekt auf den Thron setzte, in der Rebellion gegen die Autorität? Die antikheidnische Renaissance hatte zuerst den egoistischen und isolirenden Individualismus gepredigt, und dem römischen Recht zur Vernichtung des deutschen Rechts die Wege geebnet. Die religiöse Neuerung aber acceptirte den neuen Götzen und zog ihm ein schimmernd christliches Kleid an, für welches man von der Rechtfertigung durch den Sola-Glauben bis zur Sufficienz der Bibel für die endgültige subjektive Auslegung und zum allgemeinen Priesterthum den Namen nach beliebiger Wahl suchen mag. Und der altkatholisch-deutsche Geist der Liebe, der Treue und des Gehorsams — er ist eben damals aus dem öffentlichen Leben gewichen! Wie rührend bejammerten den ungeheuern Verlust am Volksleben nicht alsbald die Guten aller Parteien, die unter den von der Mutterkirche Getrennten gerade am lautesten! Und jetzt soll dieselbe „Kirche“ des selbstischen Ichs den allgemeinen Egoismus überwinden? Nein! Der Briefsteller selbst gibt unwillkürlich zu verstehen, das er den christlichen Geist der freudigen Ergebung und der aufopfernden Resignation von einer ganz andern Kirche her kenne und erwarte. Hören wir ihn selbst mit einer sehr bezeichnenden Aeußerung!

Es war wieder in den angezogenen Bemerkungen dieser Blätter von 1849 zu der Huber'schen Schrift, daß ihren Klagen wegen Uebervölkerung durch die „zu frühen Heirathen“ entgegengehalten wurde: das altkirchliche Leben habe, wie unbewußt und ohne allen „Staat“, der Uebervölkerung entgegengewirkt, bloß durch die apostolische Lehre von dem hohen Vorzuge jungfräulicher Enthaltung, durch das lebendige Beispiel am Cölibat der Geistlichen, und durch die eröffnete Zuflucht in den Klöstern; wie man denn aber — neben der Lehre von dem unbedingten Bedürfniß der Befriedigung des Geschlechtstriebes, neben der Verdammung des von Himmelswegen freiwillig übernommenen geistlichen Cölibats und der Klostergelübde — dennoch den Armen aus Gründen der socialen Oeconomie Enthaltung und unfreiwilligen Cölibat predigen könne? Was sagen nun in demselben Betreff jetzt, im Jahre 1852, die „Briefe über Staatskunst“? „Der Cölibat und das Auswanderungswesen“ — heißt es S. 439 ff. — „werden immer, auch dann noch, wenn die Uebergangszeit bereits vorüber ist, und es sich nur noch darum handelt, daß nicht ein neues Proletariat sich aufthue, die beiden Hauptmittel bleiben. Der Cölibat hat sich vor-

nehmlich unter den Protestanten einer besondern Ungunst zu erfreuen. Allerlei humane Sentimentalität hat mitgewirkt, die Verehelichung als ein allgemeines Menschenrecht, das keine Verhältnisse beschränken könnten, erscheinen zu lassen. Daß die Ehelosigkeit an sich ein Uebel, oder gar ein Unglück sei, ist nicht wahr, und es ist nur zu wünschen und zu loben, wenn sie da gefordert wird, wo Jemand außer Stande ist, seine Pflichten als Familien-Vater zu erfüllen*). Es wäre der Mühe werth, das Klosterwesen einmal aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, den Einfluß der Klöster, ganz abgesehen von der religiösen und kirchlichen Frage, rein von der social-politischen Seite zu prüfen. Es würden daraus auf unsern Gegenstand ganz eigenthümliche Schlaglichter fallen, und man dürfte sich zuletzt vielleicht überzeugen, daß die Pflege einer Menschenklasse, die auch ohne Klausur und ohne Gelübde die Pflichten der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams auf sich zu nehmen schon durch das Leben gezwungen wird, wenn sie sittlich bleiben will, doch als Postulat stehen bleibe. Ich sage darüber nichts weiter!"

Dieß sind zwar furchtsame und vorsichtig abgemessene Worte, aber genug, um zu zeigen, daß der Briefsteller mit seiner „Reaktion" wirklich „bei der lutherischen Kirche nicht stehen bleiben kann, und es ihn unwillkürlich weiter fortreißen wird in die katholischen Zeiten." Und wenn wir ihm im Folgenden bei der Beschreibung einer organischen Gliederung der drei Stände noch weiter nachgehen, so werden freilich unwillkürlich auch die „Kaiserzeiten" aus der fernen Vergangenheit vor uns auftauchen. Aber es kann und darf bei dem großen socialen Problem sich nicht fragen: zu welchen unwesentlichen äußern Veränderungen könnte die wahre und nothwendige volksgesellschaftliche „Reaktion" etwa führen? Die Frage ist in letzter Instanz bloß: welches ist die „Reaktion", aus der dem mit raschen Schritten dem Verderben zueilenden deutschen Volke allein noch Heil werden kann? Und wahrlich, die Thesen der „Briefe über Staatskunst" sind redlicher Discussion vor aller Welt wohl werth!

*) Freilich müßte dann auch die rechte Zucht des ehelosen Standes und die Emancipation der Volkssitte von unsern Gesetzgebungen eintreten, welche „die Fleischessünden mit faunischer Leichtfertigkeit entweder übersehen, oder nur mit dem Stabe Sanft rügen."

LII.

Abermals die protestantischen Eroberungen in Frankreich!

In den jüngsten Tagen sind wieder Berichte von sehr zahlreichen Uebertritten zum Protestantismus durch die Blätter gegangen, namentlich aus Schlesien und Frankreich. Sie geben nirgends Namen, weil keiner der Erwähnung werth ist, dafür aber große Zahlen. Besonders sind die angeblichen Schlesischen Conversionen genau sortirt und summirt. Es wäre zu wünschen, daß von competenter Seite diese Zahlen beleuchtet würden. Wie der Erzbischof von Tuam öffentlich die „60,000 protestantisch gewordenen Irländer" auf ihr Nichts zurückgeführt, so würde es wohl nicht viel besser mit den Eroberungen in Schlesien gehen, vielleicht eine unwillige Schaar eingeschüchterter „Deutschkatholiken" als Kern übrig bleiben. Aus Frankreich aber meldet man von Uebertritten ganzer Gemeinden oder ihrer Majorität, und man muß gestehen, daß solche Berichte vielfach nicht aus der Luft gegriffen sind. Nur ist es nothwendig, die zu Grunde liegenden Thatsachen auf ihren wahren Werth zu bringen. Ueber drei derselben, welche im andern Lager nicht wenig Stoff zu Siegesjubel gegeben haben, liegen uns die verlässigsten Privatmittheilungen aus Grenoble vor. Sie lauten: „Man hat Ihnen von der Apostasie des größeren Theils der Gemeinde Huismes in der Touraine erzählt! Es ist damit genau so zugegangen, wie Sie schreiben. Die Bauern sind protestantisch geworden, weil der Bischof ihnen den Pfarrer, mit dem sie sich überworfen hatten, nicht entfernen wollte; ein protestantischer Tempel wurde sofort gebaut, den sie anfänglich aus Neugier besuchten, jetzt aber leer stehen lassen. Was die Gemeinde Hostun im Departement de la Drôme betrifft, so ist der Fall noch weniger des Aufhebens werth. Dort hatte sich innerhalb der Gemeinde ein eifersüchtiger Zank zwischen dem untern und dem obern Dorf entzün-

det. Es war nämlich im untern Dorf eine neue Kirche gebaut worden, in der allein, mit Ausschluß der obern Kirche, nun der Bischof die tägliche Messe gehalten wissen wollte. Der Präfekt, um den Handel zu bereinigen, brachte die Errichtung eines Vicariats für das obere Dorf zu Stande, aber nun wollte der Bischof, trotz alles Andringens des Präfekten und der Einwohner, keinen Vicar schicken. Endlich drohten ihm die Bauern: sie wollten alle protestantisch werden, wenn der Vicar nicht komme, und da der Bischof auf diese Drohung nicht achtete, wurde sie wirklich ohne Weiteres in Vollzug gesetzt. Hostun hat bereits einen protestantischen Pastor sammt Schullehrer. Inzwischen steht in diesem Augenblicke von fünf oder sechs Haupträdelsführern des Abfalls, welche die ganze Geschichte eigentlich angerichtet haben, der Rücktritt zur Kirche zu hoffen. Der Präfekt gedenkt nächstens mit einem Delegirten des Bischofs zur Einweihung jener neuen Kirche abzugehen, und bis Sie meinen Brief empfangen haben, wird wahrscheinlich in Hostun wieder Alles der katholischen Kirche angehören. Der Bischof gibt endlich nach, und so ist der geistlichen Revolution aller Vorwand genommen. Auch zu Pauliac in der Haute Loire ließen die Pfarrangehörigen, die wegen des Pfarrers mit ihrem Bischof in Zwist gerathen waren, sich beikommen, ohne Weiteres einen protestantischen Pastor zu berufen, der aber alsbald wieder davonging, als er sah, daß er leeren Bänken zu predigen habe. Der Pfarrer dagegen ist wieder zurückgekehrt, und alle Einwohner des Orts haben ihm ehrenvolle Abbitte geleistet. Das ist Alles, was ich von einer vorgeblichen Bewegung eines Theils von Frankreich zu Gunsten des Protestantismus weiß. Es ist damit nirgends ernstlich gemeint. Sehr ernstlich ist es dagegen mit dem Uebertritt einer großen Zahl von Protestanten zum Katholicismus gemeint, unter Anderm bei den zu Lyon lebenden conservativen Flüchtlingen aus der Schweiz." — Vergleiche man diese drei Fälle mit dem jüngst erzählten zu Estissac, zur Beurtheilung der Thatsachen, welche den genannten Zeitungsberichten zu Grunde liegen! Daß die heillose politische Parteiung nicht oft Unfriede in die pfarrlichen Gemeinden bringe, ist undenkbar. Wenn es aber bei uns in Deutschland in einer widerhaarigen Gemeinde heißt: „Werfen wir dem Pfarrer einen Proceß an den Hals, oder lieber gleich die Fenster ein!" — dann scheint es in Frankreich zu heißen: „Werden wir ihm protestantisch!" Die Pastoren, Schullehrer und Kirchen zur vorübergehenden Demonstration zu liefern — sind aber die protestantischen Consistorien, wie es scheint, stets bereit!

LIII.

Social-Politisches,

die confiscirten „Briefe über Staatskunst" und Dr. L. H. Fischer's Buch über den „deutschen Adel" betreffend.

II.

Der Anonymus und die Reform des Bürgerthums; die Adels-Restauration und Dr. L. H. Fischer.

Es ist, wie man sieht, nicht eine mechanische Reorganisation, sondern eine den Bedürfnissen der Jetztzeit angepaßte Neubildung der drei natürlichen Stände, welche die „Briefe über Staatskunst" begründen und skizziren. Aufsteigend von der untern Ordnung, dem Bauernstande, gelangt man sofort zu dem Heerd und Sammelpunkt des volksgesellschaftlichen Verderbens unserer Tage, zu der für unüberwindlich ausgeschrieenen Hauptburg der egalisirenden Tendenz, welche diese Zeit charakterisirt, zum Bürgerthum. Damit man nicht mißverstehe! es ist eben jenes übermüthig und standeslos gewordene Bürgerthum gemeint, welches zur bloßen Negation der andern Stände geworden ist, und den ehrenvollen Namen des ächten Bürgerstandes gar nicht mehr verdient, was einerseits den Bauernstand zerrüttet, anderer-

seits die Axt an den eigentlichen Stamm und Grundstock des Adels, den Grundadel, gelegt hat. Von dem Bürgerstande am meisten lösen sich jene Gränzläufer aller Stände ab, jener höhere „Bürgerstand", der alle Standes-Schranken aufheben möchte, um sich überall einzudrängen; und ihm war es gegeben, den unheilvollsten Einfluß zu üben. „Vom Bürgerthum in seinem eigenen Verfall ist jene standeslose Klasse von Staatsdienern, Professoren und Volksvertretern quand même ausgegangen, die nun schon seit geraumer Zeit unter den schönsten legislatorischen und constitutionellen Formen dem an sie verrathenen Bauernstande ein zerrüttendes Gesetz nach dem andern oktroyirt." Das ist es, was zunächst anders werden muß! Ist die Bauernwelt nur einmal vor der durchaus verirrenden Einmischung des Bürgerstandes in die rein bäuerliche Gesetzgebung durch staatliche und kirchliche Mittel gesichert, so überlasse man sie möglichst ihrer eigenen autonomischen Fortentwicklung und Ausbildung!

Noch ehe aber jenes allgemeine oder Staats-Bürgerthum, das ist die Standeslosigkeit, das Verderben in die beiden andern Stände hineintrug, richtete es den eigentlichen Bürgerstand selbst zu Grunde. Princip der liberalistischen Verwüstung war wieder das selbstische Ich, das monistische Subjekt, zunächst verleiblicht in der Gewerbefreiheit. Sie öffnete zuerst dem unbegränzten egoistischen Individualismus Thor und Thür, und atomisirte überall alles corporative Leben. In diese Desorganisation trat das moderne Maschinen- und Fabrikwesen; gewerbliche Corporationen, es auszunützen, bestanden nicht mehr, es fiel daher wieder der egoistischen Ausbeutung durch den abstrakten Werthbesitz, das — Capital, zu. Sociale Plutokratie und städtisches Proletariat waren die Folgen. Denn das Bürgerthum schichtete sich nun nothwendig in Klassen ab, von denen die obersten und die untersten der Negation des Standes, der Standeslosigkeit, anheimfielen, jene eine Macht durch Reichthum

und Connexion, diese durch ihre Masse und rohen Fäuste. Was in der Mitte liegt, ist als sociales Philisterthum in verfilztem Egoismus die dritte Klasse des entbürgerten Bürgerthums. Zur Auflösung aller drei Stände halfen aber von jeher, aus gleichen egalisirenden Gelüsten, die Bureaukratie, das höhere standeslose Gelehrtenthum und das proletarische Literatenthum eifrig bei. Damit die ganze Volksgesellschaft nur aus Bürgern mit gleichen bürgerlichen Rechtsinstitutionen bestehe, erfand man das Staatsbürgerthum, gab den Bauern Bürger=Meister, verstand aber bei Alldem unter dem Bürgerlichen nur das — Standeslose. Und in der That! gebraucht man gegen den fressenden Krebs nicht alsbald die geeigneten Mittel, so muß die volksgesellschaftliche Desorganisation unter der hohlen Maske eines allgemeinen Bürgerthums sofort sich vollenden, und alle gesunde staatliche Gliederung unter den negativen und nivellirenden Doktrinen ersticken, die „des Riesen Schatten schon jetzt in das Herz des öffentlichen Lebens geworfen", und worauf gegründet ist, was man jetzt „constitutionalistische Staatseinrichtungen" heißt. Als Endresultat bleiben dann nur noch Reiche und Arme übrig, Capitalspeculanten und ausgebeutetes Proletariat, und es geht mit Sturmschritt in die sociale und politische Barbarei hinein. Das werden freilich unsere „constitutionalistischen Staatsphilister" niemals glauben, sie müßten ja sonst an sich selbst irre werden und verzweifeln; „ein Philister aber kann weder je in's Irrenhaus noch in Verzweiflung gerathen."

Es fragt sich: welches jene geeigneten Mittel seien? Die Antwort aber lautet einfach: wieder nichts Anderes, als das Gegentheil der allgemeinen egoistischen und mechanischen Vereinzelung! Das Gefühl der Gefahr in den bürgerlichen Zuständen, wie der doktrinäre Liberalismus sie als Schooskinder hegt, ist auch wirklich sehr ausgebreitet; wo man, wie in Preußen, mit der Gewerbefreiheit am weitesten

gegangen war, hat man wieder einzulenken begonnen, und schon das hat ermuthigend und kräftigend gewirkt. Die Gewerbefreiheit ist aber nichts Anderes, als die flagranteste Erscheinung des egoistischen Individualismus im bürgerlich-socialen Leben. Und im Allgemeinen kann gegen das furchtbare Uebel nur die staatsrechtlich etablirte corporative Gliederung des Bürgerstandes helfen, nach seinen verschiedenen Berufszweigen auf Grund sittlich-christlicher Principien gebaut. Es gilt auch hier Verjüngung und Wiedergeburt, nicht bloß äußerliche Restauration der alten Zünfte, Innungen und Gilden. Sollte man sie für unmöglich halten, so betrachte man nur, wie der Drang zu ihrer Wiederherstellung im Jahre 1848, „als vieler Herzen Gedanken offenbar wurden", bei dem Handwerkerstande so offen hervortrat, „daß der regierende Liberalismus diesem Abfall seiner Kinder nur mit Noth zu widerstehen vermochte." „Zu behaupten, daß die Wiedergeburt eines organischen Corporationswesens aus dem Geiste, der weder alt noch jung, der Beides ist, weil er ewig ist! — bei dem heutigen Zustande der Cultur und der Volksgesellschaft unmöglich sei, ist eine liberalistische Bornirtheit, oder sociale Philisterei. Der Bureaukrat wird fürchten, daß das ächte Bürgerthum dadurch zu mächtig werden würde. Freilich ja, es würde einmal wieder stark in sich, und das standeslos gewordene Bürgerthum verlöre seine verderbliche Herrschaft. Aber eben darum!"

Also Corporirung aller einzelnen Culturzweige des Bürgerstandes! Alle selbstständigen Arbeiter eines Culturzweiges Mitglieder der Corporation, alle unselbstständigen von ihr abhängig, nicht nur z. B. bezüglich der Verehelichung, sondern auch hinsichtlich angemessener Sittenzucht, dafür aber dann mit pragmatischen Rechten für sich und die Ihrigen auf alle Fälle ausgestattet, so daß ein junges Proletariat an der Stelle des eben eingegliederten von Neuem sich nicht absetzen kann! Kurz, christliche Auffassung des bürgerlichen

Berufs, verleiblicht in Corporationen, die auf gegenseitige Hülfe und Treue, auf gegenseitige Zucht und Ueberwachung, auf die Idee der sittlichen Gemeinschaft in einem volksgesellschaftlichen Amte begründet sind! Es ist ja wieder das dunkle Gefühl des ungeheuern Elendes, das die egoistische und widerchristliche Vereinzelung über den liberalistisch tyrannisirten Bürgerstand gebracht hat, was unter dem Beistande hochherziger Christen täglich mehr jene großen Gesellen-Vereine nach Kolping'schem Muster hervorruft; ihre Vollendung werden sie aber erst in einem christlichen Zunftwesen finden. Und nicht nur die Handwerker, auch die Fabrikherren corporire man, und mache der unsittlichen egoistischen Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft zum alleinigen Gewinn der Fabrikbesitzer dadurch ein Ende, daß man ihr Verhältniß zu den Fabrikarbeitern gesetzlich in einen auf lebenslängliche gegenseitige Treue gegründeten Dienst verwandle, und die resultirenden Pflichten des einzelnen Fabrikherren unter die solidarische Garantie der Corporation stelle. Die Nachtheile von den Fabriken soll der tragen, der die Vortheile von ihnen hat, und das sind die Fabrikanten. Bei den jetzigen Zuständen aber bereichern sie sich nur auf Kosten theils ihrer Arbeiter, theils ihrer Mitbürger, welche ihnen die Unterhaltung arbeitsloser und arbeitsunfähiger Arbeiter abnehmen müssen. Sie leisteten von ihrem gewaltigen Reingewinn billig selbst, was sie jetzt auf die Communen, Armenkassen und auf die öffentliche Wohlthätigkeit abwälzen. Und so wäre selbst beim Fabrikwesen durch praktische Hineingestaltung des christlichen Gemeinschaftsprincips in die bürgerlichen Organisationen Rettung vor dem Fluche des Proletariats zu erzielen! Nach gleichem Muster aber hat bei allem öffentlichen Betrieb: Berg-, Hütten-, Salz-, Forstculturen, Chausseen, Eisenbahnen, Staatsfabriken u. s. w. die Accorporirung der Arbeiter durch ein beiderseitig verpflichtendes Dienstverhältniß einzutreten, und ebenso der ganze Handelsstand in Corpo-

rationen mit Verantwortlichkeit Aller für jeden Einzelnen sich abzugliedern. Unter Anderm hofft der Briefsteller besonders wohlthätige Frucht von einer solchen, auf den Grundlagen christlichen Gemeinsinns beruhenden Gilde der Buchhändler: strenge Personal-Censur über Alle, welche Drucksachen verlegen und verkaufen, somit Großes für die allgemeine Sittlichkeit und Bildung; denn „darin lägen Präventivmittel gegen den Mißbrauch der Presse, wirksamer als alle Censur, ohne das Gehässige und Willkürliche derselben zu haben."

Aus dem Angedeuteten ist klar, was die „Briefe über Staatskunst" mit „organischer Gliederung der Stände" meinen. Ihre consequente Durchführung der Idee vom Corporations-Wesen ist in der That ein Gewinn; denn man gebraucht das Wort nur zu oft, ohne an die Bedingungen zu denken. Daß gewichtige „Wenn" und „Aber" vor der beantragten Organisirung stehen, und zwar um so mehr, je weiter in der Lage der Volksschichten sie aufsteigt, ist augenfällig. Man erwäge — des Adels vorerst zu geschweigen! — z. B. nur, was den deutschen Buchhändlern zugemuthet wird! Es gilt eben den Riesenkampf gegen die „Grundstoffe des neuzeitigen Heidenthums": Subjektivismus, Atomismus, Egoismus; sie zu überwinden, ist und bleibt aber Sache der Kirche, noch dazu einer Kirche, die von der Hälfte Deutschlands verworfen wird. Der Staat kann ihr nur hülfreiche Hand bieten, und mit den Formen bereit stehen, um das dem widerchristlichen Geiste egoistischer Vereinzelung abgerungene Material an Volk organisirend aufzufassen. Das noch am wenigsten verdorbene Landvolk würde auch am ehesten der neuen Organisation einzufügen seyn. Aber gehe man nur einmal an die sogenannten „höhern Klassen". Wenn die „Briefe" ihnen gegenüber als „phantastisch", oder gar als communistisch verurtheilt werden, so ist es nicht zu verwundern; es liegt ihren Vorschlägen auch wirklich Communismus zu Grunde, in so ferne dem Chri-

stenthum selbst die reine Idee eines heiligen Communismus angehört. Dessen Verdrängung durch heidnischen Egoismus hat eben die gräßliche Noth des einreißenden Pauperismus zum Facit gehabt; und dieser drängt endlich selbst zu der bedenklichsten Art von Legal-Communismus, noch dazu ohne dem Umsichgreifen des Uebels an sich im Geringsten Einhalt zu thun. Man denke nur an das englische Armensteuer-Wesen, und an Louis Napoleon, der nun von Kaiserthums wegen die größere Hälfte des Volkes auf Kosten der kleinern Hälfte zu versorgen hat! Und dann sage man, wie weit diese Länder, wo steinreich und blutarm schon fast unvermittelt sich entgegenstehen, noch zum Staats-Socialismus haben, und überlege zweimal, ehe man die in ihrem Kerne unbestreitbaren Ansichten des Briefstellers von der einzig möglichen Art, dem wachsenden Proletariat ein Ende zu machen, für den Ueberrest aber durch menschliche und gerechte Regelung des Armenwesens zu sorgen, und so die ganze furchtbar beängstigende Frage zu lösen — leichtfertig in den Wind schlägt! Man könnte füglich im Namen des Christenthums von sonst trefflichen Männern eine andere „Politik" fordern, als die ist, in welche sie sich leider verrannt haben, trotz aller frommen Sprüche, welche sie in ihren Organen (man möchte fast sagen) zu profaniren pflegen.

Aber wie gesagt, die Bedingungen sine qua non der „organischen Gliederung" der Stände lassen desto trostloser, je näher sie an die „höheren Klassen" heranrückt. Denn je idealer ihre Aufgabe war, um so vernichtender mußte der Fall sie treffen, und um so schwerer muß ihr Wiederaufsteigen seyn. So laboriren wir an den Folgen des durch Jahrhunderte vorbereiteten Falles in der rein geistlichen oder klerikalen Ordnung, nachdem er geschehen, seit drei Jahrhunderten, und sie erweisen sich gerade jetzt wieder, mehr wie je, als unsere eigentliche Todeskrankheit. An der klerikalen Ordnung selbst hat sich freilich das Wort der Verheißung

bewährt; sie pflanzt sich ja nicht fort im Blute. Es gab aber eine Art von klerikaler Ordnung, das Uebernatürliche und Ideale mit dem Natürlichen und Materiellen vermittelnd, die sich fortpflanzt im Blute. Was sie an jenem Falle verschuldet, weiß der Geschichtskundige; wie sie unter der Strafe seufzt oder auch nicht seufzt bis zur Stunde, das liegt vor jedem offenen Auge. Mit andern Worten: wir haben christliche Edelleute, aber keinen christlichen Adelsstand mehr; der dritte und höchste Stand im deutschen Volksleben war erstorben, lange ehe ihm die Glocken der Paulskirche zum Requiem läuteten. Hat er aber die Sühne zur Auferstehung noch nicht versucht, so ergehen dazu eben jetzt die dringendsten Mahnungen an ihn! „O ihr" — ruft in ihrem jüngsten Werke *) die Gräfin Hahn-Hahn aus — „die ihr stolz darauf seid, euch Nachkommen heldischer Geschlechter nennen zu dürfen, die ihr euere Wappen auf den Schlachtfeldern gefunden, wo eure Ahnen sie mit dem Blute gemalt, das sie für den Sieg des Glaubens vergossen — werdet ihr es denn nie begreifen, daß ihr die Macht, die euch materiell entschwindet, durch den Geist des Glaubens wieder finden müßt!" Oder wie der Briefsteller sagt: „das sociale Priester- und Levitenthum des Adels kann nicht erfüllt werden, ohne seine lebendige Wiedergeburt aus dem Geiste des Glaubens und der Kirche Christi."

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie seit dem Augenblicke, wo in Deutschland dekretirt werden konnte: „der Adel als Stand ist aufgehoben" — in der politischen Literatur eine Rechtfertigung der Existenz und der hohen social-politischen Bedeutung des Adels der andern folgte. Nachdem ein paar Menschenalter hindurch für unsere politischen Nachtwächter, modernen Philister und Jungdeutschen ungestörte Muße ge-

*) Die Liebhaber des Kreuzes I, 63.

dauert, in der selbstgeschaffenen Finsterniß eines pechschwarzen Feudalismus den Gespenstern adelicher Duodeztyrannen und Schnapphähne mit dem Lichtstümpchen ihrer staatsbürgerlichen Aufklärung unter die Nase zu leuchten, und die Entstehung des Adels auf die nackte brutale Gewalt des Stärkern zurückzuführen — ist endlich zum Schlusse des Reigens noch Professor Bluntschli in München aufgetreten, um, bis über die Ohren in die demokratisch-egalisirende Tendenz des doktrinären Bureaukratenthums versunken, Erschaffung eines „reformirten" Adels aus burgeoisirter Noblesse und nobilitirter Burgeoisie vorzuschlagen. Andere aber hatten schon klarere Blicke in die deutsche Geschichte geworfen, sobald die Folgen des Jahres 1848 die stinkenden Historien-Nebel gespaltet; sie sahen, daß auch der „Dombau des mitteldeutschen Feudalsystems" nicht der Vater, sondern der Sohn des Adels gewesen, und daß dieser in der Idee des germanischen Volkslebens selbst seine Wurzel habe. Dieses kann daher einer kräftigen und würdigen Aristokratie auch jetzt nicht entbehren; ohne sie werden die Throne unter republikanischen Institutionen sofort zusammenstürzen, oder aber — wie sie bereits im Zuge sind — in politischer Hinsicht der Bureaukratie, in socialer der Plutokratie verfallen; Beides führt durch Demokratie und Revolution der Despotie und Barbarei in den Rachen. Denn sobald der mittelst Bureaukratie und Plutokratie herrschende Liberalismus den emsig gepflegten Zersetzungsproceß der Stände vollendet hat, wird „auch das Proletariat über das Millionariat herstürzen, und in eine offene Räuberwirthschaft losbrechen, wenn nicht ein glücklicher Despot mit der eisernen Ruthe darüber kommt, und das Banner der Despotie als einzige Rettung aufpflanzt, indem er den Staat dann wirklich zu einem erzwungenen Friedensschlusse in dem bellum omnium contra omnes macht, und sich als „„Retter der Gesellschaft"" preisen läßt" — ein Ausgang, der bekanntlich schon jetzt nicht mehr ohne Beispiel ist.

Als daher bald nach den Märzstürmen der den Lesern dieser Blätter wohlbekannte Oldenburger Staatsrath Dr. Fischer *), der zur Zeit die deutsche Flotte vergantet, sich die Frage stellte: ob vielleicht an dem kranken Staatskörper nicht gerade in dem den grimmigsten Angriffen der „öffentlichen Meinung" unterliegenden Adelsstande ein gesundes Element zu finden sei, aus dem sich heilende Kraft über das Ganze verbreiten könnte? — da fiel seine Antwort bejahend aus. Der greise Politiker kann sich rühmen: „Ich fühle so etwas, so zu sagen, Teuflisches in meiner Natur, daß ich, wo ich nur höre, daß die öffentliche Meinung irgend einen Rechtssatz canonisirt, einen unwiderstehlichen Drang empfinde, dagegen, natürlich in der Eigenschaft des advocatus diaboli, Revision einzuwenden!" — und nach sechsundvierzigjährigem Staatsdienste verhöhnten öffentliche Blätter den unerschütterlichen Vertheidiger des Patrimonialstaats: „er habe sich in seinem Verwaltungssystem von der lächerlichen Idee nicht loszureißen vermocht, daß seine Bestimmung sei, das Volk — glücklich zu machen." Ein solcher Mann konnte auch nicht Scheu tragen, seine Erfahrungen über die hohe social-politische Bedeutung des deutschen Adels zu veröffentlichen, und die „Briefe über Staatskunst" verweisen in der Adelsfrage selbst auf sein Buch, welches sie hinwiederum, die benöthigte „organische Gliederung" auf alle drei Stände ausdehnend, wesentlich ergänzt haben.

Es galt in Wahrheit — so sehr war man des Gedankens an eine politische Bedeutung des Adels bereits entwöhnt! — erst das Wesen des Adels festzustellen. Hier wurde nun zwar für die idealere Auffassung der Sieg über die materiellere errungen: der größere oder auch größte

*) S. die Besprechung seiner Schrift: „Der Patrimonialstaat und die Demokratie", Band XXIV, S. 345 ff. der Hist.-polit. Blätter.

Grundbesitz allein mache es nicht aus, die Abstammung allein thue es auch nicht, noch weniger die Nobilitirung; das Wesen des Adelsstandes ruhe vielmehr in dem besondern Berufe, die Kalokagathia im Volksleben und im Staate ohne selbstische Zwecke zu vertreten, oder die Ritterlichkeit, d. i. strenge Religiosität und unerschütterlichen Rechtssinn, als Standeszweck zu pflegen. Ob aber diese Definition aus der Erfahrung genommen sei? ist eine andere Frage. Der Briefsteller behauptet zwar: noch immer sei das Bewußtseyn und Gewissen des Standes als solchen mächtig genug, daß man schwerlich ein Dutzend Edelleute zusammentreffe, die nicht bei ernster Erörterung über das, was dem wahren Edelmann zieme, sich ganz dem idealen Begriffe des Adels gemäß einigen würden. Aber die Praxis ist, auch abgesehen von der beliebten Französisirung, nur zu oft mehr reiterisch, als ritterlich. Und dabei steht der Augiasstall noch gar nicht in Rede, den verkehrter Herrscherwille, aller Welt zum Scandale und zum größten Schaden der Nobilitirenden selbst, dem Rittersaal des alten Adels angefügt! Darauf hat aber vor Allem Herr Dr. Fischer sein Augenmerk gerichtet. Er beantragt die Einführung eines die ganze Adelsinstitution, ihre Zwecke und Mittel umfassenden Grundstatuts zum Behufe ihrer Reinigung nach dem Maßstabe der Ritterbürtigkeit oder der Ritterlichkeit von allem „Quark des Titular=, Nominal= und Geldsack=Adels", mit dem sich die Idee des christlich=germanischen Ritterthums nicht vertrage. Der deutsche Adel würde zu diesem Zwecke nach gewissen Bezirken in einzelne „Ritterstuben" getheilt, und so eine streng censurirte Zunft ächter Ritterschaft entstehen, und eine organische Verfassung über ihrer Reinerhaltung wachen; die fürstlichen Nobilitirungs= und staatlichen Adelsrechte wären von diesen „Ritterstuben" unabhängig, wie diese gewissermaßen von jenen; sie könnten einen staatlich Geadelten für unwürdig erkennen, ihr anzugehören, ihm also den adelichen Charakter in ihrem

zünftigen Sinne absprechen, nicht aber einen stattlich nicht Geadelten adeln, oder etwa den Adel an den Stamm eines persönlich, z. B. durch hohen Verdienstorden, Geadelten, der ihr Mitglied wäre, verleihen. Von dem Grundbesitze müßte hier zu Gunsten des sittlichen Moments ganz abgesehen werden, wie von den Vermögensverhältnissen überhaupt, da auch der Dürftige den Charakter edelster Ritterlichkeit bewahren kann, und nur um so hochherziger ist, wenn er ihn bewahrt.

Setzen wir aber auch eine derartig gereinigte Ritterschaft mit voller Hingebung an ihren idealen Beruf, so bleibt doch immer noch die Forderung eines angemessenen materiellen Substrats für ihr politisches Gewicht! Denn nicht die Concurrenz bei Civil-, Armee- und Hofdiensten ist es, was einen kräftigen Adel zum Lebensbedürfnisse für den Staat macht, sondern zunächst die Thatsache, daß der Adelsstand vor Allem zur landständischen Repräsentation berufen ist, in der Eigenschaft der Unabhängigkeit aber nur dann die andern Stände überbieten kann, wenn er sich bei seiner ursprünglich auf großen Grundbesitz basirten Institution erhält. Nur ein wahrer Grundadel kann im Staate seyn, was er seyn soll, und was weder Büreaukratie noch vulgärer Constitutionalismus seyn können: eine Stütze der Throne gegen Angriffe von Unten und ebenso der ritterliche Vertreter des öffentlichen Rechts und der Freiheit nach Oben — eine Macht, der gegenüber „es in unsern Zeiten auch der despotischesten Natur auf dem Throne schwerlich gelingen würde, die gemeine Freiheit zu unterdrücken" — endlich die historische und geborne Vertretung und Obrigkeit der Bauern. Zu diesem Zwecke fordern die „Briefe" nun freilich Wiedereinsetzung des Grundadels in seinen vollen öffentlichen Beruf: Restitution der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der obrigkeitlichen Autorität, des Jagdrechtes und nur nicht völlige restitutio in integrum, wie vor der „Revolution von Oben" selbst bis auf die Grundentlastung, gleich Herrn

Dr. Fischer; dafür aber freiwillige Wiederherstellung des Lehensverhältnisses, dann das ausgedehnteste Recht der Autonomie zu Gründung zunftmäßiger Adelscorporationen und leitender Organe, Creditkassen, Sicherung des Geschlechtsvermögens durch Primogenitur (hier gegen Herrn Dr. Fischer, der bei dem Adel als sittlicher Institution das Persönliche bevorzugt, daher auch das Recht einseitiger Willensdispositionen und freier Familienverträge gestattet wissen will) und durch das deutsche Stamm- guts- und Familienfideicommiß-System.

Allein — um beim Kleinsten anzufangen! — „die sogenannte Säkularisirung der adelichen Stifte und Klöster für beide Geschlechter, namentlich aber für das weibliche, hat hier eine empfindliche Lücke gelassen, zu deren Ergänzung eigentlich der Staat berufen wäre, da er jene geistlichen Stiftungsgüter verschluckt hat." Der „Staat" wird jedoch diesen Beruf nicht fühlen, und lieber verharren „in der Lage der magern Kühe aus dem Traume Pharaonis, welche auch nach dem Verschlingen der sieben fetten Kühe mager waren, wie vorher." Und auch dem besten Willen des Staates würde das „adeliche Proletariat" weniger als jedes andere weichen! Wir haben leider einen Adel ohne Güter und andererseits durch Nobilitirung fürstlicher Günstlinge und großer Geldsäcke einen Adel ohne das im alten Blute liegende und vom Volke instinktmäßig anerkannte ritterliche Gefühl. Wie ist hier zu helfen? Die „Briefe" verlangen freilich, daß „im Allgemeinen aller große Grundbesitz dem Adel gehören soll", denn nur als Basis der Aristokratie sey er, was er seyn solle — Mittel zu höhern idealen Zwecken; sey er dagegen dem freien Weltbewerb, der Speculation, der römisch-rechtlichen Vererbung preisgegeben, so werde er nur den Unterbau abgeben für die **Plutokratie**! Gewiß wahr! allein gleich darauf klagen dieselben „Briefe", „daß der Grundadel durch Verschuldung seines Besitzthums zum Theil selbst schon vom Millionariat und seinen Verkehrsbewegungen abhängig geworden, der Werth seiner Besitzungen,

wirklich schon zum großen Theil auf Papier übertragen, in den Portefeuilles der Capitalisten liege." Ebenso hat jüngst auch ein gelehrter Politiker die Ausscheidung aller unadelichen Elemente vom größern Güterbesitz empfohlen, jedoch gleichfalls unmittelbar darauf sich selbst gefragt: Wie soll man aber den Güter-Juden ihre Güter nehmen, um sie den armen Rittern zurückzugeben? — ohne eine Antwort zu finden. Wo ist also da gehöriger Raum für den idealen Beruf, und was Wunder wenn er in den jüngsten Revolutionszeiten zwar unter den Fahnen, sonst aber nichts weniger als überall in den adelichen Reihen sich bewährt hat.

So ist es denn wahr, daß die „organische Gliederung" der Stände, je höher im Volksleben sie aufsteigt, um so hoffnungsloser wird, zumal bei einem, gleich dem deutschen, religiös und politisch zerrissenen Volksleben. Das Uebel tritt beim Adel besonders hervor. Der Briefsteller behauptet zwar: „Noch haben wir den Stoff zu einer kräftigen Aristokratie (deren Volk und Staat gegen Gefahren aller Art nie mehr bedurfte, als jetzt), in wenigen Jahrzehnten vielleicht nicht mehr." Er scheint aber den Kreis sehr weit spannen zu müssen, um das benöthigte Material zu Hauf zu bringen! Denn „noch haben wir einen Adel deutscher Nation!" — ruft er plötzlich wieder aus, und gesteht anderwärts, daß die ganze „organische Gliederung" erst dann von durchgreifender Wirkung seyn werde, „wenn sie sich über ganz Deutschland erstrecke, weshalb es höchst wünschenswerth sey, der deutsche Bund suche diese wie ähnliche socialen Angelegenheiten nach richtigen Principien gleichmäßig zu regeln." Der doktrinäre Liberalismus darf also vorerst ohne alle Sorge seyn! Auch Herr Dr. Fischer findet sich nicht weniger bemüßigt, zur Rehabilitation eines würdigen Adelsstandes eine enge Association, behufs selbstständiger Ordnung seiner Angelegenheiten zu statuiren, nicht nur zwischen dem ganzen niedern Adel Deutschlands mit Einschluß des österreichischen, böhmischen und un-

garischen, sondern auch zwischen den Standesherren und den in ähnliche Kategorie fallenden hohen Adelsgeschlechtern in demselben Länder-Umfange. Freilich gedenkt Herr Dr. Fischer seinerseits mit einer solchen Organisation nicht im Mindesten die fürstliche Landeshoheit zu schädigen, will auch die unterdrückten Souveränetäts-Rechte der Standesherren nicht etwa jetzt geltend gemacht wissen, indem er diese vielmehr mit der Aussicht zu trösten wagt, daß die katholischen Kantone der Schweiz und die überseeischen Republiken einst noch Fürsten von ihnen holen könnten. Aber ein Blick auf die alten Ritterbündnisse des 15. und 16. Jahrhunderts lehrt zur Genüge, daß ein also corporirter Adel nothwendig Träger der Deutsch-Kaiser-Idee werden müßte. Und wenn jüngst auch die „Kreuzzeitung" das Lehenwesen, bei dessen Aufhebung doch die Mehrheit des Adels mit Frohlocken das gebundene Lehengut zur freien Handelswaare werden sah, als „naturwüchsige Grundlage unserer christlichen Staatenbildung", als „preiswürdiges Ideal aller Treue und Aufopferung" hervorhob, so blinkt uns aus ihrer „ständischen Gliederung" nolens volens wieder die leuchtende Spitze des alten social-politischen Dombaues entgegen, den man Feudalismus nennt. „Es waren" — klagt das Blatt — „dieselben Vergehungen, welche den Lehensherren und den Vasallen seines Rechts und seines Besitzes verlustig erklärten; so hätte es auch bleiben sollen, und man hat der herrschenden Hand einen schlechten Dienst damit geleistet, daß man bei ihr die Felonie gestrichen." War es demnach Unrecht zu sagen, daß die geschilderte „Reaktion" allerdings unwillkürlich „in die Kaiserzeiten" fortreißen würde?

Hätten die „Briefe über Staatskunst" bereits den „staatlichen Aufbau" aus dem ständisch gegliederten volksgesellschaftlichen Stoff angegeben, so würde sein Charakter ohne Zweifel, wie bei Staatsrath Fischer, der patriarchale oder patrimonialstaatliche seyn. Auch ihr Verfasser soll ein hochgestellter Staatsmann (geheimer Rath Victor v. Strauß in

Bückeburg) in einem der Kleinstaaten Deutschlands seyn, für welche freilich, wenn sie nicht die lächerlichsten Carrikaturen darstellen sollen, der Patriarchalismus die einzig mögliche Staatsform ist. Das ist aber immer noch etwas ganz Anderes als Absolutismus, d. i. Geltung eines einzig auf subjektive Ansichten oder Capricen gegründeten Herrscherwillens. Herr Dr. Fischer ist dem „Constitutions"-Wesen todtfeind, bis herab zum Civillisten-System, das er den „Nagel zum Sarge des dynastischen Princips" nennt und eilig abzuschaffen drängt, ehe sich das bereits angetretene große mosaische Halljahr vollende, so Alles in den Zustand des Jahres Eins zurückbringen werde, wo Gott die Welt geschaffen. Nichtsdestoweniger behauptet er die Nothwendigkeit schützender Institutionen im Staate, und es ist in der That nicht abzusehen, wie man, z. B. im Kampfe gegen die „Briefe über Staatskunst", bei irgend Jemand, oder am Ende sogar bei der „öffentlichen Meinung", eine Stimmung für den Absolutismus voraussetzen konnte — und das in Deutschland, wo man nicht nur bezügliche Erfahrungen in Fülle gemacht hat, sondern auch dieser Erfahrungen noch Herr ist*). Wenn je die „orga-

*) Man nehme gerade Herrn Staatsrath Fischer zum Beispiel! Er hat in langjährigen Diensten, als Landschafts-Syndikus von Sachsen-Hildburghausen, Kammerdirektor des Fürsten von Leiningen und endlich Präsident des oldenburgischen Fürstenthums Birkenfeld, die pseudopatrimoniale Wirthschaft, die Land und Leute lediglich als ein zur fürstlichen Sustentation bestimmtes Kammergut betrachtet, vor der französischen Revolution, und die gutmüthige Musterstaats-Confusion der Regierenden nach derselben selbst erfahren. Es waren nicht selten wahrhaft grauenvolle Zustände! So sah er z. B. mit eigenen Augen, wie die sächsischen Herzogthümer Coburg und Hildburghausen seit hundert Jahren nicht mehr aus Reichshofraths-Sequester gekommen waren, hier ein Herzog mit aller Gewalt darauf bestand, auf höchstens 15,000 Unterthanen eine Leibgarde von Eintausend Mann zu halten, und sein Nachfolger nebst zahl-

nische Gliederung“ der Stände und der folgerichtige Patrimonialstaat, im Gegensatz zu dem kalten und abstrakten

---

reichen Domainen=Verkäufen auf 77,000 fl. an Bruttoeinkünften nicht weniger als fünf Millionen verzinsliche Schulden machte; wie ein Fürst von Salm=Krautheim in seinem Duodezländchen mit einer Escadron Husaren operirte, und gerade im Zuge war, seine Heeresmacht zu formidabler Stärke gelangen zu lassen, als die Gant über ihn ausbrach und ihm nur mehr eine kümmerliche Competenz von 5000 fl. übrig ließ; wie — als das Wettrennen nach „Musterstaaten“ anging und Staatsorganisateure ein gesuchter Artikel wurden — in Leiningen die Organisation für ein Gebiet von 70,000 Seelen mit Aufstellung einer Central=Dienerschaft von 50 Räthen, 18 Sekretären und 54 Subalternen begann, und ein Hauptposten im Finanzetat eine ungeheure Masse vorräthigen — Stempelpapiers war; wie Anhalt=Köthen in patrimonial=staatlicher Musterreiterei erklärte: seinem „Volke“ — „keine heilbringendere Constitution“ geben zu können, „als diejenige, welche der größte Gesetzgeber der Welt, Napoleon der Große, seinen Völkern, welche er als Vater liebt, gegeben hat“ u. s. w. Was Wunder, daß er also nicht weniger als Andere die ausschweifendsten Hoffnungen auf das modern=französische Verfassungsformenspiel und Kammertheaterwesen setzte, als es in Weimar einerseits, in Bayern andererseits den Anfang nahm. War doch in letzterm Lande aller öffentliche Credit so völlig dahin, daß die Papiere schon 50 bis 60 Procent verloren, die speculirenden Mäckler und Juden aber in den Jahren 1812 bis 1818 gegen 20 Millionen eroberten, da ein Paar Jahre nach Einführung der Verfassung die Papiere schon al pari und darüber standen. Freilich täuschten jene Hoffnungen, und Herr Dr. Fischer erklärt jetzt: „Diese und andere Jugendsünden, worunter ich namentlich meinen Glauben an Volksmündigkeit zähle, habe ich schon früher gewissenhaft gebeichtet, und kann fürder meine Gegner, die mir diese vorwerfen wollen, nur auf die Worte Pauli I. Cor. 13. 11 verweisen: „„Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.““ So thut auch Ihr desselbigen Gleichen!“ — Das Alles heißt aber noch nicht der landesfürstlichen Willkür das Wort reden.

„Rechtsstaat", politische Bedenken erregen, so kann es wieder einzig und allein nicht etwa wegen der gemeinen Freiheit, sondern bloß wegen partikularistischer Staaten-Interessen seyn. Nicht in der Kleinheit, sondern in der Größe der einzelnen staatlichen Bildungen liegt Gefahr für die „deutsche Einheit"; jene ständische Restauration mit ihren Consequenzen aber bewirkt enggeschlossene kleineren Kreise, die alle nach Einem natürlichen Mittelpunkt hindrängen. Es ist billig und erklärlich, daß Preußen, wie es in der principiellen Zerrüttung aller ständischen Organisation vorangegangen, nun auch zuerst sich um ihre Restauration abmühe. Die Stimmen aber sind getheilt bis in das Ministerium hinein, und so eifrig auch der „Rundschauer" der „Kreuzzeitung" versichert: die Ritterschaft, im Hochgefühle des noblesse oblige und voll ächten Bußgeistes, sehe ein, daß der Eigennutz, auch als Conservatismus verkleidet, ein stinkendes Laster sei, und ganz besonders den Ritter schände — dennoch scheint das Zünglein in Bildung der ersten Kammer sich nicht zu ihren Gunsten neigen zu wollen. Was aber eine allenfallsige Vertretung ständischer Interessen in der zweiten Kammer betrifft, so heißt es da: nur nicht künstlich erdachte Interessen und fingirte Corporationen — entweder Alles oder Nichts. In diesem Falle wird es bei dem von den „Briefen über Staatskunst" mit Recht als verzweifelt geschilderten social-politischen Zuständen bleiben; in jenem Falle muß die preußische Centralisation in ihre Provinzen auseinandergehen!

Wir aber können nicht ohne das besondere Gefühl hohen Trostes von jenen literarischen Bemühungen scheiden, richtige Begriffe über die nothwendige Organisation des deutschen Volkslebens anzubahnen. Mögen diese Begriffe unserer heutigen Staatsweisheit noch so verkehrt erscheinen, so sagt doch der gesunde Menschenverstand, daß das Uebel in seinem tiefsten Sitze ergründet und die vorgeschlagenen Heilmittel ihm angemessen seien. Nun aber sehe man, wie, so zu sa-

gen, wildfremde Männer dabei zur **katholischen** Kirche sich stellen, und wider Willen Zeugniß geben! Von der Devotion des Briefstellers gegen die Kirche überhaupt, und die katholische insbesondere, war schon die Rede; er will ihr namentlich die ganze Volksbildung überlassen wissen. Denn „wenn man die Schule zu einer Staatsanstalt gemacht hat, so muß dieß nicht nur der Geschichte und dem geschichtlichen Recht gegenüber für revolutionär erklärt werden, sondern es lagen dabei auch nur kirchenfeindliche und revolutionäre Absichten zu Grunde; in der Frankfurter Paulskirche sind sie öffentlich eingestanden." „Mich dünkt: Lesen, Schreiben, Rechnen und was deß sonst noch wäre, verstehe die Kirche ebenso gut, als der **Staat**." — Was aber Herrn Staatsrath Fischer betrifft, so hat er noch im Jahre 1849 der revolutionär durchtobten deutschen Nation verkündet: es „bestehe bereits für den Cultus reiner Sittlichkeit **ohne** Rücksicht auf confessionelle Glaubensspaltung eine sehr verbreitete Association in der deutschen **Freimaurerei**", und hat eine Art von Krause'schem „Menschheitsbund", der auch „**Atheisten**" aufnehmen solle, gleichsam als allgemeinen politischen Blitzableiter empfohlen. Auch jetzt kann er zwar noch immer „von seinem persönlichen confessionellen Standpunkte, dem **protestantischen**", aus — „dem Religionscultus nur die Eigenschaft eines sittenpolizeilichen Instituts zuerkennen" *); doch

---

*) Es ist nicht zu läugnen, daß diese religiöse Richtung den schlimmsten Einfluß auf die Geschichts-Anschauung des Herrn Staatsraths hatte, und daß er gerade deßhalb die Hauptsünde jener Fürsten verkennt. Er kann nicht recht begreifen, wie es gekommen: daß bei allen frühern Uebelständen die Pietät der untern Stände für ihre Regenten und Obrigkeiten unerschüttert geblieben sei, nachher aber, als doch immer weniger Grund zur Unzufriedenheit mit den Dynasten übriggeblieben und Alles besser geworden, das revolutionäre Gelüsten trotzdem täglich weitere Basis gewonnen und die althergebrachte Sympathie verdrängt habe, bis zu jener

verlangt er bereits von den deutschen Dynasten, bei Strafe ihres Untergangs, „möglichste Förderung der Religiosität". Die katholische Kirche will er von ihrem eigenen Gesichtspunkte aus behandelt wissen, und erklärt: „der unerquickliche Streit über die Unabhängigkeit der katholischen Kirche vom Staate sei unbedenklich zu ihren Gunsten zu entscheiden", denn sie stütze sich in ihrem Organismus und namentlich in der Tradition der bischöflichen Gewalt auf ein eigenthümliches spirituelles Element. Anders aber sei es mit der Stellung des Protestantismus im Staate! Für die — Angesichts ihrer Zerrissenheit und Zerfahrenheit möchte er fast mit ihren Gegnern sagen — „sogenannte protestantische Kirche" weiß er nichts zu thun, als die Landesherren zu bitten, daß sie als die summi episcopi ihr von den Reformatoren überkommenes kirchliches Hohheitsrecht strenge handhaben, damit „die hirtenlose Heerde nicht sofort in den Wüsten des Atheismus und Pantheismus verkümmere", und daß sie etwa die — „Privat- oder Ohrenbeicht" wieder einführen möchten!

---

unsinnigen Revolution, welche in Wahrheit fast durchaus nicht die geringste Veranlassung gehabt. Stünde er, anstatt auf dem Humanitäts-Princip, auf dem streng christlichen Standpunkt der „Briefe über Staatskunst", so könnte er über den Grund der an sich allerdings auffallenden Erscheinung nicht im Zweifel seyn!

LIV.

Die englisch-französische Propaganda in Italien und der Carlo Alberto des siebenzehnten Jahrhunderts.

Daß auf eine so künstliche und gewaltsame Erhebung, wie wir sie vor vier Jahren erlebt, auf eine so convulsivische Erregung der Gemüther eine gleich große Abspannung folgen würde und folgen müsse, haben Scharfsichtigere, welche, was Gemachtes an den Zuständen der Jahre 1848, 1849 war, zu sehen Gelegenheit hatten, wohl schon früh vorhergesagt, und die geistige Dürre, die politische Oede, namentlich des nun ablaufenden Jahres, wird daher nur diejenigen in Verwunderung setzen, welche gutmüthig genug waren, eine politische Phantasterei für einen naturwüchsigen Zustand anzusehen. Man preist seitdem in Deutschland als theure Errungenschaft das jammervolle Vergnügen, wie es bei den Franzosen eine Literatur der Verzweiflung gibt, so eine Periode mit der des politischen Katzenjammers bezeichnen zu können, in der die ganze Bewegung der Weltgeschichte darin besteht, den Faden von dem ersten Akte des mitteleuropäischen Revolutionsdrama's zum zweiten Akte mit jener eigenthümlichen Stimmung eines Zuchthausbewohners geistlos fortzuspinnen, den seine

liederlichen Streiche zu freier Kost und Wohnung und angemessenem Zeitvertreibe, aber hinter Eisenstäben befördert haben. In so einer Lage nimmt sich dann auch das Gewöhnlichste, was sonst dem Vorübergehenden auch nicht einen Seitenblick entlockt, großartig und ganz besonders aus, wenn es nur die schreckliche innere Leere ausfüllt und in das klanglose Einerlei irgend eine Unterbrechung bringt. Wohl nur dadurch lassen sich einige sonst unerklärliche Erscheinungen der letzten Monate erklären, von denen wir die pfäffischen Ausfälle des Bremerkirchentages primo loco zu erwähnen uns gedrungen fühlen würden, wäre uns nicht diese Recrudescenz aus den Tagen der Gottesmänner Farel, Calvin ꝛc. so widerlich, daß wir uns nicht entschließen können, mit diesem Acte des äußersten Fanatismus etwas Anderes zu beginnen, als eben Act davon zu nehmen, aber auch Act für alle Zeiten und für alle diejenigen, welche Honig im Munde, Galle im Herzen tragend, sich bisher als die privilegirten Toleranzpächter gerirten; ja wir theilen die Scham, welche jeder redliche und loyale Protestant fühlen muß, wenn ein Kreis von „Geistlichen", die sich doch gewiß auf der Höhe der Zeit fühlen, d e r Kirche das Prädikat der Abgötterei zuwirft, von der sie selbst den Glauben, und was sie an Heilsanstalten jetzt nachahmend wieder herzustellen bemüht sind, ja alles Höhere und Bessere empfingen, das sie besitzen, und deren bloßer Bestand allein schon Ursache ist, daß die neuen Idoloklasten nicht längst das Opfer ihres innern Zwists und ihrer Zersetzung der Bibel wurden, die ihnen auch nicht vom Himmel, sondern durch die katholische Kirche zukam. Wenn aber derartige nichtswürdigen Ausfälle unter einem Volke geschehen, dessen älteste Sprachdenkmäler Uebersetzungen der Bibel sind, und dessen ganzer poetischer Schatz seit den ältesten Zeiten mit den heiligen Schriften auf das Innigste verwebt ist, wie bei keiner andern Nation — so müssen Erscheinungen der oben bezeichneten Art nicht in das Gebiet gewöhnlicher Ver-

irrung, sondern geradezu der Verrücktheit verwiesen werden. Denn wenn hergestellt ist, daß nirgends so früh und so tief die Kenntniß der heiligen Schriften in die Literatur drang, nirgends, bei keinem andern Volke, als dem deutschen, die verschiedensten Dialekte so gleichmäßig darüber ihr Zeugniß ablegen, nirgends so sehr ein Jahrhundert dem anderen diese Kunde in Prosa oder Versen überliefert, so ist folgerichtig Abgötterei also auch da möglich, wo die sorgsamste Kenntniß der heiligen Schriften herrscht; ist aber dieses möglich, so ist der Protestantismus vor derselben um so weniger gesichert, als ja er den fünfzehnhundertjährigen Faden des Verständnisses abriß, und mit dem Oriente, wie mit dem Occidente, mit den ältesten, wie mit den späteren Zeiten sich in einen Gegensatz setzte, den die naturwidrigen späteren Versuche, sich ein höheres Alter anzustückeln, nicht aufheben.

Doch genug von einer Sache, die nur wegen der Folgen besprochen zu werden verdient, die sich daraus von selbst ergeben. Denn einmal macht sie uns aufmerksam, welch übertünchtes Grab Deutschland in seiner Mitte birgt, und wie alle wissenschaftliche Verständigung, alle sociale Ausgleichung, mit der man sich schmeichelte, eine unzeitige Illusion gewesen ist, da nach der Meinung der Lehrer des Volkes, der Verkündiger und Ausleger des göttlichen Wortes, unser Zwiespalt noch jetzt kein geringerer ist, als der einst im Lande Canaan zwischen dem auserwählten Volke Gottes und den gottverfluchten Canaanitern unversöhnlich klaffte. Die Protestanten verabsäumen nicht, von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß der Gebrauch des Wortes Häresie von Luthers Lehre durch Reichsgesetze verboten sei; sie aber erlauben sich auf dem großen Kirchentage, ohne schamroth zu werden, in die Mistpfütze des sechszehnten Jahrhunderts zu langen, und die Vorübergehenden damit zu beschmutzen. Die andere Folgerung aber ist die nicht minder traurige Erfahrung, daß wir kaum in politischer Beziehung vor aller Welt bankerott gewor-

den, als auch schon die Eris des sechszehnten Jahrhunderts zwischen uns aufsteigt, dieselben Schlagwörter aus blutbeflecktem Munde hervorkreischend, die fort und fort sich überbietend tönten, bis der Kriegsschall des nicht bloß dreißigjährigen, sondern allgemeinen Kampfes sie mit dem Gewimmer der Sterbenden überschrie. Ja leider steht diese Erscheinung nicht einmal allein da; nicht sie allein erinnert an jene Tage des deutschen Cäsaropapismus, wo das Volksleben Schritt für Schritt erstarb, so weit das neue Formelwesen, das den Geist apostolischer Zeiten ersetzen sollte, Raum gewann, und unter dem Schmähen der Pastoren aller edlere Sinn erlag. Wie damals die Reichstage, die Versammlungen der Fürsten und der Städte nichts Anderes zum Inhalte hatten, als Klagen über Klagen, daß in irgend einer obscuren, paritätischen Kirche ein neues Gitter errichtet und dort ein zweideutiger Rechtstitel verletzt worden, und, wenn es auf die Betheiligten angekommen wäre, keine Stunde vor dem blutigen Ausbruche des Haders sicher gewesen wäre, die wichtigsten politischen Verhandlungen aber unerledigt blieben, dreihundert Jahre lang bis zum heutigen Tage — so lenkt man auch jetzt mit staunenswürdiger Consequenz in eine Bahn, die, beibehalten, die Gegenwart zum Abscheu der Nachwelt machen muß. Endlich, nachdem ringsum der Rechtsboden theils erschüttert, theils nicht wieder hergestellt, die Gewalt — das Princip der Revolution — zur Quelle des Rechtes erhoben worden, nicht mehr der westphälische Frieden, und nicht die Bundesacte vor Rechtsbruch schützen können, gefällt es denselben Männern, die nicht Worte des Ingrimms genug fänden, geschähe auf katholischem Boden, was protestantische Regierungen nicht gegen Ausländer, sondern gegen Deutsche und Unterthanen sich erlauben, noch den Ritt in's alte romantische Land zu wagen, damit die Einheit der evangelischen Kirche nach Außen sich manifestire! Ein schönes Wort, und wem gilt es denn? Hat vielleicht südlicher Fanatismus ru-

hige Bürger verjagt, die einer besseren religiösen Ueberzeugung huldigten, Gott gaben, was Gottes ist, und auch nicht verabsäumten, des Cäsars Gesetze zu erfüllen? Ist vielleicht ein Fundamentalgesetz der europäischen Ordnung der Dinge verletzt worden; hat man ruhige Forscher, Anhänger ihres Fürstenhauses und die in ernsten Stunden sich vor die Bresche gestellt, rechtlos vertrieben? Ist katholischer Seits ein großartiges ôte toi que je m'y mette gegen harmlose evangelische Brüder versucht worden, wie es 1847 von anderer Seite geschah? Nein, von allem Dem nichts. Oder hat sich vielleicht England entschlossen, den im letzten Katholikencrawall Beschädigten hundertfache Entschädigung zu geben? Kündigt es der Welt den festen Entschluß an, es wolle endlich gerecht seyn gegen Irland, den ungerechten Mammon herausgeben, Don Pacifico's Trugschuld mit Zinsen restituiren? O gewiß, denn nur so eine große evangelische That ist der Sympathien evangelischer Christen würdig, und verdient als Manifestation vor Europa dazustehen. Oder hat Preußen sich entschlossen, die katholische Kirche concordatmäßig zu dotiren, die nach 1819 geraubten Kirchengüter zurückzugeben, und wie es mit der politischen Revolution gebrochen, auch in kirchlichen Dingen nicht zweierlei Elle, Maß und Gewicht zu üben? O gewiß, denn dadurch würde es ja den Beruf zur evangelischen Schirmherrschaft, von der die europäischen Tractate nichts wissen, am besten erweisen, und den zweideutigen Spruch suum cuique zum eindeutigen umwandeln. Leider wird die Geschichte von allem Diesem nichts zu erzählen haben. Vielleicht wird aber angekündigt, wie das hannöverische Pferd, einst schwarz — in den heidnischen Tagen — dann weiß geworden, habe sich auch der große obotritische Ochse*) bekehrt, auch er sei weiß geworden, habe die Farbe der Liebe, der Versöhnung angenommen; er sei nicht mehr slavischer

*) im Wappenschilde Mecklenburgs.

Büffel, sondern das edle Thier, das die Alten als Symbol gesellschaftlicher Ordnung verehrten? Weit entfernt! Die evangelischen Sympathien wurden einem italienischen Lohnlaquay und — dessen Frau zu Theile, die sich gegen die florentinischen Gesetze verfehlt, und die, einer Klasse von Leuten angehörig, der Jedermann gerne aus dem Wege geht, da sie, wie Jedermann in Italien weiß, in der Regel von Betrug und Unzucht lebt, wenigstens für sich noch durch keinen Beweis der Welt dargethan, daß sie eine Ausnahme von der Regel sind. Doch vielleicht haben die evangelischen Brüder Beweise in Händen, die die Gerichte Toskana's nicht haben; vielleicht sind die Eheleute, welche sich auf einmal so großer Protection erfreuen, von ganz ausgezeichnetem Wandel, besitzen sie Eigenschaften, die wir nicht kennen. Vielleicht riß sie der Eifer für das Haus Gottes und nicht der für englisches Geld, das sonst bei dieser Klasse von Menschen alles vermag, hin, die Landesgesetze nicht zu achten. Denn wer die Ordnung der Dinge in den norddeutschen Staaten kennt, und weiß, daß selbst Gewissensdrang und die schwersten religiösen Verpflichtungen nicht Schutz gaben, wenn ein Staatsgesetz verletzt wurde, Erzbischöfe deßhalb deportirt, Ritter exilirt, Geistliche processirt wurden, der wird wohl nicht anders vermuthen, als daß nur die allerwichtigsten Gründe eine Protection in einem Falle rechtfertigen können, für den man in England, Preußen, Mecklenburg in umgekehrter Richtung berühmte Antecedentien hat — vorausgesetzt nämlich, daß die Gesetzesübertreter Katholiken und nicht evangelische Brüder sind!

Wir entheben uns, da das toskanische Gericht in seinen Entscheidungsgründen dargethan, daß die Verurtheilten nicht wegen religiöser, sondern wegen politischer Vergehen verurtheilt worden, daß Geld dabei im Spiele war, da ferner, was im Hintergrunde sich barg, noch nicht klar geworden ist, auf diesen Gegenstand weiter einzugehen. Es erinnert

etwas an die alte Geschichte vom Balken und vom Splitter, und diese wollen wir aus evangelischen Gründen nicht weiter ausführen. Da aber in neuester Zeit auch in Oesterreich es nothwendig geworden, evangelischen Bibelvertheilern den Weg vom Osten nach dem Westen, aus dem „geknechteten Ungarn" in's freie Britannien zu weisen; die englische Propaganda, hier wie in Italien, mit der republikanischen Hand in Hand ging; die Fäden aller Revolutionen in den Händen des großen Staatsmannes zusammenliefen, dem schon jetzt der Ehrenplatz zwischen Mazzini und Kossuth angewiesen wird als „dem Dritten im Bunde"; andererseits in Deutschland Alles auf die Wiedererneuerung der Zustände des 17ten Jahrhunderts hinweist, wo, wie seit 1848, das Feldgeschrei: „nieder mit Oesterreich, nieder mit der Abgötterei, nieder mit dem apokalyptischen Thiere", tönte — so möge hier eine wenig bekannte Geschichte aus jenen Zeiten folgen, die so ziemlich beweisen mag, daß wir mit unserem gepriesenen Fortschritte aus dem Zauberkreise, den das sechszehnte Jahrhundert gezogen, nur deßhalb uns fortbewegen, um desto tiefer zurückzufallen.

Bereits seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts konnte man es als eine nicht mehr zu läugnende Thatsache ansehen, daß die inneren Zerwürfnisse, welche der Anfang des Jahrhunderts geboren, zuletzt einen allgemeinen Krieg hervorrufen würden, und der rasche Fortschritt der Adelsmacht in den deutschen Erbländern des Hauses Habsburg, sowie die Bemühungen der radikalen Partei, die in Saumur und den Niederlanden ihren Sitz hatte, vereinigten sich, dasjenige zu zeitigen, was schon 1569 in größtem Geheime von einem Theil der deutschen Fürsten vorbereitet worden war, den Ausbruch eines allgemeinen Krieges. Es ist nun öfter,

sowohl auf den bekannten Hugenottenführer du Plessis-Mornay, als auf Heinrich IV., König von Frankreich, hingewiesen worden, gleich als die Häupter der Verschwörung, die Europa, und namentlich Deutschland, in dem siebenzehnten Jahrhunderte bedrohte. Eine nähere Untersuchung wird jedoch darthun, daß, wenn auch das Ziel Beider das gleiche war, ihre Wege vielfach auseinandergingen, und zugleich die Fäden eines Gewebes zeigen, dessen künstliche Verfertiger die Schuld nicht trifft, daß der dreißigjährige Krieg nicht bereits 1610 begann, und zum vierzig- oder fünfzigjährigen wurde. Ich erlaube mir, ehe ich auf Heinrich IV. eingehe, zuerst die Hoffnungen der radikalen Partei nach den authentischen Mittheilungen der Correspondenz des du Plessis hervorzuheben.

Wir sehen zuerst die Engländer, die Hugenotten, wie die Niederländer eifrig bemüht, den Streit Papst Paul's V. mit den Venetianern in ihrem Sinne auszubeuten. Mit großem Behagen wird da (1605) nach Saumur geschrieben, der englische Gesandte in Venedig beschäftige sich mit Verbreitung von Genfer-Bibeln in Italien *); ja der calvinische Prediger Diodati meinte nicht nur, es sei für das propagandistische Treiben keine Gefahr, weil der englische Gesandte allen Schutz verleihe, sondern es sei auch der Augenblick gekommen, wo man „einer christlichen Versammlung eine gewiße äußere Form geben könne." Der Prediger des englischen Gesandten in Venedig verkündete mit dürren Worten die baldige Reform der Kirche zu Venedig (ecclesiae Venetae reformationem brevi speramus). Man meinte selbst der Doge, geschweige so viele andere angesehenen Personen, neigten sich auf diese Seite. Paolo Sarpi selbst, der Verfasser der Geschichte des Concils von Trient und der Staatsschrif-

*) Correspondance T. VIII. n. 43.

ten Venedigs gegen den Papst, stellte den Abfall von zwölf- bis fünfzehntausend Personen in Aussicht *). Diodati berichtet, seine Partei besitze Mittheilung aller Geheimnisse des Senates **). Von Seiten der Niederlande erfolgten damals der venetianischen Republik Anerbietungen von Hülfe; man hätte im Kampfe mit Spanien so gerne gesehen, wenn in Italien selbst ein größeres Feuer ausgebrochen wäre ***). Noch am 10. August 1606 ward im venetianischen Senate vernommen, welche Anerbietungen König Jakob von England mache, und wie der unwürdige Sohn der Maria Stuart der Republik ein Bündniß anbiete gegen Spanien, wie gegen den Papst †). Quanto agli Spagnuoli, hatte er dem venetianischen Gesandten an seinem Hofe gesagt, seben mi rido di queste loro papolate, perche si sa bene come stano et che chi vuol farfatti, non suol far parole, tuttavia poco importa et se essi saranno da una parte, noi saremo dall' altra. Das Benehmen Venedigs strafte aber alle die sanguinischen Hoffnungen der Kriegspartei Lügen. Der Verbreitung der Bibeln wurde gesteuert, dem spanischen Gesandten in Venedig aber durch den Senat am 19. September 1606 officielle Kunde von den Vorschlägen des Königs von England gegeben, mit dem Bemerken, daß die Republik, wenn nicht genöthigt, sich nie entschließen könne, etwas zu thun, was den Frieden Italiens stören würde. Dasselbe wurde den Höfen von Frankreich, Savoyen 2c. mitgetheilt. Der weiseste Narr seiner Zeit, wie man Jacob I. nannte, ruhte jedoch nicht. Am 2. October 1606 schlug der englische Gesandte, in den Senat eingeführt, der Republik ein Bündniß

---

*) Ibid. X. p. 141 — 148.

**) Brief vom 1. Juni 1605.

***) Handschriftliches Protokoll des Venet. Senats vom 28. Mai 1606. Aus der Bibl. Foscar. in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

†) Prot. v. 10. August. 1606.

vor*), mit seinem Herrn, dem Könige von England, Schottland und Irland, mit Dänemark, den deutschen Fürsten, den Generalstaaten, Schweizern, Graubündtnern und Frankreich, ohne daß wir wüßten, bis zu welchem Grade von Seite dieser Staaten die Ermächtigung hiezu an England erfolgt wäre. Am 8. November wiederholte der Gesandte dieses Ansinnen, und bezeichnete den Bund als abzuschließen per honor del Signor Dio et per il merito della causa che si tratta commune con tutti li principi *temporali* **). Er fügte jedoch die den Dogen betreffende Aeußerung hinzu: bisogna che Vostra Serenissima riscaldi se stessa, se vuole riscaldar altri. Allein der Doge war so frostiger Natur, daß selbst, als sich der Gesandte über das Schweigen des Senats beschwerte, noch keine Antwort erfolgte, als: Venedig müsse zuerst wissen, welcher Hülfe es sich für den Nothfall von den Freunden Seiner brittischen Majestät zu gewärtigen hätte (quali aiuti si potessero in evento di bisogno promettere dalli amici di Sua Maesta). Endlich am 16. November wurde unter den höflichsten Ausdrücken dem Gesandten die Antwort ertheilt, man könne auf die Unionen (leghe) nicht eingehen, da die ganze Angelegenheit noch in der Schwebe sei ***). König Heinrich IV. hatte selbst den venetianischen Gesandten am Pariser Hofe aufmerksam gemacht, man könne sich auf König Jacob nicht verlassen (che nelle forze del Ré d'Inghilterra non si devera far fondamento †), er war aber persönlich auch unzufrieden mit den Venetianern, von denen man nur schöne Worte bekäme, und ließ dieß dem Gesandten merken. Nichts destoweniger schlug der englische

---

*) Annali Venet. 1606. p. 176 Mſ.

**) p. 176.

***) p. 178.

†) p. 227.

Gesandte dem Senate zum dritten Male eine Verbindung (collegazione) mit den deutschen Fürsten, wenigstens mit den bedeutendsten (also wohl mit dem Churfürsten von der Pfalz) vor, und wieder antwortete der Doge, man habe diese wichtige Sache noch nicht reiflich genug überlegen können. An dem darauffolgenden Tage, 19. Januar 1607, kam unerwartet der französische Gesandte in den Senat, und proponirte ein Bündniß (lega) mit Frankreich, bemerkte auch zugleich, es sei keine Zeit zu verlieren! Auch ihm gegenüber erwiederte der Doge, eine derartige Berathung verlange viele Zeit, doch was man thun könne, so lange man nur den Krieg vermeide, sei immer genehm (in fine quello che si puo fare scansando la guerra, è sempre molto a proposito). Schon am 24. Januar legte hierauf der französische Gesandte die Bedingungen weiter vor, und wurde beantragt, des Bundes wegen einen Gesandten nach Frankreich zu schicken, die Absichten des Königs näher kennen zu lernen. Allein es scheiterte die Sache schon an der Einleitung; man konnte sich im Senate über die Vorschläge nicht einigen (le proposizioni restarono indecise). Hingegen erfuhr man, daß der Herzog von Savoyen sich an Heinrich IV. angeschlossen habe, während König Jacob, mit der Stange im Nebel herumfahrend, sich wieder zu einer lega mit Venedig bereit erklärte, aber den Venetianern rieth, sich zuerst des Königs von Frankreich zu versichern, da ihm dieser nicht den nöthigen Entschluß gefaßt zu haben scheine (perche non mi pare di veder nel Ré di Francia quella risoluzione che bisognerebbe)

Ich führe dasjenige, was der König in dieser Zeit mit den deutschen Fürsten unterhandelte, die darnach lechzten, den Kaiser an das Ausland zu verrathen, später an, und ebenso die Machinationen der Mornay'schen Partei, um hier erst noch einzuschalten, was zur Vorbereitung der Unionen diente, die bald nachher auf den Schauplatz traten.

Mit Eifer, wie es scheint, nahm sich König Heinrich

der Aussöhnung der Venetianer mit dem Papste an. Sein Gesandter mußte darauf dringen, die Republik solle ihre Verpflichtungen gegen Rom erfüllen. Er sollte dem Senate vorstellen, daß durch Zwietracht mit dem römischen Stuhle alle Angelegenheiten der Republik und ihrer Freunde gefährdet würden, daß man den Räubereien und Brandlegungen Raum gebe, und die allgemeine Ruhe dieses Landes gestört werde. Schon den darauffolgenden Tag lief eine Depesche des venetianischen Gesandten in Frankreich über die Aeußerungen des Königs in Bezug auf P. Paolo Sarpi ein, welcher damals beinahe dem Meuchelmorde erlegen war. König Heinrich hatte seine Schriften als sehr mäßig gehalten bezeichnet, und sich hiebei auf das Urtheil des Jesuiten Gottone berufen (disse poi la Maesta certo che li scriti del Padre per quanto mi vien referito sono fatti con molta modestia). Ein weiterer Bericht desselben Gesandten theilte mit, daß der Papst (Paul V.) von Heinrich IV. das Wort verlangt habe, den König von Spanien nicht anzugreifen, wenn dieser eine Unternehmung gegen die Barbareskenstaaten ausführe. König Heinrich verlangte aber hierüber die Meinung der Republik zu wissen, und war der Ansicht, sie, wie der Herzog von Toskana und Andere (Savoyen?), sollten die Niederlande mit Geld unterstützen. Er thue es mit 150,000 Scudi jährlich, damit sie den Krieg mit Spanien fortsetzen könnten, das für stark und Allen gefährlich gelte, aber schwach sei. Dadurch könne der Frieden in Flandern verhindert, Spanien aber vollends entkräftet werden. Diese Aeußerungen sind aber um so wichtiger, als gerade von Frankreich aus, unter dem Vorwande, die Universalmacht des Hauses Habsburg zu brechen, der Kampf gegen die beiden Linien dieses Hauses unternommen, die Revolution der Erbstaaten begünstigt, die Versuche, sie loszureißen, unterstützt wurden, und man der Welt glauben machte, das größte Uebel der Zeit ruhe wirklich in der nur auf dem Papiere vorhandenen kolossalen Macht

dieses Hauses, eine Meinung, die seitdem von deutschen Schriftstellern andächtig nachgebetet wurde. Noch etwas später meinte ein bayerischer Abgesandter des Herzogs Maximilian I., Spanien erhalte sich nur durch eine Art von Wunder. Die Furchtbarkeit lag auf der Landkarte, und ist von da in die Compendien deutscher Historiker übergewandert, und zum stehenden Artikel geworden.

Wie aber selbst die einfache, zum Besten aller christlichen Staaten und des Handels auf dem Mittelmeere stattfindende Unternehmung gegen die Barbaresken unter den übrigen Reichen Spannung erregte, so war es auch mit der Union gegen die Türken, welche damals zwischen dem Papste, dem Kaiser Rudolf II., dem Könige von Spanien und dem Großherzoge von Toscana eingeleitet ward. Der venetianische Senat machte selbst dem englischen Gesandten Mittheilung davon, und ließ Heinrich IV. mit dem Bemerken Kunde geben, daß man auf diese Union ein wachsames Auge haben müsse.

Unerwartet ward das glimmende Feuer von einer andern Seite aus geschürt. Der Herzog Carl Emanuel hatte der Republik in Bezug auf die Gestaltung der italienischen Verhältnisse Vorschläge machen lassen, die diese für gut erklärte. Sie waren wahrscheinlich nur allgemein gehalten, und erst in der Unterredung mit dem venetianischen Gesandten rückte der Herzog offener heraus. Er führte an, daß auch König Heinrich der Meinung sei, Italien müsse frei seyn. Ein Defensivbündniß, in das der französische König eingeschlossen werde, müsse errichtet werden; doch sei zu bedenken, daß Heinrich alt sei, und wenn er stürbe, kämen die Drangsale über seine Verbündeten. Er wies daher auf ein Bündniß aller italienischen Staaten zur Befreiung Italiens, erklärte, selbst nach Mantua, Venedig und Rom reisen zu wollen, um es zu betreiben, so wie daß er hoffe, das großherzogliche Haus durch Heirath zu gewinnen.

Er reise stets, von seinen Prinzessinen begleitet, um italienische Fürsten durch Bande des Blutes zu gewinnen. Der Papst wolle jedoch den Frieden, um sein Haus (Borghese) groß zu machen, und sich lange des Lebens zu erfreuen *). Nachdem der Senat diese Mittheilungen erhalten, wurde dem venetianischen Gesandten in Frankreich geschrieben: der Herzog von Savoyen habe die Verbindung der italienischen Fürsten vorgeschlagen (la colleganza di principi italiani); er solle jedoch dem Könige sagen, Venedig werde die enge Verbindung mit ihm aufrecht erhalten. Doch wurde am selben Tage von diesen Mittheilungen an König Heinrich auch der Gesandte in Turin zur Kenntnißnahme für den Herzog benachrichtiget, da dieser mit dem Könige so innig verbunden sei. Die vorsichtigen Venetianer wußten, was sie thaten. Bereits am 16. März schrieb der Graf Francesco Martinengo aus Turin an seinen Sekretär Scurzoli, er habe bei seiner Ankunft in Turin große Chimären und großes Gerede, aber alles in das Blaue, gefunden (gran chimere et discorsi, ma tutto in aria). Man könne sich auf den Herzog nicht verlassen. Die Spanier hätten ihn durch kluges Benehmen bereits wieder gewonnen. Der Prinz Fillibert gehe nach Spanien, von wo man ihm große Versprechungen gemacht habe. Weder Franzosen noch Spanier trauten ihm. Er wolle Feind der Spanier seyn, er wolle ihr Verderben seyn, er wolle sich mit Venedig verbinden — wer ihn höre, glaube Wunder. Bald aber werde man gewahren, daß er sich mehr in die Hände der Spanier werfen werde, als je. Seine Unbeständigkeit werde ihn immer in schlechter Meinung erhalten, so daß Niemand ihm trauen werde **). Vier Monate später hatte sich Carl Emanuel überzeugt, daß es mit dem Bündnisse italienischer Fürsten **nichts** sei. Aus Eigennutz und

*) Protocolli di 12. Genn. 1608. Mſ.
**) Cod. 338. p. 163.

den oberflächlichsten Rangstreitigkeiten seien sie so getrennt, daß in dieser wichtigen Sache nichts mit ihnen anzufangen sei. Eben deßhalb sollten er und Venedig das Mailändische unter sich theilen, und wenn man die Sache rasch angreife, könne man leicht in drei bis vier Monaten diesen Staat gewinnen. Er stellte deßhalb auch das Ansinnen an den König von Frankreich, während die Spanier ihrem unruhigen Nachbar den Vorschlag machten, sich Albanien's zu bemächtigen. Sie wollten, sagte König Heinrich dem venetianischen Botschafter, ihn zu Grunde richten, bewirken, daß er aus Italien und aus der Welt ginge. Hingegen hatte ihm der Herzog den Vorschlag gemacht, er wolle gegen französische Unterstützung Savoyen an Frankreich abtreten, und den Venetianern, wenn sie sich mit ihm verbänden, zwei oder drei benachbarte Städte geben *). Auch der Herzog von Mantua sprach sich jetzt für einen Offensivbund aus, und der französische König, welchen Carl Emanuel im Juli als so friedliebend geschildert, machte nun selbst den Gesandten aufmerksam **), daß der beste Augenblick gekommen sei, Gewinn zu machen und die Spanier aus Mailand zu verjagen (che questo era il tempo di far profitto et scacciare da vero li Spagnuoli dallo stato di Milano). Allein Carl Emanuel hatte wohl mit seinen Vorschlägen bei König Heinrich gezündet, jedoch eine Sache berührt, die auch anders aufgefaßt werden konnte, als bloß im savoyischen Interesse. Der Herzog von Mantua fand, daß die größte Schwierigkeit in der Theilung des Mailändischen bestehe. Wollte der Papst in die Lega eintreten, so könnte man einen Borghese zum Herzoge von Mailand machen, und der Marschall von Villeroy meinte selbst, um diesen Preis vermöge man den Papst in den Offensivbund hineinzuziehen. Hinge-

*) Prot. di 20. Ott. 1608.

**) Prot. di 23. Ott. 1608.

gen trug im Angesichte des Ungewitters, welches sich über Italien zu entladen drohte, der venetianische Senat dem Gesandten in Turin auf, dem Herzoge vorzustellen, er werde doch als gut italienischer Fürst seine Gedanken nicht von dem abwenden, was die Sicherheit und Ruhe Italiens betreffe; auch der Senat habe stets denselben Endzweck gehabt und werde stets die gleiche Bereitwilligkeit in dieser Sache besitzen *).

Während aber so die schwankende Politik der fürstlichen Höfe sich allmählig in dem Projecte einigte, die Niederländer gegen Spanien zu unterstützen, und diesen Kampf zur Losreißung Mailands von der spanischen Herrschaft zu benützen, war die radikale Partei auch nicht müssig gewesen, und hatte insbesondere auf England und Venedig sich zu stützen gesucht. Dem englischen Gesandten in Venedig wurde das Bedauern ausgedrückt, daß König Jacob nicht die Beilegung der Differenzen unter den Confessionen (d. h. unter den Calvinisten) versucht habe, wie ihm doch der Vorschlag gemacht worden wäre. Auch die Mittel, nach dem Muster der Synoden in Polen, seien ihm bezeichnet worden. Es hätte dieses der wahren Kirche (dem Calvinismus) einen großen Nutzen bringen können, da diese sodann gleichen Schritt mit der papistischen hätte halten können. Doch sei noch immer Zeit, den Fehler gut zu machen. Mornay entwarf dazu am 1. August 1608 einen ausführlichen Plan, dessen Grundzüge darauf hinausliefen: man müsse es machen, wie Hannibal, und den Gegner, den Papst, im eigenen Lande aufsuchen, deßhalb so enge als möglich sich mit Venedig verbinden, und dazu die Beschwerden der Republik gegen den Papst, und ihren Argwohn gegen Spanien benützen. Sei nur einmal eine Verbindung Venedigs mit den Schweizer-Cantonen, dem

*) Prot. del 3. Genn. 1609.

Churfürsten von der Pfalz und andern deutschen Fürsten eingeleitet. welche sich bei den Zerwürfnissen zwischen dem Kaiser und dem Erzherzoge Mathias auf das Engste aneinander geschlossen und ihre Kräfte bemessen hätten, so könne man sich auch auf die Niederlande stützen, und für den Kriegsfall der Unterstützung französischer Offiziere sicher seyn. Was aber vor Allem zu rathen wäre, sei, das Beispiel Heinrich's VIII. nachzuahmen (die Säcularisation); das würde die Bahn für das Uebrige ebnen. Als Aushängeschild für die Oeffentlichkeit müsse dienen: die römische Tyrannei zu stürzen; im Geheimen aber müsse man darauf hinarbeiten, den Aberglauben und den Götzendienst zu untergraben, und dem Evangelium den Weg zu bahnen. Promoveamus, urgeamus illud ἔπεσεν, ἔπεσεν, nisu, anhelitu, gemitu, pro virili quisque, pro virtute! — rief unter demselben Datum Du Plessis-Mornay von Saumur aus dem englischen Gesandten in Venedig zu. Man müsse, schreibt er später *), italienische Theologen zu gewinnen suchen, Bücher zur See aus England einführen, jedoch so, daß von den inneren Streitigkeiten nichts verlaute (ita tamen, ne ulli (?) de intestinis nostris contentionibus admisceantur offendiculo futuri). Wenn einmal in Ungarn, Oesterreich, Mähren, Böhmen die reinere Religion ihren Sitz aufgeschlagen, dann werde bei dem allgemeinen Umsturze der Dinge das Joch des Papstes abgeschüttelt werden, und Venedig dem Evangelium offen stehen. Die Hoffnungen in dieser Beziehung werden immer glänzender. Es wird schon im August 1608 berichtet, drei Viertheile des Adels seien für den Calvinismus. Der Haß gegen Rom werde in Venedig immer größer, Viele gäben ihre Kinder calvinistischen Lehrern in die Schule. Aber nicht bloß in der Lagunenstadt wurde Propaganda gemacht. Dasselbe geschah auch in Friaul, und das gereichte zur Verbindung

*) 6. Dec. 1608.

mit dem, was in Steyermark, Kärnthen und Krain vor sich ging. In Friaul wurde schon auf dem flachen Lande calvinistisch gepredigt, und die Städte und Dörfer entleerten sich, trotz der unsäglichen Anstrengungen der Jesuiten, um nur den Predigten beiwohnen zu können. Nur Erzherzog Ferdinand, heißt es weiter, steife sich entgegen; aber bereits sähen die trefflichen Väter Fulgentius und Paolo Sarpi in Venedig den unvermeidlichen Untergang des Antichrists (des Papstes) in höchstens sechs Jahren voraus. Gott möge bloß die Gnade schenken, diese Zeit noch zu erleben *)! Man bedauert nur, daß das Werk K. Jacob's I., welches damals herauskam, nicht allen Erwartungen entsprach. Man hielt es für zu scholastisch, tadelte die Ausfälle gegen die Puritaner, die matte Auseinandersetzung der Wahrheit, die Erhebung des Andenkens seiner Mutter Maria Stuart u. s. w. Wäre die Sache von einer so hohen Person gut behandelt worden, es hätte der römischen Ambition einen tödtlichen Streich versetzen können. Ein neuer französischer Agent (Bongars) wurde in diesen Tagen nach Venedig gesandt. Er sollte den Senat zum Bündnisse mit den angesehensten deutschen Fürsten wider Oesterreich bewegen; der Churfürst von der Pfalz hatte zu gleichem Zwecke einen Bevollmächtigten dahin abgesandt.

Es braucht keine weiteren Erklärungen, was mit der Bibelvertheilung, mit den Bemühungen des englischen Gesandten, mit all diesen propagandistischen Mitteln gemeint war: es galt die katholische Kirche zu zerstören, mit und neben ihr das Haus Oesterreich. Die nächsten Briefe sind getheilt zwischen Hoffnung und Enttäuschung. Die großen Erwartungen verschwanden, als es sich um Bildung von Versammlungen handelte. Es herrschte zwar ungemeine Zügellosig-

---

*) 29. Sept. 1608.

keit des Ausdruckes, die Inquisition war gelähmt, man spottete über das Jubiläum; als es aber zu Verpflichtungen für die neue Confession (confession de foi, forme de lithurgie, serment de silence, de foi et defense mutuelle), zur Aufrichtung eines Geheimbundes, Ablegung von Eiden kam, da trat die eigenthümliche Natur des Italieners ein, welcher entweder Katholik oder — Nichts ist, und damals für das Letztere noch nicht so zugänglich war, wie heut zu Tage. Paolo Sarpi spielte den Mäßigen, zügelte den Eifer des gleichgesinnten P. Fulgenzio, meinte, als Theologe der Republik dürfe er sich nicht bloßgeben, und hielt ein äußeres Bekenntniß überhaupt nicht für nothwendig. Gott sehe ja das Herz *). Die Partei der Propaganda rieth daher, die protestantischen Fürsten Deutschlands (die Unirten) vorzuschieben (pousser), junge gelehrte Männer in die Häuser der Kaufleute (als Commis) zu schicken, um diese zu bearbeiten; neue Hebel müßten angelegt werden (acutis undique fomitibus opus.) Bald trat, was man wollte, noch unverholener hervor.

Ein Brief vom 2. Februar 1609 beklagt sich über P. Paolo Sarpi, welcher zu speculativ sey; doch bezeichnet ein späterer ihn als einen zweiten Melanchthon, während der ungestüme Fulgenzio mit Luther verglichen wird. Jetzt wird unverholen ausgesprochen, ein Friede oder Waffenstillstand in den Niederlanden sei das einzige Mittel, das man treffen könne, um einen Krieg in Italien zu haben. Dieser aber sey nach allem menschlichen Ermessen die einzige Pforte (ouverture), durch welche die Wahrheit (der Calvinismus) in Italien eindringen könne. Durch den niederländischen Frieden würden zweihundert Kriegsschiffe disponibel werden; diese in Verbindung mit venetianischen könnten den Papst in

*) Mémoires et Correspondance de Mornay Bd. X. p. 274.

Rom aufsuchen.*) Dieser Plan, Italien zum Sitz des Krieges zu machen, behagte auch dem P. Paolo so sehr, daß er am 12. Mai 1609 selbst nach Frankreich schrieb: „Man müsse das Bündniß zwischen Venedig, den Niederlanden und Brandenburg betreiben; dann werde sich eine Gelegenheit zu Gunsten der reformirten Religion ergeben. Durch nichts werde Rom tiefer verletzt, als wenn mehrere Fürsten der reformirten Confession mit Italienern Vertrag machten; damit müsse also begonnen werden." Nach diesen Directiven wurde weiter fortgebaut. Die Angelegenheiten in Deutschland, wo die protestantische Union der Fürsten auch die mit Geld versehenen Reichsstädte an sich zog, machten sich ganz nach Wunsch; P. Paolo wollte den Fürsten Christian von Anhalt, den unermüdlichen Agenten der revolutionären Partei in Deutschland, in venetianische Dienste ziehen; Mornay arbeitete daran, den berühmten Kriegshelden Moritz von Nassau an die Spitze der Dinge zu stellen, sich den unirten Protestanten in Deutschland zu nähern. Man meinte in arger Verrechnung der Verhältnisse, Venedig würde von dem kraftlosen Spanien 1610 angegriffen werden. Man hoffte, der Papst würde in seiner Strenge gegen Venedig verharren, dieselbe noch vermehren; das würde das Kind zur Welt schaffen. Der englische Gesandte in Venedig arbeitete in diesem Sinne; die Niederländer hatten einen eigenen Gesandten dahin geschickt, der Churfürst Friedrich von der Pfalz und die unirten Fürsten den Agenten Lenz, der schon am 27. September 1609 auf den bevorstehenden Umsturz aller Dinge hinwies. (Impendet conversio rerum omnium.) Die Sprache wird immer kühner (1609. 1610), je mehr das Complott der Reife sich nähert. „Mit Segeln und Rudern muß man jetzt vorantrachten; etwas Gewaltiges sey zu wagen." Eine Denkschrift wird entworfen, um Venedig zum Bündnisse mit den deutschen Protestanten und mit den

*) Ibid. p. 189. 195.

Niederlanden zu vermögen. Bald heißt es auch, das Letztere habe bereits stattgefunden. Allerwegs sey der Wahrheit die Pforte geöffnet, erst dem Evangelium, dann stufenweise der Reformation (Revolution) der Weg gebahnt. Die gefährlicheren, d. h. treuen Geistlichen, die der Sache schaden könnten, würden, wenn es dahin käme, aus Gehorsam gegen den Papst Venedig verlassen; ihre Abwesenheit würde die besseren (meineidigen) nur kühner machen. Die Güter der Rebellen fielen der Republik anheim, würden theils confiscirt, theils zu frommen (calvinistischen) Zwecken verwendet werden können. Sollte es zum Kriege kommen und Spanien gegen Venedig auftreten, so würde der Republik der Beistand Frankreichs, Englands, der deutschen Heere und der niederländischen Flotten nicht fehlen, so daß den Krieg aufzunehmen und ihn weiter zu führen, in die Willkür der Republik gelegt sey.

Wieder wird die Begeisterung etwas abgekühlt, als am 12. September 1609*) der französische Gesandte dem Senat ein Schreiben aus Genf über die Predigten des P. Fulgenzio, die Hinneigung des venetianischen Adels zum Calvinismus, übergab und im Namen seines Herrn die Signorie aufmerksam machte, wie aus kleinen Anfängen oft große Ereignisse hervorgingen. Immer habe Venedig auf Erhaltung seiner alten Gesetze gesehen und gedrungen, sowie auf den Schutz des ruhmvollen S. Marco. Er lege deshalb auf das, was über den venetianischen Senat gesagt worden, wenig Werth. Der Senat antwortete bereits am 15. desselben Monats: die Venetianer würden durch kein Ereigniß abarten von ihren Ahnen, hätten nichts erlaubt und würden nichts gestatten, was der guten Meinung des Königs entgegen wäre. Sie hätten stets in der katholischen Religion gelebt und würden

*) Cod. 374. Das Schreiben war vom 8. Mai, und findet sich in den Mém. du Plessis.

nie aufhören mit äußerstem Fleiße darüber nachzudenken, daß weder ein Schisma noch Ungeziemendes (inconveniente) in ihre Angelegenheiten eindringe. Dem Fulgenzio wurde auf Dieses verboten, die Fastenpredigten für 1610 zu halten, was den Credit des französischen Königs bei der Propaganda sehr schmälerte. (Vous ne sauriez croire comme le roy a perdu de son credit.)

Allein welche Freude für die revolutionäre Partei, als Carl Emanuel von Savoyen sich kurz darauf zum Träger ihrer Ideen machte, König Heinrich aber den Bund mit den Lilien besiegelte, König Jacob von England seinen Beitritt verhieß!

Plötzlich erhielt Monsignor Giacobo, Gesandter des Herzogs von Savoyen am französischen Hofe, durch einen Courier Befehl, den König zu ersuchen, sich zu entschließen, um unverzüglich den Krieg mit Spanien zu beginnen und ihm (dem Herzog) hinlängliche Hülfe zu geben, um Mailand (Spätherbst 1609) zu überfallen. Der König antwortete dem Gesandten: „Es kann der Herzog, mein Bruder, sich auf mein Wort verlassen, das ich ihm gab und jetzt bekräftige, mit den Spaniern an allen Orten zu brechen und ihm mit Mannschaft nach seinem Wunsche und dem Bedürfnisse beizustehen: aber das muß sich bei guter Gelegenheit machen und es ist nothwendig, seinen Eifer (affetto) etwas zu zügeln.“ Auf das weitere Drängen des Gesandten erwiderte zuletzt noch der König: er wolle sobald als möglich den Kampf mit dem cattolico (dem Könige von Spanien) anfangen; allein diesem müßten zwei Dinge gleichzeitig vorangehen: Vorwand und Sicherheit. Der Vorwand wegen des Herzogthums Cleve sei gut zu nehmen, und soweit vorangeschritten, daß die Sache nicht mehr zu Ende komme, als mit den Waffen; auch habe er jetzt gute Gelegenheit, nach allen Seiten loszubrechen, und werde sich derselben mit voller Freiheit bedienen, besonders in Italien, wo er dem

Herzoge eine große Masse Fußvolks und Reiter schicken werde. In Betreff der Sicherheit sey nothwendig, sich gut zu verständigen und durch Bündnisse und Unionen zu befestigen. Obwohl daher der englische Gesandte noch diesen selben Morgen gesagt habe, daß sein Monarch immer mit ihm verbunden bleiben wolle, so wolle er (Heinrich) doch noch einen Gesandten nach England schicken, um dieses Versprechen aus des Königs Munde selbst entgegenzunehmen und ihn desto stärker zu verpflichten. Er erwarte Bongars, um die Willensmeinung der Protestanten (Unirten), der Niederlande, der Schweizer und Graubündtner zu erfahren, an der übrigens nicht zu zweifeln sei. Als nun der savoyische Gesandte darauf bestand, die Spanier müßten ganz aus Italien verjagt werden, wozu jedoch die Hülfe Venedigs nothwendig sei, entschloß sich der König, deshalb einen außerordentlichen Gesandten nach Venedig, sowie einen andern an den Herzog von Savoyen zu schicken, mit dem vollsten Entschluße zum Kriege, und um diesem die Zeit und die nähern Umstände anzugeben (con total risoluzione alla guerra condichiararli i tempo e tutti li particolari). Das ganze Treiben, welches, während die radicale Partei nach demselben Ziele hinsteuerte, dieses aber nur als neuen Hebel zu gebrauchen gedachte, in einer Verbindung der Häuser Bourbon, Stuart, Pfalz-Wittelsbach und Savoyen mit den Republiken zum Sturze des Hauses Habsburg *) bestand, erhielt schnell seinen Commentar durch einen Brief Sarpi's vom 8. Dezember 1609, wo auf die Nothwendigkeit hingewiesen wird, auf Steyermark einzuwirken. Erlange dieses die Religionsfreiheit, so wäre der römischen Hure die schwerste Wunde zugefügt. Leicht würde es übergehen, sobald das Evangelium öffentlich

*) Potentissimae Europae familiae in se mutuo exarsurae videantur. Das ist der Standpunkt, von dem die Geschichte des dreißigjährigen Krieges geschrieben werden muß.

daselbst gepredigt würde. Für ihn war der Krieg mit dem Thiere (bestia) bereits ausgebrochen. Die Propaganda erlebte auch den Triumph, daß der Umsturz der Kirche (ihrer Ueberzeugung nach unvermeidlich durch den Umsturz Spaniens, respektive des Hauses Habsburg) durch deren eigene Anhänger: Venedig, Frankreich, das katholische Haus Savoyen, eingeleitet wurde, und wundert sich dann, nachdem die Sache soweit geführt worden, selbst darüber, daß diese Fürsten und Staaten sich dazu hergeben mochten. Es war das Vorspiel dessen, was im XVIII. Jahrhunderte erfolgte, wo die zum Sturze des Christenthums von den französischen Afterphilosophen angefeuerten Könige von diesen selbst höhnisch als ihre Schergen bezeichnet wurden; es war das Vorspiel dessen, was im XIX. Jahrhunderte (1848) vor unsern Augen stattgefunden hat. Gewiß, hieß es am 15. März 1610, das große Thier ist in Italien seinem Ende sehr nahe, und zwar um so mehr, als dasselbe von seinen eigenen Leuten sichtlich aufgegeben und verlassen wird. Alles müsse man jetzt aufbieten, um das Haus Oesterreich zu schwächen. Dieselben Personen, welche sich bisher mit der Vertheilung der Bibeln befaßt hatten, erhalten jetzt den Auftrag, über die wichtigsten Festungen des Papstes Erkundigungen einzuziehen, sich mit guten Petardiers zu versehen, um eines Morgens, wenn die Gelegenheit sich ergebe, ihren Ueberfall zu versuchen. „Ihr wisset", schrieb Mornay deshalb an Asselineau, den Diener des Evangeliums, „daß die Länge unserer Uebel uns zu Meistern in diesen Dingen machte (Festungen zu überrumpeln)". Es wird mitgetheilt*), daß der Fürst von Anhalt am französischen Hofe Alles verlangte und leistete, was man beiderseits wünschte. Alles sei bereit zum Kriege (Parata omnia ad bellum); England stimme bei; Holland nehme Antheil; die (rebellischen) Oesterreicher würden

*) 10. April 1610, gerade einen Monat vor K. Heinrich's Ermordung.

den verhängnißvollen Stein in Bewegung setzen. Wissend oder ohne es zu wollen, müßten die Menschen das Werk Gottes vollbringen. Die Geschicke würden ihren Weg finden. Sarpi und Fulgenzio müßten jetzt die Gelegenheit ergreifen, das Werk Gottes zu bereiten (acheminer). Kühl erwidert zwar der Servite darauf: Venedig würde niemals in ein Bündniß willigen, wodurch die Geschicke Italiens umgewälzt würden; niemals der Papst oder die römische Curie von dem österreichischen Hause getrennt werden können, stets in Venedig die Katholiken für Spanien eintreten*). Hingegen hatte die Propaganda erfahren, daß in Italien nur 300 Spanier stünden, der König von Spanien zur Vertreibung der Morisken das Heer zu sich berufen habe. Von welcher Seite da der Krieg in Italien ausbreche, könne es (für die Propaganda) nur zu großem Nutzen gereichen. Die Neigung dazu sei selbst in Venedig vorhanden und die besten Köpfe ertrügen den Frieden nur mit Ekel; das seien die Früchte der Klugheit der beiden guten Väter Paolo und Fulgenzio, die Gott sichtbar zur Vermehrung seines Ruhmes erweckt habe. — Der Jubel kennt keine Grenzen, als zur Unterstützung der brandenburgischen Ansprüche auf Cleve, das nach Heinrich IV. den Vorwand abgeben sollte, Frankreich, die Niederlande und England wirklich sich verbinden: „von einem Funken aus werde bald ein großes Feuer ganz Europa entzünden und Gott, der Allen vorstehe, von dieser Flamme irgendwo ein reineres Licht erwecken**)". (Vides — ab una quasi scintilla quantum ignis Europam propediem universam conflagraturum et ab hac forte flamma aliud agente humana prudentia puriorem lucem accendat uspiam qui cunctis praesidet Deus.) „Während die menschliche Klugheit Anderes bedenke" — Heinrich

*) Mém. Bd. XI. n. 10.

**) Letzter Brief Mornay's vor Ermordung des Königs. XI. 1. 14.

IV. den Ruin des Hauses Habsburg betrieb — hofften diejenigen, welche die Flamme angefacht, den Brand Europas zu entzünden, daran ihre Hände zu wärmen und den Sieg ihrer Sache davon zu tragen. Wenige Tage später — und der ganze Plan zerstob wie ein Nebelgebilde. Heinrich IV., im Begriffe die Welt in Brand zu stecken — wurde ermordet. Das aber mußten nach Mornay die Jesuiten gethan haben! Wenige Monate später und Pater Paolo gestand selbst, sein ganzes Werk scheitere; seine französischen Freunde aber mußten eingestehen, sie könnten in Italien wohl den Atheismus, nicht aber den Protestantismus hervorbringen *). Der Sturm war abgeschlagen und die Menschen hatten, wie sie erst gesagt, auch dießmal ohne ihr Wollen und Wissen das Werk Gottes vollbringen helfen. Der Caplan des Königs von Spanien aber, wie P. Paolo den Papst zu nennen pflegte, hatte die Schlingen glücklich vermieden, die ihm der Theologe der venetianischen Republik und die Propaganda des Westens gelegt hatten.

Obwohl die revolutionäre Partei dem Könige zürnte, daß er ihre Pläne nicht so förderte, wie sie wünschten und meinten, so hatte Heinrich denn doch dasjenige, was für sie die Hauptsache war, den Krieg, seinerseits so viel wie möglich befördert. Am 9. Februar 1610 liefen bei dem venetianischen Senate von dem Gesandten in Frankreich neue Depeschen ein. Er hatte eine Unterredung mit K. Heinrich gehabt und dieser ihm erklärt, jetzt, wo sich die Spanier im Zustande äußerster Schwäche befänden, sei der beste Zeitpunkt, sie aus Italien zu verjagen. Man solle deßhalb den Abschluß einer guten Liga nicht länger verschieben. Gerne sehe er die venetianischen Besitzungen auf dem festen Lande durch Cremona und Geradada geschlossen, somit die

*) Ibid. XI. S. 265. 267.

Pforte rechts, wie die Pforte links zu Italien in ihren Händen. Er selbst strebe nach nichts Anderem, als die spanische Macht zu schwächen (abassare), und was dieselbe in Italien besessen, zwischen Venedig, Savoyen und einem der Andern (qualche altro-Mantua!) zu theilen, der an der Mühe Theil nehmen würde *).

Plötzlich erhielt die Sache eine neue Wendung. Der venetianische Gesandte in Frankreich zeigt an **), der König habe seinen Gesandten am Brüsseler Hofe abberufen, da dieser in Betreff des Fürsten von Condé keine andere Antwort ertheilt habe, als schöne Worte. Bekanntlich hatte K. Heinrich durch Nachstellungen, die er der Prinzessin von Condé bereitete, deren Gemahl gezwungen, zur Rettung seiner und ihrer Ehre Frankreich heimlich zu verlassen, und der König wuthentbrannt, daß die Taube nicht in das Netz gegangen, erhaschte nun zu dem Vorwande, welchen ihm Cleve gab, noch einen zweiten, ungleich willkommneren. Er erklärte jetzt dem venetianischen Gesandten, er sehe, daß man (Spanien) mit Verstellung und Täuschung seine Angelegenheiten zu trüben suche. Er sei aber entschlossen, nicht länger zuzusehen, sondern die Waffen und das Feuer geradezu in die Häuser derjenigen zu tragen, welche seine Ruhe stören wollten. Die Pforte von Savoyen, bis jetzt dem allgemeinen Besten versperrt, würde geöffnet, die Niederlande ganz gewiß mit ihm verbündet seyn; die Graubündtner achteten auf jeden seiner Winke; eben dieses thäten andere Völker. Man erwarte nur aus Deutschland den Entschluß der in Ala zusammengekommenen Unirten. Die deutschen Fürsten seien voll Besorgniß, das Haus Oesterreich möchte das Kaiserthum in Besitz nehmen; er, der König, werde daher das

*) Cod. 374. S. 106.

**) Prot. v. 1. März.

Seinige thun, damit nicht etwas entstehe, was dem allgemeinen Besten schade. Der Senat, welcher den wahren Grund dieses Zornes wohl durchschauen mochte, ließ sein Bedauern ausdrücken, den König in neue Schwierigkeiten (travagli) verwickelt zu sehen; er danke jedoch Gott, daß Frankreich, wie der König hatte sagen lassen, gegen den jugendlichen Herzog von Condé so viel Bereitwilligkeit zeige. Die große Klugheit und Güte des Königs würde zweifelsohne einen Ausweg finden, um die Wirren zu beseitigen, und den öffentlichen Frieden zu erhalten. Aehnliche Hoffnungen, der Prinz von Condé werde sich wohl unterwerfen, sowie die eigene Friedensliebe, wurden am 10. März dem französischen Gesandten in Venedig ausgedrückt, dem eigenen Gesandten aber nach Paris geschrieben, er solle dem Könige die Gefahr vor den Türken schildern, der, wenn Venedig in einen italienischen Krieg verwickelt würde, diese Gelegenheit gewiß gegen sie benützen würde *). Der französische Gesandte in Venedig, dem dieses gleichfalls (am 12. März) mitgetheilt worden war, antwortete im Senate mit einer Ausführung der Friedensliebe seines Königs, der seine kriegerischen Absichten bereits hinlänglich dargelegt hatte, und daß ihm Niemand die Schuld beimessen könne, der Ruhe Anderer nachzustellen. Als Beweis wurde angeführt, daß der Prinz von Condé nun Brüssel verlassen, also gleichsam der König sich damit zufrieden gestellt habe, „wie er denn in Erhaltung der Religion fester sei, als diejenigen, die sich derselben nur zur Erreichung ihrer Zwecke bedienten. König Jacob habe ihm 4000 Mann versprochen und unterhandle noch wegen einer festen Verbindung. Die unirten Fürsten hätten die Gerechtigkeit seiner Sache erkannt und stünden ihm bei; ebenso versprächen dieses die Niederlande." Auch jetzt antwortete der Doge, wie er nicht zweifle, daß diese Wirren, ohne das

*) l. c. S. 109.

Schwert zu ziehen, durch des Königs höchste Klugheit beigelegt werden könnten. An dem darauffolgenden Tage wurde dem venetianischen Botschafter in Rom Mittheilung von diesen Dingen gemacht, und ihm bemerkt, wie nothwendig es sei, die Endzwecke der einzelnen Fürsten kennen zu lernen, so wie, wie diese aufgenommen würden; insbesondere aber liege Alles daran, daß der heilige Stuhl sich unabhängig von beiden Kronen und das gute Einverständniß mit der Republik erhalte. In der Audienz, welche auf dieses der Gesandte bei Papst Paul V. hatte, lobte dieser die Gesinnungen der Republik und meinte, man könne nicht läugnen daß sie mit dem römischen Stuhle gemeinsame Interessen habe. Seine Pflicht sei, sich neutral zu erhalten, um zu jedem Guten wirken zu können; der Gesandte möge die Republik versichern, daß er stets dieselben Absichten haben und ihr Alles mittheilen werde, was von gemeinsamem Interesse sei und zum Frieden Italiens diene *). — Die Propaganda hatte somit falsch gerechnet, wenn sie K. Heinrich die Veränderung zuschrieb, welche in dem Verhältnisse Venedigs zu dem Papste vor sich ging, und die Hoffnung hegte, Papst Paul werde gegen Venedig mit dem Interdicte verfahren, den Zunder in das Pulverfaß werfen.

Am 29. März kam der französische Gesandte wieder in den venetianischen Senat, einen Auftrag seines Königs zu erfüllen. „Obwohl dessen Gedanken auf den Krieg gerichtet seien, habe er doch nichts unterlassen wollen, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Er habe deßhalb dem kaiserlichen, wie dem spanischen Gesandten seine entschiedene Absicht, so wie die Nothwendigkeit zu erkennen gegeben, in welcher er sich befinde, wenn die Dinge (in Cleve) weiter gingen, die Ansprüche Brandenburgs und Neuburgs zu beschützen; man

*) l. 113.

habe jedoch darauf nicht geachtet. Aus Liebe zur katholischen Religion habe er sich von beiden Competenten das Wort geben und in Ala erneuen lassen, in Cleve nichts an der katholischen Religion ändern, noch dem kaiserlichen Ansehen und der deutschen Freiheit irgend einen Schaden zufügen zu wollen (pregiudicare). Da er aber gewahre, wie die Dinge weiter gingen, jeden Tag größere Hinterlisten zum Vorschein kämen und der Gewalt wieder Gewalt entgegengesetzt werden müsse, so habe er sich entschlossen, ohne weitern Verzug — denn auch die Jahreszeit lade dazu ein — seine Fahnen zu entfalten. Während des nächsten Monats (April) stünden an der Gränze der Champagne an dreißigtausend Mann schlagfertig mit fünfzig Kanonen, andere zwanzigtausend versammelten sich an der Gränze von Savoyen, um den Dingen entgegenzutreten, die da sich ereignen möchten. Da ferner die eigentlichen Urheber dieser Unruhen, seine Gegner, des Königs Entschlüsse unrecht deuteten, die Unterhandlungen mit den unirten Fürsten, wie die Freundschaft mit dem Herzoge von Sachsen und anderen Fürsten Deutschlands, weit entfernt von dem besten Eifer, der ihn beseele, auslegten, so wolle er dieses ganz klar auseinandersetzen, damit Jeder seine beste Meinung ersehe und die Schuld auf Andere falle, als auf den König, der aufträte aus Gerechtigkeit, wegen seiner eigenen Würde, und um die ungeziemende Unterdrückung seiner Freunde und Verbündeten nicht zu dulden!“ Der Doge erwiderte, ohne in die Betheurungen, die seitdem das siebenzehnte Jahrhundert so oft aus dem Munde von Eroberern vernahm, die den Franzosen namentlich mit einer Art von Regelmäßigkeit entströmen, weiter einzugehen: man wisse aus dem Berichte des Gesandten, daß sich die Armee in Châlons sammle; man müsse besorgen, daß sich ein Feuer entzünden möchte, welches sich nicht so leicht wieder löschen lasse. Man danke für das geschenkte Vertrauen und wolle Gott bitten, daß Er

dem Könige (welcher bereits im 57sten Lebensjahre stand) Gesundheit schenke!

Am 20. April waren neue Depeschen eingelaufen über eine Unterredung des Königs mit dem Gesandten. Was den Frieden in Italien betreffe, so werde er seine Sachen so gut machen und so von allen Seiten und zu gleicher Zeit die Spanier mit der Hülfe Englands, Dänemarks, der Niederlande, der Unirten, Savoyens, der Graubündtner und einiger italienischen Fürsten überfallen, daß Venedig sich überzeugen könne, man werde schnell und wie mit einem Sprunge ohne große Schwierigkeiten aus dem Frieden in den Sieg übergehen, besonders bei der Schwäche, in welcher sich gegenwärtig die Kräfte Spaniens befänden. Der König habe angedeutet, daß die Bewegungen der Moriskin sicher sich vermehren würden, besonders an den Gränzen. Da der Krieg mit Persien ausgebrochen sei, so könnten die Türken kein Heer nach Deutschland schicken, wodurch Venedig alle Sicherheit gewänne (e ciò proferi come parlando di cosa sicura e dipendente dalla sua volontà). Da nun diese Gefahr sich verzogen, suchte der Senat auch diejenige, welche durch den Prinzen von Condé drohte, abzulenken, und verwandte sich deßhalb bei dem Könige. Allein er erhielt nur zur Antwort, daß, so sehr er auch für die Ruhe sei, er doch auch auf seine Sache sehen und der Welt zeigen müsse, daß eine so ungeeignete Handlung von allen, wenn auch nicht von den Urhebern, verabscheuet werde. Es lag ihm daran, die Welt glauben zu machen, als habe er in dem Prinzen von Condé einen von Spanien unterstützten Kronprätendenten zu befürchten. Die Widersprüche häuften sich. Während er selbst den Krieg gegen die bisherige katholische Hauptmacht betrieb, beschützte er zugleich die Jesuiten in der Türkei; Venedig aber, welches sich auf den Papst stützte, suchte die Jesuiten zu vertreiben und hätte sie vertrieben, würde nicht der französische

Gesandte in Constantinopel erklärt haben: er ginge auch, wenn jene gehen müßten.

Endlich erhoben sich auch die Spanier. Der spanische Gesandte erklärte am 26. April im Senate, Graf Fuentes, Statthalter in Mailand, wolle wegen der drohenden Kriegsgerüchte ein Heer von 30,000 Mann zur Erhaltung des Friedens im Mailändischen aufstellen, das das Thor Italiens sei; er bitte deshalb um freien Durchzug dieser deutschen Völker durch das venetianische Gebiet. Aber schon am nächsten Tage kam auch der französische Gesandte und bemerkte, der Prinz von Condé habe, zweifelsohne mit Wissen der Republik, das venetianische Gebiet berührt; er sei über Riva, Desenzano nach Cremona gegangen. Auch waffneten sich jetzt die Spanier, um den Krieg nach Flandern zu tragen, und den König wie des Königs Staaten durch den Prinzen von Condé zu beeinträchtigen. Wollten sie wirklich nur den Frieden Italiens, so brauchten sie kein fremdes Volk, das durch die Staaten benachbarter Fürsten zöge! Der Doge erwiderte, er könne den Durchzug Unbewaffneter nicht hindern, und ihre Absicht sei, keinen Schaden zuzufügen. Aber schon am 30. April wird dem spanischen Gesandten der Wunsch ausgedrückt, das Kriegsvolk möge auf einem andern Wege nach Mailand ziehen. Venedig sei in dieser Sache gänzlich uninteressirt, wolle sich seinen Freunden unparteiisch zeigen und denke nur, den Frieden zu erhalten. Am darauf folgenden Tage replicirte der spanische Gesandte, es handle sich hier um Vertheidigung des rechtlich Bestehenden gegen den König von Frankreich, der Fremdes erobern wolle; wie der französische Gesandte selbst überall gesagt habe, habe er Schritte gethan, den Durchzug zu verhindern. Der König von Spanien habe das Ansuchen als italienischer Fürst gestellt, eine abschlägige Antwort müsse als Gunstbezeugung für Frankreich gelten. Allein er richtete hiemit so wenig aus, daß das Decret des Senats vom 30. April dem Gesandten in

Rom und an anderen Höfen, ja selbst dem französischen Gesandten in Venedig, mitgetheilt wurde. Glaubte man venetianischer Seits dadurch die Kriegspartei sich geneigt zu machen, so war das irrig und die Concession viel zu geringe. Der Herzog von Savoyen bemerkte dem venetianischen Gesandten, der französische König habe ihm die Hilfe Venedigs in Aussicht gestellt. Ohne dieselbe sei die Unternehmung schwierig, mit derselben werde sie gewiß und leicht gelingen. Die Venetianer hätten früher kriegerische Absichten gezeigt und durch ihren frühern Gesandten aussprechen lassen; er habe die Sache auch immer so genommen, als sollte eine wechselseitige Unterstützung zwischen ihnen beiden stattfinden. Jetzt wolle der König in Flandern losschlagen und wenn er da noch nicht losgebrochen, solle man von dieser Seite eine Bewegung durch Venetianer, Graubündtner und Savoyer machen. Er schicke deßhalb einen Gesandten nach Frankreich, dem Könige zu bemerken, daß man ohne Venedig nicht gut anfangen könne, und Mailand bloß von Savoyen und Graubündten aus anfallen, sei zu mißlich (si haverebbe trovato troppo duro intoppo). Während so die Schwierigkeiten sich auch über die Fürsten häuften, welche nicht minder gewissenlos als die calvinistische Propaganda den allgemeinen Brand über Europa zu bringen gedachten, langte aus Paris von dem dortigen Gesandten ein Schreiben vom 10. Mai 1610 um 24 Uhr (Stunde nach Sonnenuntergang) an: „Erlauchtester Fürst! Vor einer Stunde wurde der König in der Straße St. Denys mit zwei Stichen verwundet durch einen großen Mann, der sogleich gefangen genommen wurde. Der Louvre ist geschlossen mit großen Wachen, ganz Paris unter Waffen und in allen Ständen zeigt sich ein heftiger Schmerz, begleitet von allen jenen wirksamen Bezeugungen eines lebhaften Gefühles, welche sich gegen einen vortrefflichen und ausgezeichneten Fürsten bei den treuesten Unterthanen zeigen können. Die Herzoge von Guise,

Pernon und Andere haben sich sogleich zu Pferde gesetzt, wie es auch der ganze Adel that." Am selben Tage in der Nacht: „In diesem Momente vernehme ich, daß der König starb und der Herr von Ghel zum Heere geschickt wurde (wohl dessen Vorrücken zu verhindern). Der Herr von Boleo (Bouillon?) und der Präsident Giannino (Jeannin), welche den schändlichen Mörder befrugen, haben ausgesagt, er sei ein Laquai des Prinzen von Condé. Das Parlament hat durch Beschluß die Königin zur Regentin ernannt; morgen wird der Dauphin zum Könige ausgerufen."*)

Als die Nachricht wie ein Donnerschlag nach Saumur kam, beschuldigte, wie gesagt, Du Plessis-Mornay die Jesuiten als Urheber des Mordes — d. h. die Freunde des Königs. Die Ansicht des venetianischen Gesandten, durch zwei unverwerfliche Zeugen bestätigt und auf dem ersten Geständnisse des Mörders beruhend, auch durch alle Wahrschein-

*) Serenissimo Principe! Un' hora fa, è stato ferito il Rè nella strada detta di S. Dionigi di due ferite da un huomo di statura grande il quale fu fatto immediatamente prigione. Il Louvre è fermato con grande guarde, tutto Parigi è in arme et in tutti gli ordini e qualità d'huomini si scuopre un acerbissimo dolore accompagnato di tutte quelle più efficaci dimostrazioni di vivo sentimento, che possino trovarsi in fidelissimi sudditi di ottimo e perfettissimo principe. Li duche di Ghisa, Pernon et altri sono stati immediate a cavallo come ha fatto tutta la nobilta!

A di detto la notte del giorno istesso scrive il medesimo ambassiadore. Serenissimo principe! In questo momento intendo che il Ré sia morto et il Signor della Ghel è stato spedito all' esercito. Il Signor di Boleo et il Presidente Giannino, che han costituito il scelerato homicida hanno detto che sia egli un Lachè del principe di Condé. Il Parlamento ha dichiarato per arresto la regina per regente et che dimani si cridera il delfino Ré di Francia,

Cod. 374. p. 128.

lichkeit bekräftigt, ist unsers Wissens bisher noch nicht ausgesprochen worden. Der venetianische Gesandte wie der Senat setzten keinen Zweifel in diese Aussage, obwohl sie, wie oben gezeigt, Gegner der Jesuiten waren. Mit der Ermordung des Königs fehlte aber dem Plane die Seele; seine Ausführung unterblieb gleichwohl nur von der einen Seite; die andere beeiferte sich um so mehr, ihrem Grimm gegen das Haus Habsburg Luft zu machen und statt der Bibeln die Waffen zu ergreifen.

LV.

Zweierlei Protestantismus und der Grundunterschied.

I.

Jenseitige Polemik und Dr. Gelzer's „Protestantische Monatsblätter“: die italienische Propaganda und die Missionen auf den Sandwichinseln.

Es mag für oberflächliche Köpfe vor einiger Zeit wirklich geschienen haben, als ob die „politische Gunst“ dem Katholicismus dauernd sich zuwende, weil „Rom dem conservativen Princip größere Garantien gebe und wichtigere Dienste leisten könne, als die evangelische Kirche.“ Diesen Schein hält Herr Gelzer, früher Professor in Berlin, jetzt aber publicistischer Ganymed an der „evangelischen“ Heilsquelle in Basel, für Wirklichkeit fest, und setzt ihn frischweg als Axiom unter die „fünfzig Thesen“, mit welchen

er sein Journal: „Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte“ eröffnet. Das Journal erscheint in — **Gotha**, und es liefen ihm auf allen Straßen stolzirende Ausrufer voran, zu verkünden: daß die zu gebärenden „Blätter“ wesentlich **polemisch** seyn und „Antwort geben“ würden — „**auf die historisch-politischen Blätter aus München.**“ Das war ein freudenreicher Wunsch zum neuen Jahre; es galt jedenfalls soviel als der Anschluß von ein paar tüchtigen stabilen Mitarbeitern, und lautete um so ehrenvoller, als hinter Dr. Gelzer die Blüthe protestantischer Ritterschaft Name für Name auf dem Titelblatte aufmarschirt ist: Ullmann, Hundeshagen, Nitzsch, Wackernagel u. s. w., Jeder, wie leicht zu erachten, mit einem stets federfertigen Schweif literarischer Schildknappen. Denn es fehlt ihnen im andern Lager an einer großen Zahl tüchtiger und thätiger Capacitäten nicht, so daß stets wenigstens zehn gegen Einen im Felde stehen; nur daß sie eben mit all ihrem Witz und aller großen Gelahrtheit immer nur Uebel ärger gemacht, und zwar seit dreihundert Jahren. Je stärker sie aber sind, um so mehr darf man gewiß erwarten, daß die Mitunterzeichneten den „lieben Bruder“ Gelzer nicht auch fortan im Stiche lassen werden, wie sie in dem vorliegenden ersten Hefte ihrer Zeitschrift allerdings gethan. Ist die Sache nun einmal hauptsächlich uns vermeint, so wünschen wir je einen ganzen Mann uns gegenüber in den Schranken zu sehen; nicht aber so einen zerknitterten Helden, als käme er von einem Fraternisirungs-Bankett de anno 1848, wie Dr. Gelzer mit seinen „fünfzig Thesen“. Der gute Herr hat früher viel in Literatur excerpirt, irrt sich aber, wenn er mit abgestandenen Blumen ein neues Journal zieren zu können vermeint! Wir wollen ihm bloß in Einem Punkte beweisen, daß über alten Partei-Sentenzen neue Thatsachen ignoriren — die Quelle arger Blamagen ist.

Im Allgemeinen hat freilich nicht Herr Gelzer allein

den Weg der „fünfzig Thesen" eingeschlagen; er schwimmt vielmehr bloß mit dem großen Strome, der neuerdings alle Dämme überfluthet. Der „politischen Gunst" soll und muß der Katholicismus für alle Fälle baar und ledig seyn. Es ist daher eine eben so bezeichnende, als immer wiederkehrende Erscheinung, was der journalistischen „Polemik" solcher religiösen Gegner die wechselnde jeweilige Richtung gibt. Spricht sich die öffentliche Meinung gerade für ausgedehnte politische Freiheit, für republikanische Gelüste aus, dann sind jedesmal die Katholiken die gefährlichsten Reaktionäre und Helfershelfer der Tyrannei; wird dagegen die monarchische Gewalt des demokratischen Geistes Herr, consolidirt sie sich, und lassen die Massen, müde und matt, wieder Alles gutwillig über sich ergehen, dann verwandeln sich dieselben Katholiken plötzlich in die ärgsten Revolutionäre, in unverbesserliche Umstürzler, welchen im natürlichen Interesse ihrer Kirche monarchische Vollkraft unleidlich ist. Das ist der unveränderliche Charakter vulgär protestantischer Polemik, und ihren Weg schlagen jetzt auch die Sinnsprüche Gelzer's ein. Alle Revolutionen, seit 1789, verschuldet der — Katholicismus, Widerstand geleistet hat ihnen der — Protestantismus. Man bietet sich aber zur Erhärtung solcher Wahrheit getreulich die Hand, und bläst in betäubendem Chor überall nach denselben Noten! Da ist z. B. die, unter den Auspicien des bayerischen Oberconsistorial-Präsidenten Harleß, von den Erlanger Theologen herausgegebene „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche." Sie zeigt so eben in einem langen Artikel *): die Hierarchie hätte leicht den Thronen die jüngsten Revolutionen ersparen können, das habe aber gerade nicht in ihrem Interesse gelegen, und „der Repräsentant Gottes hielt es für besser, zu Allem zu schweigen, und dem edeln Volke der Fran-

*) „Die Stellung der Hierarchie in der neuesten Zeit", Novemberheft 1852. S. 304 ff.

zosen seinen Segen zu verheißen“; ja, während der Papst „in kirchlicher Beziehung mit der stärksten Reaktion hervortrat“, huldigte er dem „politischen Liberalismus und endlich Radikalismus“; damals „glaubten viele Protestanten, ein solcher Mann könne sich nie bis zu der Schroffheit der Bigotterie verirren, daß er geradezu das heilige Bibelwort verdamme“; aber doch hat derselbe Papst „solche Erlasse über die heilige Schrift hinausgegeben, welche uns Protestanten, die wir in der Schrift sitzen, nicht anders (denn) als die Zeichen des Antichrists erscheinen können, der auch am Ende der Tage in seiner abschließenden Erscheinung voll von Lästerungen sich darstellen wird.“ So das Organ des Haupts der protestantischen „Kirche“ in Bayern! — Ferner ist da, um Bekannteres zu übergehen, auch noch ein Prof. Ewald in Göttingen, welcher „Jahrbücher der Biblischen wissenschaft“ herausgibt. Man sollte in diesen „Jahrbüchern“ etwa Aufsätze über Bileam und seinen Esel und dergleichen zu finden vermeinen! Allein der neue Kampf für das „Evangelium“ dreht sich überhaupt um ganz andere, als „biblische Fragen“; Herr Ewald exegetisirt daher über Franzosen und preußische Ritter, deutsche Flotte und Union, Zollverein und Hannover rc.*), namentlich aber über „Pio nono als Haupt der Jesuiten und der entarteten römisch-christlichen Gesellschaft“, des „verdorbenen italisch-päpstlichen Christenthums“, „als Anschürer und Unterhalter eines bald offenen, bald verdeckten, an sich völlig nichtigen (?), aber unendlich verderblichen innern Krieges“; er sei Ursache all des unsäglichen Elendes, das seit sechs Jahren Europa verwüste, und „habe eine Schuld auf sich, wie vielleicht jetzt kein anderer Lebender, welcher sich Christ nennt.“

*) S. die ellenlangen Ansprachen an den „Fürsten von Rom“, an „die Deutschen“ und die Predigerschaft in den „Jahrbüchern von 1851 bis 1852.“

Und für alle diese Greuel ist die Kirche als solche solidarisch haftbar! Denn was „immer der französische Klerus und das Haupt der römischen Kirche vielleicht noch thun wird" (in politicis nämlich), „allem Dem drückt die Lehre von der vermeintlichen Infallibilität der römischen Kirche den Stempel und Bann der Unbußfertigkeit auf" — zu solchem Wahnsinn hat selbst die „Kreuzzeitung" (N. 274) sich hinreißen lassen. Dazu befleißt man sich, um die politische Abscheulichkeit des Katholicismus, gegen den auf dogmatischem Wege offenbar nichts auszurichten ist, in recht helles Licht zu stellen, einer eigenthümlichen Taktik! Man weiß, daß egoistisch-materialistisch-plutokratische Tendenz die Signatur unserer Zeit ist, und man schämt sich nicht, diesem Dämon zu schmeicheln. So helfen z. B. Ewald und Erlangen zusammen, um alle Welt von dem „schweren Fluch", von der „Umkehr der Segnungen des Christenthums" zu überzeugen, so auf der Kirche laste, und wie die Protestanten „bessere und glücklichere Christen" seien. „Unsere Leute", unser „Volk", ist „frei und kühn, gläubig und strebend, tüchtig im Lauf auf Erden und mit dem Herzen dem Himmel zugewandt, sittsam und einfach in seinen Sitten, gehorsam seinen Gesetzen, keusch und enthaltsam", „unendlich gewissenhafter, ernster und göttlicher Zwecke bewußter, unsere Länder unendlich besser bebaut und blühender, als — euere Leute und Länder", ihr Katholiken! Also! abgesehen davon, daß noch Niemand das geschilderte Wundervolk in rerum natura gefunden hat, der Protestantismus als — socialer Heiland proclamirt! Und, daß Gott erbarm! England und Preußen als Muster und Beispiel! Es liegen ganze Bücher vor über das ungeheure Elend der Volksmassen gerade in diesen Ländern, wo das leider zur Religion gewordene Princip des egoistischen Subjectivismus seine volle Herrschaft entfaltet, Bücher, die im Namen Gottes und des Christenthums von dieser epikuräisch-heidnischen Lebensanschauung zurückrufen, Bücher, die der unergründlichen Weisheit katholisch-socialer Principien lobsingen, Bücher, die an

der socialen Lage der „erschlafften Völker" der Hierarchie sich noch erbauen, so sehr auch gerade sie meistens unter der Schreckensherrschaft des fremden politischen Egoismus schmachten! — und doch wagt die leitende Schaar jener verdüsterten Fanatiker allenfalls zur Uebersetzung der ersten Seiten bei Toussenel: Les Juifs Rois de l'epoque (Paris 1845) herauszufordern, oder zu anderweitigen Deduktionen, wie im Volksleben vom Princip des durchgängigen Subjektivismus und Egoismus, spekulire er nun in der Bibel oder in Eisenbahn-Aktien, der Uebergang zum Princip des Socialismus ein unvermeidlicher war.

Um aber die „50 Thesen" unseres Ritters von der traurigen Gestalt nicht zu vergessen! Wie denn Herr Gelzer überhaupt schwer an Novitäten leidet, so muß man ihm zugestehen, daß er auch nicht vergessen hat, die altberühmte Unterscheidung zwischen Jesuitismus und Katholicismus fleißig wiederzukauen. Zwischen jenem und dem Evangelicismus ist so wenig Friede möglich, als zwischen „Bartholomäusnacht und Golgatha". Dagegen ist Dr. Gelzer bereit, diesem an's Herz zu fallen, der nichts anderes ist, als „das Verlangen nach einem freien, weitherzigen, weltumfassenden Christenthume", dem „antijesuitischen Katholicismus", zu dem sich „die edelsten und frömmsten Glieder aller Confessionen bekennen" — wie bekannt, auch Ronge und Mazzini, Uhlich und Dowiat, weiland Robert Blum ꝛc. Wir aber, und viele Millionen mit uns, wollen weder so noch anders protestiren, wir lieben und verehren „eine Kirchenregierung, die Blut in Strömen vergossen hat", wir verweilen mit Lust in dem „babylonischen Gefängnisse", und lassen den Ritter Gelzer da außen nach irgend einer excerpirten Melodie den Mondschein ansingen: „Wie könnte ich des Heilands Blut empfangen aus den Händen, die schon so oft meiner Brüder Blut vergossen!" Es möchte auch kaum der Mühe werth seyn, zu fragen, ob vielleicht die Gelzer'sche Blut- und Bar-

tholomäusnacht-Phantasie nicht zuweilen Fakta reproducire, wenn nicht gerade bei dem Versuch, die „Thesen" auf zwei Thatsachen zu basiren, die beschrieene Polemik so vortreffliche Illustration gewonnen hätte.

Für das Erste sollte man meinen, in der Angelegenheit des italienisch-englischen Bedienten-Paares Madiai wäre nun der politische Haken nach der authentischen Aktenlage deutlich genug hervorgetreten, um wenigstens zur Vorsicht zu mahnen! Nichts destoweniger heißt Gelzer's erste Thatsache „Madiai", welcher Name „von nun an eine unauslöschliche Anklage sei". „Es ist noch dieselbe (nach Blut riechende) Hand, die am 8. Juni 1852 in Florenz das Urtheil niederschrieb: Galeerenstrafe mit harter Arbeit für den — Uebertritt zum evangelischen Glauben!" Offenbar mit Wissen und Willen eben so viele Lügen als Worte! Wenn aber die Verlogenheit nur zum Zwecke geräth, so kennt sie keine Scham; sie gehört zur Erfüllung der Prophezie, daß die bezüglich der Authentie arg suspekten Briefes-Worte der weiland englischen Kammerzofe „mit flammender Schrift ihren Weg finden werden, zur Aufweckung optimistischer Träumer, zur Stärkung evangelischer Herzen". Liegt ja zumal an Italien Alles; denn — wie der St. Gertruden-Prediger zu Stettin jüngst in einer Philippica gegen Dr. Leo*) sehr naiv sich ausdrückte — „es ist ja klar, wenn der Herr der Kirche die Völker des Südens mit einem hellen Schein des Evangelii begnadigen wird, so muß der Papst von seinem Stuhle heruntersteigen, und seine Mannen müssen evangelisch werden". Es ist jetzt nicht zum Erstenmale, daß man so speculirt, und daher die Erscheinung, daß die Propaganda unter Englands Schutz mit wahrer Wuth sich auf Italien wirft. Zu Dublin wurde der ganze Madiai-Skandal angezettelt, und als die Alliance-Com-

*) Halle'sches „Volksblatt" Num. 93.

missionäre in Berlin endlich den zuversichtlich erwarteten „unberechenbaren Eindruck (von ihrer „Deputation") bei der Bevölkerung von ganz Italien" nicht erfolgen sahen, da traten sie in einem Inserat der „Kreuzzeitung" vom 20. November in einer Weise auf, die sie trefflich charakterisirt. Um das „schmerzliche Martyrthum" der Madiai's und den Trotz des Großherzogs, der zu sehr „in den Händen der Jesuiten sei", zu beendigen, sollten alle Zeitungen Europa's die Reisenden auffordern, Toskana zu meiden, und zwar Namens der „Nation" und auch alle Nicht-„Evangelischen", die „es jammert, daß man dort solche Leiden erdulden muß, weil man betend die Bibel liest, und sich aus Herzensdrang zum reinen evangelischen Glauben bekennt". Man sieht: es ist und bleibt stets die gleiche principielle Verlogenheit, die der hundertmal erhärteten wahren Sachlage gegenüber zum hunderteintenmale wieder die Lüge sagt!

Selbst die in Toskana jüngst verfügte Wiederherstellung der Todesstrafe gibt neue Veranlassung zu widerwärtiger Heuchelei: es existirten ja alte Gesetze über Verbrechen „gegen die heilige Religion", und ohne Zweifel würden nun künftig alle „Bibelleser" strangulirt. Jener Berliner-Aufruf war aber noch bescheiden! In England, wo die Agitation im vollen Gange ist und der Erzkatholikenhasser Graf Shaftesbury eben erst eine Riesen-Petition an die Königin zusammengetrommelt hat, denkt man noch auf ganz andere Maßregeln. Der für ministeriell erachtete „Morning Herald" antwortet auf die Frage: was denn nun England und die andern „protestantischen Staaten" gegen den „unheilbaren italienischen Katholicismus" thun sollten? — also: mit Krieg das kleine Toskana zu überziehen, möchte unsinnig seyn; „aber Eines könnte wenigstens geschehen: wenn die protestantischen Königreiche den Großherzog von Toskana in Verruf thun (!!), so wird er seine Lage bald sehr unangenehm finden; wir wissen, daß diese Idee bereits angeregt worden ist,

und ihre Verwirklichung dürfte nicht so fern seyn, als die Jesuiten sich einbilden." Und einem andern „kleinen italienischen Fürsten" auf „wackelndem Throne", der an Allem Schuld trägt, dem — Papst wird noch namentlich mit der „Explosion" gedroht, „die eines Tages kommen muß." Gewiß gehört nicht viel Scharfsinn dazu, hinter solchem Treiben tiefere Pläne zu vermuthen!

Inzwischen scheint aber selbst Sardinien, das in maßloser Thorheit der englischen Propaganda die Pforte Italiens geöffnet, in jener „Bibelleserei" ein garstiges Haar gefunden zu haben, und jedenfalls wird, was etwa noch nicht ist, bald werden. Wenigstens berichtet soeben eine protestantische Zeitung Piemonts: im Genuesischen seien mehrere Protestanten wegen Proselytenmacherei verhaftet und ihnen die Bibeln der British and Foreign Bible society weggenommen worden. Wie kommt das? Steht doch in Turin selbst ein neuerbauter und prachtvoller protestantischer Tempel — und die „Bibelleser" verhaftet man! Berichtet doch in diesem Augenblicke Hengstenberg's „Kirchenzeitung": „In Piemont beginnt ein wahrhaft evangelisches Leben; von den Toleranzedikten begünstigt, haben sich in diesem sonst so feindlichen Lande evangelische Vereine gebildet, deren Gründer und Leiter die vertriebenen Protestanten aus Rom, Neapel und Toskana sind; diese treuen Christen sind Missionäre für ihr Volk geworden" — und nun plötzlich polizeiliche Maßregeln gegen „Bibellesen"! Ist das nicht wunderlich? Freilich hat Dr. Gelzer selbst gesagt (und auch schon wieder vergessen), daß Mazzini mit der englischen Bibelgesellschaft stets Hand in Hand gegangen! Hören wir aber darüber auch noch unsere guten Erlanger.*) „In Italien", sagen sie, „ist durch die unablässigen Bemühungen der Engländer, Bibeln und evange-

*) Protestantismus und Kirche a. a. O. S. 323.

lische Schriften zu verbreiten, an vielen Orten ein ernstes Suchen nach Wahrheit erwacht, und wäre dort die Strafe für Jeden, der der römischen Kirche untreu zu werden scheint, nicht so groß, so würde man noch mehr von diesem verborgenen Suchen hören". Man könnte fragen: wie groß ist die Strafe? und haben die katholischen Bekenner je berechnet, wie die Welt ihnen die Glaubenstreue lohnen werde? und ihre Blutzeugen je die Größe der Strafe überschlagen? Aber folgen wir den Erlangern weiter: „Signore Saffi, einer der Triumvirn Roms, welcher als Flüchtling im Waadtlande zu evangelischer Gesinnung erweckt wurde, theilt mit, daß vielfach den politischen Bewegungen Italiens auch ein religiöses Element zu Grunde lag" (vielmehr in den meisten Fällen umgekehrt), „ein Streben, frei zu werden von den Banden der Hierarchie und selbstständig nach der Wahrheit forschen zu können. So ist es denn leicht zu erklären, daß bei Haussuchungen das Vorhandenseyn einer Bibel als der größte Beweis des Verbrechens dient" (d. h. als Beweis revolutionärer Umtriebe, an deren Spitze seiner Zeit jener Saffi selber stand). „So weit ist es daher gekommen, daß die insgeheim evangelisch Gesinnten eine eigene Zeichenschrift zu führen genöthigt sind." Und mit solchen Daten zieht auch der conservativ seyn wollende Protestantismus in unbegreiflicher Bornirtheit triumphirend auf, wo er Grund hätte, über den Mißbrauch seines „Evangeliums" zu revolutionären Zwecken die Hände ob dem Kopf zusammenzuschlagen!

An sich aber wollen wir unsererseits die Aussicht auf einen großen Abfall vom Glauben unter den Italienern unsern Religionsspeculanten gar nicht einmal trüben! Es sieht dort namentlich unter dem niedern Klerus zu sehr aus, wie in Deutschland in den Tagen Luthers, als daß eine italienische „Reformation" en miniature eines schönen Morgens auch noch überraschen könnte. Nur verräth es totale Unkenntniß dortiger Zustände,

wenn Hengstenberg's „Kirchenzeitung", anstatt einer atheistischen, eine altlutherische „Reformation" hofft, da „das Wort sola fide noch in der Erinnerung mancher Völker funkle, und auch Pius IX. vielleicht von Neuem die Kraft jenes Wortes erproben werde." Unwidersprechlich bleibt auf alle Fälle, was selbst das englisch-protestantische „Morning Chronikle" zu bedenken gibt: „Eine halbstündige Unterredung mit einem Italiener genügt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Abfall von der römischen Kirche mit wenigen Ausnahmen seinen Hauptgrund in politischer Oppositionslust, nicht in religiöser Ueberzeugung hat; es ist eine traurige aber wahre Thatsache, daß der Italiener römisch-katholisch oder gar nichts ist." Vom protestantisch Werden kann es sich also nur handeln, insoferne protestantisch und „gar nichts" gleichbedeutend ist. Und Dr. Gelzer ist allerdings der Meinung, daß „gar nichts" besser sei, als katholisch; er hofft daher selbst von dem „Gedanken" im Rongeanismus, „der noch heute Rom erbeben macht", „ein Gedanke, dessen Stunde auch noch kommen kann". Denn so schwer es auch „seit Ronge und Consorten" für den „ächten Katholiken" ist, „einen antijesuitischen Katholicismus zu vertreten", „so müßte es doch verächtliche Feigheit heißen, wollte man sich ein großes Prinzip" (die evangelische Freiheit) „auf die Dauer durch Carrikirung desselben verleiden und verkümmern lassen."

Wie lautet aber nun die zweite der Thatsachen, auf die Herr Gelzer die Blut-Partie seiner „Thesen" gründet? „Jene mit dem Blute unserer Glaubensbrüder befleckte Hand" — heißt der 46. Griff des unglücklichen Aphoristen in den Excerptenkasten — „hat plötzlich für einen Augenblick die beschönigende Verhüllung abgeworfen, als sie mit fremden Bajonetten der evangelischen Mission auf Tahiti den Todesstoß zu geben suchte! Heißt es nicht auch da mit furchtbarer Wahrheit: „„Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlge-

rüche Arabiens würden diese Hand nicht wohlriechend machen'' ". Kurzweg könnte man auch hier wieder sagen: so viele Lügen als Worte! Denn die Kirche hatte mit der angezogenen französischen Expedition nach den Gesellschafts- und Sandwichinseln nichts zu schaffen; sie und die folgende Besitzergreifung waren eine pur politische Diversion Louis Philipps, um festen Fuß in der Südsee zu fassen. Er fand dabei Unterstützung bei den auf das höchste erbitterten englischen und amerikanischen Kolonisten, also bei Protestanten, gegen das Schandregiment der protestantischen Missionspfaffen, welche von jeher die eingebornen Königlein am Gängelbande führten; und daß die Ankunft der französischen Schiffe bei den Inseln einer seit 1830 von solchen „Aposteln" unterhaltenen grimmigen Katholiken-Verfolgung allmählig ein Ende machte, war ein rein zufälliger Umstand. Blut wäre von jenen „fremden Bajonetten" nicht ein Tröpflein vergossen, noch den missionirenden Prädikanten ein Härlein gekrümmt worden, wenn nicht sie selbst es anders gewollt hätten; so haben sie denn auch ihre alte Macht zum kläglichen Verderben des armen eingebornen Volks auf den paradiesischen Inseln bis zur Stunde behalten, etwa mit Ausnahme der Licenz, gegen die wenigen Katholiken ihrer Gebiete beliebig die Neronen zu spielen, wodurch sie übrigens schon zuvor nichts Anderes erreichten, als daß sie der alten Kirche auch dort erhabene Martyrer schafften, und wobei ihrer Niederträchtigkeit Niemand mehr im Wege stand, als die protestantischen Consuln von England und Amerika. Ursache hatten sie freilich, die katholischen Priester — ein paar arme verlassenen Männer — und ihre Lehre zu ächten; denn es war nur zu klar, daß diese in ihrer natürlichen Milde und Freundlichkeit den Insulanern weit mehr zusage, als das finstere Religionssystem der protestantischen Missionäre.

Es thut Noth, daß fortan die Geschichte ihrer Missionen scharf in's Auge gefaßt werde, denn nirgends zeigt sich

schlagender, was der Protestantismus, behend zum Verwüsten, aber unfähig zum Aufbauen, naturgemäß wirke. Für jetzt ist es jedoch genug, dem Haupthelden der „protestantischen Monatsblätter" anzudeuten, wie schwer er sich mit dem Excerpt „Tahiti" selbst in's Gesicht geschlagen. Wir schreiben dieß, während die Kunde von einem neuen katholischen Blutzeugen durch die Welt geht, von dem Missionär Bonnald, der am 1. Mai in Tongking um des Namens Christi willen enthauptet wurde, in denselben Regionen, wo jüngst, Seitens der englischen Missions-Speculationen mit Gift und Lumpen, Gützlaff, der „berühmte Missionär China's", zugleich Agent und Werkzeug der englischen Politik, starb und „sein ganzes großes Vermögen, nach der China Mail 12,000 bis 18,000 Pfund Sterling, seiner jungen Frau hinterlassen hat; die Missionsanstalten aber und seine armen Verwandten in Deutschland sind leer ausgegangen" *). Die Rechnungen der Missions-Vereine des Protestantismus lauten in diesem Augenblicke schon auf eine halbe Milliarde, und noch fragt man sie umsonst nach einem Blutzeugen, aber nicht umsonst nach Erfolgen auch an andern Orten, wie sie in der Südsee jetzt vor Augen liegen. Schwerlich kennt Herr Gelzer das treffliche Werk E. Michelis' **), in welchem protestantische Autoren sich darüber aussprechen. Seit zweiunddreißig Jahren wirken auf jenen Inseln englisch-amerikanische Missionäre; es war aber schon zum Schrecken der europäischen Kolonisten, ihrer eigenen Landsleute mit den Consuln Englands an der Spitze, daß sie landeten und ansiedelten. Welches Christenthum sie an die Stelle des durch die abenteuernden Einwanderer bereits gestürzten Heidencultus mühelos aufrichten würden, war vorauszusehen. Die „Apostel" gin-

*) Prof. Neumann in der Allg. Zeitung vom 18. Nov. 1852.

**) Die Völker der Südsee und die Geschichte der katholischen und protestantischen Missionen unter denselben. Münster 1847.

gen zu Hof bei den Fürsten und Großen, erachteten diese leicht für bekehrt, wenn sie auch fortlebten, wie das liebe Vieh, machten von ihrem reichen Missions-Solde blendenden Aufwand, lehrten die wilden Häuptlinge zunächst ausgesuchtesten Comfort durch eigenes Beispiel, bemächtigten sich faktisch ohne weitere Mühe der Regierungsgewalt, und befahlen dann das Volk leicht — zum Predigen, Beten, Singen herbei. Selbst protestantische Reisende ärgerten sich, Missionärs-Weiber, in kleinen Wagen von mehreren Indianern gezogen, auf der Spazierfahrt zu sehen, und protestantische Blätter beklagten sich, daß diese „Missionäre", ursprünglich „Schuster und Schneider, welche dem Leisten und der Werkstätte entflohen, um das Evangelium zu predigen", es für entwürdigend hielten, die armen Insulaner im Gebrauch der Ahle und der Nadel zu unterrichten. Neben dem Hofdienst bemühten sie sich, nach Maßgabe ihrer handwerksmäßig theologischen Dressur, den Wilden ein tiefes Gefühl von der völligen Verderbniß der menschlichen Natur und von den Schrecken der Hölle beizubringen; äußerte dann das künstlich erschütterte Gemüth der Armen Vertrauen auf das weißfärbende Blut Christi, so war die Conversion fix und fertig, ausgenommen, daß nun noch in jeder Beziehung des Lebens alles aus dem frühern Naturzustande Stammende abgerissen werden mußte, als a priori schlecht und teuflisch. Eine solche Dogmatik mit den kalten Schauern moralischen Todes in sich — sie hat für die harmlosen und fröhlichen Indianer ihre Früchte getragen; Branntwein und Syphilis haben den herrlichen Volksstamm bereits decimirt, er ist am Aussterben; das Resultat der über alle Wünsche hinaus reichlich unterstützten, mehr als dreißigjährigen Mission der Protestanten auf jenen Inseln ist ein Zustand beispielloser sittlicher und politischer Auflösung in dem beweinenswerthen Volke. Solchem volksmörderischen Treiben gegenüber betrachte man die Lage der benachbarten Philippinen unter den armen und demüthigen Missionären der alten Kirche, zu geschweigen des hohen Muthes und der Todesverachtung, mit der die spanischen Missionen in Amerika eine mit Vernichtung bedrohte Urbevölkerung gerettet haben. Und wohlverstanden — das Princip, nicht die Persönlichkeit seiner Träger hat im andern Lager so unermeßliches Unheil angerichtet!

Als nun aber in den Jahren 1837 und 1839 die Franzosen von der ebenso henkerischen, als mit rührender Ueberzeugungstreue bis zum schmerzlichen Tode ertragenen Hetze der kleinen Katholiken-Gemeinden Anlaß zu ihrer Intervention nahmen, da half es nichts, daß den wüthenden Verfol-

gern ihre volle geistliche Sphäre garantirt, und von England die Schutzherrschaft Frankreichs über Tahiti anerkannt wurde. Die „Apostel" waren nicht zufrieden, den englischen Consul in angeborner Pöbelhaftigkeit zu insultiren, und gegen die ganze englische Partei auf den Südsee-Inseln noch glühendern Haß, als selbst gegen die Franzosen, zu bethätigen, denn offenbar hatten nur diese protestantischen Engländer die armen Katholiken vor gänzlicher Vernichtung bewahrt! Nicht nur hetzten die „Apostel" auf Tahiti ihre Königin-Puppe zu einem wahnsinnigen Kriege, nicht nur brachten die Londoner-Missions-Clubbs durch wüthende Declamationen ganz England in Aufregung, es war auch sonst kein protestantischer Winkel in der Welt, wo nicht für Tahiti und die Sandwich-Inseln alarmirt wurde. Auch das bayerische Organ *) übersetzte noch im Jahre 1843 Genfer-Erlasse gegen die „Occupation Otaheiti's durch römische Priester und französische Kanonen", diesen „ersten Sieg des modernen mit den Mächten der Erde von Neuem verbündeten Papstthums" wider „die glorreiche Reformation und die kostbare Bibel", zunächst wider die vierzigjährige Arbeit der „Gottesmänner" auf den Südsee-Inseln, deren „jugendlicher Bevölkerung" Rom nur den Fuß auf das Haupt setzen wolle, um sofort mit seiner Herrschaft der Finsterniß „zu mächtigeren Nationen emporzusteigen." Es wird schließlich ein Bettag vorgeschlagen gegen „die seelenmörderischen Irrthümer des Papismus", und damals hat offenbar Herr Gelzer fleißig excerpirt!

Aber nun höre Herr Gelzer das Weitere! Die ausgelassenen Seeleute des Admirals Dupetit-Thouars hatten, während er bei Tahiti vor Anker lag, unermeßlichen Anklang bei den protestantischen Insulanerinen gefunden; diese armen Geschöpfe schwammen schaarenweise den Schiffen zu. Jener Genfer-Erlaß nun verkündete dieses Factum noch im Jahre 1843 aller Welt in folgender Fassung: „So auffallende Allianz hat das Papstthum in Oceanien mit der Unzucht geschlossen", und das „erinnert uns an den Namen, welchen Rom nach dem Ausspruche der Schrift an seiner Stirne trägt: „„Das Geheimniß, die große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Gräuel auf Erden""; „der Admiral kam, den evangelischen Missionären und um ihrentwillen der Moralität selbst den Krieg anzukündigen!" Das hat Herr Gelzer auch gelesen und excerpirt! Hat er aber weiter

*) Harleß: Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. VI, 77 ff.

gelesen, was zu derselben Zeit die englischen Zeitungen öffentlich debattirten: daß eine gesetzlich geregelte H...nsteuer nach wie vor der Ankunft der Franzosen als ansehnlicher Posten in dem Staats-Budget der bis in's Kleinste von den „Gottesmännern" geleiteten Königin Pomare von Tahiti paradirte und nach Möglichkeit ertragsfähig gemacht wurde*)? Was aber die Sandwich-Inseln betrifft, wo der politische Einfluß der Missionäre wo möglich noch allmächtiger, daher auch die Katholiken-Verfolgung am grimmigsten war — so kann Herr Gelzer die allerneuesten Aufschlüsse haben über die dortigen Erfolge der „Gottesmänner" und des „Evangeliums"! Das protestantische Journal „Westland" des Dr. Andree in Bremen erzählt noch in seinem jüngsten Hefte**) wörtlich, wie folgt:

„Schon seit länger als zwanzig Jahren sind Missionäre die eigentlichen Herren der Sandwich-Inseln, und schon weit länger sind auch Klagen über ihr Verfahren laut geworden. Gewiß ist, daß die Volksmenge seit Cooks Zeit sich um weit über die Hälfte vermindert hat. Neuerdings werden wiederum laute Beschwerden gegen die Missionäre erhoben; insbesondere von Amerika aus, wo man diese wichtige Inselgruppe als einen Zubehör der amerikanischen Westküste ansieht, was sie im Grunde auch bereits geworden ist. Eine amerikanische Stimme äußert sich nun in folgender Weise: „„In diesem irdischen Paradiese landeten im Jahre 1820 eine Anzahl Missionäre, um die Einwohner der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen. Dreißig Jahre sind verflossen, und eine große Menge Missionäre sind den Ersteren nachgefolgt; aber — was ist aus dem Resultat ihrer Thätigkeit geworden? Aus einem vor uns liegenden und von Mrs. Packer verfaßten Werke, das jüngst zu San Francisco erschienen ist, entnehmen wir das folgende Gemälde, das der Beachtung eines Je-

---

*) So führt Galignani's Messenger (16. September 1844) aus dem Briefe eines Walter Brodie in den Times Folgendes an: With regard to the divorce of Queen Pomare etc. Queen Pomare and her officers of State are supported in a great measure through prostitution, in fines levied upon the women going on board the shipping and for living on shore with Europeans and natives. The fines are sufficiently low to enable them to paid, and from the calculation. I made when at Tahiti they cannot be receiving less than 4000 dollars annually, paid sometimes in money, and at other times in cloth.

**) Dem 1. des IV. Bandes S. 227 ff.

den sehr zu empfehlen ist: Als die Missionäre im Jahre 1820 auf den Sandwichinseln landeten, fanden sie, nach ihrer eigenen Angabe, das Volk unwissend, aber tapfer und freundlich; kurzum die Bewohner erschienen kräftig an Leib und Seele, waren unschuldig in ihren Vergnügungen und glücklich bei dem reichen Segen, den die Natur über sie ausschüttete. Was sind sie jetzt, nachdem dreißig Jahre lang unter ihnen Missionäre gewirkt haben? — Ein krankes, abgestumpftes Volk, versunken in Sklaventhum, wagen sie nicht mehr, ihre Hand zu erheben. Sie sind um Alles beraubt worden, was ihnen theuer war, und müssen jetzt den von den Missionären eingesetzten Lokalbehörden gehorchen, werden gestraft und eingekerkert des geringsten Vergehens halber. Diejenigen, welche ihnen die Lehre der Liebe zu bringen vorgaben, plünderten sie unter der Form von Gesetzen des Christenthums rein aus, und beten die unglücklichen Sandwichinsulaner rein zu Tode. So ist es denn gekommen, daß in diesem Moment die sämmtlichen Inseln nichts Anderes sind, als abscheuliche Diebshöhlen, daß man sie einem einzigen wüsten Prostitutionshause vergleichen kann. Die wegen ihrer Schönheit ehedem weltberühmten Männer und Frauen daselbst sind jeglichen Keuschheitssinnes, jeder Ehrbarkeit und Treue verlustig geworden. Es herrscht eine Frivolität, die das eilfjährige Kind eben so arg corrumpirt, als die Courtisane von zweiundzwanzig Jahren. Sie haben Gesänge der schamlosesten Art und tanzen völlig nackt, so scheußlich, daß keine weiße Mutter ihren Kindern den Umgang mit Eingebornen gestatten kann. Und wie ist diese ungeheure Veränderung innerhalb so weniger Jahre vor sich gegangen? Das Predigen des Evangeliums ist freilich nicht schuld daran, aber wer einen scharfen Blick darauf wirft, wie die Missionäre sich selbst aufführen, dem wird das Geheimniß eröffnet. Die Geistlichkeit der Sandwichinseln schwelgt sardanapalisch in diesem Paradiese, ihre Häuser sind mit Hunderten (?) schöner Weiber angefüllt, während die Männer den Pferdedienst verrichten müssen, und sich vor den Wagen ihres Seelsorgers spannen lassen, wie das Vieh. Jeder Eingeborne muß der Geistlichkeit eine wöchentliche Steuer entrichten, und die Frauen haben mehr zu zahlen, als die Männer, weil sie durch Prostitution mehr erwerben können. Als der ehrwürdige P. Coan zu Hilo (Hawaii) zu seinen Kirchspielsangehörigen sagte: „„Ich will, daß Keiner von Euch mir mit Prostitutionssold die Steuer zahle"", antwortete ein Weib in ruhigem Tone: „„Dann werdet Ihr Nichts erhalten, Herr, denn wir haben kein anderes Geld!"" Der fromme Mann erwiederte darauf Nichts; er nahm aber den Tribut wie gewöhnlich. Auf welche Weise außerdem die Missionäre der Sandwichinseln den

schändlichsten Wucher treiben, dafür genüge folgende Thatsache: Im letzten Jahre erschien ein allgemeines Gesetz, die eingebornen Frauen sollten sämmtlich Hüte tragen. Von Boston war eine ganze Schiffsladung, das Stück einen Schilling kostend, durch die Missionäre importirt worden, und diese ließen dieselben um fünf Dollars verkaufen. Aber nicht allein die Geistlichkeit trägt die Schuld solcher abscheulichen Zustände, sondern vorzugsweise ein Mann Namens J. P. Judd. Derselbe ging vor zwanzig Jahren von Massachusetts mit einigen Missionären als Arzt nach den Sandwichinseln, wußte das Vertrauen des Königs der Eingebornen zu gewinnen, und erhielt von diesem den Auftrag, neue Gesetze zu geben. Es währte nicht lange, so hatte Judd die ganze Regierungsgewalt an sich gerissen, gab die besten Verwaltungsposten seinen geistlichen Freunden, und herrscht noch heute unter dem Titel eines Finanzministers. Der erbliche König Kamehameha III. ist eine Puppe in den Händen Judd's und der Missionäre; sie regieren ihn und die Bewohner der Sandwichinseln. — So ist dieses irdische Paradies zu einem großen Harem geworden, worin die Priester als göttliche Großherren schwelgen. Die eingebornen Männer sind so vollständige Paria's geworden, daß auf eine Befreiung aus einem so schmählichen Joch durch sie selbst gar nicht zu rechnen ist. Die christlichen Bewohner der vereinigten Staaten geben jährlich große Summen für Erhaltung der auswärtigen Missionen her; wir haben ein Bild dieser Missionarien und ihrer Thätigkeit entrollt und werden darin fortfahren. Jedenfalls ist es besser, sein Geld in's Meer zu werfen, als es diesen Missionen zufließen zu lassen. Die Sprache ist freilich stark, aber sie ist die Sprache der Wahrheit.""

So steht es mit den Thatsachen der „protestantischen Monatsblätter", namentlich mit Italien und Tahiti! Nicht umsonst scheint Dr. Gelzer's gewagter Schritt auf den journalistischen Kampfplatz guten Freunden ängstliche Sorge verursacht zu haben. Er führt auch selbst „Warnungen eines deutschen Staatsmannes" an, die ihm vorhersagen: nicht nur sei er protestantischer Anerkennung nicht sicher, sondern „auch die jetzt unerläßliche Abwehr des ultramontanen Schwindels wird mit höchst unerfreulichen Erfahrungen für Sie verbunden seyn; kann man Sie im jenseitigen Lager nicht ignoriren, so wird man alle Künste eines bösartigen Vernichtungskampfes anzuwenden suchen; in heimtückischer, verläumderischer und lügnerischer Polemik wetteifert die ultramontane Presse bekanntlich mit der radikalen". Ignoriren zwar — wollen wir wenigstens Herrn Gelzer niemals, wir haben guten Grund zum Gegentheil; was aber das Uebrige

betrifft, so möge er dem „deutschen Staatsmann" nur eilends zu wissen thun, er sei von den „Ultramontanen" bereits — verläumdet worden.

II.

Dr. Leo's neueste Meinungs-Aeußerung.

Daß wir das ablaufende Jahr 1852 in diesen Blättern nicht mit den Worten der Entrüstung schließen, ist Herrn Professor Leo in Halle zu danken. Was dieser Gelehrte vor drei Monaten fürchtete, daß der „Ton der tollen demagogischen Prädikanten vom Ende des sechszehnten und Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wieder angestimmt würde", ist nun im ganzen Abendlande geschehen. Und der blinde Haß ist aus den gelehrten Höhen bereits herabgestiegen bis unter die Massen des Landvolks, so daß in paritätischen Gegenden, z. B. am Rheine, die Katholiken, heimlicher Frevel zu geschweigen, Insulten und Mißhandlungen auf offener Straße ausgesetzt sind; wie hoch er zugleich hinaufgestiegen, bleibe hier dahingestellt. Jedenfalls befinden wir uns im Stande der Nothwehr. Der confessionelle Friede kann überhaupt nicht bestehen, so lange die Gelzer'schen Ansichten die Oberhand haben, denn sie sind von A bis Z nichts Anderes, als ehrenrührige Injurien. Ob diese aber der Protestantismus als solcher nothwendig mit sich bringt? Man möchte die Frage aus der Erfahrung fast bejahen, wenn nicht dann und wann Männer, wie Leo, aufträten und die Ehre ihres Bekenntnisses retteten. Leo ist aufrichtiger Protestant; er hat erst noch vor Kurzem die „freie Predigt des Evangelii und die Seligkeit allein durch den Glauben" als die „großen Interessen" bezeichnet, welche von „Rom" getrennt halten müßten. Menschlicher Voraussicht nach wird er demnach selbst nie zu der Kirche zurückkehren; um so bedeutungsvoller ist gerade deßhalb sein Zeugniß für das mit Lüge und Verläumdung überschüttete „Rom". Es beweist uns, daß auch auf entschieden protestantischem Standpunkte eine wahre und unbefangene Anschauung katholischen Wesens möglich sei; freilich lehrt aber der Augenschein, daß Herr Dr. Leo mit seiner durchaus edeln und wahrhaftigen Gesinnung fast isolirt

erscheint, wenn wir etwa den Redakteur des Halle'schen „Volksblatts für Stadt und Land" selbst, Herrn Nathusius, ausnehmen.

Für dieses Blatt verfaßt Dr. Leo „die geschichtlichen Monatsberichte." Es waren die zelotischen Lästerungen des Bremer-Kirchentages, welche ihn bewogen, seine Ansicht von dem Verhältnisse der christlichen Confessionen in aller Schärfe darzulegen. Von ihrer gegenseitigen Unzertrennlichkeit überzeugt, pflegte er sonst etwa zu sagen: die katholische Kirche sei „der Ast, auf dem wir sitzen", „das andere Bein, ohne welches wir nicht stehen können." Dießmal sprach er sich noch klarer aus: die protestantischen Kirchen seien Republiken, entstanden durch den Abfall von der ursprünglichen Monarchie „in der Abwehr gegen ein ihnen unleidlich werdendes Joch"; „das Haupt einer Mutter ist aber immer sacrosanctum, unter allen Umständen bleibt ihm ein Rest der mütterlichen Würde, sogar im Irrenhause oder Zuchthause bleibt eine Mutter Mutter für ihren Sohn — und wer will läugnen, daß die römische Kirche unsere Mutter sei, in deren Schooße wir getragen, von deren Brüsten wir genährt worden sind?" Die Republik sei überhaupt nicht die natürliche, sondern eine künstliche Staatsform, so auch die kirchliche Republik; die Weisheit zäher Republikaner, sparsam namentlich mit dem „ursprünglich aus dem Mutterhause herübergebrachten Erbe", müsse das Beste thun, „während sie noch jeder freie Sprung mit der Nase theilweise in den Dreck des Nationalismus und Antichristenthums hat fallen lassen." „Wir haben es vom Anfang an gefürchtet, jetzt aber wissen wir es gewiß: wenn die Leute auf dem Kirchentage nicht erkennen, daß wir nur ein mutilum ac minutulum des Reiches Gottes, und als solches auf republikanische Weisheit, republikanische Tugend und Zähigkeit verwiesen sind, wird dieser Kirchentag bald statt zum Aufbau zur Niederwerfung dienen."

Nun brach aber der Sturm los! Zuerst forderte der Berliner-Pastor Schultz Herrn Leo öffentlich in der „Kreuzzeitung" auf: er solle doch „mit seiner Pietät gegen die römische Mutter" Ernst machen und reuig in ihren Schooß zurückkehren, und von den bei der Redaktion des „Volksblattes" zahlreich eingelaufenen Kritiken erschien die des Stettiner-Predigers Collier. Er sprach nicht nur den Wunsch aus, Herr Leo möchte sich auf das „politische Feld" beschränken, sondern auch bedeutende Zweifel an seiner „evangelischen" Gesinnung, und namentlich die Ueberzeugung, daß auch Hengstenberg und Stahl eher jene „stärkeren" zu Bremen gefal-

lenen Aeußerungen (daß die alte Kirche eine „Ausgeburt der Hölle" sei u. s. w.) entschuldigen würden, als Leo's Urtheile. Den altbekannten Entstellungen und Verläumdungen, welche er im Uebrigen wieder zu Markte brachte, antwortete Herr Leo mit größter Ruhe durch die angedeutete Erklärung in Num. 95 des „Volksblattes"; aber es ist schon in Num. 98 wieder ein anderer Pastor, Leo's Jugendfreund, Krummacher zu Duisburg, aufgetreten, um dem gelehrten Forscher zu beweisen, er idealisire das ganze Papstthum, und dieses sei allerdings so beschaffen, wie Collier gesagt, während Leo, zum Entsetzen aller Gläubigen, es „fakultativ" — „die Kirche" nenne. Wahr — ist übrigens auch in diesem „brüderlichen Sendschreiben" nur die Eine Anklage: „von dem, was das Evangelium zum Evangelium macht: daß der arme Sünder aus Gnaden durch den Glauben an Christum ohne die Werke und ohne menschliche Vermittlung gerecht und selig wird, weiß die römische Kirche nichts und will sie nichts wissen."

Die Erklärung Dr. Leo's in Num. 95 des „Volksblattes" ist, auffallender Weise, noch von keinem katholischen Organe beachtet worden; wir aber halten es für eine Ehrenpflicht, sie unsern Lesern mitzutheilen. Wenn wir die blinde Gehässigkeit des einen protestantischen Gegners strafen müssen, so ist es billig, daß wir auch die offene Redlichkeit und lautere Wahrhaftigkeit des andern hervorheben. Mit diesem ist aufrichtiger Friede ein Leichtes, mit jenem — wie sich in diesem Augenblicke wieder erweist — eine Unmöglichkeit. Herr Dr. Leo äußert sich aber, wie folgt:

„Meine Ergänzung besteht einfach darin, daß ich zu zeigen suche, mein Gegner hat mich durchaus nicht verstanden. Er spricht nämlich offenbar von einer ganz andern römisch-katholischen Kirche, als welche ich kenne. Da ist es natürlich, daß er kreuz haut und ich queer. Er spricht von einer römisch-katholischen Kirche, in welcher die Autorität des Pabstes mehr gilt als die Autorität Christi; während ich nur eine kenne, in welcher die Autorität des Pabstes allein die Bestimmung hat, dem Lichte Christi zu dienen. Daß sie diesen Dienst anders ordnet als wir, versteht sich allerdings, deshalb sind wir Protestanten — aber sie hat doch keine andere Absicht, und man hört dem Pabste nur um Christi willen. Er spricht von einer römisch-katholischen Kirche, in welcher man vor Bildern hinsinkt statt vor dem einigen Arzte; während ich nur eine kenne, in welcher an allen Heiligen nur das Kreuz Christi verehrt wird, was sie in Muth und Geduld getragen haben zu der Christen Heile und der Kirche Christi Verherrlichung. Er spricht von einer römisch-katholischen Kirche,

in der man lieber durch menschliche Bußmittel die Sünde los werden wolle, als in wahrhaftiger Herzensbuße durch das Blut Christi; während ich nur eine kenne, die zwar menschliche Buße als Zeugniß der wahrhaftigen Buße fordert, aber kein äußeres Bußmittel, wenn es rein äußerlich, ohne guten Willen (caritas) und ohne Glauben (fides) geleistet wird, als das geringste helfend ansieht. — Wenn es und wo es eine solche römisch-katholische Kirche gibt, wie er sie zerrbildet, da sage ich auch: das wäre der Antichrist. Aber ich kann nicht anders zeugen, als eine solche römische Kirche ist mir noch nicht begegnet; und ich habe doch in meinem Leben viele, viele Gelegenheit gehabt, Katholiken, und zwar im unbefangensten, langen Umgange kennen zu lernen, unter Umständen, wo ich ihr Leben und Meinen ohne alle Spannung beobachten konnte. Meine eigne Familie ist nicht zu viel über hundert Jahre erst zum Protestantismus übergetreten; zu nahen Seitenverwandten hatte sie immer Katholiken. — — Ich habe außerdem später längere Zeit in ganz katholischen Umgebungen, ein halbes Jahr in Rom selbst gelebt; habe auch in solchen Lagen zum Theil mit Verwandten, durch deren Verhältnisse ich in Häuser und Sitten unbefangen hineinsehen konnte, gelebt und viele, viele Katholiken, auch Geistliche, auch einige Jesuiten, näher kennen lernen. Aber als Kennzeichen der römischen Kirche, die ich kenne, habe ich jene Prädicate, die mein Gegner der römisch-katholischen Kirche gibt, nicht kennen lernen — allerdings genug einfältige, auch schlechte Leute auch unter Katholiken, aber doch verhältnißmäßig nicht mehr als unter uns Protestanten — und so wenig mein Gegner die Albernheiten und Nichtswürdigkeiten schlechter Protestanten wird anführen lassen wollen als Belege gerade für die Lehrmeinungen und Tendenzen unserer Kirche, so wenig wird er so ungerecht seyn wollen, die katholische Kirche gerade nach den schlechtesten Exemplaren ihrer Anhänger zu beurtheilen. Allerdings habe ich in Lehre und Praxis der römischen Kirche, die ich kenne, vieles gefunden, dem ich mich nicht beugen kann; aber absichtlich Unchristliches ist mir nirgends an ihr begegnet. Der Katechismus der römischen Kirche, die ich kenne, sagt nur, daß der Pabst zu verehren sey als das Haupt der Geistlichkeit, in welcher Stellung er Statthalter Christi sey; in der Geistlichkeit aber verehrt diese Kirche deren Weihe zu Gott. Wie kann da dem Begriff der Kirche nach der Pabst Christo entgegengesetzt seyn? Ueber die Päbste, so weit sie mit ihrer Persönlichkeit jene Stellung nicht erfüllt haben, urtheilen Katholiken so frei wie wir und ihre Kirche wehrt es ihnen nicht. Daß wir dabei andere Maßstäbe der Beurtheilung anlegen, ist etwas anderes; aber etwas anderes als das Maß Christi zu gebrauchen, beabsichtigen auch sie keineswegs. Der-

selbe Katechismus sagt ausdrücklich, daß in der Verehrung der Heiligen nur die Verherrlichung Gottes gesucht werde. Derselbe Katechismus zählt die Buße ausdrücklich nur dann unter die Mittel des Heiles, wenn man die Sünde nicht bloß um ihrer selbst, nicht bloß um ihrer äußern Folgen willen bereut, sondern um Gottes willen, und führt dazu die Stelle an ad Hebr. XI. 6: „„aber ohne Glauben ist's unmöglich Gott zu gefallen““ u. s. w. Die römische Kirche, welche ich habe kennen lernen, ist also eine ganz andere als die, welche mein Gegner meint — auf die, welche er meint, zu schelten, nehme ich ihm nicht im mindesten übel, nur frage ich: wo ist diese? Alles, was er Böses von seiner katholischen Kirche sagt, kann ich auf die, welche ich kenne, durchaus nicht beziehen, ohne ein falsches Zeugniß abzulegen — obwohl ich ja doch als Protestant in gar manchen Dingen noch sehr abweichender Meinung bin von der römischen Kirche, welche ich kenne. Auch wenn sich mein Gegner vorzustellen scheint, die römische Kirche wolle vom Evangelium nichts wissen, irrt er sich ganz entsetzlich, im Gegentheil ist sie bona fide der Meinung, mit dem Evangelium im vollständigsten Einklange zu seyn, freilich nicht überall mit dem, was die evangelische Theologie im Evangelium liest. Das ist aber ein Streit über die Auslegung des Evangelii, nicht über dessen Autorität, und wenn wir meinen, die römische Kirche irre in ihrer Auslegung, so läßt sich darüber disputiren — aber doch hoffentlich im evangelischen Sinne und mit Milde — nicht schimpfen! — nicht falsch Zeugniß ablegen! — ja nicht! Als ich einen Vetter in Olevano im römischen Gebirge besuchte und einige Tage in der Familie, bei welcher er lebte, zubrachte — in einer guten römisch-katholischen Familie — ist jeden Abend aus der Bibel, gerade damals aus den Evangelien, mit großer Andacht gelesen worden — manche protestantische Familie hätte sich ein Beispiel daran nehmen können — und das geschah nicht etwa heimlich, hinter dem Rücken der Kirche, sondern mit Bewilligung des Beichtvaters und zuweilen in dessen Beiseyn, und an dem Reden, zu dem dies Lesen Veranlassung gab, hätte sich auch mein Gegner hoffentlich erfreuen können. Es waren aber schlichte Bürgersleute, gerade wie ihre Nachbarn auch, die, in deren Mitte das vorging, durchaus nicht etwa ein besonders erweckter Kreis. Es ist auch eine von den falschen Nachreden, daß die römische Kirche die Ihrigen von der Bibel abschließe — wo sie christliche Einfachheit und Treue sieht, thut sie das nie — aber naseweisem Herumspüren vergrübelnder Zweifelsucht, unverdautem Gelese will sie vorbauen — über den Umfang, in dem diese Sorge getrieben wird, läßt sich allerdings sehr streiten; noch mehr über die Art der Ausführung durch die einzelnen Beichtväter — aber, besonders dem raubvogelartigen, hochmüthigen Wüh-

len englischer Emissäre gegenüber, die ohne irgend eine Anlage Menschen objectiv zu nehmen, keiner Pietät schonen und ihre bornirte englische Art ohne weiteres für die allein wahrhaft menschliche ansehen, erhält ihre Sorge für die ihr Anbefohlenen eine gewisse Berechtigung, wenn auch nicht unsere Billigung. Ich denke mir, meinem Gegner ist es ergangen ähnlich wie mir, der ich in meiner Heimath und in Erfurt in jüngern Jahren Katholiken genug und nahe hatte kennen lernen, und doch nachher auf der Universität, als mir von Leuten von Autorität ein ähnliches Zerrbild als katholische Kirche vorgemalt ward, wie es mein Gegner wieder malt, aller jener frühern Erfahrung vergaß oder vielmehr meinte, jene Katholiken, welche ich bis dahin hätte kennen lernen, seyen durch protestantischen Umgang gebesserte Exemplare gewesen — und mit der Voraussetzung: dies Zerrbild sey die rechte katholische Kirche, sogar in Italien, in Rom selbst, überall, wo mich nicht Höflichkeitsrücksichten bezwangen, katholischem Gottesdienste entgegentrat. Die Hälfte der Schlingeleien, die ich in diesem Sinne in Florenz und Rom ausgeübt habe, würde, wenn sie ein Katholik in Berlin gegen protestantisches Wesen ausübte, hinreichen, das ganze protestantische Norddeutschland in Zornröthe zu versetzen — ich habe hundertfach Zurechtweisung, einmal im Dom von Florenz von dem im Ornat zum Altar gehenden Priester ernste Zurechtweisung — aber nie einen Zornesausbruch, nie eine Verfolgung von einem katholischen Geistlichen erfahren. Die letzten wilden Ranken dieser Schlingelei sind noch in mein Sendschreiben an Görres hineingewachsen — und ich brauche nur die brutale Weise, mit der ich damals wegen solcher Aeußerungen dieser Schrift, in denen ich vollkommen im Rechte war, von protestantischer Seite behandelt worden bin, zu vergleichen mit der Milde und Liebe, mit der katholische Freunde zwar den Angriff auf ihre Kirche abwehrten, aber mir persönlich sich fortwährend freundlich und zugethan erwiesen haben, um mein schweres Unrecht einzusehen. Nochmals also: mein Gegner kennt die römische Kirche, die ich kenne, offenbar nicht — die, die er kennt, habe ich lange gesucht, so gesucht, daß ich sie als vorhanden bereits annahm — ich habe sie aber nirgends gefunden. Es thut mir Leid, daß ich in seinen Eifer nicht mehr einstimmen kann — aber ich kann nichts dazu — einem Gespenst, was aus Collegienheften, schlechten Zeitungen und anderem Geschmiere aufsteigt, kann ich nicht mein ganzes Leben nachjagen, und wissentlich falsches Zeugniß abzulegen, das wird mir mein Gegner doch auch nicht zumuthen wollen. Ich habe zuweilen das Kirchengespenst in beiden Händen zu haben gemeint — aber wenn ich recht zusah, war's immer nicht die Kirche, sondern irgend ein dummer Kerl. Ich dachte, ich hätte es an allen Zipfeln, als ich endlich

fand, daß allerdings die katholische Kirche auch Bußübungen von solchen verlangt, deren Herzen noch hart sind, aber als ich's bei Lichte besah, trat mir nicht, wie nachgeredet wird, eine Verwechslung der äußern Buße mit der wahren Herzensbuße, sondern nur ein Stück christlicher Erziehung, was auf Joh. 7, 17. ruht, entgegen. Ich dachte, ich hätte es an allen Zipfeln, wenn ich Reliquienverehrung und dergleichen sah, bis ich fand, daß hier doch nur eine wahrhaft christliche Schonung und Uebung vorhandener Pietät gepflegt wird, und daß die Kirche als solche von keinem Menschen den Glauben an bestimmte Reliquien fordert — daß alle diese Dinge nicht de fide sind. Kurz! ich habe an der katholischen Kirche, die ich kenne und allein kennen zu lernen vermocht habe in dem nun halben Jahrhundert, seit ich erinnern kann, zwar Vieles gefunden, was ich nicht mitmachen kann, aber auch nichts, was ich antichristlich nennen könnte, und will es mir allmählig vorkommen, als wenn zwar wir, die wir einmal von dem Gegensatze berührt sind, ihn auch bei uns um unserer Seelen willen, zu Ende und vollständig durchdenken müßten, aber als könne ein Christ in naiveren Umgebungen ein sehr guter Christ seyn und zu vollkommen seligem Ende kommen, ohne jemals von den Unterscheidungslehren der beiden streitenden Kirchen auch nur ein Sterbenswörtchen gehört zu haben. Das, was diese beiden Kirchen als gemeinschaftliches Gut haben, ist das Höhere und Tiefere, ist die Hauptsache. Das Uebrige kann ich nun sehr kurz abmachen. Offenbar hat mein Gegner überall, wo ich von der Kirche gesprochen habe, nur das subjective Christenthum und dessen Leuchten und Wirken vor Augen. Vor diesen Dingen beuge ich gerne mein Haupt, und kann nur meine Uebereinstimmung versichern. Aber etwas ganz anderes ist die welthistorische, die völkerumspannende Mission der Kirche, und also die Kirche selbst. Dadurch, daß Christus unser Haupt ist, allein hat unsere Kirche noch keine monarchische, also als Kirche überhaupt noch nicht die Gestalt, in welcher gesunde Ruhe und Wachsthum ist. Die römische Kirche, welche Christus auch zum Haupte hat, hat aber monarchische Grundlage, und ist daher facultativ, wenn auch für den Augenblick mit vielen Gebrechen behaftet, die uns von ihr trennen, doch die Kirche. Das fühlen ihr auch ihre Feinde (zu denen ich nicht gehöre — ich bin nur nicht ihr Mitglied) an, sonst hätten sie nicht eine kindische Furcht vor ihr."

LVI.

Literatur.

Münchener Jugendfreund, redigirt von J. B. Fürg, Druck und Verlag bei J. G. Weiß.

Clemens Brentano und Guido Görres waren es, die mit einigen Freunden, in einer noch immer unübertroffenen Weise, zuerst den Paradiesesgarten der Kinderwelt in Schrift und Wort aufgethan; in ihren wunderlieblichen Erzählungen, Reimen und Gedichten liegt ein unversieglicher Born herziger Einfalt und innigen Glaubens. Seitdem sind Viele, mehr oder weniger glücklich, auf dem einmal gebahnten Wege nachgegangen. Wie aber der böse Feind in jeglich Werk des Unkrauts Korn zu werfen strebt, so ward des Tages Streit und Haß auch in diese kleine, harmlose Welt getragen, und hat unter der schillerndsten Blumenpracht in manch giftigem Büschelchen Platz gefaßt. Außerdem sind in der ersten Hälfte dieses Jahres nahezu anderthalb hundert neue „Jugendschriften" in den deutschen Buchhandel gerathen, von denen kaum der zehnte Theil der katholischen Presse anheimfällt. Unter so bewandten Umständen ist es gewiß dankenswerth, daß ein Verein von Jugendfreunden eine kleine Zeitschrift begründete, welche mit dem kommenden Jahre bereits den dritten Band eröffnet. Kleine Erzählungen und Legenden, Mittheilungen aus der heiligen und profanen Geschichte, aus der weiten Welt mit ihrer Herrlichkeit und den Wundern der Schöpfung, auch Erläuterungen von Tauf- und Städte-Namen, der Fassungsgabe der Kleinen möglichst anbequemt, bringt sie am Ende jeder Woche, dazu Sinnsprüchlein, Verse und Lieder mit Melodien inzwischen eingewebt, und auch die Zier sauberer Holzschnitte ist nicht vergessen worden. Die Speculation liegt dem Unternehmen fern; der Ertrag gehört zu wohlthätigen Zwecken. Möge der „Jugendfreund" um so mehr, wie er verdient, weit und breit gebahnte Wege in die Herzen der Kleinen finden, die der Herr vor Andern hat zu sich kommen lassen!

Einladung zum Abonnement auf das III. Quartal II. Jahrgangs vom

„Organ für christliche Kunst"

herausgegeben und redigirt von Fr. Baudri, Maler.

Bei dem steigenden Interesse, welches die christliche Kunst aller Orten erregt, wird das Bedürfniß eines gediegenen Organes immer fühlbarer. Die von Quartal zu Quartal wachsende Abonnentenzahl dieses Blattes zeugt dafür, daß es diesem Bedürfnisse entspricht, sowie sie auch die Redaktion in den Stand setzt, ihm mehr und mehr die erwünschte Vervollkommnung und Erweiterung zu geben.

Preis per Quartal in Köln: 15 Sgr.; durch die Post 17½ Sgr.; durch den Buchhandel 22½ Sgr.

Sämmtliche seither erschienene Nummern sind noch vorräthig.

Köln, den 15. Juni 1852.

J. P. Bachem, Hofbuchhändler und Buchdrucker.

Im Selbstverlage des Unterfertigten erscheinen demnächst sorgfältig lithographirt und mit einem geschmackvollen Titelblatt versehen:

Vier Marienlieder. Text von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Für eine Singstimme und Piano componirt und der Dichterin verehrungsvoll gewidmet von P. Rampis. Der Reinertrag gehört dem katholischen Missionsvereine. Subskriptionspreis 1 fl. Später 1 fl. 18 kr.

Die Texte sind jener Reihe herrlicher Gesänge der berühmten Dichterin entnommen, die sie unter dem Titel: „Unserer lieben Frau" als Liebesgruß der katholischen Welt darbot.

Der Gesang ist meist für mittlere Stimmlage berechnet, die Begleitung einfach und ohne Schwierigkeit. Herr Kapellmeister Drobisch in Augsburg schrieb dem Unterfertigten über die Composition, daß er sie „öfter und fleißig durchgesehen und für sehr sangbar und dem Text entsprechend halte; für häusliche Erbauung, namentlich auch in Pensionaten und Klöstern würden diese Lieder gewiß ihren Zweck erreichen." Die Widmung hat die gefeierte Dichterin von Unterzeichnetem nach einem ihm höchst schätzbaren Schreiben von Weihnacht v. Js. freundlichst angenommen.

Der Preis ist im Verhältniß zum Umfang (27 Seiten in Manuskript) gewiß billig berechnet; zudem ist der Reinertrag den katholischen Missionen bestimmt.

Der Unterfertigte ladet hiemit alle Verehrer Marien's, denen Gott die Gabe des Sanges geschenkt, zur Unterzeichnung ein und bittet namentlich die, denen die Erziehung der katholischen, besonders der weiblichen Jugend und die Ertheilung des Musikunterrichtes in Pensionaten, Klöstern, Schulen u. s. w. anvertraut ist, das Werkchen freundlich zu empfehlen. — Vorausbezahlung findet nicht statt. Subskribentensammler erhalten auf 10 Exempl. 1 Freiexemplar.

Donauwörth, im Mai 1852.

P. Rampis,
Benefiziat und Chorregent.

Inhalt
des
ersten Heftes.

Seite

(Ausgegeben am 1. Juli.)

Inhalt
des
zweiten Heftes.

(Ausgegeben am 16. Juli.)

Inhalt
des
dritten Heftes.

(Ausgegeben am 1. August.)

Inhalt
des
vierten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats ein Heft von 2 bis 3 Bogen in groß Oktav. Man abonnirt sich hier in München auf der Expedition dieser Blätter (Residenzstraße Nro. 7. beim Universitäts-Buchdrucker J. G. Weiß.)

In Folge der über den Postdebit der Journale und Zeitschriften unter den deutschen Staaten abgeschlossenen Verträge sind die historisch-politischen Blätter durch ganz Deutschland ganzjährig zu 10 fl. 40 kr., halbjährig zu 5 fl. 20 kr. zu beziehen.

Den buchhändlerischen Debit hat die literarisch-artistische Anstalt in München übernommen.

Ankündigungen, welche der Tendenz dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und mit 6 Kreuzer die Petitzeile oder deren Raum berechnet. Briefe und Gelder portofrei.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten sechszehn Bänden kostet der einzelne Band nunmehr: 1 fl. 39 kr., der Jahrgang 3 fl. 18 kr.; im Buchhandel und auf der Post mit der entsprechenden Preiserhöhung.

(Ausgegeben a

Inhalt
des
fünften Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats ein Heft von 2 bis 3 Bogen in groß Oktav. Man abonnirt sich hier in München auf der Expedition dieser Blätter (Residenzstraße Nro. 7, beim Universitäts-Buchdrucker J. G. Weiß.)

In Folge der über den Postdebit der Journale und Zeitschriften unter den deutschen Staaten abgeschlossenen Verträge sind die historisch-politischen Blätter durch ganz Deutschland ganzjährig zu 10 fl. 40 kr., halbjährig zu 5 fl. 20 kr. zu beziehen.

Den buchhändlerischen Debit hat die literarisch-artistische Anstalt in München übernommen.

Ankündigungen, welche der Tendenz dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und mit 6 Kreuzer die Petitzeile oder deren Raum berechnet. Briefe und Gelder portofrei.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten sechszehn Bänden kostet der einzelne Band nunmehr: 1 fl. 39 kr., der Jahrgang 3 fl. 18 kr.; im Buchhandel und auf der Post mit der entsprechenden Preiserhöhung.

(Ausgegeben am 1. September.)

Inhalt
des
sechsten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats ein Heft von 2 bis 3 Bogen in groß Oktav. Man abonnirt sich hier in München auf der Expedition dieser Blätter (Residenzstraße Nro. 7, beim Universitäts-Buchdrucker J. G. Weiß.)

In Folge der über den Postdebit der Journale und Zeitschriften unter den deutschen Staaten abgeschlossenen Verträge sind die historisch-politischen Blätter durch ganz Deutschland ganzjährig zu 10 fl. 40 kr., halbjährig zu 5 fl. 20 kr. zu beziehen.

Den buchhändlerischen Debit hat die literarisch-artistische Anstalt in München übernommen.

Ankündigungen, welche der Tendenz dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und mit 6 Kreuzer die Petitzeile oder deren Raum berechnet. Briefe und Gelder portofrei.

Herabgesetzter Preis: Von den ersten zwanzig Bänden kostet der einzelne Band nunmehr: 1 fl. 39 kr., der Jahrgang 3 fl. 18 kr.; im Buchhandel und auf der Post mit der entsprechenden Preiserhöhung.

(Ausgegeben am 14. September.)

Schleyer, Dr., über die neutestamentliche Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe. gr. 8. 11¼ Ngr. oder 36 kr.

Schleyer, Dr., der Puseyismus nach seinem Ursprunge und als Lehrsystem. 8. 7½ Ngr. oder 24 kr.

Staudenmaier, Dr. **F. A.,** zum religiösen Frieden der Zukunft mit Rücksicht auf die religiös-politische Aufgabe der Gegenwart. 3 Bde. gr. 8.
3 Thlr. 25½ Ngr. oder fl. 6. 30 kr.

Auch unter dem Titel:

Der Protestantismus in seinem Wesen und seiner Entwicklung. 2 Bde. 2 Thlr. 7½ Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Die Grundfragen der Gegenwart, mit einer Entwicklungsgeschichte der antichristlichen Principien in intellectueller, religiöser, sittlicher und socialer Hinsicht, von den Zeiten des Gnosticismus bis auf uns herab. 8.
1 Thlr. 18 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Staudenmaier, Dr. **F. A.,** die kirchliche Aufgabe der Gegenwart. gr. 8. 18 Ngr. oder fl. 1.

Staudenmaier, Dr. **F. A.,** Einleitung in die christliche Dogmatik. gr. 8. 1 Thlr. oder fl. 1. 36 kr.

Staudenmaier, Dr. **F. A.,** über das Wesen der Universität und den innern Organismus der Universitätswissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf die Stellung zum Staat und zur Kirche: aus dem Standpunkte der Theologie. gr. 8. geh. 18 Ngr. od. 54 kr.

Stengel, Lib., Commentar über den Brief des Apostels Paulus an die Römer. Aus dem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von Dr. J. Beck. 2 Bde. 8. 2 Thlr. oder fl. 3. 36 kr.

Warnkönig, Dr. **L. A.,** die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreiheit. gr. 8. 15 Ngr. oder 48 kr.

Zeitschrift für Theologie, in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von geh. Rath Dr. v. Hirscher, geh. Rath Dr. Hug, geistl. Rath Dr. Maier, geistl. Rath Dr. Schleyer, geh. Rath Dr. Staudenmaier und geistl. Rath Dr. Werk, Professoren der theologischen Fakultät an der Universität Freiburg i. B.

1—21ster Band zusammengenommen statt fl. 67. 12 kr. oder 42 Thlr. — fl. 30 oder 18 Thlr.

Einzelne Bände zu 2 Heften statt fl. 3. 12 kr. oder 2 Thlr. — fl. 2 oder 1 Thlr. 5 Ngr.

Einzelne Hefte zu fl. 1 oder 18 Ngr.

Inhalt
des
siebenten Heftes.

(Ausgegeben am 1. October.)

Inhalt
des
achten Heftes.

(Ausgegeben am 16. October.)

Inhalt

des

neunten Heftes.

Seite

(Ausgegeben am 1. November.)

paßt. Der Styl läßt erkennen, daß das Buch der Ausfluß eines tieffrommen, echt kirchlich empfindenden Gemüthes ist, allen verständlich und doch weder zu gesucht noch auch zu nachlässig. Die Erzählung ist ergreifend, weil natürlich und ohne Haschen nach Effect. Das Wesentliche in dem Leben der einzelnen Heiligen ist gebührend hervorgehoben und in das klarste Licht gestellt, ohne daß jedoch die Nebenumstände, die den Hintergrund des ganzen Bildes ausmachen, vernachlässigt wären.

Diesen inneren Vorzügen reihen sich einige äußere an, um dies Buch vor anderen empfehlenswerth zu machen. Das Format ist bequem, der Druck ist klar, der Raum sparsam benutzt, so daß auf den 2532 Seiten soviel steht, als sonst kaum auf bedeutend größerem Formate würde Platz gefunden haben. Das Buch ist auf Schreibpapier gedruckt, in Rücksicht darauf, daß es zum täglichen Gebrauche bestimmt ist, und auch wohl in die Hand der Kinder gegeben wird. Der Preis ist billig gestellt, daß, stünde er im Verhältniß zu dem Preise anderer ähnlicher Werke, er fast das Doppelte ausmachen müßte. Der Stand des Verfassers allein reicht schon hin, für den Inhalt die beste Bürgschaft zu leisten.

GRADUALE ROMANUM juxta Missale ex decreto sacrosancti Concilii Tridentini restitutum et Clemens VIII. auctoritate recognitum adjectis officiis editis ad exemplar Missalis Romani. Editio nova cui accesserunt, inter alia Missae SS. Cordis Jesu et S. Alphonsi de Ligorio, Missa octavi toni D. La Faillée, Missa R. P. Agathangeli, etc. Octav-Band, 690 Seiten, 1⅓ Thlr.

VESPERALE ROMANUM, sive Antiphonale Romanum abreviatum cum Psalterio, fideliter extractum ex Antiphonali Romano, et continens omnia quae cantatur ad vesperas et completorium cum capitulis et orationibus. Accedunt officia integra Nativitatis Domini, Hebdomadae Sanctae et Defunctorum, et quaedam officia nova. Octav-Band, 700 Seiten, 1½ Thlr.

Dasselbe in groß Folio 7 Thl. 17½ Sgr.

Diese Ausgaben sind völlig gleich denen, die in Frankreich und Belgien überall gebräuchlich sind, und mit Ausnahme der nöthigen Zusätze übereinstimmend mit den Antwerpener Ausgaben von 1611 und 1750 und der Plomteux-Ausgabe von 1786. Es werden dieselben für alle Gemeinden, in denen der römisch-gregorianische Gesang gebräuchlich ist, eine willkommene Erscheinung sein.

Marechal, Fanny. Rathschläge für Mütter, die Erziehung des Herzens betreffend, im Widerspruch mit der Richtung der Zeit, nur den Geist zu erziehen. Allen Müttern und Erzieherinnen gewidmet, denen der Kinder künftig innerlich Glück am Herzen liegt. Nebst einem Glückwunschschreiben an die Verfasserin, geschrieben im Auftrage Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX. Nach dem Französischen. 120 Seiten. 8 Sgr.

Inhalt

des

zehnten Heftes.

Seite

(Ausgegeben am 16. November.)

Inhalt
des
eilften Heftes.

Seite

(Ausgegeben am 1. Dezember.)

Inhalt

des

zwölften Heftes.

(Ausgegeben am 16. Dezember.)

